Art. 46 m

Die

Kunstwerke

der

Belgischen Städte.

Erläutert

von

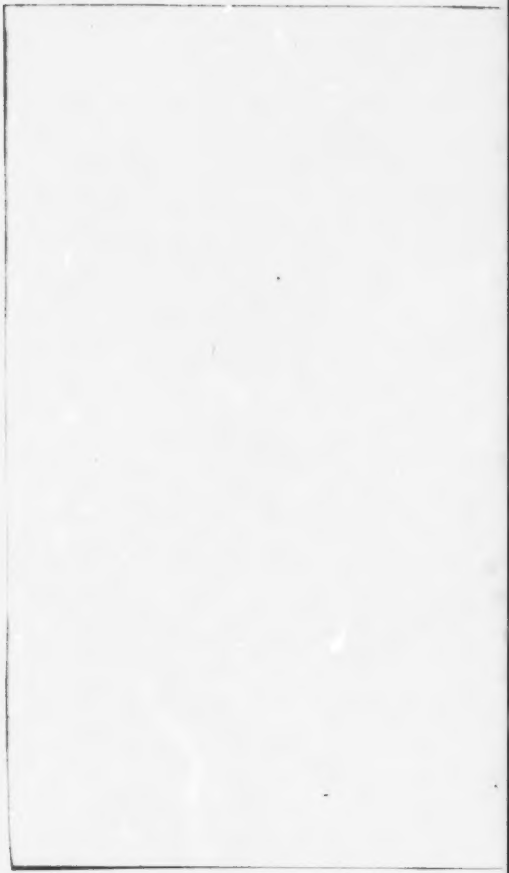
Jac. Burckhardt.

DÜSSELDORF,
Verlag von Julius Buddeus.
1842.

Köln und Aachen
Ludw. Kohnen.

Brüssel,
C. Muquardt.

58 B



Die

Kunstwerke

der

Belgischen Städte.

Erläutert

von

Jac. Burckhardt.

DUSSELDORF,
Verlag von Julius Buddeus.
1842.

Herrn

Dr. Franz Kugler,

Professor an der Königl. Akademie der Künste
in Berlin.

Vorwort.

Der Zweck vorliegender Schrift ist, dem Reisenden in möglichster Kürze den kunsthistorischen Standpunkt zu bezeichnen, den die Betrachtung der wichtigern Kunstwerke Belgiens erfordert. Der Verf. besuchte Belgien im Herbst 1841.

Wer in der niederländischen Kunstgeschichte bewandert ist, wird leicht herausfinden, wo der Verf. selbstständig urtheilte und welchen Autoritäten er in den übrigen Fällen folgte. Einem unterrichteten Reisenden, der das Land nicht im Fluge sehen will, sind Schnaase's niederländische Briefe, welche auch Holland behandeln, als der beste Wegweiser anzuempfehlen; allein sie erfordern, der tiefsinnigen und vielseitigen Begründung so vieler kunsthistorischen Thatsachen wegen, so viel Zeit und Studium, dass ein kurzer Abriss noch immer zu wünschen

blieb; zumal da besonders Lüttich und Löwen darin nur sehr kurz berührt werden und Vollständigkeit durchaus nicht in des geehrten Herrn Verfassers Zwecke lag.

Dass hier bloss die sieben grössten Städte Belgiens behandelt sind, hat seinen Grund darin, dass die meisten Reisenden nur diese berühren und dass eine Behandlung sämmtlicher belgischen Kunstwerke die Schrift unnöthiger Weise vergrössert haben würde. Vielleicht wird sich aus derselben ein Standpunkt ergeben auch für manches nicht ausdrücklich Besprochene.

Lüttich.

Das ***palais de justice***, früher die bischöfliche Residenz, zieht hier billig zuerst unsre Aufmerksamkeit auf sich. Nach mehrmaliger Zerstörung liess es Eberhard von der Mark, Bischof von Lüttich, im Jahr 1508 neu aufbauen. Wahrscheinlich begann er mit der Façade gegen die *rue pierreuse*, welche die alterthümlichste scheint. Wir sehen die letzte Periode der gothischen Baukunst vor uns; die Leisten, Rinnen, Wülste und Gesimse sind mit grosser Genauigkeit ausgemeisselt; man sucht, wie überhaupt in der damaligen profanen Architectur, durch künstliche Durchschneidungen zu wirken; aber schon herrschen die hohlen Glieder sehr vor, und alles was zum eigentlichen Zierrath gehört, Basen, Baldachine u. dgl. ist manierirt. — Die beiden Höfe geben das gothische Princip im Wesentlichen auf, besonders der grössere und reichere (jetzt Gemüsemarkt). Er enthält auf je zwei Seiten dreizehn und siebenzehn Säulen mit gedrückten Spitzbogen, so dass das ganze eine riesige vierseitige Halle bildet, deren Gewölbe zwar noch fleissig gerippt, deren obere Mauern (über den Bogen) mit einer gothischrundbogigen blinden Gallerie und drüber mit gothischen Fensterreihen versehen sind, — aber die Säulen selbst sind völlig in dem Styl gear-

beitet, den wir Nordländer sehr unpassend *Renaissance* nennen. — Dieser Name würde wesentlich nur auf Italien passen, wo die vom Norden hereingedrungene gothische Bauart es nicht zu einer einzigen classischen Production gebracht hatte, und wo man desshalb über die Wiederbelebung der Antike (welche dort inländisch war, bei uns nicht) sich in der That freuen dürfte. Im Norden dagegen ist die sogenannte Renaissance nichts anderes, als das endliche Durchdringen jenes dekorativ-phantastischen Elementes, welches den germanischen Völkern von Anfang an eigen war, aber in den strengen Formen der gothischen Kunst lange gebunden gelegen hatte. Auch nimmt sie die antiken Formen nur im ungenausten Sinne an, denn streng aufgefasst, würden ihr dieselben wieder unbequem werden. Auch sieht sie desshalb kaum von ferne dem Werke eines guten florentinischen Cinquecentisten ähnlich, der nach bestem Wissen und Gewissen die Antike zu reproduciren glaubt, während er etwas unendlich schöneres Neues schafft. — Als besonders geeigneter Träger jenes phantastischen Elementes in der nordischen Architektur erschien, nachdem einmal die grossen Hauptformen der Gothik im Kölner Dom vollständig vorlagen, die vegetabilische Verzierung, die Pflanze. Schon in den letzten Zeiten des XIV. und im XV. Jahrhundert werden die Blumen und Blätter an den gothischen Gebäuden immer wilder, überladener und verwirrter; sie allein bieten Gelegenheit, die eigne Laune sich ergehen zu lassen, während der Rest nach althergebrachter Weise gebaut werden muss. Zu Anfang des XVI. Jahrhunderts nun stürzt

die ohnedies abgelebte gothische Kunst von dem Andrang dieses rein dekorativen Princips zusammen, indem dasselbe sich an die Antike anschliesst. Die Folge freilich hat nach wenigen Jahrzehnden gelehrt, wie es einer architektonischen Richtung ergehen muss, die von ihren eigenen Blüthen, dem Ornamente, leben will; Werth und Bedeutung aller einzelnen Glieder kamen in Verwirrung und die Nachwelt hat dafür das Wort *Rococo* aufgebracht. Auch eine gewisse neuere Schule sollte dergleichen wohl erwägen, ehe sie sich in masslosem Vertrauen der Ornamentik hingiebt!

Die Säulen im Hof des *palais de justice* haben theils runde, theils viereckige und verzierte Basen; in der Mitte theilt sie ein derber, stark dekorirter Wulst; bald die obere, bald die untere Hälfte bilden einen reichen, ausgebauchten Blätterkelch, der im erstern Fall als Blume, im letztern als eine Blätterreihe um den Stengel zu betrachten ist. Bisweilen sind sogar beide Hälften verziert. Die Säulenknäufe endlich sind von sehr scharfer, oft wunderschöner Blätterarbeit, meist mit vier Kanten, drüber liegt dann oft noch eine achteckige Deckplatte. Das Ganze macht einen wunderlichen malerischen Eindruck, wobei die grossen Dimensionen bedeutend mitwirken. — Die Façade gegen *place S. Lambert* hingegen taugt nichts und ist kaum hundert Jahre alt.

S. Paul, jetzt die Cathedrale, seit der Zerstörung der berühmten Lambertuskirche im Jahr 1793. Ein in mancher Hinsicht merkwürdiges Gebäude; der Chor aus dem XIII. Jahrhundert und das Schiff nicht

viel später, jedenfalls nach demselben Plane. — Das Mittelschiff ruht auf Säulen; erst wo die Mauer beginnt, setzen je drei Wandsäulchen an. Jene Säulen ruhen auf runden Basen, da doch das entsprechende Glied, die Deckplatte des Capitäls, achteckig ist. Die Capitäler haben höchst einfaches Blattwerk und deuten unverkennbar auf das XIII. Jahrhundert. Ueber ihnen beginnen jene Wandsäulchen und die sehr spitzen*) Bogen, welche mit mehreren Kehlen und Wülsten verziert sind, doch so, dass erstere, wie in allen niederländisch-gothischen Kirchen, vorherrschen. Drüber läuft eine Wandgallerie und über dieser die sehr einfachen Fenster hin; ein hohes, einfaches Gewölbe schliesst das Ganze. Obwohl der Chor nur einschiffig ist, setzen die Wandsäulchen dennoch erst weit oben an, um den Chorstühlen freien Raum zu lassen. Das Schlussgewölbe des Chores ist sehr rein und schön. — Spät erst sind die Seitenkapellen dem Langhause angefügt worden. Sehr alt ist dagegen der mit Wandgallerien verzierte Unterbau des Thurmes; jedenfalls nicht später als das Schiff. — Die Kirche ist gewiss eine der edelsten in den Niederlanden, und dennoch vermisst der deutsche Reisende schon hier, so nahe an der deutschen Grenze, gar manches. Die französische und niederländische Gothik hat sich nur bis auf einen gewissen Punkt entwickelt und ist dann von diesem aus sogleich zu

*) Auch diess ist ein Beispiel gegen Wetter's Behauptung (in seiner sonst so vortrefflichen Beschreibung des Mainzer Domes) dass die Bogen je älter, um so weniger spitz seien.

möglichster Bereicherung des Ornamentes übergegangen; sie ist meist prächtig und roh zugleich. In dieses Capitel*) gehören vor allem die Spitzbogen sammt dem ganzen Oberbau, Wandsäulchen, Gewölbe etc., auf Säulen. (Später geht die niederländische Gothik von diesem Extrem auf das entgegengesetzte über, indem sie die Gewölbrippen bis auf den Erdboden herabführt; die richtige Mitte, einen schöngegliederten Pfeiler mit einem Capitäl für jedes Glied, und mit einer ihm entsprechenden Rippe, hat sie nie aufgefunden.) Es giebt bloss ein Beispiel, wo Spitzbogen auf Säulen völlig schön sind: wir meinen die Abteikirche zu Altenberg unweit Köln. Dort scheinen die Glieder des Bogens aus dem Capitäl selbst hervorzuwachsen; hier hingegen entwickeln sie sich erst mühsam aus einer Art von Piedestälchen.

Im Querbau rechts findet sich ein grosses Glasgemälde in schöner Renaissancearchitektur mit Fruchtschnüren, die Krönung Mariä in einer Wolkenglorie, so wie Pauli Bekehrung und den von S. Lambert begleiteten Donatar enthaltend; wahrscheinlich nach der Mitte des XVI. Jahrhunderts verfertigt. Die Zeichnung ist sehr manierirt, die Färbung jedoch noch schön. In Christi rothes Kleid sind gelbschillernde Lichter eingeschliffen; eine Liebhaberei, welche damals die ganze Malerei durchdrungen hatte. — Minder bedeutende Glasgemälde enthält der Chor. — Eine der Seitenkapellen rechts (wir gehen immer von der westlichen Hauptfaçade aus) enthält eine Taufe Christi, woran

*) Was wir noch oft berühren müssen.

die Nebenfiguren das beste sind. Wahrscheinlich ist es ein Bild aus Vandyck's Schule. — Im Queerbau rechts hängt ein Bild von Caspar de Crayer, die vier Kirchenlehrer, schön und tüchtig gemalt, aber an dem diesem Maler eigenthümlichen Fehler leidend; die Personen sehen nämlich aus dem Bilde heraus auf den Beschauer, als fragten sie: „Wie nehmen wir uns hier aus?“ — Auch das Gewölbe ist von 1528–1557 bemalt worden, und zwar mit grünen und vergoldeten Arabesken. Die älteren Theile sind weit die besten; man sieht, wie der Styl dem Maler unter den Händen schlechter wurde. — Eine Thür an der Nordseite führt durch einen kleinen sehr schönen Vorbau mit dem reinsten gothischen Stabwerk auf den Platz hinaus. — Hier sehen wir nun, wie wenig consequent die Gothik dieser Gegend sich entwickelt hat. Es fehlen vor allem zwei Dinge: Thürmchen und Giebel, und so kriechen denn die Strebebögen von den plumpen Strebepfeilern aus schmucklos aufwärts; während diese mit einfachen Dächelchen schliessen. Oben irrt noch ein gothischer Bogenfries herum, und am Chor fehlt auch dieser. — Der Thurm ist äusserst roh und meist aus später Zeit; daneben steht ein sehr spät gothisches Portal, dessen Giebel in einem keck gearbeiteten Medaillon Pauli Bekehrung enthält.

Sainte-croix. Auch diese Kirche dürfte wohl eine um weniges jüngere Zeitgenossin des Kölner Domes sein. Gleichwohl hat sie Strebepfeiler, welche gegen ihr oberes Ende hin polygon werden und dann mit sehr schweren Deckplatten oder Dächelchen schliessen. — Ein älterer byzantinischer Westchor (etwas

mehr als ein Halbkreis) und ein achteckiges Thürmchen drüber (beides so ziemlich wie am Rhein behandelt) waren schon vorhanden; an diese baute man gegen Ende des XIII. Jahrhunderts die jetzige Kirche an. Dieselbe wiederholt ein Motiv, welches wir auch in den ältesten deutschgothischen Kirchen um 1230 bis 50 (Marburg und andere hessische Kirchen, Ahrweiler, etc.) finden: sie steht auf Säulen und alle drei Schiffe sind gleich hoch, und zwar in diesem Falle mathematisch gleich hoch, indem das Gewölbe des Mittelschiffes, welches man breiter und doch nicht spitzer machen wollte, auf Consolen ruht, welche sich viel weiter unten an den Säulen befinden, als die, welche die Nebengewölbe tragen. Es ist eine Barbarei, wie die deutsche Kunst kaum eine aufzuweisen hat*), am allerwenigsten jene schöne, strenge Periode der erwachenden und sich rasch entwickelnden Gothik. — Und dass diese Kirche gleichwohl sehr alt ist, erhellt aus ihren schönen, einfachen Capitälen und aus dem runden, mit Capitälen versehenen Stabwerk der Fenster. — Der Bogenfries aussen ist barock. — Die später angebauten Seitenkapellen enthielten ehemals in einer leichten, hübschen Staffage eine Reihe von jetzt leider erloschenen Heiligenbildern in Fresco; — die Sculpturen der Staffage sind zierlich genug um das mit ihnen wahrscheinlich gleichzeitige Verlorne sehr bedauern zu lassen.

---

*) Und dennoch will man uns noch immer einen Belgier aus der Gegend von Lüttich, Gerhard von Saint-Troud als Erfinder des Kölner Domplans bezeichnen.

Nun einige ältere Kirchen. Vor allem nimmt ***Saint Barthelémy*** unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Diese Kirche ist nämlich eine vorgothische Basilica von fünf Schiffen, und wenn gleich von den alten Säulen und Pfeilern kein einziger mehr in der ursprünglichen Gestalt vorhanden sein sollte, so können wir doch die jetzige Disposition als genau der alten nachgebildet betrachten. — Der Plan der Kirche entspricht im Ganzen dem der alten kölnischen Kirchen; ein grosser oblonger Vorbau, dann das Langhaus und der Chor mit dem Querbau; nur sind letztere Theile hier nicht wie in Köln abgerundet, sondern viereckig; eine sehr seltene Form, die aber, wie wir sehen werden, in Lüttich *) mehrfach vorkommt. Der Vorbau bildet, wie in so vielen französich-byzantinischen Kirchen eine plumpe, mit Bogenfries und Liseen flüchtig verzierte Masse, aus welcher zwei missgestalte Thürme aufsteigen, mit den am Rhein so gewöhnlichen Giebeln und Kappendächern. Des Zierrathes mag schon von Anfang an wenig da gewesen sein, und selbst das wenige ist völlig verwittert. Doch hat sich an der oberen Mauer des Hauptschiffes ein Bogenfries und Liseen erhalten. — Strebepfeiler und Bogen hat die Kirche nicht. — Im Innern ruhen die vier Bogenreihen, welche die Schiffe trennen, abwechselnd auf Säulen und Pfeilern; nur in der Mitte kommen

*) Sonst besonders in der nördlichen Schweiz (siehe die Kirchen von Zürch und Allerheiligen in Schaffhausen) und in den bedeutendsten Kirchen Englands; bloss Westminster (von einem französischen Architekten erbaut) hat einen runden Abschluss.

zwei Säulen auf einen Pfeiler. — Leider ist alles ionisirt, und selbst den Basen ist nicht zu trauen. — Die Gewölbe sind neu.

Das einzige bedeutende Kunstwerk dieser Kirche und vielleicht in seiner Art eines der ersten in den Niederlanden ist das eherne Taufbecken (in einer Kapelle rechts neben dem Chor). Wie jenes grosse Wasserbecken des israelitischen Tempelvorhofes steht es auf 12 ehernen Rindern, welche freilich hier kaum zwei Hände hoch sind. Rund an der Aussenwand hin zieht sich eine Reihe von Vorstellungen in Hautrelief, welche zu den schönsten dieser Art gehören und selbst von denen des (etwas jüngern) Hildesheimer Taufbeckens kaum übertroffen werden. Das Ganze gehört jener ersten, bisher viel zu wenig beachteten Glanzperiode der germanischen Sculptur, dem Anfang des XIII. Jahrhunderts an. Stellung, Haltung und Gewandung der Figuren sind edel und meisterhaft, der Guss ohne Tadel. Es ist eines der vielen unbekannten Meisterwerke deutscher Kunst; stände der Name des Nicoló Pisano darauf, man würde es plötzlich zum Himmel erheben. Und doch ist Nicoló Pisano später und meist minder bedeutend, als die herrlichen deutschen Sculpturen jener Zeit*), und er

*) Wir wollen einiges davon namhaft machen, da die bisherigen deutschen Kunstgeschichten hierüber ein tiefes Schweigen beobachten: — die Apostelreihen in U. L. Frauen in Halberstadt und in S. Michael in Hildesheim, die Kanzelbilder in Wechselburg (Kgr. Sachsen), die Statuen des Naumburger Domes und vor allen die der Liebfrauenkirche in Trier, ein ehemals in S. Pantaleon in Köln befindliches Thurbogenrelief u. s. w.

hatte die Antiken zum Vorbild, diese nicht, so antik sie auch zumal durch die weiche Gewandung aussehen mögen, weil sie eben völlig schön sind. — Die Darstellungen des Beckens, in 5 verschiedenen durch Bäume getrennten Gruppen, beziehen sich alle auf die Bestimmung desselben:*) Christus wird von Johannes getauft, während zwei Engel die Kleider halten; — Petrus (hier noch ohne Glatze dargestellt) tauft den Cornelius, während rechts ein andrer Jünger der Handlung zusieht;**) — Johannes der Täufer tauft den Philosophen Craton, eine Strahlenhand taucht von oben hernieder; — Johannes der Täufer predigt den Zöllnern, Pharisäern und Soldaten; — er tauft zween, während zween andere sich ausziehen; herrlich ist der Letzte, welcher sich eben wendet, um das Kleid abzustreifen; eine sehr schwierige Aufgabe für einen Zeichner des XIII. Jahrhunderts, die jedoch vollkommen schön gelöst erscheint. Besonders das Nackte ist durchgängig weit besser modellirt, als an den meisten Werken des XIV. und der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts. Das Ganze ist im höchsten Grade einer genauen Publication würdig.

---

*) Inschriften in schönen, doch schon ziemlich mittelalterlichen Unzialen erklären das Ganze. Die Handschrift enthält nichts Kunsthistorisches.

**) Weil im Text von Zuhörern die Rede ist; als Inbegriff derselben steht nun dieser Eine da, gerade wie die altgriechischen Schlachtenbilder auch nur aus 4, höchstens 6 Menschen bestanden, oder wie Shakespeare sagt: Ich bitte Euch, ihr Herrn, nehmt diese zwei Männer für eine Schlacht. — Ghiberti dachte hierüber anders.

In der Kirche ***S. Denis*** begegnen wir zuerst der in so manchen Kirchen des Westens wiederkehrenden Form eines Vorbaues, welcher in einem grossen mittlern Thurme und zwei darangelehnten kleinern, runden oder polygonen Thürmen besteht. Schon am Dom von Aachen findet sich etwas ähnliches, auch an einigen Kirchen des nordöstlichen Deutschlands,*) nur mit dem Unterschiede, dass dort ein hoher, weitläuftiger Giebelbau an die Stelle des mittlern Thurmes tritt. Das Hauptbeispiel muss *S. Pierre* in Löwen vor dem Einsturz gewesen sein! Doch davon unten. Auch diese Kirche ist eine fünfschiffige Basilica, obwohl jetzt die alten Säulen**) durch moderne toskanische ersetzt und Gewölbe darauf gelegt worden sind. Doch sind die Obermauern wie bei *S. Barthelemy*, alt, und das Wechseln der Säulen muss nicht ganz leicht gewesen sein, so dass man sich eher nur eine starke Ueberarbeitung denken mag. — An das ganze ward im XIV. Jahrhundert ein sehr hoher aber unverhältnissmässig kurzer Chor angesetzt, an dessen Strebepfeilern man recht deutlich inne werden kann, wie sehr das Vorherrschen der Horizontallinie diesen Niederländern als eine Bedingung der Schönheit galt. Der Strebepfeiler entwickelt sich aus dem Viereck recht hübsch zu einem Dreieck; es löst sich auch ein schlankes Thürmchen ab; da steigt ganz unvermuthet das Viereck wieder dahinter empor und schliesst mit

*) Z. B. am Dom von Braunschweig u. a. Kirchen daselbst.

**) Von Pfeilern ist keine Spur da.

einem plumpen horizontalen Gesimse und einem stumpfen Dächelchen drüber.*)

Auch ***S. Antoine*** (nahe beim *palais de justice*) ist ohne Zweifel eine alte Basilica, von drei Schiffen auf je sechs Säulen; der Chor ist wie in *Saint Barthelemy*, im Quadrat geschlossen. Die Zwischenweiten der Säulen sind im Verhältniss sehr bedeutend. Dass das Ganze trotz seiner modernen Verkleidung sehr alt sei, lässt sich aus der Quadratform des Chores und aus dem Nichtübereinstimmen der obern und der untern Fensterreihe (wie diess auch bei den alten römischen, ja noch bei den hildesheimischen Basiliken der Fall ist) so wie aus den Resten eines alten Gesimses an der obern Mauer des Mittelschiffes schliessen. Jetzt sind die Säulen im Innern lauter composita und das Mittelschiff flach gewölbt, die Façade endlich völlig überkleidet.

Es ist nicht leicht ein entscheidendes Urtheil über diese drei Basiliken zu fällen. *S. Barthelemy* gehört ohne Zweifel dem XII. Jahrh. an: *S. Antoine* und *S. Denis* dürften um der grössern Zwischenweiten der Säulen willen wohl erst später fallen. Es ist merkwürdig, dass eine Bauform**) die sich im Sachsen so häufig, am Rhein dagegen so überaus

*) Schon der Chor des nahen Aachener Münsters gehört der Zeit des Verfalles an, und doch wie schön ist dort noch diess alles!

**) Wir nehmen das Wort Basilica hier in der Bedeutung einer ungewölbten, flachgedeckten Kirche, möge sie nun auf Säulen oder auf Pfeilern oder auf beiden ruhen. Das Gewölbe bedingt die grössten Unterschiede in der Form eines Baues.

selten findet, jenseits desselben wieder aufwacht (siehe: *la Chapelle* in Brüssel).

In ***S. Jean*** finden wir wiederum jenes bei *S. Denis* erwähnte Motiv, einen viereckigen Mittelthurm und zwei runde Nebenthürme, welche zusammen einen Vorbau bilden. Die Kirche selbst ist Rococo und nur dadurch merkwürdig, dass sie den Aachener Münster Stück für Stück nachahmt, erst das bekannte Sechszehneck, dann die Sakristeien, dann den Chor, natürlich alles mit den Details des vorigen Jahrhunderts.

Endlich ***S. Jaques***, Lüttich's Stolz und Freude, eine Kirche über welche sich alle Guiden u. a. Handbücher in Enthusiasmus setzen.

Die vordere Façade, wenn man so sagen darf, wird von einem byzantischen Vorbau, ähnlich dem von *S. Barthelémy*, aber nur mit einem kleinen achteckigen Thürmchen, in Beschlag genommen. Dasselbe unbedeutende Hin- und Herlaufen von Bogenfriesen und Liseen, dieselbe Rohheit überall. Die acht Giebel des Thürmchens bilden stumpfe Winkel, während die deutsch-byzantinischen Giebel meist rechtwinklig oder noch spitzer sind — auch diess ein Uebergang zu den französich-byzantinischen Bauten. Auf diesen Vorbau folgt nun eine grosse, dem Anfang des XVI. Jahrhunderts angehörende Kirche (sie wurde vollendet 1538). Schon im Aeussern herrscht die Horizontallinie völlig vor und macht sich in breiten Gesimsen und langen Gallerien geltend. Wenn die Thürmchen, die jetzt alle erneuert worden sind, wirklich ehemals auch schon so plump ausgesehen haben, so waren sie des Erneuerns nicht werth. — Ueberhaupt

sind bei allem Prunk die Details so schlecht, die Profile so plump, dass die Masse schon völlig todt aussieht und einen, ich möchte sagen, bloss kalligraphischen Eindruck macht. — Ein kleiner Renaissance-Vorbau (links) mit korinthischen Motiven ist weit das beste dran. — Und nun das Innere! Ein Reichthum sonder gleichen; kein Quadratfuss Raum, wo das Auge ausruhen könnte. Das Gewölbe ist reich und bunt geblümt; wo sich die Rippen kreuzen, sind statt der Schlusssteine bunt vergoldete musizirende Engel in Changeantgewändern angebracht; am Rande aller Bogen läuft ein grosser Reichthum von spitzenartig durchbrochenen Verzierungen auf und nieder; die Gallerien sind nicht mehr in der Wand selbst angebracht, sondern treten vor dieselbe hinaus; doch geht drüber, an der Wand selbst, noch eine blinde Gallerie hin; — kurz, man hat die Bedeutung aller Formen vergessen und hanthiert nun damit drauf los als mit etwas rein äusserlichem. Die Kapellen um das Chor herum sind sehr niedrig und voll schlechten Zeuges; an den Chorpfeilern stehen unter wilden Flamboyant-Baldachinen mittelmässige Apostelbilder und so geht es fort bis zur übermässig reich verzierten Orgel, deren Flügel etwa von einem Zeitgenossen des Floris und Franck, bemalt sind. Einiges Vortreffliche findet sich aber auch hier: eine schöne Bischofsgestalt, flachrelief in schwarzem Marmor, um 1650; ferner in der Kapelle des linken Querbaues eine anmuthige Marienstatue aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts; vor allem aber die prächtigen Glasgemälde der Chorfenster, etwa dem ersten Viertel des XVI Jahrhunderts angehörend,

musizirende Engel, Heilige, Donatare, eine Kreuzigung und viele Wappen enthaltend; Meisterstücke in Zeichnung und Farbengluth. Die darin vorkommende Architektur ist zierliche Renaissance. Auch lässt sich nicht läugnen, dass die Wandverzierung des Nebenschiffes rechts mit ihren schon nicht mehr gothischen Ornamenten und Portraitmedaillons etwas sehr graziöses hat. Ständen nur nicht gleich daneben diese abscheulichen Pfeiler, deren Analyse sich freilich nur an Ort und Stelle machen lässt.

Noch später, aber einfacher und weniger beleidigend erscheint die Kirche ***S. Martin.*** prächtig auf der Höhe gelegen. Die untersten Mauern ausgenommen, fällt das ganze Gebäude in's Jahr 1542. (?) Die hohen Verhältnisse desselben machen vieles wieder gut, was der Styl verdirbt. Vorn an der Kirche steht ein mächtiger, ziemlich einfacher Stumpfthurm. Die Strebepfeiler der untern Schiffe sind abscheulich, die am Chor etwas besser, machen aber durch ihr vielfaches, ganz unmotivirtes Sich-Abdächeln doch einen sehr unangenehmen Eindruck. Von Spitzthürmchen ist längst nicht mehr die Rede, obgleich das ganze Gebäude noch gothisch ist. — Im Innern sind die Wände sorgsam mit einer ziemlich todten Staffage bekleidet, derselben, die an der Gallerie hohl, als Stabwerk auftritt. Die Stützen des Baues sind runde Säulen mit je acht dünnen Halbsäulchen mager verziert, welche dann gehörigen Ortes sich ablösen und Rippen werden, was um so leichter möglich ist, da das Capitäl nur wie ein nasses Tuch um sie alle herumliegt. Aelter und weit besser ist der Unterbau des Thurmes, etwa gleichzeitig mit

dem von S. Paul erbaut. — Eine Reihe schöner Glasgemälde im Chor enthalten die biblische Geschichte und die Legende S. Martins. Die Glasgemälde des Querbaues mit dem Datum 1575 sind sehr stark beschädigt.

Hinter S. Martin steht ein hübsches Haus im Renaissancestyl mit Muscheln über den Fenstern und feinausgemeisselten Balkenköpfen; damit ist zugleich ein byzantinischer Bogenfries recht geschickt verarbeitet. Es ist diess nicht der einzige Ort, wo die Renaissance sich ihrer innern Verwandtschaft mit der Byzantinik bewusst wird; der Thurm von S. Mathias bei Trier und ein Nebenbau von S. Georg in Köln (rechts) sind ebenfalls im XVI. Jahrhundert mit lauter byzantinischen Motiven ausgeführt. — Auch kann diess nicht befremden; ist doch, wie die Renaissance, eben so auch die Byzantinik eine wesentlich nur dekorative Bauart; beide sind noch dazu durch den ihnen gemeinsamen runden Fensterbogen verwandt.

Noch ein Wort über den ***pont des Arches.*** der eine so wunderbar malerische Wirkung macht. Er ist um 1650 erbaut und somit lassen sich keine Details von hoher Schönheit erwarten. Besonders fehlt ein Aufsatz über dem obersten Gesimse.

Die ***passage Lemonnier.*** eine glasbedeckte Bazargallerie, ist eine vereinfachte Nachahmung ähnlicher Bauten in Paris und Mailand, mit zwei Façaden von etwas unruhiger Composition im Styl römischer Palläste.

Wir durften uns um so eher erlauben, über einige Gebäude etwas weitläufig zu sein, da Lüttich durch mehrere Katastrophen um alle seine Gemälde gekom-

men ist. Auch lag ein andrer Grund nahe zur Hand: die gewaltige Verschiedenheit dieser hart an der deutschen Grenze liegenden Bauten von allen deutschen Werken ins Licht zu setzen. Es ist, als ob das erste wallonische Dorf auch schon eine ganz andre Anschauungsweise der Formen bedingt hätte.

Loewen.

Hier müssen wir von vorn herein bemerken, dass es keine leichte Sache ist, die Löwener Kunstschätze zu verfolgen. Die Stadt ist ohne Noth sehr weit auseinander gebaut und einen kleinen tragbaren Stadtplan findet man in den Buchladen nicht. Man beschränke sich also auf das nöthigste und erfrage, vom Stadthaus ausgehend, die Bauten etwa nach folgender Ordnung: *S. Michel*, *S. Quentin*, *S. Jaques*, *S. Gertrude*, *S. Pierre*. Bloss der Weg kostet stark drei Viertel Stunden Zeit.

Die Cathedrale ***S. Pierre*** ist bei aller Unreinheit in den Details doch eine der deutschesten Kirchen Belgiens, besonders in Betreff des Chores. Die Masse des Gebäudes ist um 1358 erbaut, der Thurmbau wohl hundert Jahre später. — Schon hier finden sich jene an französischen Kirchen so häufigen achteckigen, ganz undurchbrochenen Thürmchendächer. Auch sind hier unter den grossen Fenstern des Querschiffes über den Portalen jene weitläufigen, ganz horizontalen Balustraden theils angebracht, theils beabsichtigt gewesen. Trotz des fatalen, höchst unbeständigen Materials (ein Uebelstand, der sich fast an allen Kirchen Belgiens beklagen liesse), machen hier doch die Chorkapellen mit ihren mächtigen Strebe-

pfeilern einen grossen Eindruck. Auch ist hier der zierliche Kamm des Daches erhalten, der an den meisten deutschen Kirchen verloren gegangen oder gar nie dagewesen ist. — Eins ist hier, wie an vielen mehrschiffigen Kirchen dieser Gegend sehr zu bedauern: das Mittelschiff tritt bei weitem nicht genug hervor, wegen den allzuhohen untern Kapellenreihen, welche die beiden äussersten Schiffe bilden. Freilich ohne diese Kapellen wäre auch die Veranlassung zur Stiftung so vieler unschätzbarer Gemälde nicht da gewesen, und so mag man den Uebelstand immer in den Kauf nehmen.

Vorn standen ehemals drei mächtige Thürme hart nebeneinander, von denen der mittlere (zufolge dem bei Anlass von *S. Denis* in Lüttich erwähnten Princip) der höchste war. Die Guiden enthalten über die Höhe derselben die fabelhaftesten Angaben. Dass wirklich etwas ungeheures da gestanden haben muss, geht aus der Dicke des noch erhaltenen untern Theiles vom Mittelthurm, und der ihn tragenden Pfeiler im Innern der Kirche hervor. — Der Thurm selbst ist dieser seiner Breite wegen zweitheilig construirt, wie die untern Stockwerke des Kölner Domes. Im Uebrigen ist es kaum Schade um das Verlorene, wenn es nicht besser war als die noch vorhandenen Reste. Dass die Construction nicht viel mehr taugte, als die ganz Flamboyant gothische Form, geht daraus hervor, dass das Gebäude im Jahr 1604 einstürzte. — Die reinste Gothik ist gewiss immer auch die dauerhafteste.

Das Innere der Kirche ist vielleicht das schönste in Belgien, schöner wenigstens als das des Antwerpener

Domes; obschon kein einziges Capitäl zu sehen ist, sondern lauter Gewölberippen, die bis auf den Boden niedersteigen. Zwar ist die Gallerie schon allzureich, aber das Gewölbe ist noch sehr einfach. Auch fehlen nicht, wie in einigen Theilen des Antwerpner Domes, die Piedestale, so unschön sie auch gebildet sein mögen. Was endlich hier wie in allen belgischen und französischen Kirchen dem Auge so wohl thut, die Kirche ist nirgends durch Stühle entstellt. — Nun zu den einzelnen Kunstwerken. — Thürkasten und Orgel sind in schönem, derbem Renaissancestyl gearbeitet. Quer vor dem Chore steht ein reiches *Hubé* (Lettner) im Flamboyant-Styl, mit einer Reihe von Statuetten und einem ungeheuren Crucifix, welches auf einem geschnitzten und mit Figuren bemalten Untersatze ruht. Besonders wichtig ist die daran sichtbare Polychromatische Bemalung.

Die erste Kapelle rechts vom Hauptportal enthält ein Bild mit Flügeln, die Marter irgend eines Heiligen darstellend, in der Art des Michael Coxie. — In der zweiten hängt ein schwarzes, purpurroth gekleidetes und gekröntes Bild des Gekreuzigten, sehr ähnlich dem berühmten *volto santo* in Lucca. (Warum muss ein Bild, um zu allgemeiner Verehrung zu gelangen, immer so hässlich sein? Giebt es doch kaum Eine gut gemalte oder geschnitzte Madonna, welche Wunder thut!) — Mit der vierten Kapelle beginnen die schönen Stationen in Hautrelief, welche, von den trefflichsten Renaissance-Ornamenten umgeben, in die Mauer der Kirche eingelassen sind. Die Figuren sind etwa einen Fuss hoch. — In der fünften Kapelle findet sich ein sehr

schönes Bild: Ein Schuster wird von einer bewegten Volksmenge und einigen Priestern trotz seines Widerstrebens zum bischöflichen Stuhle geführt. Die Vollkommenheit der Zeichnung, die Schönheit und Keckheit der ganzen Darstellung, endlich der bläuliche Ton mit den starken Lichteffekten deuten auf einen der besten Schüler Memling's hin. Die Figuren sind auch etwa fusshoch. (Die zwei Löwener Memlings sind, vielleicht für lange Zeit, zur Restauration nach Brüssel gegangen; sie stellen das Abendmahl und die Marter des S. Erasmus dar). Die Kanzel ist eines jener entsetzlichen Werke, wie wir sie in Belgien noch hie und da finden werden, nämlich ein Felsblock mit lebensgrossen Figuren, alles von braunem Holz. Mit den beiden Palmen, die auf dem Felsen emporragen, ist das Ganze 30 Fuss hoch; auf einer Seite steht Petrus, der den Herrn verläugnet, auf der andern stürzt Paulus vom Pferde. Und das alles glänzend lackirt! Ein gröberes Missverständniss dessen, was eine Kanzel und dessen, was eine Gruppe sein soll, lässt sich nicht denken. Und vollends, wie muss sich aus diesen hölzernen Felszacken heraus der Prediger ausnehmen! Das Werk ist von einem gewissen Berger verfertigt im Jahr des Heils 1742.

Ueber der Thür des Querbaues der rechten Seite hängt nun das ehemalige Altarblatt, die Uebergabe des Amts der Schlüssel an Petrus, ein sehr unbedeutendes Werk von De Crayer — Im Chorumgang, und zwar in der fünften Kapelle hängt ein Bild, Christi Leichnam von seinen Angehörigen umgeben, Halbfiguren auf Goldgrund, wahrscheinlich aus der brabanter Schule

vor Quentin Messys. Endlich in der siebenten Kapelle hängt ein's der Meisterwerke des letztern, eine grosse heilige Familie; die Seitentafeln enthalten die Vertreibung Joachims aus dem Tempel und der Tod der heiligen Anna, ein Bild von der allergrössten Schönheit. Ein helles, lichtes Colorit zeichnet es aus; man bemerkt ein deutliches Streben nach Emancipation von den grellen Tönen der Alten, wie auch sonst in den Bildern des Messys. Und das ist auch ein Kennzeichen, an welchem man seine Bilder von den ältern brabantischen (die oft in den Gallerien seinen Namen tragen) unterscheiden kann. — Uebrigens ist Messys ein Maler, dessen bestes nicht auf den ersten Blick genossen wird; und so fordert auch dieses Bild eine gewisse Andacht. — In der zehnten Kapelle findet sich eine kleine Wiederholung des grossen Berliner Bildes von Rogier van der Weyde, die Kreuzabnahme, wie das Original auf Goldgrund, aber mit zwei Flügeln vermehrt, welche die Donatare enthalten. Es hat zwar bedeutend gedunkelt und ist nicht frei von Manier, ist aber noch immer reich an schönen, charakteristischen Köpfen: wahrscheinlich ist es ebenfalls von des Meisters Hand. — Endlich in der vierzehnten Kapelle des Chors eine Madonna in Blumen, in der Art des Seghers. — Im Chor selbst steht ein reicher gothischer Tabernakel, der aber an Durchsichtigkeit und Zierlichkeit mit dem etwa gleichzeitigen des Adam Krafft in Nürnberg lange nicht wetteifern kann. — An einer der Chorkapellen findet sich eine reiche, durchbrochene Communionbank von Duquesnoy mit einer sehr hübschen Darstellung dreier

Sakramente, der Taufe, des Abendmahls und der Beichte; das Christkind von dem kleinen Johannes getauft, ihm den Kelch zeigend, ihm ins Ohr beichtend; die lieblichsten Kinderstatuen.

S. Michel ist eine ziemlich originelle Jesuitenkirche, deren vom Alter gebräunte Steinfarbe sich sehr gut ausnimmt. Hier wollen wir ein für allemal den Wanderer auf die Communionbänke und Beichtstühle der belgischen Kirchen aufmerksam machen, die mit dem grössten Luxus gearbeitet zu sein pflegen; vielleicht finden sich hie und da hübsche, originelle Motive. Die hölzernen Statuen an den Beichtstühlen sind freilich meist sehr manierirt, hie und da aber, z. B. in einigen Kirchen Antwerpen's, sehr schön. — Herr Vanderscrieck hat drei grosse Passionsbilder in diese Kirche gestiftet, welche von Wappers, Matthieu und De Keyser gemalt sind. Letzterer hat unzweifelhaft das beste geliefert, eine Grablegung. Besonders ist sein Colorit bei weitem das eigenthümlichste und keckste; die andern schwanken noch immer zwischen Rubens und Vandyck.

S. Quentin am äussersten Ende der Stadt gegen Namur hin gelegen, enthält manches Gute aus der Schule des Rubens: S. Anna lehrt Maria lesen, von De Crayer; Christus im Grabe, von Van Hoek; Christus heilt einen Lahmen, von Theodor van Tulden; Abrahams Opfer, von Rombouts. — So gern diese Künstler sich auch den kecken Pinsel ihres Lehrers angeeignet hätten, jenes innere Leben, jene gewaltige Kraft von Innen heraus, wie wir es auf Rubens Bildern finden, hat keiner erreicht.

S. Jaques eine wunderliche gothische Kirche mit byzantinischem Thurm. Im linken Nebenschiff (Kapelle) Sanct Hubert's Bekehrung; die Figur, vortrefflich gezeichnet und gemalt von De Crayer, die Thiere von Snyders und die Landschaft von Arthois. Ferner eine Kreuztragung, vorgeblich von Vandyck; endlich zwischen den beiden Bildern ein schönes kleines Rundbild auf Goldgrund: der todte Christus von den Seinen betrauert, vielleicht von Coxie. Im Chor hängen vier neue Bilder, 1824 gemalt von Vanderhulst, Geedts Vater, Geedts Sohn und Theys.

Notre Dame des Dominicains, die von einigen Guiden empfohlen wird, ist des Aufsuchens ganz unwerth.

Sainte Gertrude. Eine ziemlich anspruchslose Kirche mit einem einfachen Vorderthurm, auf welchem jedoch ein reichdurchbrochener Helm sitzt, der wenig zu dem übrigen passt. Im Chor findet sich das schönste Stuhlwerk von ganz Belgien, wie man hier zu versichern pflegt. Jede Rücklehne enthält eine historische Composition in Haut-Relief, hie und da mit Motiven aus bekannten Bildern der spätern Eyck'schen Schule. Dazwischen, in der Architektur, stehen treffliche kleine Statuetten von Heiligen, und selbst die Sitzgriffe sind nach dem damaligen Gebrauch mit Figuren verziert, ja sie sind vielleicht das beste an der ganzen mühsamen Arbeit. Die Architektur derselben ist der beginnende Flamboyant-Styl vom Anfang des XVI. Jahrhunderts. Auf dem Altar befindet sich ein grosses Bild von Michael Coxie: Kreuztragung, Kreuzigung und Auferstehung,

von etwas matter Farbe, desto vortrefflicher ist seine Madonna der sieben Schmerzen am Seitenaltare links. Ein tiefes Dunkel hebt den herrlich modellirten und ausdrucksvollen Kopf der heiligen Jungfrau mächtig hervor. Gegenüber hängt ein Gott Vater, Christi Leichnam im Schoosse haltend, drüber der heilige Geist, eins der besten Werke von De Crayer, worin er der feurigen Auffassung und Darstellung seines grossen Vorbildes Rubens sehr nahe kömmt. Freilich etwas Ideales darf man nicht erwarten. — Endlich findet sich unweit des Portals, rechts, ein grosses Votivbild, etwa aus der Schule von Vandyck mit einer Menge von betenden Geistlichen, unter welchen sich mancher schöne, bedeutende Kopf findet.

Auf dem Wege von *S. Pierre* nach *S. Michel* stösst man auf eines der grossen Universitätsgebäude Löwen's, ***la Halle*** genannt, welches jetzt die Bibliothek enthält. Die beiden untern Stockwerke sind in einem ziemlich frühen, doch schon sehr schlechten gothischen Styl erbaut (1317). Früher war hier die Weberhalle. — Der Bibliotheksaal zeichnet sich durch prächtiges Schnitzwerk aus.

Was soll ich endlich von der weltberühmten ***maison de ville*** sagen? Soll das wirklich ein Rathhaus sein? Sollen ernste, schwarzbemäntelte Rathsherrn und Huissiers aus diesen drei überreichen gothischen Fensterreihen herunterschauen? O nein; — kommt, schöne Mädchen von Brabant mit euern runden Gesichtchen, putzt euch und stellt euch in die Fenster zum Ergötzen von ganz Niederland! — Dann wird diess Schmuckkästchen aussehen, wie jene Him-

melsportale auf den Weltgerichtbildern der Eyck'schen Schule, wo die Engelchen oben stehn und singen und musiziren!

Es herrscht in dieser ganzen Façade eine solche wilde Lustigkeit, eine solche Phantasterei von unten bis oben, dass man das Gebäude eher für ein Ballhaus oder für die Residenz eines jungen fröhlichen Fürsten als für einen Sitz der ernsten Hansa halten würde. Reiche Wandpfeiler, bedeckt mit je drei — leider! leeren — Nischen übereinander, sondern die stark verzierten Fenster. Die Baldachine der Nischen sind noch ziemlich rein gehalten; die Consolen mit merkwürdigen und zum Theil ausgezeichneten Reliefs geschmückt (Gegenstände meist aus dem alten Test.), welche seit einigen Jahren getreu nach dem Muster der alten sehr zerfressenen von dem Bildhauer Goyers gearbeitet worden sind. Auch die Zinnen oben tragen jenen Charakter von Lustigkeit; sie sind durchbrochen und völlig von Zierrathen *à jour* zusammengesetzt; ihr kriegerischer Zweck somit völlig zernichtet. — An den Giebeln der Seitenfaçaden steigen je drei reiche mit überragenden Gallerien versehene Thürmchen empor, an welchen auch manches auszusetzen wäre, z. B. die Baldachine unter Bogen gesetzt, das hässliche Vorragen der Gallerien, — doch wir wollen Niemand seinen Genuss verderben. Die strengste Kritik kann dem hübschen, zierlichen Ding nicht böse sein, so unschön sich auch die Gallerien vor den Fenstern an den Pfeilern brechen, so sehr auch dem Gebäude alle und jegliche Verjüngung nach oben fehlt; — droben auf dem Dach sitzen die drei langen Reihen reichver-

zierter Luken und der lustige Dachkamm und lachen der Kritik ins Gesicht.

Das Gebäude fällt in die Glanzperiode Löwen's, von 1448 bis 1493. Es hat vorn zehn Fenster in jeder Reihe und ist 80′ lang, 40′ breit und ohne das Dach 65′ hoch. Dem Auge erscheint es grösser.

Die innere Einrichtung entspricht der äussern Pracht wenig. Dafür finden sich hier einige Gemälde von hohem Werth. Zuerst in den grossen untern Sälen des Anbaues links: Die Findung Mosis von Verhaegen, eine schöne Auferstehung von Ottovaenius und ein prächtiges Bild von De Crayer der Schutzengel. Sodann in dem obern Saale des Stadthauses selbst: zwei Szenen aus dem Leben des heil. Franz, von Soetmann; eine Monstranz in reichem Blumengewinde, von Seghers (ein Gegenstand, den derselbe oft und vortrefflich behandelt hat); eine heilige Familie in der spätern Art des Mabouse; Christus, Petrus und Paulus, schöne Halbfiguren in hellem Colorit, von Michael Coxie und endlich zwei doppelt bemalte Flügel von einem Zeitgenossen und wahrscheinlich auch Schulgenossen Memlings, den man hier Rycks*) nennt; Bilder vom allergrössten Werth. Die zwei sich entsprechenden Seiten sind: S. Margaretha in der Gefangenschaft wird von einem Engel getröstet; S. Petrus wird aus dem Gefängniss erlöst; — ferner: Simon Magus stürzt vom Himmel; Pauli Bekehrung. Die Figuren der beiden erstern sind halb lebensgross,

*) Vielleicht Dierick Stierbout, der 1462 in Loewen malte?

die der beiden letztern klein und sehr zahlreich. Composition und Ausdruck (man sehe z. B. das Gemisch von Leidenschaften auf dem Antlitz des Paulus,) sind vorzüglich; die Zeichnung frei und markirt, der Grund meist dunkel. Diese Bilder allein würden schon den Besuch des Stadthauses und für den Liebhaber den Besuch Löwens verdienen.

Endlich findet sich in einem Nebenzimmer das sehr gross ausgeführte Modell des Mittelthurms und des nördlichen Seitenthurms von *S. Pierre*. Der Techniker möge untersuchen, ob diess architektonische Wagestück stehen bleiben konnte, der Aesthetiker, ob es des Stehenbleibens werth war. — Das kleine Modell eines Helmes, welches daneben auf dem Boden liegt, gehört nicht, wie der *Concierge* zu sagen pflegt, zum Mittelthurme, denn dieser sollte wie die Nebenthürme, stumpf schliessen, sondern wahrscheinlich zu *S. Gertrude*.

Die Gemäldesammlung des Herrn Vanderscrieck enthält ausgezeichnete Bilder der spätern Schulen.

Mecheln.

Die *Cathedrale* zu *S. Rombaud* (*Romuald*). Eine der grössten und imposantesten Kirchen Belgiens, mit einem vordern Thurm von 97,3 Metres, der jedoch wohl auf 150 Metres berechnet gewesen sein mag. Das Ganze gehört erst dem XV. Jahrhundert an und leidet an denselben Fehlern, wie fast alle belgischen Kirchen, Schwere der Verhältnisse, Unbeholfenheit der Details (wegen der kleinen Bruchsteine, aus welchen alles zusammengeflickt ist) und moderne Ueberarbeitung im Innern, hier besonders an den plumpen Festons über den Hauptbögen sichtbar. Der Thurm theilt die Vorzüge und Mängel des Domthurms von Antwerpen, auf welchen wir verweisen. — Im Innern Rundsäulen, darüber die Gewölbgurten. Das Marmordenkmal eines der letzten Erzbischöfe von dem noch lebenden Lütticher Bildhauer Jehotte. Die ältern Erzbischöflichen Gräber im Chor, meist aus dem XVII. Jahrhundert, sind überladen und manierirt, doch nicht ohne gute Motive (für Prälatengräber hat wohl das Mittelalter die einzige durchaus passende Form aufgestellt, nämlich eine einfache liegende*)

*) In den Streit, ob die mittelalterlichen Grabstatuen stehend oder liegend zu denken seien, können wir hier nicht eintreten.

Statue mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen, in einem architektonischen Rahmen, worauf man wieder mit vielem Glück zurückgekommen ist, z. B.: im Grabmal des vorletzten Bischofs von Regensburg, im dortigen Dome). Im Querbau links das Hauptbild von Mecheln, Christus am Kreuz, von Vandyck, vielleicht die beste Darstellung dieses Gegenstandes von seiner Hand; eine schöne, klar abgewogene Composition, verbunden mit dem tiefsten Ausdruck innigen Schmerzes und einem herrlichen Colorit, welches leider sehr gelitten hat. Im Querbau rechts eine Beschneidung von Michael Coxie(?), welcher aus Mecheln gebürtig war. In den Kapellen des Chorumganges finden sich 25 kleine Bilder der spätern van Eyck'schen Schule, das Leben des heil. Romuald darstellend, wovon eines (das fünfte von der Sakristei aus gerechnet) von Jan van Eyck's eigner Hand sein soll.*) Gewiss sind sie von verschiedenen Händen: auch ist ihr Werth sehr verschieden. Im Chorumgang ein Bild von A. Janssens, dem Nebenbuhler des Rubens, S. Lucas die Madonna malend: die Seitenflügel sollen von Michael Coxie in seinem achtundachtzigsten Jahre gemalt sein; sie enthalten S. Johannes auf Pathmos im siedenden Oele.

In der ersten Kapelle des Langhauses links, eine Anbetung der Hirten, von Erasmus Quellinus, einem Schüler des Rubens. In der vierten Kapelle links eine h. Familie, von De Crayer; endlich in der Kapelle des Rosenkranzes ein h. Dominicus, von demselben.

*) Ein andres trägt das Datum 1500 oder 1505.

Notre-Dame, an dem Telegraphen leicht zu kennen; die Kirche an sich ist kaum von Interesse, doch hat man von einer der Brücken aus eine sehr malerische Ansicht gegen das Chor. Hinter dem Hochaltar befindet sich der berühmte Fischzug Petri, von Rubens; auf den Seitenflügeln inwendig die Geschichte des jungen Tobias und die Auffindung des Staters im Maul des Fisches, äussen S. Petrus und S. Andreas, vielleicht das beste am ganzen Bilde. Die Fischergilde hatte das Bild bei Rubens bestellt. — Ehmals befand sich hier noch eine Kreuzigung von demselben Maler, mit Seitenflügeln, welche die Geschichte des Jonas und den untersinkenden Petrus darstellten; das Ganze ist in Paris geblieben und verschollen. — Auf dem Hochaltar ein Abendmal, von Erasmus Quellinus.

Saint Jean ist bloss durch die hier befindlichen Bilder von Rubens merkwürdig, von welchen derselbe zu sagen pflegte: Wer etwas gutes von mir sehen will, der gehe zu *S. Jean* in Mecheln. Ueber dem Hochaltar die Anbetung der heil. drei Könige; auf den abgesondert aufgehängten Flügeln, innen: die Enthauptung S. Johannis des Täufers und der Märtertod S. Johannis des Evangel.; aussen: S. Johannes der Täufer in der Wüste und S. Johannes der Evangelist auf Pathmos. Ferner unmittelbar über dem Altar drei kleine Bildchen, eine Kreuzigung, eine Auferstehung und eine Anbetung der Hirten. All' diese Werke sind mit der grössten Sorgfalt und Feinheit gemalt und gleichwohl (zufolge der in der Sakristei aufbewahrten Quitung) in achtzehn Tagen vollendet; für jeden Tag

empfing Rubens hundert brabanter Gulden. — Sonst enthält die Kirche noch eine Anbetung der Hirten, von Martin de Vos, ferner die Jünger von Emmaus, von Herreyns, ein im XVII. Jahrhundert äusserst beliebter Gegenstand. Nahe dabei noch ein Grabmal mit Skulpturen, von Duquesnoy, einem Freunde des Rubens, den wir als den besten und reinsten Bildhauer jener so manierirten Zeit betrachten müssen.

Die ***Kirche des Béguinage***, in dem brillant unreinen Styl des beginnenden XVII. Jahrhunderts, von Jaques Franquart von Brüssel entworfen. In der Sakristei ein herrliches elfenbeinernes Kruzifix, von Duquesnoy. Auf einem Altar rechts nahe beim Chor, drei Bilder, von Jean de Mabouse (?) — Ueber dem Hauptportal eine Himmelfahrt, von De Crayer. — Die abscheuliche Kanzel, so wie die von *S. Jean*, ist von Verhaegen.

Die Stadt an sich wird dem Fremden kaum behagen. Einige schöne alte Gebäude finden sich noch in der Gegend der Cathedrale, und Architekten werden manche hübsche Details, auch in Holz, finden. Sonst sind die Gassen sehr öde und viele stattliche Häuser im Verfall begriffen. Man hat das Projekt, den Thurm von S. Rombaud auszubauen; es ist nur Schade, dass die bedeutenden Mittel, die in dem belgischen Rom *) vorhanden sein sollen, nicht auf ein besseres Gebäude verwandt werden.

*) So pflegt man Mecheln zu nennen, als Sitz des Erzbischofes und eines sehr zahlreichen Klerus.

Antwerpen.

Der Flor der belgischen Städte, nur Lüttich ausgenommen, beginnt erst mit dem XIV. Jahrhundert, ihre grossartige Kunstthätigkeit erst mit der zweiten Hälfte desselben. Aeltere Gebäude sind hier selten; man schloss sich daher bei dem plötzlich entstandenen Bedürfniss nach Prachtbauten an die Bauweisen des Auslandes an, und zwar bald mehr an den französisch gothischen Styl, bald mehr an den deutsch gothischen: England hat nur sehr wenig eingewirkt. Die Bildhauerei nimmt im belgischen Mittelalter nur eine untergeordnete Stelle ein, besonders weil die Architektur durch das ungünstige Material auf grössere Einfachheit und Flachheit der Details hingewiesen, ihrer weit weniger bedurfte, als in Deutschland und Frankreich. (In England war das Material so günstig wie irgendwo; die geringe Ausbildung der Skulptur ist dort einem Mangel an Darstellungskraft zuzuschreiben). — Die belgische Bildhauerei wird erst im XVI. Jahrhundert wichtig, wo sie sich von der Architektur emanzipirt. — In Betreff der Malerei endlich tritt uns eine der wunderbarsten Erscheinungen entgegen; seit dem Anfang des XV. Jahrhunderts sehen wir die flandrische Schule (die der Brüder van Eyck), getragen von den siegreichen Principien der höchsten Charak-

teristik und der vollendetsten Technik und Naturwahrheit, nicht nur über die niederländischen, sondern auch über die sämmtlichen deutschen Schulen, ja über die italienischen den entschiedensten Einfluss ausüben; sie stürzt überall die mehr oder weniger idealistischen Bestrebungen derselben. Ein Phänomen, dessen Zusammenhang mit der Kulturgeschichte jener Zeit noch nicht genugsam beleuchtet worden ist.

Obwohl Antwerpen nicht das Centrum war, von welchem dieser mächtige Impuls in der Malerei ausging,*) so werden wir doch hier diesen Gegenstand behandeln, weil es bei diesem Anlass am besten im Zusammenhang mit den übrigen Künsten geschehen kann und weil die Akademie von Antwerpen die vollständigsten Belege für die Entwickelung der belgischen Malerei besitzt. Antwerpen bildet das Gegenstück zu Köln; letzteres enthält die bedeutendsten Zeugnisse für die frühere deutsche Bauweise und für die ältere, idealistische Malerei; ersteres für die spätere gothische Baukunst und für die realistische Richtung der Malerei.

Die Physiognomie der Stadt ist noch immer mächtig und überraschend; man fühlt sich gleich beim Eintritt in einer alten nordischen Metropole ersten Ranges, so öde auch manche Strassen, so leer die Hafenbassins sein mögen. Die Häuser kehren grossentheils den Giebel gegen die Strasse, was ohne Frage für eine wirksame architektonische Behandlung das günstigste ist, so selten auch unsre jetzigen Baumeister darauf eingehen, weil es mehr kostet und weil sie

*) Um diese Ehre streiten sich Gent und Brügge.

alle, wenn auch unmittelbar, bei den Italienern in die Schule gegangen sind. — Man erwarte übrigens hier nicht jene ganz mit Skulpturen bedeckten hölzernen Häuser, wie sie in einigen Städten Norddeutschlands, z. B. in Halberstadt reihenweise prangen; es sind meist steinerne Façaden mit antiken Motiven; auch mögen nur wenige aus der schönen Zeit des Renaissance-Styls (welche die Mitte des XVI. Jahrhunderts nicht überschreitet) herstammen; die meisten sind trotz ihrer stattlichen, ja reichen und saubern Ausführung unbedeutend in der Composition. Einige davon heissen in den Guiden vorzugsweise *maisons espagnoles*, und es ist wohl unbestritten, dass sie zur Zeit der spanischen Herrschaft gebaut sind, aber man würde sich sehr irren, wenn man darin auch nur den mindesten Einfluss einer südlichen Bauart finden wollte, obschon die Inländer dieses behaupten. In Gent stehen einige Privatgebäude im reichen gothischen Styl, und auch von diesen wird behauptet, sie seien auf spanische Weise gebaut, mit eben so geringem Recht. — Wer sich endlich an *Rococo*-Bauten des vorigen Jahrhunderts satt sehen will, erfrage die *place de Meir*.

Die Cathedrale. Kein Gebäude ist so sehr der Stolz Belgiens, wie der Dom von Antwerpen, dessen Inneres die Kreuzabnahme von Rubens enthält, und dessen Thurm ganz Flandern und Brabant überschaut. Wir wollen die Analyse*) dieses mächtigen

*) Eine solche findet sich in Schnaase's Niederländischen Briefen pag. 188 bis 218, und zwar

Gebäudes dem Beschauer selbst überlassen, und nur einige Bemerkungen beifügen, welche uns unerlässlich scheinen.

Wir unterscheiden in der Geschichte des gothischen (Spitzbogen-) Styls eine Blüthezeit und eine Nachblüthe. Die erstere umfasst jene herrlichen Meisterwerke des XIII. Jahrhunderts, die Dome von Marburg, Köln, Freiburg, Strassburg; ihre Kennzeichen sind: die grossartigste Vertheilung der Massen, und eine völlig bewusste und stets bedeutsame Anwendung der einzelnen Motive, verbunden mit dem Streben, die mechanischen Erfordernisse des Baues (in Gestalt von Strebepfeilern, Strebebogen etc.) dem Beschauer recht klar vor Augen zu legen. (Wir sprechen hier hauptsächlich von der deutschen Gothik, da die französischen und englischen Kirchen der gothischen Periode trotz alles Prunkes neben jenen kaum in Betracht kommen, weil sie das gothische Princip nie mit einiger Consequenz durchführen; eine Ausnahme macht höchstens der Dom von Chartres). — In der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts wurde wenig gebaut, vielleicht wegen der kirchlichen Wirren unter Kaiser Ludwig von Baiern. Mit der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts beginnt die Nachblüthe des gothischen Styls. Während die Gebäude der Blüthezeit von Stiftern und Gemeinschaften waren erbaut worden,

---

so vortrefflich, wie sie kaum je von einem Bauwerk des Mittelalters gegeben worden ist; nur hat der Verfasser seinem Gegenstand etwas zu viel Vorliebe angedeihen lassen; möchte er den Kölner Dom in ähnlicher Weise besprechen!

lassen jetzt die Fürsten eben so gewaltige Kirchen aufführen; die gothische Architektur wird eine Hofbaukunst; freilich nur in einigen Fällen und bei weitem nicht ausschliesslich. Merkwürdiger Weise ist es eine schwäbische Künstlerfamilie, die Arler von Gmünd, welche in den Diensten Kaiser Karls IV. und der Visconti die Dome von Prag und Mailand, die berühmte Karthause von Pavia, und ausserdem die Stephanskirche in Wien erbaute; Werke von dem allerverschiedensten Charakter, welche aber bei der grössten Pracht und Ausdehnung manche Fehler haben, besonders das Missverständniss und die inconsequente Durchführung der alten, überlieferten Motive, zu Gunsten der malerischen Wirkung, und ein Haschen nach scheinbaren mechanischen Schwierigkeiten. — In diese Klasse gehört nun auch der Dom von Antwerpen, dessen Hauptmasse in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts erbaut worden sein mag.

Bei der Beurtheilung eines solchen Gebäudes giebt es immer zwei sehr verschiedene Standpunkte. Der Laie wird nach dem Eindruck des Ganzen richten; der kunsthistorische Beurtheiler nach dem Verdienst der Architekten. Wenn wir nun bedenken, welche unsterblichen Vorbilder die Baumeister des XIV. Jahrhunderts vor sich hatten, so erklärt sich leicht der ungeheure Eindruck, den auch ihre eignen Werke noch immer machen müssen. Seit der Entwurf des Kölner Domes die Anordnung und Gestalt der gothischen Kirchen für immer festgestellt hatte, war es kein grosses Verdienst mehr, eine eben so grossartig gegliederte Masse hinzustellen. Es kam jetzt vorzugs-

weise auf die Behandlung der überlieferten Formen an. Und von diesem Standpunkt aus scheint uns, es sei dem Dom von Antwerpen allzu viele Ehre geschehen. — Vor allem, wenn wir den Thurm und die vordere Façade einstweilen aus dem Spiel lassen, stört uns die grelle Disharmonie zwischen dem Innern und dem Aeussern. Der Antwerpener Dom hat nämlich sieben Schiffe, wovon sechs halb so hoch sind wie das Mittelschiff. Daraus geht der Uebelstand hervor, dass man sich in ziemliche Entfernung stellen muss, um letzteres nur zu sehen, und dass das Ganze bei weitem nicht den Eindruck macht, den es bei gleicher Höhe und zwei Drittheilen der jetzigen Breite machen würde. Man hat, wie so oft in jener Zeit der Nachblüthe, das Aeussere dem Innern aufgeopfert, während es in jener ersten Blüthezeit gerade der Stolz der Gothik gewesen war, das vollkommenste Innere durch das vollkommenste Aeussere auszusprechen,*) ein Problem, das weder Römer noch Griechen noch Aegypter gelöst hatten, indem ihre Innenbaukunst nur eine nach innen gewandte Aussenbaukunst war. — Auch in jeder andern Beziehung ist das Aeussere sehr stiefmütterlich behandelt; alle Ornamente sind schwer und plump, die Fenster haben keine Giebel über sich; von dem herrlichen Strebebogensystem der guten gothischen Bauten findet sich kaum eine Spur, den (neuern) Chor ausgenommen. Zudem herrscht die Horizontale völlig vor, besonders in den Façaden des Querbaues, und

*) Das mächtigste, unübertreffliche Beispiel liefert der Kölner Dom, den wir schon desshalb als das erste Gebäude der Welt zu betrachten haben.

ertödtet so jenes Hauptprincip der Gothik, die strebende Entwicklung nach oben. Das Innere ist nun freilich besser; eine ungeheure Perspektive von tausend vertikalen Linien, deren jede eine andere Beleuchtung hat, kann am Ende ihre Wirkung nicht verfehlen. Aber gerade in diesem Umstande thut sich die Entartung kund. Die Gliederung ist zu weit getrieben, indem die Pfeiler nicht aus einer mässigen Anzahl von Halbsäulen mit einem polygonen Kern und mit Kapitälen bestehen, sondern aus einer Unzahl von Gewölberippen,*) welche bis auf den Boden niedersteigen. (Siehe das über *S. Paul* in Lüttich gesagte). — Nur oben im Mittelschiff finden sich je zwei kaum bemerkbare Kapitälchen, die eben so gut hätten wegbleiben können, da sie doch bei weitem nicht genug Kraft besitzen, um dem Auge eine Linie darzubieten. Der Blick gleitet an diesen feingegliederten Pfeilern ganz angenehm hin; die Kraft verklingt auf eine recht zarte Weise, aber unendlich schöner ist doch das markirte, kräftige, scharf unterscheidbare Vortreten eines in wenigen Halbsäulen gegliederten deutschen Kirchenpfeilers aus guter Zeit. Der Antwerpener Dom bietet dafür ein Gewimmel von senkrechten Linien ohne Gleichen; da die Zwischenweiten der untern Pfeiler des Hauptschiffes sehr gross sind, irrt der Blick aus demselben hinaus auf die noch folgenden je zwei Pfeilerreihen und findet nichts als Linien und keine Massen. Man wird dabei recht

*) Die Gewölberippe ist der Stellvertreter einer Kante, kann also nicht als Stellvertreter einer Saule bis auf den Boden geführt werden.

deutlich inne, welch ein nöthiger Ruhepunkt das Kapitäl für das Auge ist, abgesehen von seiner technischen Bedeutung. Nimmt man noch hinzu, dass diesem ganzen ungeheuern Langhause alle Skulptur fehlt, sogar jene Apostelreihen, welche sonst an den Hauptpfeilern angebracht zu werden pflegten, so kann das Unheimliche dieses sonst so fein ausgedachten Innern nicht mehr befremden. Der Reiz einer Perspektive entsteht durch den Widerstreit des endlos weiterleitenden Ganzen und des fesselnden Einzelnen; der Baumeister des Antwerpener Domes hat letzteres absichtlich weggelassen, um das Gebäude so gross als möglich erscheinen zu lassen, ohne zu erwägen, dass es keinen Massstab des Ganzen giebt als das Einzelne.

Das Missverständniss der angewandten Motive erstreckt sich aber nicht bloss auf die Anwendung der Gewölberippen als Bekleidung der Pfeiler; es findet sich noch mehreres der Art. Der Raum neben und über den Bogen des Hauptschiffes, welcher sonst mit Fresken bedeckt zu werden pflegte, ist hier durch ein flaches Stabwerk mit Rosetten in Anspruch genommen: ein Motiv, welches nicht an eine Wand, sondern nur in ein Fenster gehört, und dem Auge noch den letzten Ruhepunkt raubt, nämlich das einzige Stückchen Wand,*) welches die consequente gothische Baukunst sich noch vorbehalten hatte, während sie sonst nur Fenster, Pfeiler und Gewölbefächer anwandte. Auch diesen letzten Rest von Fläche hat der Baumeister hier in Vertikallinien verwandelt. Freilich diess

*) Natürlich die untere Sockelmauer abgerechnet.

Stabwerk, das sich auch durch eine kleine Gallerie fortzieht, setzt sich dann in dem Stabwerk der obern Fenster fort und ist so wenigstens in Zusammenhang gesetzt mit den Hauptformen des Ganzen. — Der Chor soll beträchtlich neuer sein; Kaiser Karl V. legte im Jahre 1521 den Grundstein dazu. Er setzt die Motive des Schiffes fort, mit dem Unterschied, dass hier die Rippen der Pfeiler nicht wie im Schiff, Piedestale haben, sondern — consequenter aber unschöner — bis in den Boden hineinlaufen. Ein hoher Chorumgang mit einer Reihe von Kapellen, die sich an den beiden Enden sogar verdoppeln, zieht sich rings herum. Aussen findet sich ein schwacher Versuch, den obern Theilen durch doppelt gegliederte Strebebögen etwas Reichthum und Haltung zu geben; die Thürmchen sind aber zu massiv und das Ganze viel zu dürftig gehalten, woran auch das Material einige Schuld haben mag.

Endlich die Vorderseite und der Thurm, von dem Baumeister Hans Amel begonnen im J. 1422, vollendet im J. 1518.

Die belgischen Thürme folgen bald dem französisch-englischen, bald mehr dem deutschen Princip. In Deutschland ist die kirchliche Gothik maassgebend gewesen für alle weltlichen Bauten; in Frankreich und England dagegen ist mehr oder weniger die Schlossbaukunst maassgebend gewesen auch für die Kirchen, daher die stumpfen Thürme und der Zinnenkranz um das ganze Gebäude. Der Antwerpener Thurm folgt ausschliesslich dem deutschen Princip, er trägt eine sehr hohe, schlanke Spitze; Zinnen kommen an dem

ganzen Gebäude überhaupt nicht vor. Ja in den wesentlichsten Dingen schliesst sich die ganze Façade den deutschen Kirchen an. Statt der in Frankreich üblichen grossen Mittelrose findet sich hier ein (etwas gar zu breites) Spitzbogenfenster; statt der an allen grossen französischen Kirchen prangenden Gallerien mit Statuen, welche dort die Horizontale zur vorherrschenden Linie machen, sehen wir hier nur kleine Balustraden;*) statt der weit vortretenden überladenen Portalbauten nur ein in die Wand hineintretendes Hauptportal; statt des platten Abschlusses des Mittelraumes einen hohen Giebel. So sehr diess alles zu einem schlanken Aussehen beiträgt, so behauptet doch die horizontale Linie allzuviele Rechte und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der untern Hälfte des Thurmes die pyramidale Abstufung und Entwicklung fast gänzlich fehlt. Aber diess ist noch lange nicht der Hauptmangel an dem Thurme. Derselbe musste seiner ganzen Breite wegen zweitheilig construirt werden, so dass zwischen die zwei grossen Strebepfeiler, welche jede Seite des Thurmes begränzen, noch ein dritter, kleinerer in die Mitte gesetzt wurde. Diess war nothwendig und findet sich auch an den besten gothischen Kirchen, z. B. am Kölner Dome. Allein dort ist das Motiv mit Recht bloss als ein untergeordnetes behandelt und bleibt schon beim dritten

*) Mittelrose und Gallerie finden sich auch am Strassburger Munster, woraus klar hervorgeht, dass der Erbauer, Erwin von Steinbach, sich hierin nach französischen Mustern gerichtet hat. Auch liegt beides sehr unvermittelt in seiner sonst so herrlichen Façade.

Stockwerke (da wo sich die Thürme*) trennen) weg, weil der Thurm schon schmal genug ist, um auf jeder Seite bloss ein Fenster fassen zu können. Am Antwerpener Dom, ja an allen grösseren Kirchthürmen Antwerpens**) dagegen wird dieses Motiv recht geflissentlich zum Hauptmotiv erhoben; es dauert noch zwei Stockwerke über der Trennung der Thürme fort und giebt dem ganzen Thurm ein schwächliches Ansehen, als müsste er mitten auseinander fallen.

Nun sollte nach dem Grundgesetz des deutsch-gothischen Thurmbaues die Verwandlung des Viereckes ins Achteck erfolgen. Dieselbe geht auch vor sich, doch so, dass vier Ecken des Achtecks gerade auf jene vier Mittelstrebepfeiler zu stehen kommen. Auf diese Weise entspricht keine Seite des Achtecks einer Seite des Vierecks; die Entwickelung scheint durch einen Sprung unterbrochen, und es ist um alle Würde der Composition geschehen. Was oben noch folgt, jenes Viereck, das sich wieder auf die schräg stehenden Winkel des Achtecks baut, jene Thürmchen mit breiten Wülsten im Flamboyant-Styl u. s. w. ist neben einem schönen achtseitigen, durchrochenen Helm, wie wir ihn z. B. am Freiburger Münster finden, kaum der Betrachtung werth. ***)

Diese Kritik geben wir nicht, um dem Beschauer

*) d. h. im Entwurf, denn diese Theile sind noch nicht ausgeführt.

**) Auch an der Cathedrale von Mecheln.

***) Von der wahrhaft abscheulichen Stufenkuppel über dem Kreuz wollen wir gar nicht sprechen. Sie sollte wohl, nach dem Innern zu schliessen, der des Domes von Mailand ähnlich werden.

den Antwerpener Dom zu verleiden, sondern um letzterm diejenige kunsthistorische Stellung anzuweisen, die ihm zukömmt, und um uns ein für allemal auszusprechen über Formen, die an vielen belgischen Kirchen, wenn auch in kleinerem Maasstabe, wiederkehren. Wir wenden uns zu den einzelnen Kunstwerken, und beginnen rechts vom Hauptportal. Eine Kanzel von Holz, von vier Statuen getragen, im Jahr 1673 von Verbruggen gefertigt, ist kaum besser, doch weniger lächerlich als die zu *S. Pierre* in Loewen erwähnte. Vor dem Altar des äussersten Schiffes eine übermässig reiche Communionbank*) von Andreas Quellinus. Drüben ein Glasgemälde, das Abendmahl, welches fälschlich dem Diepenbeck (einem Schüler von Rubens) zugeschrieben wird, etwa aus der Mitte des XVI. Jahrhunderts. Im Querbau das Hauptwerk des grossen Rubens, die weltberühmte Kreuzabnahme. Ohne uns auf den Werth des Bildes einzulassen, wollen wir dem Beschauer folgende Notizen an die Hand geben. Rubens hat das Bild gemalt bald nach seiner Rückkehr aus Italien (1607) und zwar zur Schlichtung einer Streitigkeit mit der Schützengesellschaft von Antwerpen, welche ihm dafür einen Einbau in ihren Garten gestattete. Das Bild sollte dem h. Christophorus, Patron der Gesellschaft, vorstellen und in derjenigen Kapelle des Chorumganges, welche den Schützen gehörte, seine Stelle erhalten. Rubens, dem der Gegenstand nicht genügte, nahm das Wort Christophorus (Christusträger) in seiner

*) So heissen die Schranken, welche den Altarraum umgeben.

weitesten Bedeutung, und so sehen wir auf dem Mittelbilde die Freunde Christi, die seinen Leichnam vom Kreuz herunter tragen, auf den Flügeln den Besuch der schwangern Maria, welche das Christuskind unter dem Herzen trägt, und den alten Simeon im Tempel, welcher es auf den Armen trägt; endlich auf der Aussenseite der Flügel den grossen S. Christoph, welcher es auf den Schultern trägt. So allein erklärt sich die merkwürdige Zusammenstellung. Der Platz, den das Bild und sein eben so gewaltiges Gegenstück, die Kreuzaufrichtung jetzt einnehmen, ist sehr günstig; [illegible] durch die langen Nebenschiffe darauf zu gehenden Bl[illegible]auer erscheinen sie in den grossartigsten Rahmen gefasst und die wundersamen Lichteffekte gewinnen dabei ungemein. In der nächsten Kapelle des Chorumganges eine Hochzeit von Cana, von Martin de Vos. In der zweiten das Grabmal des Buchdruckers Moretus, mit einem schönen Bilde von Rubens: Christi Auferstehung, auf den Flügeln innen S. Johannes und S. Catharina, aussen Engel. Ueber dem Grabmale das Portrait des Moretus, ebenfalls von Rubens. Gegenüber S. Norbert, von Martin Pepyn, mit dem Datum 1637. In der dritten Kapelle eine kleine sizzende Statue der heil. Jungfrau mit dem Kinde, von Duquesnoy. Die hinterste Kapelle ist allein den vielen Katastrophen des Domes entgangen; so wie der hier befindliche Altar waren ehemals zwei und dreissig im Dom. Ebendaselbst zwei gute Bilder von M. Pepyn. In mehreren dieser Kapellen finden sich Bilder von niederländischen Malern aus italienischer Schule, die Passion darstellend, z. B. eine Grablegung

mit unverkennbar raphaelischen Motiven. In den folgenden Kapellen ein h. Norbert von Engeln umgeben, von Diepenbeck, welcher einen interessanten Beleg liefert für die Art und Weise, wie die Schüler von Rubens sich in die Vorzüge ihres grossen Meisters theilten: das Bild ist so schön gemalt, dass man es in dieser Beziehung beinahe für einen Rubens halten könnte, während der Ausdruck höchst unbedeutend, und die Composition sehr schlecht ist. Weiterhin die Kopie eines der besten Bilder von Rubens, der Christ *à la paille*, das sich in der Academie befindet. Ferner in einer grössern Kapelle das schöne Grabmal des Bischofs Ambrogio Capello von demselben Verbruggen, der die schlechte Kanzel gemacht hat, im Jahr 1676 verfertigt. Es ist merkwürdig, dass sich die Skulptur, bei ihrem damaligen fast gänzlichen Versinken in die gezierteste Manier daneben, zu so prächtigen, oft grossartigen Portrait-Darstellungen *) erhoben hat. (Die zahlreichsten Belege hiezu bietet wohl der Mainzer Dom dar.) Während alles was eine ideale Gestaltung erforderte, unschön und überladen ausfiel, — man erinnere sich an all die fetten Pausbackenengel, — blieben die Portraitstatuen oft einfach und schön, bis endlich Canova's Genie das Ideal wieder aus der Natur heraus gebar. Ueber dem Monument hängt ein Abendmahl von Ottovenius, dem Lehrer des Rubens. Der Maler hat sich die nicht leichte Aufgabe gestellt, die Jünger rings um einen runden Tisch zu versammeln und sie ist ihm sehr gut gelungen. Man darf Ottovenius nicht

*) Wir werden unten sehen, dass es mit der Malerei sich oft eben so verhielt.

nach den kleinen Bildern beurtheilen, die in deutschen Gallerieen seinen Namen tragen; in Belgien finden sich manche Gemälde von ihm, die eine fast raphaelische Abrundung der Composition und eine ganz überraschend wohlthuende Vertheilung der Gruppen zeigen. Aber das war nächst einem lebhaften, reichen Kolorit auch das höchste, was er erstrebte; er hat diesen Eigenschaften Intention, dramatischen Inhalt und Ausdruck fast völlig aufgeopfert. In der folgenden grossen Kapelle: ein schönes Crucifix von parischem Marmor, von van der Neer in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gearbeitet. Christus unter den Schriftgelehrten, in deren Zügen man Luther, Kalvin und Erasmus wieder erkennen will, vom ältern Franck. Nächst dem Altar hängen die beiden dazu gehörenden Flügelbilder. Gegenüber ein h. Felix in Mönchskleidung, aus der Schule des Vandyck, wovon bloss der Kopf von Werth ist. Den schönen Madonnenkopf in der Art des Leonardo da Vinci, welchen die Guiden rühmen, sucht man hier vergebens. Glasgemälde mit dem Bilde Maximilians I.; manche hübsche Figuren. Beim Wiedereintritt ins Querschiff steht man unter der ungeheuren Kreuzaufrichtung des Rubens. Hier gehören die innern Flügel noch zu der Scene des Mittelbildes; die äussern stellen vier Heilige dar. — Das Bild schmückte ehmals den Hauptaltar der nun zerstörten Walburgiskirche. Hat sich Rubens hier vielleicht von seinen enormen Mitteln, seiner Darstellungskraft, seinem gewaltigen Ausdruck, seiner Formenkenntniss zu weit hinreissen lassen? Jedenfalls ist die diagonale Bewegung, welche durch das ganze Bild

geht, für diesen Raum zu heftig. Aber der Beschauer mag hier einen Blick in die Riesenseele des Mannes thun, der einen solchen Moment mit solchen Mitteln so zu fixiren im Stande war.

Im hohen Chor auf dem Hauptaltar steht seine Himmelfahrt Mariä, eins seiner letzten Werke, erst 1642 hier aufgestellt. Die Hände seiner Schüler sind an manchen Dingen nicht zu verkennen; aber auch die Composition, welche sein Eigenthum ist, steht seinen frühern Werken weit nach. Rubens ist am grössten in den Gemälden, durch welche er noch nach der Palme rang, wie z. B. in den zwei eben erwähnten Kreuzbildern. Als er diese malte, war seine Schule erst im Entstehen. Später musste er, um zahllosen Bestellungen zu genügen (er soll viertausend Bilder gemalt haben) manches seinen Schülern überlassen; was zunächst dabei litt, war Colorit und Ausdruck. In seinem spätern Alter (er war geboren 1577 und starb 1640) wurde auch seine Composition schwächer, seine Zeichnung flüchtiger; aber selbst in seinen letzten, oft widrigen Bildern ist noch immer der alte Titan erkennbar, der jeder Anschauung eine lebendige Existenz verleihen konnte. Und so ist zwar auch diese seine Madonna der Himmelfahrt, diese Engel der Seligkeit kaum fähig, und dennoch enthält auch dieses Bild des Grossen noch genug. Rubens malte es in 16 Tagen und erhielt dafür 1600 Gulden.

Man ist eben damit beschäftigt, den Chor wieder mit Stühlen für die Chorherrn zu versehen. Was davon vollendet ist, beweist einen gesunden Sinn für reine gothische Formen, und die Holzreliefs, welche

die Rücklehnen verzieren, zeigen eine recht geschickte Benutzung der alten Motive. — Die Kuppel über dem Kreuz ist mit einem widrigen Deckengemälde des Cornelius Schütt, einer Himmelfahrt Mariä, verunstaltet. Endlich machen wir auf die Glasgemälde in den obern Fenstern aufmerksam, welche dem Anfange des XVI. Jahrhunderts angehören mögen. Die blaue Farbe herrscht darin vor, vielleicht nicht ohne die Absicht, den ganzen obern Theil der Kirche durch ein bläuliches Licht möglichst ferne erscheinen zu lassen. Auch dürfen wir nicht das Denkmal des Quentin Messys aussen neben dem Hauptportal vergessen, welches in einem Medaillon wenigstens ein echt brabantisches Profil enthält, so zweifelhaft auch die Echtheit der Benennung, so spät auch die Inschrift sein mag. Es ist bekannt, dass Messys früher ein Grobschmied war, und, um der Hand seiner Geliebten würdig zu werden, die Kunst der Malerei erlernte, angeblich ohne Lehrmeister. Schräg vor dem Dom steht ein Brunnen, dessen tüchtige, spätgothische Verzierung von verschlungenen Eisenzweigen sein Jugendwerk sein soll.

Die Academie von Antwerpen. — Wir stellen den Dom und die Academie hier voran, um bei den übrigen Kunstwerken darauf verweisen zu können. Der Reisende erkundige sich nicht nach dem Gebäude der Academie, sondern nach dem Musée, wo die Bilder jetzt aufgestellt sind;*) es liegt nicht

*) Dasselbe ist täglich geöffnet, doch so, dass dem Aufseher an den meisten Wochentagen etwa ein halber Franc entrichtet wird.

weit von *S. Jaques*. Von deutschen und italienischen Meistern findet sich hier nur sehr weniges; dagegen kann man hier den Entwickelungsgang der niederländischen Schulen genauer verfolgen als in irgend einer andern Sammlung; nur die holländische Genremalerei ist zu schwach repräsentirt. Leider umfasst der Catalog die alten Bilder noch nicht, so dass wir dem Leser hierüber eine genauere, möglichst chronologische Uebersicht schuldig sind.

Zweierlei Bestrebungen stellen sich in den zeichnenden Künsten wie in manchem andern Thun und Dichten des Menschen als entgegengesetzte Pole dar; der Realismus*) und der Idealismus. Sie bewegen die Kunst in allen Perioden ihrer Geschichte; ja von dem Vorherrschen des Einen oder des Andern hat die Entscheidung der höchsten Kunstfragen zu jeder Zeit abgehangen. Nur wenigen Künstlern ist eine Durchdringung der beiden Gegensätze gelungen, während viele den einen der beiden Richtungen angehangen und sie bis ins Extrem verfolgt haben. Es ist hier nicht der Ort, diesen Kampf durch alle Perioden der Kunstgeschichte zu verfolgen; wir dürfen bloss noch beifügen, dass die Wendung desselben niemals von der Willkür einzelner Künstler abgehangen hat, sondern sich zu jeder Zeit nach grossen kulturhistorischen Gesetzen richtete. Belgien ist bis in die neueste Zeit einer der bedeutendsten Schauplätze dieses Kampfes gewesen,**) und wir hoffen desshalb nicht einseitig

*) d. h. strengeres Anschliessen an die Natur wie sie ist.

**) Im Ganzen hat der Süden mehr die idealistische, der Norden mehr die realistische Richtung eingeschlagen, doch auf keine Weise ausschliesslich.

zu werden, wenn wir auch die Schätze der Academie von Antwerpen besonders in Rücksicht darauf betrachten; schliessen sich doch die tiefsten wie die unbedeutendsten Eigenthümlichkeiten der Schulen und der einzelnen Künstler an diese Grundrichtungen, Idealismus oder Realismus an, welche Ursache und Resultat zu gleicher Zeit sind.

Um die Mitte des XIV. Jahrhunderts war die ganze europäische Malerei in einer idealistischen Richtung begriffen; als Hauptmittelpunkte erscheinen Toscana und Köln, dort die Sienesen und in untergeordneter Weise auch die Schüler des Giotto, hier die nächsten Vorgänger des Meister Wilhelm. Die Darstellungsmittel sind in dieser Zeit noch sehr mangelhaft. Zeichnung, Färbung und Perspektive; die Intention allein ist es, welche die Bilder belebt, und da sie in einer Zeit, welche bloss eine religiöse Kunst kannte, durchaus rein und aufs Höchste gerichtet war, so gelangen ihr Bilder voll Würde und heiliger Anmuth. Erhöhte, übermenschliche Zustände waren die einzige Aufgabe, daher der vorherrschende Goldgrund, daher der ruhige, imposante, fliessende Faltenwurf, die Feierlichkeit der Bewegungen und der trotz allen Zeichnungsfehlern oft so selige Ausdruck der Gesichtszüge. Was die Auffassung im Ganzen betrifft, so war dieselbe bisweilen noch gebunden durch den kirchlichen Typus, d. h. eine gewisse durch uralten Gebrauch stehend gewordene Darstellungsweise der heiligen Scenen und Personen. Es versteht sich von selbst, dass das Ungenügende dieses Standpunktes besonders dann recht sichtbar wurde, wenn irgend ein entschie-

denes Handeln dargestellt werden sollte, welches einen freiern Gebrauch der Kunstmittel, besonders der Zeichnung, voraussetzt, als jene Periode besass; ganz besonders schwach aber erscheinen jene idealistischen Schulen, wenn es sich darum handelt, den Menschen in seiner Menschlichkeit, in seinen Leidenschaften und in seiner Bosheit darzustellen; solche Figuren pflegen entweder ganz matt oder ganz karikirt zu sein. In der Academie finden sich mehrere Bilder dieser ältern Schulen, so z. B. ein dem Sienesen Simon Memmi fälschlich zugeschriebenes und von den Florentinern Giotto (?) und Fra Giovanni da Fiesole je eines. Ferner eine uralte Madonna mit dem Kinde, mehr als lebensgrosse Halbfigur, deren Kleid durchgängig mit goldnen Lichtern verziert ist, damit die Gestalt um so herrlicher und idealer erscheinen sollte. Das Bild dürfte wohl ein italienisches Werk des XIII. Jahrhunderts sein. Einheimisches aus dieser Zeit enthält die Academie wenig, doch genug um das Dasein einer idealistischen Schule in Belgien*) während des XIV. Jahrhunderts zu beweisen. So z. B. Christus die Maria krönend, ein kleines Bild auf Goldgrund: ferner Maria und Johannes unter dem Kreuze stehend, nebst dem knieenden Donatar, auf damasziertem Goldgrund, mit der Jahr-

*) Welches bisher nur von wenigen anerkannt worden ist. Der überstrahlende Ruhm der realistischen van Eyck'schen Schule hat diese ihre Vorgänger so tief in den Schatten gestellt, dass die Kunstgeschichten in Bezug auf die Niederlande immer erst mit ihr beginnen.

zahl 1363. Ferner S. Benedict unter einem Baldachin auf Goldgrund, wahrscheinlich ein kölnisches Bild aus der Schule des Meisters Wilhelm (Anfang des XV. Jahrhunderts). Endlich Maria mit dem Kinde auf dem Throne von rothen Cherubim umgeben, Halbfiguren von halber Lebensgrösse auf blauem Grund; auf dem Rahmen steht mit gothischer aber sehr neuer Schrift: Agnes Sorel; der angeklebte Zettel dagegen schreibt das Bild dem Johann Schoreel zu, einem Niederländer, der um 1530 blühte: eins so falsch wie das andere: das Bild ist wahrscheinlich altfranzösisch und im letzten Drittel des XV. Jahrhunderts gemalt.*) Im Allgemeinen unterscheiden sich die wenigen Bilder der niederländischen Idealistenschule **) von den altkölnischen Gemälden durch eine minder zarte Behandlung der Farben, durch stärkere Umrisse und dunklere Schatten, welche dem Ganzen ein düsteres Ansehen geben. (Etwas ähnliches findet sich in den Bildern der gleichzeitigen Prager Schule, nur mit einer viel breitern, massenhaftern Behandlung verbunden.

Ohne dass nun diese idealistische Richtung sich überlebt hätte, denn ihr letztes Erzeugniss, das Kölner Dombild, ist auch ihr höchstes (1426?), wurde sie doch schnell gestürzt durch die neuen Principien der flandrischen Schule: Naturwahrheit und Charak-

*) Der Leser verzeihe, dass wir diese Bilder nicht näher bezeichnen können; dieselben sind nämlich noch nicht einmal numerirt, geschweige denn im Catalog verzeichnet.

**) Wozu auch die Miniaturen der Handschriften des XIV. Jahrhunderts in der *Bibliotheque des ducs de Bourgogne* in Brüssel gehören.

teristik, in Verbindung mit vollendeter Technik. — Hubert van Eyck (geb. 1366, starb 1426) und sein Bruder (?) Johann (geb. um 1400 starb 1445) gründeten diese Schule in ihrem Wohnort Brügge; ihre Blüthezeit fällt vorzüglich unter Philipp den Guten (seit 1419 Herzog von Burgund und Graf von Flandern), der besonders Johann's Gönner war. Sie gaben die menschliche Figur wieder ihrer Umgebung zurück, indem sie den Goldgrund durch schöne lebhaft gemalte Landschaften und durch eine perspektivisch richtige, oft sehr phantasiereiche Architektur ersetzten. Jetzt erst konnte auch von einer Gesammtcomposition die Rede sein, während früher die Figuren meist nur in statuarischer Ruhe, oder doch nur in den einfachsten Beziehungen zu einander dargestellt wurden, und oft sogar in völlig symmetrischer Anordnung neben einander standen. Jetzt erst gewinnen die Gemälde einen Vorder-, Mittel- und Hinter-Grund: ein klarer Himmel und blaue Berge leiten den Blick oft in die tiefste Ferne.

Die fleissigste, liebevollste Behandlung der Figuren wie ihrer höchst individuell durchgedachten Umgebung rücken uns das Ganze menschlich näher, während der leuchtende Glanz der vollen, durchsichtigen Farben und die oft phantasmagorischen Lichteffekte uns zugleich wieder in eine höhere Sphäre zu versetzen trachten. Die van Eyck's erstrebten eine Verklärung des irdischen Lebens, ihre idealistischen Vorgänger eine Verkörperung des himmlischen. Freilich dürfen wir auch die Mängel der flandrischen Schule nicht verhehlen: sie treibt die Charakteristik zu weit, oft

bis zur Karrikatur; ihre Köpfe sind meist Portraits. Auch ihre Composition erscheint noch nichts weniger als durchgebildet; die Figuren stehen oft gar zu parallel neben einander; von einer Vertheilung der Massen ist noch nicht die Rede. Selbst die einzelnen Figuren haben noch keine richtigen Verhältnisse; von dem menschlichen Körper kennen die van Eyck's nur wenig mehr als das Gesicht und die Hände, daher der Mangel an Haltung und an jener Grazie der Bewegung, welche selbst die kölnischen und florentinischen Idealisten so sehr auszeichnet; lange, steife Figuren finden sich noch sehr oft auf diesen flandrischen Bildern. Endlich ist alle Farbenpracht nicht hinreichend um den so sehr manierirten, eckigen Faltenwurf, jenes absichtliche Prunken mit Gewandstoffen zu verdecken und um dem Beschauer zu entschädigen für das Starre und Kalte*) mancher Gesichter. Die Weiber scheinen meist Portraits nach einem und demselben Original zu sein; es ist ein sehr entschlossenes, aber auch verschlossenes Gesicht mit einem völlig kalten Blick (was besonders an der h. Cäcilie des Berliner Museums sichtbar wird). Die Züge sind nicht unschön, aber das Gesicht etwas zu lang. Es würde uns zu weit führen, wenn wir untersuchen wollten, wie diese realistische Richtung sich durch ganz Deutschland verbreitete, und welche Grundzüge des (damali-

*) Gewöhnlich werden die mittelalterlichen, besonders deutschen Schulen in Bausch und Bogen wegen ihrer tiefen Innigkeit und Gemüthlichkeit gepriesen, während doch die oft erwähnte „Holdseligkeit" eigentlich nur das Erbtheil weniger Schulen gewesen ist.

gen) deutschen Charakters ihr günstig entgegen kamen; nur das dürfen wir nicht vergessen, dass die Tendenz der van Eyck's ihre Eroberungen zum Theil dem siegreichen Geleit der von ihnen erfundenen (oder doch sehr vervollkommneten) Oelmalerei verdankt. Ihr Colorit ist wahrhaft unverwüstlich: die meisten ihrer Bilder sehen nach vier Jahrhunderten wie neu aus,*) was grosse chemische Kenntniss der Farbenbereitung voraussetzt.

Das alterthümlichste Bild, welches hier dem Johannn van Eyck (mit Recht, wie es scheint) zugeschrieben wird, ist die Darstellung der sieben Sakramente. Die Handlung geht in einer mächtigen gothischen Kirche vor, deren Styl so vortrefflich und rein ist, dass wir den Maler zugleich als tüchtigen Architekten anerkennen müssen; dem Style nach hat dieselbe Aehnlichkeit mit *S. Paul* in Lüttich; von Polychromie ist nichts daran zu sehen. Sieben getrennte Gruppen, die Ausübung der Sakramente darstellend, liessen sich nicht besser vereinigen, als durch solch eine architektonisch-symmetrische Anordnung, und zwar in einer Kirche als dem Sinnbild der allgemeinen Kirche. Das Einzelne ist mit der grössten, fleissigsten Pracht gemalt; ja man könnte eine Steigerung des Glanzes nachweisen in den je drei Seitengruppen, bis derselbe den höchsten Punkt erreicht in der fernen Mittelgruppe, dem Sakrament des Altars. Man beachte die Kleidung

*) Wir urtheilen hier nicht nach den stark abgeriebenen und aufgemalten Bildern der ehemals Boisserée'schen Sammlung in der Münchener Pinakothek, sondern nach den Gemälden in Belgien und Berlin.

der über jeder Gruppe schwebenden Engel; es mag nicht ohne tiefe Bedeutung sein, dass der Engel, der über der Taufe schwebt, weiss, der über der Firmelung gelb, der über der Beichte feuerroth, der über dem Abendmahl grün, der über der Priesterweihe dunkelroth, der über der Ehe blau, und der über der letzten Oelung violett gekleidet sind. Manche mögen das Bild den van Eyck's abstreiten, z. B. weil dieselben immer nur byzantinische Architektur angebracht hätten. Aber wir werden gleich ein beglaubigtes Bild Johanns van Eyck finden, welches auch gothische Architektur enthält. Byzantinische Architektur malten sie nur dann in den Hintergrund, wenn uralte Geschichten, z. B. des neuen Testaments, vorgestellt werden sollten; während sie bei der Darstellung der Sakramente als einer in der Kirche noch lebendigen Macht, mit gutem Grund die gothische, die zu ihrer Zeit gebräuchliche, anwandten. Auch ist das Bild in einem hellen Ton gemalt, während die van Eycks meist um ihrer Lichteffekte willen auch dunkle tiefe Schatten anzuwenden liebten. Allein dieser Umstand war durch Anordnung und Gegenstand geboten. Die Gesichter sind wohl meist Portraits. Man bemerke an dem messehaltenden Priester das Durchscheinen des dunkeln Untergewandes durch die Alba. Ferner: eine herrliche Federzeichnung, bezeichnet: Johannes de Eyck me fecit 1437. Die h. Barbara mit einem Palmzweig sitzt lesend vor einem im Bau begriffenen achteckigen, reichen gothischen Thurm;*) hinten viele

*) Der Maler muss Deutschland gekannt haben, da der Thurm die schönsten, reichsten Giebel u. Fenster trägt.

kleine Figuren; dann eine Stadt und eine anmuthige Gegend. Reinlichkeit und Sicherheit des Striches: schöne, ruhige Anordnung. Ferner Maria mit dem Kinde auf dem Thron; zur Seite S. Donatian und S. Georg nebst einem knieenden Domherrn, alte, vielleicht gleichzeitige Copie des Hauptbildes der Akademie von Brügge*) (s. unten). Ferner zwei Portraits Herzog Philipps des Guten, von Johann van Eyck. Ein betender Carthäuser, hier demselben zugeschrieben, wohl nur von einem Schüler. Ferner ein etwas härteres und alterthümliches Bild, dem Hubert van Eyck zugeschrieben: in zwei Rundbogen: Maria, das Kind säugend, und: ein Mann und eine Frau betend. Ferner der Margaretha**) van Eyck zugeschrieben: Maria auf der Flucht sitzt in einem Walde, das Kind säugend, unweit Joseph schlafend; Fernsicht aus dem Walde gegen eine Stadt. Das Bildchen ist zarter und unbestimmter gehalten als die Bilder der van Eyck's, doch ist deren Technik darin nicht zu verkennen. Die Färbung ist dunkel, das Ganze sehr lieblich und anspruchslos. Von den nächsten Schülern der van Eyck's Gerhard van der Meeren (siehe S. Bavon in Gent) und Hugo van der Goes findet sich hier nichts: von dem letztern wollen wir bloss bemerken, dass sein Colorit etwas lichter ist als das seiner Lehrer, und dass seine Figuren noch genreartiger, oft karrikirt sind, wobei indess noch immer die grösste Sauberkeit des Details, freilich ohne den Schönheitssinn

*) Diese beiden Bilder stammen aus der Ertborn'schen Sammlung zu Utrecht.

**) Sie war die Schwester Huberts und Johannes.

der van Eyck's, anerkannt werden muss.*) Andere Schüler der van Eyck's sind: Justus van Gent, Peter Christophsen, Alb. Ouwater, und der räthselhafte Rogier van Brügge. Von Joh. van Eyck lernte Antonello von Messina die Technik der Oelmalerei: auch die Behandlungsweise der flandrischen Schule scheint er sich zugeeignet zu haben, wie aus dem hier befindlichen Portrait eines Mannes hervorgeht. Unabhängiger erscheint er in einem grössern Bildchen: Maria und Johannes unter dem Kreuze mit einem weiten Ausblick in die Landschaft; hier findet sich auch schon jenes durchsichtig bräunliche Colorit, welches später in den Bildern der venetianischen Schule, deren Mitgründer Antonello ist, eine so wichtige Rolle spielt. Beide Bildchen sind mit seinem Namen bezeichnet. Auch der Niederrheinländer Johann von Calcar, ein mittelbarer Schüler der van Eycks, ist hier repräsentirt durch ein ziemlich bedeutendes Bild: Madonna, S. Anna, S. Maria Cleophae und S. Maria Salome mit ihren Männern und Kindern, auf einer blumenreichen Wiese sitzend, die Kinder spielend. Es ist interessant zu sehen, wie der Deutsche sich noch nicht völlig in das neue Element hineinwagt, und wenigstens den goldnen Heiligenschein und etwas von der typischen, symmetrischen Anordnung beibehält, während die Gesichter schon nichts weniger als Ideale sind. Calcar liebt übrigens volle, unge-

*) Der Reisende dürfte schon desshalb die Besichtigung des Domschatzes in Aachen wünschen, weil die Innenseite der Thüren des grossen Wandschrankes daselbst eine grosse Reihe von Bildchen des Hugo van der Goes enthält.

brochne Farben, während die van Eyck's auch hierin sich mehr der Natur näherten. Manche bedeutende Intention ist in dem Bilde nicht zu verkennen, doch sind fast alle Figuren etwas steif ausgefallen.

Wir betrachten nun das zweite Stadium der van Eyck'schen Schule, welches durch einen grossen unschätzbaren Künstler, Jan Memling, repräsentirt wird. (Der Name wird, nach gleich guten Autoritäten auch Hemling, Hemmelink geschrieben, die Italiener nennen ihn Memelino. Er war Schüler des Rogier van Brügge und malte vielleicht schon 1430, und zwar bis 1470 in Italien; von 1476 bis 1485 in Brügge, später vielleicht in Löwen und 1496 bis 1499 vielleicht in der Carthause von Mira flores in Spanien, sein Geburtsort war ohne Zweifel Brügge.*) Memling hat das Gemüth und die tiefe Innigkeit erst wieder in die Schule eingeführt, während seine Form zugleich die der van Eyck's in tieferm Verständniss übertraf. An Glanz und Farbenpracht mögen sie ihm überlegen sein; an Schönheit und Macht des Ausdrucks gewiss nicht. Seine Technik ist die ihre, so dass man seine Bilder oft mit den ihren verwechselt. — Hier tragen mehrere Bilder seinen Namen mit Unrecht, z. B. das Portrait eines betenden Mannes, eine Madonna mit dem Kinde (sehr hart, wahrscheinlich gar nicht niederländisch) ferner eine Anbetung der drei Könige. Um so vorzüglicher sind die hier befindlichen miniaturartig gemalten Bilder von seiner Hand: Eine Verkündigung; Maria mit dem Kinde in einer gothi-

*) siehe Schnaase niederl. Briefe, p. 327 u. folg.

schen Kirche, und ein betender Bischof, daneben ein Kaminfeuer; auf der Rückseite: Christus auf der Weltkugel, und ein knieender Geistlicher. Besonders wird man hier eine höhere Auffassung der weiblichen Natur gewahr; hier kehrt bisweilen jene Holdseligkeit wieder, die wir in Meister Stephan's Bildern zuletzt angetroffen haben. — Auch ein S. Hieronymus und ein Donatar erregt Bewunderung. Endlich findet sich hier eine Kreuztragung, die vielleicht ein spätes Werk Memlings sein dürfte. Von einem seiner Zeitgenossen mag wohl die № 1 des Catalogs herrühren, welche das Fest des Schützenschwörtages von Antwerpen mit vielem Humor darstellt. Zwar scheint das Wappen Spaniens auf die Zeit um 1496 (Vermählung Herzog Philipps des Schönen mit Johanna von Arragon) hinzudeuten, aber das Bild ist alterthümlicher gemalt. — Auch mögen zwei prächtige Köpfe, Christus und Maria, *) mit Nachahmung des alterthümlichen Typus von einem Mitstrebenden Memling's, wenn nicht von ihm selbst, gemalt sein. Als die spätesten Maler der flandrischen Schule**) können wir Rogier van der Weyde, Anton Claessens und Hieron. Bosch betrachten; bei dem letzten artet die Eyck'sche Charakteristik schon in die tollste Phantasterei aus.

Gleichzeitig finden wir nun in Brabant um das Jahr 1500 zwei Maler, welche unläugbar manches gemein haben, wenn wir sie auch nicht in eine förm-

*) Aehnlich den bekannten, dem jüngern Holbein zugeschriebenen.

**) Die Nachfolger Memlings werden wir bei Anlass des Brüsseler Museums erwähnen.

liche Schulgemeinschaft setzen können: den schon erwähnten Rogier van der Weyde aus Brüssel und Quentin Messys aus Antwerpen. Gemeinsam ist ihnen die breitere, vollere Behandlung der Körperformen, gestützt auf eine grössere anatomische Kenntniss, ferner eine sehr ausgesprochene, oft ekstatische Bezeichnung der Leidenschaften und Gemüthszustände; endlich ein sehr lichtes Colorit. Wahrscheinlich hatte sich schon seit dem XIV. Jahrhundert in Antwerpen eine Schule gebildet und sich von dem flandrischen Einfluss ziemlich unabhängig gehalten. Es finden sich hier und da fast lebensgrosse Halbfiguren auf Goldgrund z. B. Christi Leichnam von seinen Angehörigen umgeben in *S. Pierre* in Löwen (s. oben), ferner derselbe Gegenstand in S. Gangulph in Trier, ebenfalls nur Halbfiguren; (auch der Sohn des Quent. Messys, Johann, malte seine Genrebilder meist lebensgross und in halber Figur); auch in mehreren Gallerien treffen wir dieselbe Vorstellung ähnlich behandelt an; all diess deutet auf eine eigenthümliche, alte brabantische Schule hin.*) Hier endlich finden wir das grösste, herrlichste Werk derselben: es ist wiederum Christi Leichnam von seinen Angehörigen umgeben, hier aber in ganzen, ebenfalls lebensgrossen Figuren, von Quentin Messys (starb 1529) (im Catalog № 2.)

Wir haben bei Gelegenheit des eisernen Brunnens von der Cathedrale, dessen Verwandlung aus einem Grobschmid in einen Maler erwähnt; hier vor diesem

*) Schon um die Mitte des XV. Jahrhunderts wurde in Antwerpen die Malergilde zu S. Lucas eröffnet.

Bilde (es ist gemalt 1508) lernt man begreifen, dass Messys aus Liebe Maler wurde, freilich nicht aus Liebe im gewöhnlichen Sinne, sondern weil dieses grosse übermächtige Gemüth irgend eine Form finden musste, in welcher es seine ganze unendliche Fülle aussprechen konnte. Und darin ist Messys Memling's Geistesverwandter ohne die geringste Schulverwandtschaft. Was jenes Bild in *S. Pierre* in Löwen (die heil. Familie) versprach, das hält dieser todte Christus; hier findet sich das erste Mal in der ganzen nordischen Kunst ein vollständiger Ausdruck der tiefsten innerlichen menschlichen Leidenschaft. Den Idealisten war erst der Ausdruck der Seligkeit und Heiligkeit gelungen; hier finden wir lauter individuelle Menschengestalten im erschütterndsten Schmerze, in starrem Entsetzen, in trostloser Liebe; jede hat an dem Entseelten ihr Höchstes verloren; aber es ist ein heiliger Schmerz, der seine Lösung und Versöhnung dereinst mit Gewissheit finden wird. Wir überlassen es dem Beschauer, sich in das Einzelnste des Bildes zu versenken und bemerken über die kunsthistorische Stellung desselben, dass wir hier wieder eine absichtliche Beschränkung des in der flandrischen Schule so sehr hervorgehobenen Hintergrundes finden. Die Figuren sind hier nicht nur die Hauptsache, sondern der einzige Gegenstand der Betrachtung; sie füllen das Bild völlig aus.*) Ihre Grösse nöthigte

*) Ganz ähnlich verhält es sich mit dem grossen Gemälde des Rogier van der Weyde, welches denselben Gegenstand behandelt, im Berliner Museum. Auch sonst finden sich darin manche Anklänge von Quentin Messys.

den Künstler zu einer höchst individuellen Durchbildung; er war der erste, der dieselbe in einem solchen Massstabe versuchte, und diess mag manches Ungenügende im Einzelnen entschuldigen. Die Flügel (№ 3 und 4) befriedigen weniger; sie enthalten links die Ueberbringung des Hauptes Johannis des Täufers vor Herodes; rechts Johannes der Ev. in einem Kessel voll siedenden Oeles, umgeben von höhnischen, abscheulichen Scherzen. In einer Beziehung verfehlen diese beiden Bilder ihre Wirkung nicht, sie heben das Mittelbild um so mächtiger hervor. Das unschätzbare Ganze bestellte die Tischlergilde bei Q. Messys im Jahre 1508; er erhielt dafür 300 Gulden in langen Terminen! In dem Bildersturm 1567 kam das Bild in unrechte Hände; auf dringende Bitten des Malers Martin de Vos kaufte es die Stadt im Jahre 1577 für 1500 Gulden an. Im Jahre 1794 wanderte es nach Paris und kam 1816 zurück. — Quentin's wenig bedeutendem Sohne Jan Messys mögen die in viele Gallerien zerstreuten lebensgrossen Genrebilder meist angehören, die man als: die beiden Wechsler,*) der Wucherer mit seiner Frau, der mit seiner Frau zankende Mann, kennt. Von diesen dreien sind auch hier Exemplare. Die vortreffliche Composition des erstern und vielleicht auch die etwas mattere des zweiten mag man Quentin Messys zuschreiben; uns ist aber noch kein Exemplar bekannt, das nur von

*) Man kann den Geiz und die Habsucht nicht treffender zeichnen als hier geschehen ist; besonders charakteristisch ist der vergnügte hintere Geizhals, der so eben den andern betrogen zu haben scheint. Quent. Messys, der so elend bezahlt wurde, mochte an diesen und jenen Antwerpener Rentier denken.

ferne das zarte, durchsichtige Colorit und die geistreiche Zeichnung desselben besässe. Ueberdiess haben wir Grund zu glauben, dass Quent. Messys, wenn er auch die Entwürfe gemacht hat, darin weniger einem innern Antriebe, als einer Art von Rivalität mit einem jüngern Zeitgenossen, dem ächten Lucas van Leyden, gefolgt ist. (Derselbe ist wohl zu unterscheiden von einem mit Messys und Rogier van der Weyde verwandten niederrheinischen Maler, der in den Gallerien von Mainz und München irrig Lucas v. Leyden heisst.) Dieser ächte Lucas v. L. ist als der Stifter des niederländischen Genrebildes zu betrachten.*) (Wir verweisen hier auf mehrere kleine Bildern dieser Art, die hier seinen Namen tragen und die man leicht finden wird.) Dasselbe stellt im Gegensatz zur historischen (heiligen oder heroischen) Malerei das gewöhnliche Leben in seinem werkeltägigen Verkehr dar, und ist somit kein willkührliches Erzeugniss, sondern eine consequente Folge der alten flandrischen Schule, welche in ihren Portraitgestalten und in ihrer naturalistischen Darstellungsweise oft schon an das Genre streift, trotz der Heiligkeit ihrer Gegenstände. (Man vergleiche besonders Hugo van der Goes.) — Ueberhaupt ist es die Aufgabe des XVI. Jahrhunderts gewesen, die Malerei in ihre Fächer zu zerlegen. Wie mit Lucas von Leyden und den beiden Messys das Genrebild, so tritt zugleich mit Joachim Patenier und Herri de Bles die Land-

*) Holland ist seit ihm der Hauptsitz der Genremalerei geblieben, was Manche zu dem Schluss bewogen hat, das Ideal sei dem Holländer gänzlich fremd.

schaft als abgesonderte Kunstgattung auf. Von ersterem ist hier ein recht hübsches Landschäftchen mit Felsen und einer blauen Ferne, wenn uns gleich die allzugrüne Färbung nach den ungeheuren Fortschritten der Landschaftmalerei nicht mehr zusagen kann. (Patenier trat 1515 in die Malergilde ein, während in Italien die Landschaft eigentlich erst mit Hannibal Carracci beginnt.) Meist wurde damals noch irgend ein Heiliger, eine Magdalena etc. etc. in irgend einem Winkel des Bildes angebracht, weil die Landschaft sich noch nicht als ein selbstständiges Ganze geben sollte, obschon sie es war. *)

Während nun Q. Messys mit Ernst und Redlichkeit die menschliche Figur von einem ihrer innersten Principien, dem Gemüthe aus darzustellen suchte, nahte sich ein Sturm aus dem Süden, der für einige Jahrzehende die Entwickelung der niederländischen Kunst fast völlig unterbrach. Die niederländischen Maler fingen an bei den Italienern in die Schule zu gehen, indem sie dort das, was sie erstrebten, eine vollkommenere Entwickelung der Form, schon vorfanden. Zunächst war es die Schule Raphaels, welcher sie sich zuwandten, auch die Motive Lenoardo's blieben ihnen nicht fremd. Wir sehen daher in den Werken dieser Maler nicht nur die italienische Auffassungsweise sich

*) Aus den deutschen Schulen finden sich hier: Portrait des Erasmus und Franz II. von Frankreich, vorgeblich von Holbein, ein kleines Portrait grau in grau von Albrecht Dürer und zwei Portraits von Lucas Cranach. Die Mater dolorosa mit den sieben kleinen Rundbildchen wird hier wohl fälschlich Dürer zugeschrieben.

mit der niederländischen streiten, sondern auch das Colorit ist auf eine unangenehme Weise zwischen zwei Richtungen getheilt. Da sich jedoch in Raphael wie in Leonardo eine hohe Einfachheit mit der tiefsten Innigkeit verbindet, so fanden sich jene Niederländer hier noch nicht auf einem völlig fremden Boden und haben manches sehr erfreuliche geleistet. Wir meinen hier besonders Bernardin van Orley, Johann Schoreel, Jean de Maubeuge (gewöhnlich Mabouse), Michael Coxcie. Von Orley findet sich hier eine hübsche Maria mit dem Kinde; auch eine Anbetung der h. drei Könige dürfte von seiner Hand sein. Den Namen des Maubeuge tragen hier zwei Bilder: die heiligen Frauen mit Johannes zum Kreuze gehend, und: ein nackter Christus sitzend an die Säule gebunden, ersteres wohl in eine Zeit fallend, da der Maler Italien noch nicht kannte.*) Ueberhaupt sind diese Maler je nach dem Stadium, in welchem sie ein Bild gemalt, kaum wieder zu erkennen, zumal Mabouse. Am schwierigsten ist es bei M. Coxcie,**) der in seinem fast hundertjährigen Leben (1497–1592) alle in dieser Zeit herrschenden Richtungen verfolgt hat und nur selten so tüchtig ist, wie in dem Bilde zu *S. Gertrude* in Loewen. Als nun aber die folgenden Maler in Michel Angelo's Schule eintraten, da zeigte sich's erst, wesshalb man

*) Auch № 5 mag man ihm zuschreiben, Maria das Kind über einen Tisch haltend; Wiederholungen finden sich in Nurnberg (Moritzkap.) und Brüssel; eine Aehnlichkeit mit der Madonna della Sedia ist nicht zu verkennen.

**) Von ihm sind hier die Bilder № 14—17.

die alte Weise der Väter, den von Quent. Messys, wie es schien, so wohlgebahnten Pfad, verlassen hatte, man war dem tiefen Ernst und dem mystischen Sinne der flandrischen Schule, der Frömmigkeit des Quent. Messys untreu geworden. Jetzt borgte man sich von der damaligen römisch-florentinischen Schule das Pathos ohne den Inhalt, und Antwerpen wurde fortan der Sitz einer Schule, welche eine der abschreckendsten Kunstepochen gründet, so sehr sie auch von den Zeitgenossen zum Himmel erhoben wurde. Der eigentliche Stifter derselben ist Franz de Vriendt, genannt Floris, 1511—1570, (von ihm № 19—22) Schüler des Lambert Lombard und später der römischen Schule. Von derselben hat er sich freilich nur das Aeusserliche, und auch dieses mangelhaft, angeeignet, während ihm der innere Gehalt völlig fehlt, so pretentiös er auch seine Figuren hinzustellen weiss. Sein berühmtestes Bild ist № 21, der Sturz der bösen Engel. Kann dieses Gewürm jemals eine Engelschaar gewesen sein? Wir glauben gern, dass der Künstler ganze Mappen voll Studien zu diesem ekelhaften Gemälde gebraucht hat, aber um so schlimmer ist es für seinen Ruhm, dass er sich an Michel Angelo's Weltgericht gerade das Hässlichste, was dort nur als Gegensatz wirken soll, zur Nachahmung*) ausersah. Nicht ohne Werth ist № 19, S. Lucas vor der Staffelei. Floris hatte 120 Schüler; unter welchen sich

*) Auch Rubens hat dieses einmal gethan (in einem Münchener Bilde), allein ihn verführte seine überquellende Darstellungskraft dazu, nicht der Aberwitz, etwas ungewöhnliches zu malen.

Franz Franck der ältere (starb nach 1587) durch kräftigere, tiefere Färbung und grössere Einfachheit auszeichnete. (Von ihm sind № 38–52; 41–51 stellen die Legende des h. Franciscus dar). Auch Franz Pourbus (starb nach 1588) übertraf seinen Lehrer an Naturwahrheit*) und Einfachheit. (Von ihm № 13, die Predigt des h. Eligius, mit den Portraits der Schmiedegilde.) Der ausgezeichnetste Maler der ganzen Schule ist Martin de Vos (1531–1604); er hat neben einer ungemeinen Fruchtbarkeit das Glück gehabt, dass seine Zeichnungen in den schönen, noch heute so gesuchten Kupferstichen des Sadeler eine grosse Verbreitung gewannen. Was ihm aber vor seinen ältern Schulgenossen den grössten Vorzug gab, war der Zeitpunkt, in welchem er Italien besuchte, (etwa gegen 1560). Damals lebte zwar der greise Michel Angelo noch, aber seine Schule war mit Riesenschritten in die unerträglichste Entartung und Manier hineingerathen; die hellen Farbentöne des Meisters waren in ihr zur Mattigkeit, seine oft willkürliche, aber grossartige Darstellungsweise und Composition zur tollsten Karrikatur geworden. Martin de Vos schloss sich daher, was man von den Niederländern längst hätte erwarten sollen, an die noch unter Tizian**) und Tintoretto blühende Schule von

*) Er ist besonders durch seine Portraits berühmt; wie denn überhaupt in der Portraitmalerei dieser Zeit die alte einheimische Tradition noch befolgt wird, während die historische Malerei tief in Manier gesunken ist.

**) Diesem ist er freilich in keiner Hinsicht auch nur nahe gekommen. Ein Bild von Tizian (№ 23,

Venedig an, die den Niederländern durch ihren Naturalismus und ihr lebendiges Colorit weit näher verwandt war als alle andern Schulen. Daher sein oft so schönes, durchsichtiges Colorit und seine Kraft im Individualisiren. Von ihm sind № 25–36, die Auferstehung, der Bau von S. Sophia in Constantinopel, Constantins Taufe und mehrere Scenen aus dem N. Testament. Berühmt ist besonders № 34, welches verschiedene Versuchungen des h. Antonius durch eine Schaar von Teufeln auf einem Bilde vereinigt; S. Anton begräbt S. Paul den Einsiedler im Vordergrunde, während oben und hinten seine eigene Seele von den Dämonen herumgezerrt wird; eine bedeutende Hinneigung zum Genre ist in dem Bilde unverkennbar. (An Humor wird es von der spätern Darstellung desselben Gegenstandes von Jaques Callot, an feinem Witz von dem des jüngern Teniers übertroffen: aber beide standen auf den Schultern des de Vos, und sein Bild enthält des Komischen und Interessanten genug. Man beachte besonders ein Teufelchen im Mönchsgewand links.) Völlig genreartig sind die Arbeiten der holländischen Malerfamilie Breughel: von dem alten (auch Bauern-) Breughel*) findet sich hier eine Kreuzschleppung; zahllose Figuren in weitem Zuge sich den Berg hinabwendend; hübsche Landschaft.

---

die Uebergabe des römischen Admiralates an einen Pesaro) hängt hier und schlägt alle Bilder der Florentinischen Schule völlig todt.

*) Er war aus Breda gebürtig und trat 1551 in die Antwerpener Malergesellschaft.

(Dasselbe Bild*) im Berliner Museum.) Von Ambrosius Franck (blühte um 1582) sind 54–58. Er war ein jüngerer Bruder des Franz Franck. Endlich finden sich hier sechs Bilder des Ottovenius (№ 66 bis 71), den wir schon bei Anlass seines Abendmahls im Dom besprochen haben. Er lebte von 1556 bis 1636 und war aus Leyden gebürtig, gehörte aber ganz der damaligen Antwerpener Schule an. Auch in den hier befindlichen Bildern müssen wir eine wahrhaft glänzende Composition und ein blendendes Colorit anerkennen, aber jene ist ohne Inhalt, dieses ohne die rechte Lebenswahrheit. (Die besten sind wohl die Wunder des h. Nicolaus (№ 67) und das Portrait des Sonnius (№ 71). In beiden Beziehungen bildet er den schroffsten Gegensatz zu seinem grossen Schüler:

Peter Paul Rubens (von Antwerpen'schen Eltern geboren zu Köln, den 28. Juni 1577, lebte meist in Antwerpen, brachte sieben Jahre (1600–1607) in Italien, besonders in Venedig, zu; starb in Antwerpen den 30. Mai 1640). Von ihm sind hier die Bilder № 72–89; unter ihnen mehrere seiner besten Schöpfungen. Ihre Analyse würde uns zu weit führen, wir können hier nur wenige Bemerkungen mittheilen. Rubens wird meist unbillig beurtheilt; man legt kurzweg einen idealistischen Masstab, etwa die Bilder Raphaels,**) an seine Leistungen und klagt

*) Die Breughels haben die Landschaft wesentlich gefördert: bei ihnen zuerst finden sich eigentliche Baumstudien.

**) Die gefährlichste Vergleichung ist für Rubens nicht die mit Raphael, sondern die mit Murillo, der sich auf analogen Bahnen bewegte.

dann über seine unreine Darstellungsweise der Menschengestalt und über seine „gemeine“ Phantasie.*) Allerdings von Raphaels göttlichem Schönheitssinn, von der Heiligkeit altkölnischer Bilder ist Rubens weit entfernt, auch kann man nicht einmal behaupten, dass er Naturalist sei, indem gar manche seiner Figuren lebendig nicht denkbar sind, denn er hat die Natur oft weit übertrieben. Aber eins hat er vor allen Malern voraus, die intensivste Bezeichnung des kräftigsten Lebens im Einzelnen und die des darzustellenden Moments im Ganzen. Rubens ist im höchsten Grade dramatisch; man vergesse nicht, dass er Zeitgenosse Shakespeare's war. Die Momente, die er darstellt, sind immer hochbedeutend; sie haben ihn oft genug über seine Mittel hinausgerissen. In solchen Fällen reicht zwar seine Darstellungskraft reichlich hin, nicht aber seine Darstellungsweise.**) Er hat sich vorzugsweise nach den Bildern des Paul Veronese gebildet, (weit mehr als nach seinen niederländischen Lehrern) und sich dort jene Prachtfülle und jenen Farbenrausch, jene Fixirung des Menschen in den glücklichsten Momenten seines physischen Daseins angeeignet. Aber sein Genius trieb ihn weiter; er fügte das Element der lebendigen Handlung bei, welches bei Paul Veronese zwar mächtig genug her-

*) Von diesem Standpunkt aus bekämpft ihn z. B. der treffliche Forster in einem sehr schön geschriebenen Abschnitt seiner Reise am Rhein und in den Niederlanden.

**) Man könnte sagen: Rubens besitzt mehr den Ausdruck des Moments, als den immanenten des Ideals.

vortritt, wo er es anwenden will; aber er will eben selten. Rubens dagegen ist vorzugsweise der Maler der Handlung. Seine Composition hat oft dadurch an Abrundung und Gleichgewicht verloren, während sie an gewaltiger Wirkung gewann. Auch die einzelnen Figuren verlieren an idealer Schönheit und gewinnen an Lebensfülle; denn selbst in seinen schwülstigsten Henkern, Bachanten und Faunen, in jenen fetten, zinnoberroth und blau schattirten Körpermassen, wo nicht nur die Schönheit, sondern selbst die Naturwahrheit sich mit verhülltem Haupte abwendet, selbst da hat Rubens noch ein feurig pulsirendes Leben, eine gewaltig bewegte Existenz darzustellen vermocht. Und so möge denn der Beschauer absehen von der feisten brabantischen Natur, welche Rubens der ihm so wohlbekannten italienischen geflissentlich vorzog, von der Unwürdigkeit, Himmelsunfähigkeit seiner Heiligen, von dem oft überwältigenden Prunk und Pomp so mancher von seinen Bildern, und sich freuen des Ungeheuren, das Rubens geleistet, und den Menschengeist verehren, der sich seine Formen schafft, nicht nach eigener Willkür, sondern mit Nothwendigkeit.

Wir haben in Quent. Messys den ersten einzeln stehenden Pfeiler der brabantischen Schule anerkannt; die Mittelglieder bis zu Rubens fehlen; aber hier kann man sich lebhaft überzeugen, dass Rubens in gar manchen Dingen Quentins Nachfolger ist, besonders in der lebendigen Durchbildung und im Ausdruck des Einzelnen. Rubens ist freilich glücklicher gewesen als Messys; ein schnell erworbener unermesslicher Ruf brachte ihm Reichthum und zahllose Be-

stellungen, ja sogar diplomatische Aufträge wurden ihm zu Theil. Sein ungemeiner Fleiss, verbunden mit der riesenhaftesten Phantasie und Darstellungsgabe liessen ihn, wie man sagt, viertausend Bilder schaffen. Dass manches davon flüchtig ausfiel, ist natürlich, aber keins seiner Bilder ist ohne den eigenthümlichen Stempel seines Genius; er ist einer der leicht kenntlichsten Maler. Endlich darf man zwei äusserliche begünstigende Umstände nicht vergessen: der Bildersturm im Jahre 1566 hatte sehr viele Kirchen ihres Schmuckes beraubt, die nun wieder gefüllt werden mussten; und die Sperrung der Schelde nebst der Hemmung des belgischen Handels hatte das Stillliegen ungeheurer Kapitalien verursacht, welche den Künsten zu Gute kamen, (wesshalb denn auch die Blüthe der brabant. Kunst schon mit der zweiten Hälfte des XVII. Jahrh. rasch wieder abnimmt). Das früheste Bild des Rubens, welches sich hier befindet, ist № 85, eine heil. Familie, welche der Maler der Academie von S. Lucas geschenkt haben soll. Zu den frühern, gleich nach der Rückkehr aus Italien gemalten, gehören (nach Schnaase) auch № 73 und 75; die Erziehung der h. Jungfrau, und die h. Therese, für die armen Seelen des Fegefeuers bittend, besonders letzteres Bild unschätzbar; wie schalkhaft hilft der kleine Engel den Seelen aus den Flammen heraus! — An № 74, einer Dreieinigkeit, setzt besonders die Bravour in Erstaunen, mit welcher das Bild gemalt ist. № 76, die Communion des sterbenden S. Franciscus, 1619 gemalt (nicht ohne Anklänge an die Communion des h. Hieronymus von Augustin Carracci) zeigt Rubens

von der günstigsten und von der ungünstigsten Seite zugleich; besonders der halbnackte S. Franciscus ist sehr hässlich, und dabei doch so tief andächtig und so herrlich gemalt, wie wenige Figuren des Rubens. Besonders berühmt ist die grosse Kreuzigung: die drei Kreuze stehen in einer Diagonale über das Bild hin, ein überaus kühner Einfall. Die Frauen sind vor allem meisterhaft. № 78 ist eine kleine Wiederholung der Kreuzabnahme im Dom. № 79, Christus dem Thomas die Seitenwunde zeigend, hat mit einem andern, mehrfach vorhandenen Bilde von Rubens (dem sogen. Zinsgroschen) mehrere Motive gemein. Das Bild selbst ist sehr schön gemalt und der Gegenstand trefflich gewählt, indem das Gemälde zur Zierde eines Grabes bestimmt war. № 80 und 81 sind die Portraits, welche als Flügelbilder dazu gehören; sie stellen den Bürgermeister Rockox, Freund des Rubens, nebst seiner Gattin dar und beweisen recht deutlich, auf welche gesunde, grandiose Weise Rubens in der Wirklichkeit fusste. № 82 der berühmte *Christ à la paille*, ein todter Christus, auf eine mit Stroh leicht belegte Steinbank gelehnt und von Maria, Johannes und Joseph von Arimathia unterstützt; Magdalena schaut von hinten herüber. Man tadelt die Ueberfüllung des Raumes, aber das Bild ist überaus herrlich gemalt und voll des tiefsten Ausdrucks, wie wenige von Rubens. № 83 und 84, S. Johannes der Apostel und Maria mit dem Kinde, gehören als Flügel dazu und sind kaum minder trefflich. № 77, die grosse, in vierzehn Tagen gemalte Anbetung der Weisen steht schon auf dem Wendepunkt von Rubens Grösse. Die

Composition ist sehr geistreich, aber Zeichnung und Colorit schon sehr verwegen und zum Theil manierirt. Es ist ein Bravourbild. Uebrigens darf man vermuthen, dass manche Figuren gänzlich von der Hand des Jordaens seien, welchem Rubens oft grosse Partien in seinen spätern Bildern anvertraut hat. № 87–89 drei Skizzen zu einem Ehrenbogen und einem Prachtwagen, welche für den Einzug Erzherzog Ferdinands bestimmt waren. Auch hier wird man bei aller Ueberladung das dekorative Genie des Malers bewundern müssen. Architektonische Strenge wird bei solchen Prunkstücken ohnehin nicht gefordert. *)

Wenn wir bei Rubens haben anerkennen müssen, dass sein Styl wesentlich sein Eigenthum und seine Schöpfung war, so ist dies in beinahe eben so hohem Grade der Fall bei seinem besten Schüler Anton Vandyck (geboren in Antwerpen 1599, starb 1641), und wenn derselbe auch in seinen frühern Bildern der gewaltsamen, oft prunkhaften Art seines Meisters folgte, so sind doch die hier befindlichen Werke seiner Hand völlig eigenthümlich in ihrer Art. Er verlässt jenes Hauptelement des Rubens'schen Styles, das bewegte Leben; während Rubens Thaten darstellt, malt Vandyck Situationen. Dadurch wird

*) Uebrigens füllte die Malerei nicht Rubens ganze Thätigkeit aus; er war auch Baumeister; die Façade von Saint Charles in einfach-edelem Styl zeugt von seinem Talent auch in der Architektur. Sein Freund Duquesnoy hat manche seiner Erfindungen in Marmor, sein Schüler Diepenbeck mehrere seiner Bilder in gebranntem Glase ausgeführt.

der Ausdruck, der bei Rubens wesentlich durch die Handlung bedingt war, wieder in's Innere zurückgedrängt. Dieses wäre bei derjenigen Auffassung der Natur, wie wir sie bei Rubens fanden, von grossen Uebelständen begleitet gewesen, denn Rubens sucht vor allem den Ausdruck einer kräftigen Natur, welche der Träger der That werden soll. Vandyck dagegen kehrte zur schönen Natur zurück; er suchte einen Träger der Empfindung. Damit hängt auch zusammen, dass er zwar die riesenhafte Kenntniss der menschlichen Gestalt, welche Rubens besass, nicht erreichte, aber dafür das menschliche Antlitz tiefer verstand und durch eine unausgesetzte Uebung im Portraitmalen dahin gelangte, die verborgensten Züge zu erkennen und wieder zu geben, wie kaum ein Anderer. Auch ist das Colorit seiner spätern Bilder weit weniger glänzend als das seines Lehrers, dessen oft so heftige Compositionen ohne die lebendigste Färbung kaum denkbar sein würden, während die ruhigen Scenen des Schülers dessen weniger bedurften. Natürlich ist auch seine Composition weit ruhiger, die Gruppen mehr abgerundet und statuarisch. Im Colorit war besonders Tizian sein Vorbild; im innigsten Ausdruck der Empfindung, im grossartigsten Pathos steht er fast unerreicht da. Seine historischen Bilder behandeln nur einen kleinen Kreis von Darstellungen; es ist hauptsächlich jener schon von der alten brabantischen Schule so oft und gern behandelte Gegenstand: der todte Christus von seinen Angehörigen umgeben; auch malte Vandyck sehr viele Crucifixe und heilige Sebastiane. Fast alle andere

Darstellungen — die Portraits ausgenommen — gehören in seine Lehrjahre, wo er im Style noch von Rubens abhängig war. Vor allen herrlich sind die Bilder der ersterwähnten Art, besonders № 112; Christus halbliegend auf dem Schoosse seiner Mutter, welche ausgeweint gen Himmel schaut; Magdalena des Todten Hand küssend; Johannes schmerzlich auf die ganze Gruppe blickend. № 113 fasst denselben Gegenstand ganz anders auf; Maria sieht mit dem schönsten Ausdruck göttlichen Schmerzes gen Himmel, während Johannes zweien Engeln den Leichnam Christi zeigt; die Engelsköpfe sind voll der tiefsten Theilnahme. Ferner ein vortrefflicher Christus am Kreuz, kleine Figur, auf einem Hintergrund von düstern Wolken № 115; (ein minder gutes Exemplar davon in *S. Jaques*, eine Copie im Brüsseler Museum). № 111 eins seiner frühern Bilder; S. Dominicus und S. Catharina von Siena unter dem Kreuze; letztere sehr schön. Endlich № 114 und 116 zwei vorzügliche Portraits; der spanische Diplomat Scaglia und Malderus, Bischof von Antwerpen. Besonders in ersterm wird man mit Behagen die Züge des feinen Weltmanns und Politikers verfolgen. Vandyck war kaum minder fleissig, als sein Lehrer; er starb mit 42 Jahren und hinterliess gleichwohl eine sehr grosse Reihe von Werken, die mit weit mehr Sorgfalt im Einzelnen vollendet sind als die meisten Bilder von Rubens. (Diese Maler hatten vor denen unsers XIX. Jahrhunderts einen entschiedenen Vortheil, die weit grössere, beinahe vollkommene, von früh an erworbene Kenntniss der Menschengestalt; technische Schwierigkeiten stiessen ihnen

daher gar nicht mehr auf: sie konnten in der Ausführung mit sicherm Schritte ihrer Inspiration folgen, während bei der mühsamen Detailausführung unserer Maler gar oft auch die Composition leidet). Die brabantische Schule concentrirt ihre Vollkommenheit nicht wie die meisten andern Schulen, auf dem Haupt eines Künstlers; Rubens und Vandyck gehören vielmehr untrennbar zusammen; sie ergänzen sich, eben weil sie einander nicht ähnlich sind.*)

Zwei andere Schüler des Rubens dagegen strebten sich völlig der Art ihres Meisters zu bemächtigen, Jordaens und De Crayer. Auch von dem erbitterten Nebenbuhler des Rubens, Abraham Janssens (von ihm № 92–94) kann man wenigstens sagen, dass er seinen Feind auf dessen eignem Felde aufgesucht. (Sein Schüler war Theodor Rombouts, starb 1640, von ihm № 95). Von Jacob Jordaens, (geb. in Antwerpen 1594, starb 1678) ist hier eine Reihe von Bildern, № 105–110, u. 234. Eine Anbetung der Hirten; ein Gemälde, mehrere Nonnen darstellend; ein Pegasus u. s. w. Besonders merkwürdig № 107, Christi Grablegung, ein Bild vom scheusslichsten Effekt, hauptsächlich wegen der verkehrten Lage des Leichnams; № 109, ein Abendmahl mit grellem Lichteffekt; die Apostel sehen aus wie Antwerpener Matrosen; endlich № 110 das göttliche und das mensch-

*) Nachfolger des Vandyck waren Cornel. de Vos (von ihm 97—101); Peter Thys (143—147); Boeyermans (159—163); ein Schüler des Corn. de Vos war Jean Cossiers (170—174, zum Theil vortrefflich, besonders № 172).

liche Gesetz, eine Allegorie. Wir haben schon früher bemerkt, dass die Schüler des Rubens sich auf eine sehr einseitige Weise in die Eigenschaften des Meisters theilten; Jordaens behielt sich das wilde, übermächtige Colorit und die derbe Charakteristik vor, während seine Compositionsweise mehr an die der ältern Meister, des Franck und Martin de Vos erinnert. Caspar De Crayer (geb. in Antwerpen 1585) der sich an Rubens weniger als Schüler denn als Nachfolger anschloss, eignete sich dagegen vorzüglich die lebendige Compositionsweise desselben an und hat es in Bewegung und Zeichnung sehr weit gebracht; freilich fehlt dabei gewöhnlich das innere Leben des Bildes, der Moment, und so machen auch seine studirtesten Bilder selten einen andern Eindruck als den von wohl gezeichneten Studien. Von ihm № 96, Elias in der Wüste. Ueber Abraham van Diepenbeck siehe die Beschreibung des Domes. Die übrigen Schüler des Rubens: Peter van Mol (№ 139, eine Anbetung der Weisen); Theodor van Thulden (127–131: er zeichnet sich durch eine sehr weiche Färbung aus); Erasmus Quellinus, der ältere, (148–149); Franz Snyders (132 u. 133: er malte in den spätern Bildern des Rubens sehr oft die Beiwerke, besonders ausgezeichnete Thiere; wie denn auch diese beiden Bilder diesen seinen Lieblingsgegenstand behandeln); Cornelius Schut (123–126; ein etwas widerwärtiger Maler; seine Composition ist überladen, seine Zeichnung manierirt, sein Colorit kalt, seine Lichter unnatürlich u. sein Fleiss allzugross) u. a. m.

Von den mittelbaren Schülern des Rubens finden sich hier zahllose Werke, besonders von dem jüngern Quellinus, dessen Teich Bethesda (№ 156) mit der Jahrzahl 1672 durch seine gigantischen Dimensionen wie auch die unläugbare Kühnheit der Anordnung und Sicherheit in den Formen vor allen andern Bildern dem Beschauer auffallen wird. Von ihm 150–157.*b*.

Allzuschwach sind neben der historischen Malerei die übrigen Richtungen repräsentirt.

Von Landschaften findet sich hier nur sehr wenig, obschon gerade Rubens einer der grössten Landschaftsmaler seiner Zeit war. № 138, eine Ansicht des römischen Forums, ist von Wilhelm Nieulandt, einem aus Antwerpen gebürtigen Schüler des Roland Savery. Von Johann Breughel (Sammt-Breughel) findet sich hier nichts. Auch die sogenannten niederländischen Stillleben fehlen gänzlich. Von Rembrandt und von den Genremalern ist ebenfalls nichts da; bloss von dem jüngern Teniers, (geb. in Antwerpen 1610, starb 1690) findet sich hier eins seiner unbedeutendsten Bilder, das von seinen übrigen Leistungen durchaus keinen Begriff giebt, № 142 (der Entsatz von Valenciennes), und ein ausgezeichnetes, № 233 (rauchende Bauern in einer Landschaft). Endlich dürfen wir den Blumenmaler Daniel Seghers, einen Jesuiten, nicht vergessen, der 1590 in Antwerpen geboren und des Sammet-Breughels Schüler war. Von ihm sind hier zwei meisterhafte Kränze (№ 123–124) in welche leider Cornel. Schut die Mittelbildchen gemalt hat.

Mit dem Ende des XVII. Jahrhunderts erlosch

auch die eigenthümliche Thätigkeit der niederländischen Schule; sie versank immer tiefer in die damalige allgemeine Manier. Man ahnt das Morgenroth eines neuen Tages in den Bildern des Directors Andreas Lens (1739–1822; von ihm sind № 206–208), und seines Nachfolgers Ignaz van Bree (1773–1839; von ihm der Tod des Rubens, № 247); aber weit mehr als beide verhiessen, hat die jetzige Generation gehalten, indem unter den Schwingen einer nationalen Begeisterung rasch eine neue Technik und ein neuer Styl von hoher historischer Würde emporblühten. Wir brauchen bloss die Namen Wappers, De Keyser, Maes, Biefve und Gallait zu nennen.

Die Academie enthält noch einige gute Büsten, ein Isisbild aus römischer Zeit, etc. etc., endlich den Stuhl, welchen Rubens bei den Sitzungen einzunehmen pflegte; er ist mit seinem Namen und mit der Jahrzahl 1638 bezeichnet und mit Lorbeeren bekränzt; eine Huldigung, die man nicht missverstehen kann, wenn man sieht, wie viel die jetzt so herrlich blühende belgische Malerschule ihrem längst verblichenen unsterblichen Meister verdankt.

Saint Jaques. Die Kirche zu Ende des XV. Jahrhunderts erbaut; der einzelne Thurm, welcher wie in *S. Rombaud* in Mecheln und vielen andern belgischen Kirchen den Eingang bildet, 1491 begonnen, nur bis zum dritten Stockwerk ausgeführt; jede Seite durch einen Mittelstrebepfeiler halbirt (wie am Dom); die Zierrathen schwer und undurchsichtig, im

Flamboyant-Styl. — Die Kirche ist von Häusern ganz umgeben, so dass nur die Kreuzseiten mit grossem reich verziertem Fenster frei dastehen; die Horizontale erscheint überall als vorherrschend. Das Innere zeigt die spätere, consequente Durchbildung jenes bei *S. Paul* in Lüttich erwähnten Princips: Säulen tragen das Hauptschiff. Sollten dieselben bei ihren starken Intercolumnien nicht schwer aussehen, so mussten sie möglichst schlank gebildet werden. Dabei wurden wiederum die Intercolumnien so gross und luftig, dass der Ernst des Eindruckes sehr vermindert erscheint. Die Kirche ist im Innern schön und graziös, aber nicht mehr imposant. Das Schönste ist nicht mehr die Hauptperspektive des Mittelschiffes, sondern der Durchblick aus den Seitenschiffen; der Gesammteffekt ist weniger architektonisch als malerisch. Die Säulen gehen unten auf eine merkwürdige Weise in achteckige Basen über. Neben den drei Schiffen noch je eine Reihe Kapellen. Um den Chor ein Umgang; um diesen noch ein Kranz von Kapellen, die sich gegen den Querbau hin verdoppeln, so dass das Innere sehr reich und mannigfaltig erscheint, aber auf Kosten des Aeussern. Leider schliesst der Chor mit einem Pfeiler statt mit einem Intervalle. Ein Schatz von Kunstwerken macht die Kirche zu einem Wallfahrtsort der Fremden. Rechts vom Haupteingang das Grab des Malers van Balen mit einer Auferstehung von dessen Hand und seinem und seiner Frau Portrait von Vandyck, seinem Freunde. In der zweiten Kapelle rechts eine Versuchung des h. Antonius von Martin de Vos, mit viel geringerem Humor als das Bild in

der Academie. Dritte Kapelle: S. Rochus zwischen zwei Engeln von E. Quellinus dem Aeltern. Fünfte Kapelle: mehrere Frauen um das Christuskind und den kleinen Johannes beschäftigt in einer Halle, Durchblick in einen Hof, von Floris, die verschiedenartige Theilnahme ist recht gut ausstudirt. Ebenda zwei treffliche Portraits. In der 3. 4. und 5. Kapelle finden sich zwölf kleinere Bilder, deren eines die Jahrzahl 1517 trägt, und die (somit fälschlich) dem Jan Memling zugeschrieben werden. Sie stellen die Legende des h. Rochus dar und sind wahrscheinlich von einem antwerpener Zeitgenossen des Quentin Messys, der jedoch mit diesem nichts gemein hat, sondern sich streng der flandrischen Schule anschliesst. (Es lebten um diese Zeit sehr viele Maler, welche die Richtung des Memling weiter zu verfolgen suchten; das Brüsseler Museum enthält die Belege hiezu.)

Von Memlings Liebreiz kann schon der Darstellungen wegen (es sind lauter Pestscenen) kaum die Rede sein, auch ist der Ausdruck oft Karrikatur; doch sind diese Bildchen reich an bedeutsam komponirten und bewegten Figuren. Die darauf dargestellte Architektur ist schöne Renaissance; man bemerke ein hier sehr gut passendes, in einer Säulenbasis gemaltes Relief: die Parze Lachesis sitzt auf einem umgestürzten Säulenknauf; vor ihr Amor, für Jemand um Gnade bittend. Die Färbung ist durchaus bräunlich, etwa wie sie auf Aussenseiten von Flügelbildern vorzukommen pflegt. (Dieses und Anderes liesse beinahe auf Jan van Conixloo schliessen.) In der sechsten Kapelle: Eine (schlechte) Taufe Christi, vorgeblich

von Martin de Vos, die sehr schönen Flügelbilder (die Geschichte der Tochter des Jaïrus und des cananäischen Weibes) sind von Ottovenius. In der grossen Kapelle jenseits des Querbaues eine gute Statue des h. Petrus, von Verbruggen (um 1670). Ueberaus reiche Beichtstühle zum Theil von trefflicher Arbeit (um 1650). Ein heil. Abendmal, von Ottovenius, minder gut als das Bild im Dom. Ein grosses Glasgemälde vom Anfang des XVII. Jahrhunderts; (Vanderveken zugeschrieben). Rudolph von Habsburg, welcher dem die Monstranz tragenden Priester sein Pferd übergiebt, unten ein trefflicher Donatar mit seiner Frau. In der nächstfolgenden Kapelle der Martertod des h. Jacobus, eins der besten Bilder des Martin de Vos, von etwas überfüllter Anordnung aber schönem Colorit. Nicht weit davon an der niedrigen Chorwand: Maria, weinend über Christi Leichnam gebeugt, von Cornel. Schut; um Vandyck und Rubens im Effekt zu überbieten, hat der Maler das Haupt Christi auf die abscheulichste Weise abwärts hängen lassen. In der hintersten Kapelle ruht Peter Paul Rubens mit seiner Familie. Er hat selbst den Altar über seiner Gruft mit einem herrlichen Bilde geschmückt, welches eine Maria mit dem Kinde, von mehreren Heiligen umgeben, darstellt. Mag auch die Composition lange nicht die edle Ruhe einer Tizianischen Santa Conversazione haben, so ist es doch durch Bewegung, Ausdruck, schöne Auffassung und leuchtende Farbe eine der ersten Schöpfungen des Meisters. Und welche Familie muss Rubens besessen haben, wenn es wahr ist, dass der herrliche Greisenkopf, welcher den

Gott der Zeit vorstellt, die Züge seines Grossvaters, S. Hieronymus die seines Vaters, Martha die seiner ersten Gemahlin, die reizende Magdalena die seiner zweiten Gemahlin, der berühmten Helena Formann, der kleine Engel die seines Sohnes trägt! Allem setzt der heilige Georg die Krone auf, eine Heldengestalt, die sich fest dem Gedächtnisse einprägt; es ist Rubens selbst. Ueber dem Altar eine weissmarmorne *Mater dolorosa* von Duquesnoy, welche Rubens aus Italien mitgebracht haben soll. Der Ausdruck ist so schön, die Ausführung so einfach, dass das Schwert in der Brust füglich wegbleiben könnte, ohne dass die Bedeutung unklar würde; jedenfalls eine der besten Statuen Belgiens. In der folgenden Kapelle San Carlo Borromeo unter Pestkranken zur heil. Jungfrau betend, von Jordaens, ein derbes Effektstück. Originell ist besonders das Weib im Vordergrunde, welches an ein Tuch riecht und mit sehr gemischten Gefühlen auf eine Pesttodte mit einem Kinde hinblickt. In der folgenden Kapelle der Abschied des Petrus von Paulus, vor ihrer Hinrichtung, von Peter van Lint, schlecht gemalt, aber ein herrlicher Moment, der wohl öfter verdiente behandelt zu werden. In der grössern Kapelle nahe beim Querbau bedeutende Glasmalereien des Abraham van Diepenbeck, u. a. eine Copie nach der Visitation des einen innern Flügelbildes an der grossen Rubens'schen Kreuzabnahme im Dom. Diepenbeck steht den vollen ungebrochenen Farben älterer Glasmaler schon sehr fern; statt des schönen dunkeln Rubinglases hat er ein wunderliches Braunroth; auch ist sein Blau ziemlich fade, und ein widerliches Stroh-

gelb herrscht allzusehr vor. Die alten Farben wollte er nicht mehr anwenden, da sie nur zu der alten, strengen Compositionsweise passen wollten, und ein völlig durchgebildetes Colorit mit tiefen Schatten, wie Rubens es besass, lässt sich gar nicht auf Glas übertragen. Daher das unangenehme Schwanken in diesen Versuchen und daher die wohlgegründete Vernachlässigung der Glasmalerei von da an bis auf unsere neueste Zeit, welche es über sich vermocht hat, sich wieder in das frühere naive Stadium der Kunst hineinzudenken. Tritt man durch den Querbau wieder in das Schiff, so zeigt sich in der nächsten Kapelle der Nordwand ein Bild von W. Coberger, 1605 gemalt; S. Helena giebt ihrem Sohn Constantin das wahre Kreuz; ein trauriges Beispiel der Rückschritte, welche die deutsche Malerei seit der Reformation (nicht wegen derselben) gemacht hatte. Das Gemälde ist ein mühsam zusammengestoppeltes Ensemble academischer Studien. In der folgenden Kapelle neben einer schlechten Glorie (vorgeblich) von Martin de Vos eine Wiederholung des kleinen Crucifixes von Vandyck (№ 115 in der Academie) wahrscheinlich von ihm selbst. Darüber ein grosses Glasgemälde, dem Diepenbeck zugeschrieben, jedenfalls nach weit älteren Motiven (nicht nach Leonardo da Vinci, wie man hier vorgiebt, doch herrscht, wie bei Leonardo, die Eintheilung von je drei Aposteln zu einer Gruppe). In der folgenden Kapelle ein jüngstes Gericht von Jan van Heemsen, einem in Italien gebildeten Mitstrebenden des Bernardin van Orley (Anfang des XVI. Jahrhunderts), welchem hier auch das

Mittelbild gewöhnlich zugeschrieben wird. Wer sich den Vorhang wegziehen lässt, wird zwar einen sehr grossen Fleiss im Einzelnen und ein mühsames Studium des Nackten finden, aber sich auch an den oben erwähnten Mängeln des Colorits stossen, welche diesen niederländischen Schülern Raphaels ankleben. Weit das beste sind hier wiederum die noch im alten Styl gemalten Portraits auf den Seitenflügeln. Man hat geglaubt, sie einem andern Maler zuschreiben zu müssen, weil es undenkbar schien, dass derselbe Maler zwei völlig verschiedene Zeichnungsweisen und Colorite gehabt. Und gleichwol ist es so. In der folgenden Kapelle eine Anbetung der Weisen, von van Hoek, einem Schüler des Rubens, der aus den Vollkommenheiten seines Meisters sich die blendende Kleidermalerei ausgesucht hat. Unweit davon das Grab des C. Vanlantschot mit dessen Portrait von Vandyck; eine herrliche verschlossene Greisenphysiognomie, an Richelieu erinnernd.

Die Kirche ist leider mit Marmorzierrathen angefüllt, Unformen, wie nur das XVII. Jahrhundert sie produciren konnte. Die gleichzeitigen italienischen Arbeiten sind meist etwas weniges besser, als die nordischen, aber beide theilen den Vorwurf, dass sie bloss auf die Wirkung, nicht auf die innere Bedeutung der Formen berechnet sind und desshalb nach und nach ins Abenteuerliche hineingerathen mussten. Der Effekt, missverstanden, ist das gefährlichste Kunstziel.

S. Paul, ehemalige Dominikanerkirche, wohl drei Jahrzehende jünger als *S. Jaques.* Von dem einzeln stehenden Vorderthurme gilt dasselbe, wie

dort; auch diese Kirche ruht auf Rundsäulen; der Chor ist dreiseitig, und wie bei allen Kirchen niederer Orden, ohne Umgang. Die Verhältnisse des Innern sind etwas höher als in *S. Jaques*. Von der Kirche rechts ein wohleingeschlossener Rasenhügel, mit abscheulichen Statuen und kleinen Felsenstücken zum Calvarienberg eingerichtet; man besuche ihn womöglich bevor man in die Kirche tritt. Daneben führt eine Thür in dieselbe hinein. Zunächst an der Vorderwand ein grosses Bild vom ältern Teniers, die sechs Werke der Barmherzigkeit. Es kam dem Maler darauf an, nicht die selige Empfindung des Gebens, sondern die Zier des Empfangens zu schildern. Einen abscheulichern Haufen von Krüppeln und Bettlern hat kein Maler — höchstens mit Ausnahme des Bauern-Breughels — auf einem Bilde zusammengetrieben. Auf der andern Seite des Schiffes eine Reihe von 15 zum Theil ausgezeichneten Bildern aus dem Leben Christi; u. a. die Visitation, von J. B. Franck, die Geburt und Mariä Reinigung, von Martin de Vos; die Geisselung, Copie nach Rubens, die Kreuztragung, von Vandyck, die Kreuzigung und die Auferstehung von Jordaens etc. Weiter aufwärts, im Querbau: das Original der Geisselung von Rubens, eins seiner besten, früheren Bilder, sicher ganz von seiner Hand. Freilich den duldenden Gott muss man in dieser sonst so schön gemalten Figur nicht suchen. — Ferner über den Altären: die Anbetung der Hirten, spätes Bild von Rubens; eine Versammlung von Bischöfen, von Solaert (eher nur eine Sammlung von Draperien zu nennen); Christi Leichnam von Magdalena, Johannes

und Engeln umgeben, von De Crayer, tüchtig gemalt; S. Dominicus, von demselben; S. Dominicus den Rosenkranz unter das Volk vertheilend, Copie nach Caravaggio; (ehemals befand sich hier das Original, welches an Joseph II. für diese Copie abgetreten ward). An der Vorderwand der Kirche: die Jünger in Emaus von E. Quellinus. Das Bild des Hochaltars ist von dem jetzt in Rom lebenden Künstler Cels. Der Altar selbst nebst mehreren Statuen, von Verbruggen. Endlich ist ein Glasgemälde, Christi Einritt in Jerusalem, nicht zu übersehen. Chorstühle und Beichtstühle sind übermässig reich und prächtig.

S. Andreas. 1529 erbaut; das Aeussere sehr einfach; das Innere hat sehr viel Aehnlichkeit mit dem von *S. Jaques*, besonders in den Details. Drei Schiffe und Rundsäulen, deren Capitäle jedoch nicht die gewöhnlichen zwei Reihen Eichenblätter haben, sondern achteckig geformt und mit flachen gothischen Rosen verziert sind. Die obern Gallerien sind weggebrochen oder nie ausgeführt gewesen. — Hier das Hauptbild des E. Quellinus: der Schutzengel, von einem Jüngling die Laster abwehrend, ein Werk von sehr verfehlter Anordnung. Ferner von demselben wiederum: die Jünger von Emaus; leider ist gerade der Moment des Erkennens zu wenig bezeichnet. Besser ist das Christuskind in der Krippe, von demselben. Das Licht vom Kinde ausgehend; die Farben beinah venetianisch durchsichtig. Ferner über dem Sakramentsaltar: ein Abendmahl vom ältern Eykens, in welchem der verschiedene Grad von Spannung auf den Gesichtern der Jünger recht gut ausgedrückt ist. Nächst der Nordthür eine treffliche Marter des S. Andreas,

von Ottovenius. Ferner aus Rubens Schule: eine schöne Anbetung der Weisen, von Martin Pepyn: S. Anna die Maria lesen lehrend nebst zwei andern Heiligen, vielleicht von demselben, recht tüchtig: Christus mit seinen Eltern nach Jerusalem reisend, oben Gott Vater. Gegenüber der Südthüre an einem Pfeiler das von zwei Engländerinnen errichtete Denkmal der Maria Stuart; oben deren Portrait, mit Unrecht Vandyck zugeschrieben; es ist in der Art des Pourbus gemalt. Endlich ist die ganz wunderliche Kanzel nicht zu vergessen, welche folgende lebensgrosse Gruppe von Holz enthält: unten das Meer; Christus beruft Petrus und Andreas, welche eben ihre Netze ausgeworfen haben. Die Arbeit daran ist sehr tüchtig; die Anordnung des Ganzen aber so unpassend als möglich.

Saint Charles Borromée, ehemalige Jesuitenkirche; 1614 nach den Zeichnungen des Rubens begonnen, und von ihm mit Meisterwerken geschmückt, 1718 durch einen Blitzstrahl theilweise zerstört und nach den Angaben eines Jesuiten wieder hergestellt. An der vordern Façade ist nur weniges verändert worden; sie ist vielleicht die schönste Façade ihrer Zeit. Wie gewöhnlich eine dorische, dann eine ionische, dann eine korinthische Ordnung; das oberste Stockwerk schmäler, darüber ein Giebel; Alles mit einer Ruhe, Klarheit und Einfachheit behandelt, wie kaum an einem andern Gebäude*) jener überladenen,

*) Man sagt, Rubens habe gefunden, dass die Kirche aus einer grössern Distanz sich nicht gut ausnähme, und desshalb das Collegium so weit in den Platz hineingebaut; was wir nicht entscheiden können.

manierirten Bauperiode. Besonders der ionische Fries ist herrlich. (Man sollte von Rubens eher etwas Wildes und Ueberschwängliches erwarten.) Die Statuen in den Nischen sind meist trefflich; oben im Giebel eine Maria voll Liebreiz, mit dem Kinde und zwei Engeln. Das Innere ist eine streng alterthümliche Basilica. (Wie denn überhaupt die frühern Jesuiten sich bisweilen an die ältern christlichen Bauformen mit Vorliebe anlehnten;*) erst gegen Ende des XVII. Jahrhunderts werden sie vorzugsweise die Träger und Beschützer des Rococo, dessen kirchliche Anwendung nach ihnen Jesuitenstyl benannt zu werden pflegt. Zwei Stockwerke Gallerien, eine toskanische und eine ionische, mit Bogen, ziehen sich auf drei Seiten rings herum, und bilden, nach altvitruvischer Anordnung, die Nebenschiffe; das Mittelschiff trägt ein Tonnengewölbe. Hinten drei Chornischen mit Halbkuppeln; und zwar sind die den Nebenschiffen zugekehrten doppelt, der obern und der untern Colonnade entsprechend. Schon die ungeheure Profusion von Marmor und Bronze würde die Kirche sehenswerth machen; doch soll sie vor dem Brande noch weit prächtiger ausgeschmückt gewesen sein. Weniger bedeutend sind die Gemälde; sie geben eine Anschauung der belgischen Schule, wie sie um 1718 war. In der Marienkapelle Simeon mit dem Christuskinde, von De Lin. In der Kirche auf einem Nebenaltar ein schönes Bild von

*) Man vergleiche z. B. die Jesuitenkirchen in Köln und Bonn, vor allem die in Koblenz; gothische und byzantinische Motive sind darin durchgängig angewandt.

Gerard Seghers; S. Franz Xaver vor der heiligen Jungfrau knieend. Das schönste ist das Hauptaltarblatt, eine Assumption von dem noch lebenden Maler Cels. Von dem Bildhauer Andreas Quellinus ist hier eine gute Mater dolorosa, so wie eine schöne metallene Communionbank (d. h. Schranke vor dem Altare). Nahe dabei die Communion eines Kriegers, von De Crayer. Nahe am Hauptportal die zwölf Apostel, von Janssens, dem Rival des Rubens.

S. Augustin ist hauptsächlich durch das grosse Altarblatt von Rubens: die Vermählung der h. Catharina mit dem Christuskinde, berühmt. Auch diese ist eins der besten frühern Bilder des Meisters. Die Haupthandlung geht über einer Treppenarchitektur vor; das Kind auf dem Schoosse seiner Mutter; zu deren Füssen S. Catharina. Joseph, Petrus und Paulus stehen im Hintergrunde; die Treppe hinan meist in rascher Bewegung, steigen S. Augustin, S. Johannes der Täufer, S. Georg (des Malers Portrait), S. Lorenz, S. Sebastian; letzterer etwas theatralisch in den Vordergrund gepflanzt.*) Den grellsten Gegensatz dazu bildet ein grässliches Effektbild von Jordaens, die Marter der h. Apollina. Man besehe es um sich zu überzeugen, wie weit die Gefühllosigkeit eines Malers gehen kann. Eine Visitation von Cels. Ein grosses Bild von van Brée, die Taufe des h. Augustin ist zwar von etwas nüchterner Anordnung und noch lange nicht mit der intensiven Kraft der jetzigen belgischen

*) De Crayer hat diese Composition in seiner grossen Madonna mit den Heiligen (in der Münchener Pinakothek) stark benutzt.

Schule componirt und gemalt, doch schon höchst erfreulich durch die Abwesenheit aller Manier und alles Schwulstes.

S. Antonius von Padua. Kapuzinerkirche ohne Werth. Links vom Eingang ein späteres Bild von Rubens: Maria reicht dem knieenden Antonius das Kind auf seine Arme. Hier, wo es auf rein innerlichen Ausdruck ankam, genügt Rubens nicht völlig; das Gemälde kann sich mit der Darstellung desselben Gegenstandes von Murillo lange nicht messen. Das Gegenstück rechts vom Eingange ist ein todter Christus von seinen Angehörigen und zwei Engeln betrauert, von Vandyck, gewiss eine der tiefsinnigsten, durchdachtesten Darstellungen dieses Momentes. Rubens erscheint hier in vollem Nachtheil gegen seinen Schüler.

S. Joseph (Theresianerinnen). Eine Himmelfahrt Mariä, von Thyssens, und ein Tod Mariä aus Vandyck's Schule. Neben der Kirche ein Calvarienberg, etwas besser als der von *S. Paul.*

Hôtel de ville. 1560 von Corn. Floris, dem Bruder des Malers, erbaut und nach einem Brande 1581 wieder hergestellt. Aehnlich wie in den belgischen Gemälden jener Zeit die Composition noch das alterthümlich beengte Wesen beibehält, daneben jedoch die Form sich gerne vollständig entwickeln möchte, so finden sich auch in diesem Gebäude die auf vollständig freie Stellung und Haltung berechneten Glieder der italienischen Architektur in einer Art und Weise zusammengedrängt, wie es nur die schlanken schmalen Wandleisten der gothischen Bauweise sein dürften.

Was an den südlichen Gebäuden jener Zeit — zumal an den Werken des Palladio — leicht und luftig auseinandersteht, das ist hier auf sehr unschöne Weise gehäuft und macht einen kleinlichen Eindruck. Unten eine sogenannte Rustica (d. h. eine Wandfläche, wo jeder Quader durch Rinnen von dem andern getrennt ist) mit einer grossen Reihe von sehr kleinen Thüren, darüber vier Pilasterreihen mit Fenstern; in der Mitte ein Giebel, und diese enorme Masse von Formen, vertheilt auf einer Quadratfläche von 250 Fuss Länge und kaum 80 Fuss Höhe! Der Plan wäre auch für doppelte Dimensionen noch viel zu detaillirt und würde sich dann doch kaum besser ausnehmen, weil alle einzelnen Glieder allzuplump und unschön gebildet sind. Auch die Räume des Innern sind nichts weniger als schön. Im Passbureau das Urtheil Salomonis von Franz Floris.

Das Haus der Hansa (*Maison Hanséatique*) ist in derselben Zeit erbaut (1564), welche überhaupt die Glanzperiode Antwerpens war. Hier sind die Massen grösser, der Styl einfacher, der Eindruck des Ganzen malerisch und imposant, zum Theil auch wegen der herrlichen Lage (zwischen den zwei Bassins.)

Die Börse völlig in die umgebenden Häuser hineingebaut, doch von allen Seiten zugänglich; ein grosser vierseitiger Bogengang von 200′ Länge und 160′ Breite, welcher eine Reihe von Sälen trägt, die durch einfache Fenster gegen den Hof schauen, erbaut im Jahre 1531, beinahe gleichzeitig und in demselben Style mit den jetzt nicht mehr vorhandenen

Börsen von Amsterdam und London. Wenn die damalige, ihrem Ende zueilende gothische Baukunst überhaupt ihr Ziel gar zu oft in der besiegten Schwierigkeit suchte, so ist dieses Gebäude eines der Hauptbeispiele für das Princip. Wenn man bedenkt welch ein ungeheurer Druck von der gegenüberstehenden Mauer her auf diesen Reihen von dünnen Säulen lastet, wie derselbe noch durch die weite Stellung der letztern und durch die nothwendige Flachheit der Bogen vermehrt, und bloss durch den Seitendruck von Bogen zu Bogen und durch den Druck der darüberliegenden Mauer im Gleichgewicht gehalten wird, so erregt das Gebäude unser Staunen. Die blauen Marmorsäulen sind recht hübsch façonnirt, die Gewölbe sauber, das Ganze höchst elegant, wenn auch ohne Strenge des Styls.

Les vieilles boucheries.*) jetzt Vorrathshaus; länglich viereckiges Gebäude im Style des XIV. Jahrhunderts, mit zwei Reihen breiter, von zierlichen Rosen durchflochtener Fenster, und mit spitzigen Thürmchen an den Ecken. Eine heitere Polychromie wird durch die regelmässige Abwechselung rother Ziegel und weisser Bruchsteine bewirkt. (Aehnliches findet sich schon am S. Pantaleon in Köln, am Trierer Dom, an der Capitolskirche in Köln etc. etc. und zwar früher als in Italien; in Toscana dauerte diese Bauweise bis ins XVI. Jahrhundert hinein.) Im Innern grosse Säle mit schlanken Säulen und leichten Flächengewölben.

*) Unweit S. Paul.

Die Statue des Rubens steht auf dem Walpurgisplatze, einstweilen (1841) noch in einem hölzernen Verschlage. Es ist eine hübsche Figur in theatralischer Stellung, aber noch lange nicht der „Ajax unter den Malern."

Privatsammlungen: die des verstorbenen Barons de Pret; Steencruys (mehrere Teniers; ein sog. Leonardo da Vinci); Snyers unweit vom Museum; Stiers (zwei Vandyck's); Moretus, *place du vendredi* (Handzeichnungen von Rubens, Portraits von Rubens und Vandyck etc.).

Brüssel.

Die ***Cathedrale (Sainte Gudule)***, 1226 begonnen, 1272 der Vollendung nahe. Grosse dreischiffige Kirche mit einfachem Querbau und byzantinischem Kapellenumgang; vorn eine mächtige Façade mit zwei stumpfen Thürmen und drei Portalen: das Ganze auf mächtiger Substruction im obern Theile der Stadt erbaut. Das grosse mittlere Spitzfenster und der darüber befindliche Giebel deuten auf deutschen Einfluss hin, während der eigentlich französische Grundcharakter klar genug in der oberflächlichen Behandlung der Strebepfeiler, in den viereckigen, stumpfen (übrigens völlig vollendeten) Thürmen und deren durchbrochnem Zinnenkranze sich ausspricht. (Der französische Kirchthurm folgt, wie oben bemerkt worden, der Analogie des Festungsthurmes; er endet stumpf und trägt Zinnen.) Auch sind die vier Seiten der Thürme als Wände behandelt, während sie sich an den guten deutsch-gothischen Kirchen in lauter schlanken, tragenden Gliedern auflösen. Das Innere sehr würdig, wenn auch nicht von deutscher Schönheit der Verhältnisse und Formen. Rundsäulen tragen das Hauptschiff; ihre Basis ist rund, ihr Capitäl besteht aus einfachen Blätterlagen. Die vier Hauptstützen des Kreuzes sind ebenfalls runde Säulen, und zwar von sehr grosser

Dicke; Halbsäulen laufen als Fortsetzung der Gewölbegurten daran herunter. Zwischen den (sehr einfachen) obern Fenstern und den untern Hauptbogen ziehen sich Gallerien herum, zum Theil mit ausnehmend plumpen Säulchen; ein Beweis, dass die betreffenden Theile dem noch nicht völlig ausgebildeten gothischen Style angehören. Der Chorumgang hat lauter Gurtenpfeiler; nur aussen hat er seine byzantinische Gestalt behalten, und trägt einen, leider verstümmelten Lilienkranz als Balustrade, ähnlich wie der des Magdeburger Domes; das Gesimse wird von Balkenköpfen getragen, ohne Bogenfries. Die zwei grossen Kapellen an den beiden Seiten des Chores sind später erbaut; die nördliche (*chapelle du Saint-Sacrement* 1534, die südliche (*N. D. de délivrance*) erst 1649. Die Apostelbilder an den Hauptsäulen sind zum Theil von Duquesnoy. Die (hölzerne) Kanzel, auch wieder von Verbruggen's Hand (1699) stand früher in der Jesuitenkirche zu Löwen, sie stellt Adam's und Eva's Vertreibung aus dem Paradiese dar und ist mit einer ganzen Menagerie belastet. So wollte es damals die Mode, die vielleicht noch bei unsern Lebzeiten gar manches wollen wird; man urtheile nicht allzustreng! Die Monumente der österreichischen Prinzen sind zum Theil sehr kostbar, aber ohne Kunstwerth. Auch die Gemälde sind meist ohne Werth, (das beste eine Kreuzigung von Fr. Franck.) Die Glasgemälde dagegen wahrhaft unschätzbar. In den obern Fenstern des hohen Chores sieht man das Haus Kaiser Maximilians I. verherrlicht, in Glasbildern vom Ende des XV. Jahrhunderts. Die Hauptsache jedoch sind die

Fenster des Querbaues und der nördlichen grossen Nebenkapelle. Hier sind die fast lebensgrossen Figuren der Habsburgischen u. a. Fürsten, im Geleite ihrer Schutzpatrone unter den reichsten und schönsten Renaissance-Prachtbauten abgebildet; ein Werk des Rogier van der Weyde, wie man glaubt. Im Querbau: Ludwig II. von Ungarn; Carl V.; in der Sakramentskapelle:*) Johann von Portugal; Maria von Ungarn; Franz I.; Ferdinand I. Wenn auch die Figuren selbst nicht jene Farbengluth und nicht die kräftige Zeichnung der gleichzeitigen Fürstenbilder im Freiburger Münster besitzen, so ist dafür die Decoration, welche sie einfasst, ganz einzig in ihrer Art. Es ist die Renaissance, wie sie eigentlich hätte sein sollen, aber wohl nie in Stein ausgeführt worden ist, aufs eleganteste komponirt, aufs zarteste durchbrochen, vielfarbig, auf blauem Grunde. Von manchen spätern Ausartungen dieses Styls findet man hier den unschuldigen Ursprung; so treten z. B. jene später so hässlichen Winkel-Schnecken, welche den Uebergang bilden sollen von einem breitern untern Stockwerk zu einem schmalern obern, hier noch als eine leichte durchbrochene Verzierung auf. — Um mehr als ein Jahrhundert jünger sind die Glasgemälde in der gegenüber liegenden Kapelle; zum Theil wohl von Diepenbeck. An Farbenpracht und Composition sind sie mit jenen ältern nicht zu vergleichen, auch ist die Architektur viel geringfügiger und in einem Style, der

*) Dieselbe enthält auch mehrere treffliche Statuen unter Baldachinen, vom Jahr 1534.

sich dem Rococo nähert. Sie enthalten Kaiser Ferdinand III. 1636; seinen Bruder Erzherzog Leopold Wilhelm; Erzherzog Albert und seine Gemahlin Isabella 1663; Kaiser Leopold I. 1658. In einem dieser Bilder ist, wie in jenem Glasgemälde zu *S. Jaques* in Antwerpen, die Benutzung der Rubens'schen Visitation nicht zu verkennen. In derselben Kapelle befindet sich das Denkmal des 1830 für die nationale Sache gefallenen Grafen Friedrich von Merode, ein Werk des Bildhauers Geefs; auf einem hohen Postamente liegt die jugendliche Heldengestalt, im Augenblick des Verscheidens, auf den Arme gestützt, mit der Rechten noch das Pistol haltend; sein Kleid, die nationale Blouse, an sich schon eine malerische Tracht, ist aufs herrlichste behandelt und gewährt, nach all den ewigen Mantelstatuen eine wahre Erquickung. — Das Glasbild im Hauptfenster, ein colossales jüngstes Gericht von Floris, thut der manierirten Zeichnung und des unglücklichen Gegenstandes wegen keine rechte Wirkung.

Die Kirche ***la chapelle***, 1140 gegründet. Das Hauptschiff in späterer gothischer Architektur; Kreuz und Chor gehören einem ältern, niedrigern Gebäude an; ihre Höhe ist der der Abseiten des Langhauses gleich, während der angefangene Thurm auf der Mitte des Kreuzes jetzt mit dem obern Theile des Schiffes unter einem Dache steht. Chor und Kreuz sind in spätem eleganten byzantinischen Styl erbaut; ersterer schliesst in halbem Zehneck; im Innern freistehende schlanke Säulchen hart in den Mauerwinkeln, scheinbar das Gewölbe tragend (ähnlich wie in Gross S. Martin zu Köln, in Heisterbach u. s. w.). Wie am Chorumgang

von *Sainte-Gudule*, so fehlt auch an dieser Chormauer aussen der Bogenfries (an den Nebenkapellen findet er sich). Statt seiner ein Kranzgesimse mit Fratzenköpfen und Laubwerk. Merkwürdig ist die sehr sorgfältige Behandlung aller Details, wie sie sich sonst bloss an den sächsischen und fränkischen Gebäuden jener Zeit zeigt, während die rheinischen Bauten des XII. Jahrhunderts bei aller Pracht und Majestät in der Gesammtanlage doch im Einzelnen oft sehr roh und unschön sind. Hier findet sich durchgängig wieder jenes Ecksäulchen, welches für die Goslar'schen und Hildesheimischen Bauten jener Zeit so charakteristisch ist; die Lisieren (Wandstreifen) an den rheinischen Kirchen nur selten, und dann roh, vorkommend sind hier höchst fein mit einem kleinen Rundstabe bezeichnet; ebenso der Bogenfries, wo er sich findet; die Capitäle endlich sind einfach und zierlich, mit überschlagenden Blättern. *S. Gudule* und *la chapelle* stehen in dieser Beziehung zwischen den plumpen byzantinischen Bauten in Lüttich und den kaum feinern des übrigen Belgiens so vereinzelt da, dass wohl ein deutscher, überrheinischer Einfluss angenommen werden muss. Die Kirche enthält mehrere prachtvolle, aber unschöne Monumente der Familien von Croy und Spinola. Die Kanzel (Elias, dem ein Engel Nahrung bringt) ist von Plumiers. Der Hochaltar, nach den Zeichnungen von Rubens(?) verfertigt, enthielt ehemals eine Himmelfahrt Mariä von demselben, jetzt durch eine Copie ersetzt, (dieselbe erinnert in der Composition sehr an die Himmelfahrt im Brüsseler Museum, nur die Farben sind anders gewählt). Ferner:

Christus der Magdalena erscheinend, von De Crayer, eines seiner bessern Bilder; von Jordaens (?) ist hier eine Uebergabe des Amtes der Schlüssel. Von Floris: die Marter der Christen unter Nero, grosses Bild mit Flügeln; gegenüber eine schöne heilige Familie, in der Art des ältern Franck, beinahe an die Anmuth der mailändischen Schule erinnernd.

Notre Dame des Victoires, auch ***l'église du Sablon*** genannt, 1288 zum Andendenken der Schlacht von Worringen erbaut; das Aeussere wohl erst später so verziert, wie es jetzt ist; das Innere in guten Verhältnissen; Rundsäulen mit achteckigen Basen; darüber an der ganzen obern Wand hinauf Gurten ohne Capitäle. Chor ohne Umgang, mit Gurtenpfeilern; vielleicht etwas neuer. In der dritten Kapelle rechts ein Werk der spätern van Eyck'schen Schule (um 1500): zwei Flügelbilder, die Enthauptung des Apostels Matthias, und: S. Thomas, Christi Wundenmale fühlend; auf den Aussenseiten grau in grau die Gestalten der beiden Apostel nebst zwei Donataren. In der Kapelle der h. Ursula (sie liegt links) findet sich das Erbbegräbniss der Fürsten Thurn und Taxis. Eine gute Statue der heil. Ursula von Duquesnoy steht über dem Altar; bloss von einem geringen Kuppellicht beleuchtet, macht der weisse Marmor auf dunkelem Grunde schon die grösste Wirkung; wären alle gute Statuen so günstig aufgestellt wie diese und die Danneckersche Ariadne in Bethmann's Garten zu Frankfurt, man würde plötzlich gar manchen Bildhauer zu Ehren ziehen, der vielleicht für einen ganz speciellen Ort, aber nicht für eine be-

liebige grelle lange Wand eines Museums sein Werk berechnet hat. Nahe bei jenen Flügeln mit Apostelbildern findet sich ein treffliches Bild aus Rubens Schule (vielleicht Theodor van Tulden?); Magdalena in Verzweiflung über ihre Sünden stösst mit dem Fuss das Salbenkästchen um; etwas nach hinten zu sitzt eine schwarzgekleidete Zofe, schalkhaft lächelnd, als fragte sie: wird die Reue diessmal von Dauer sein? Ein spätgothischer Reliquienkasten mit hübschen Holzfigürchen. In einer Nebenkapelle eine Verkündigung, vielleicht aus der spätern Zeit des Coxie. In der dritten Kapelle links eine Geburt Johannes des Täufers und eine Scene aus seinem Leben, sicher zu demselben Bilde gehörend, an welchem die beiden oben erwähnten Flügel hingen; auch hier finden sich einige gute Köpfe und eine schon ziemlich freie Compositionsweise. In der vierten Kapelle links ein Bild, welches zwischen Memling und Floris in der Mitte steht, etwa von einem Mitstrebenden des Bernardin von Orley: Christus in Gethsemane, in der Anordnung dem entsprechenden Stücke der Passion des jüngern Holbein sehr ähnlich, doch in Form und Farbe viel matter. Endlich ist ein jüngstes Gericht von Franz Floris nicht zu vergessen.

Saint-Jaques du Caudenberg, an der *place royale*, welche nebst der *rue royale*, dem Park und den angrenzenden Pallästen eine grossartige, seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts begonnene Gesammtanlage bildet; vielleicht einer der glücklichsten Versuche einer malerisch-architektonischen Composition im Grossen. (Allerdings war man dabei

durch die herrliche Lage am obern Rande eines steilen Hügels sehr begünstigt). Die Kirche sammt dem Platze ist von Guimard entworfen; erstere wurde 1776-1785 erbaut. Auf einem Unterbau von fünfzehn Stufen erhebt sich ein Portikus von sechs korinthischen, kannelirten Säulen mit (leider unverziertem) Giebel; das Innere ist etwas eng und kalt, doch nicht ohne Pracht. Von den Stufen aus geniesst man eine herrliche Aussicht gegen die untere Stadt, wie denn auch die *rue royale* dergleichen darbietet.

S. Nikolas, unbedeutende spätgothische Kirche; an einem Pfeiler, einer Seitenthür gegenüber, ein kleines Bild von Rubens, Maria mit dem Kinde, sehr zart und lieblich. Zwei Bilder des B. van Orley, welche in den Guiden angezeigt sind, findet man nicht mehr. Die Kirche ist sehr stark besucht.

Von ***Notre Dame de bon secours*** gilt letzteres ebenfalls, und zwar wegen eines wunderthätigen Marienbildes. Zwei hübsche Weihwasserbecken.

S. Cathérine; auf den Hauptaltar ein Bild von De Crayer, S. Catharina, von den himmlischen Schaaren empfangen. Rundsäulen mit runder Basis; Spitzbogen.

Von ***S. Jean Baptiste*** (oder *Béguinage*) gilt letzteres ebenfalls. Christus am Kreuz, von De Crayer. Der Thurm ist Renaissance, und zwar auf eine wunderliche Weise mit Eckthürmchen verziert, ganz nach demselben Princip wie der des Stadthauses, welcher hier ohne Zweifel eingewirkt hat; oft bedingte in einer Stadt ein bedeutendes Gebäude den Styl einer ganzen Reihe anderer. Die übrigen Kirchen

sind höchst unbedeutend; für die französischen Protestanten wird jetzt auf dem *Boulevard de l'observatoire* eine gothische, etwas kleinliche Kapelle gebaut.

Unter den Stadtthoren ist besonders die mächtige ***porte de Hal,*** begonnen 1381, zu bemerken.

Auf der ***place des Martyrs*** findet sich das den Opfern der Septembertage 1830 gesetzte Monument, von Geefs; ein viereckiger, mit Gittern und Kandelabern eingefasster Graben, ringsum mit Catacomben umgeben; in der Mitte auf hohem Seckel in gleicher Fläche mit dem Platz eine Art von antikem Grabgebäude, an den vier Ecken betende Engel; darüber eine kolossale Statue der Freiheit, von weissem Marmor. Immerhin eine sehr gute Lösung der so schwierigen Aufgabe. Nur die Catacomben mitten auf einem belebten Platze wollen nicht recht passen.

Unweit vom Stadthause (hinten, links) steht als Brunnenstatue an einer Strassenecke das berühmte ***Manneken-pis.*** (Man erkundige sich nur ungenirt!). Eine der besten Kinderstatuen neuerer Zeit, 1648 von Duquesnoy in Erz gegossen, und somit *„le plus ancien bourgeois de Bruxelles"*, wie man ihn wohl zu nennen pflegt. Der Moment ist vortrefflich durch die Stellung ausgedrückt. Wir haben schon bei Anlass von *S. Pierre* in Löwen Duquesnoy's Meisterschaft in Kinderstatuen erwähnt: mager auch in seinen Darstellungen erwachsener Menschen oft manierirt sein, seine Kinder sind immer schön und naiv. Genau dasselbe findet bei seinem Freunde Rubens Statt: seine Kinder sprechen Jeden

an*), während seine anderen Bilder manchen völlig anwidern. Das Kind ist noch ein Stück Natur und erfordert noch lange nicht die ideale Auffassung wie der erwachsene Mensch.

Der ***königliche Palast***, ein sehr einfaches Gebäude, enthält einige treffliche neuere Porträts; besonders ausgezeichnet ist das des jetzigen Königs, von einem Engländer.

Das ***palais de la nation***, oder *palais représentatif (sic)* ist unter Maria Theresia von Guimard gebaut; einer der besseren Paläste des vorigen Jahrhunderts. Das Sehenswertheste sind die beiden grossen Gemälde des Vestibuls: die Schlacht bei Worringen, von De Keyser und eine Scene aus den belgischen Religionskriegen von Wappers; das letztere zwar etwas theatralisch, beide aber durch alle Vorzüge eines herrlichen Colorits, einer lebendigen Darstellung und einer effektvollen Composition ausgezeichnet, besonders die Schlacht bei Worringen; die meisten Schlachtenbilder *von Horace Vernet* würden neben ihr plötzlich gar sehr verlieren.

Der ***Palast des Prinzen von Oranien*** besitzt zwar noch die prächtige, äusserst geschmackvolle Meublirung im Innern, allein die weltberühmte Gallerie, die er enthielt, ist leider nach dem Haag gegangen. (So wird wenigstens an Ort und Stelle versichert; jedenfalls ist sie dem Publikum nicht mehr zugänglich, wenn sie auch noch in Brüssel sein sollte.)

*) Man erinnere sich z. B: der Genien welche einen Kranz schleppen, in der Münchner Pinakothek.

Der ***Palast Aremberg***, wo einst Egmont wohnte, enthält eine treffliche Gemäldesammlung; zwei Rembrandts, mehrere Portrais von Vandyck, mehrere Ruysdael's, Vernet's, Claude-Lorrain's, etc. besonders zahlreich sind die niederländischen Genremaler repräsentirt, welche man in den öffentlichen Sammlungen Belgiens durchgängig vermisst, indem sie gleich bei ihrem Entstehen in die Privatkabinette übergingen und bloss für diese bestimmt waren. Auch findet man hier einen antiken männlichen Kopf mit schmerzbewegten Zügen, von trefflicher römischer Arbeit, gewöhnlich der Laokoonskopf, genannt. Indess ist die Aehnlichkeit mit dem Kopfe des Laokoon in der bekannten Gruppe des Agesander in Rom keineswegs so schlagend.

Andere ***Privatsammlungen:*** bei Herrn *Maleck de Werthenfels, Rue royale* № 74; bei Herrn *van Becelaer, place de la monnaie*, (fast lauter neue Bilder, von allen jetzt lebenden belgischen Malern), mehrere Kunsthändler, u. s. w.

Das ***palais de justice***, 1823 begonnen, zeigt die Pariser Schule in ihren Schwächen; selbst das ärgste Rococo ist erträglicher als diese Classicität. Die Brüsseler glauben, der Portikus mit dem spitzen Giebel sei eine getreue Nachahmung der Vorhalle des Pantheon in Rom!

Das königliche ***Theater***, einfach, von guten Verhältnissen, in weit tüchtigerm Style.

Endlich einige ältere Monumente brabantischer Baukunst:

Das ***Hôtel de ville*** in der ersten Hälfte

des XV. Jahrhunderts begonnen, 1441 völlig vollendet, mit einem dem Baumeister Ruysbroeck zugeschriebenen mächtigen Thurm von 365 Fuss (?) Höhe, welcher nicht in der Mitte, sondern mehr auf der rechten Seite steht, ohne dass man sagen könnte, das Gebäude verliere bei dieser Unsymmetrie. Eine aus Reihen von Gliedern bestehende Langfaçade (zum Unterschied von Stirnfaçaden) kann oft ganz willkürlich unterbrochen werden, ja es ist die Frage ob nicht bei einem so vereinzelten Gliede, wie ein Thurm ist, die völlig symmetrische Stellung desselben vielmehr ungünstig wäre? Schon eher müsste ein Portikus in der Mitte stehen, und doch leistet z. B. das Berliner Schloss den Beweis, dass zwei Portiken, an einer Langfaçade ganz unsymmetrisch vertheilt, gleichwohl eine wahrhaft reizende Wirkung hervorbringen können. Die Unsymmetrie hat einen geheimnissvollen Reiz, nämlich den des Malerischen, während die Symmetrie nur dann diesen Reiz erhält wenn der Beschauer sich seitwärts stellt und sie dadurch zur Unsymmetrie macht. Daher der langweilige Eindruck der meisten Pracht-Bauten des vorigen Jahrhunderts, wo die Symmetrie oberstes Gesetz war. (Es versteht sich dass diese Unsymmetrie nicht in den einzelnen Gliedern selbst, sondern nur in ihrer Stellung zum grossen Ganzen gelten darf.) Das wunderbarste Beispiel geben uns die Seitenfaçaden guter gothischer Dome an die Hand, wo von Westen gegen Osten die Glieder in der schönsten Abstufung vom Derben zum Milden auf einander folgen: Thurm, Fronten des Querbaues, endlich der abgerundete Chorabschluss; hier allein findet sich eine wahrhafte Ent-

wicklung des Gebäudes von vorn nach hinten, der Vortheile für die Perspektive im Innern gar nicht zu gedenken. Auch in den Gesammtanlagen der ägyptischen und griechischen Tempel herrscht oft eine absichtliche Unsymmetrie, man vergleiche den Plan von Theben und von der Athenischen Akropolis.

Das *Hôtel de ville* zeigt unten eine Reihe schmaler offener Bogen, darüber zwei Reihen Fenster, mit blinden Spitzbogen, und leeren Nischen, endlich einen Kranz von durchbrochnen Zinnen; die (verbauten) Stirnfaçaden sind ziemlich schmucklos, ihre Eckthürmchen verstümmelt.*) Unter dem Thurme befindet sich ein grösseres Portal; zwei Strebepfeiler bezeichnen das ihm gehörende Stück der Façade. Ueber der Höhe des Daches beginnt die Verwandlung des Viereckes ins Achteck, und zwar genau auf dieselbe Weise wie am Dom zu Antwerpen, so dass letzteres sich nicht mit vier Seiten, sondern mit vier Kanten auf die Seiten des erstern construirt. Vier Eckthürmchen mit stark ausgeladenen Gallerien lösen sich ab, sind aber durch Bogen mit dem Hauptthurm verbunden welcher nun in drei reich verzierten, durchsichtigen Stockwerken sich weiter entwickelt und mit der Statue des heil. Michael über dem durchbrochnen Helme schliesst. Im Innern einige gothische Säle; der Hofbau neuer.

*) Die Löwener pflegen ihr Stadthaus auf Kosten des Brüsseler herauszustreichen, und in der That ist letzteres trotz seiner weit grössern Masse im Nachtheil, sowohl in Betreff des geringern Reichthums als der schlechtern Behandlung der Verzierungen; besonders das viele Stabwerk und die Baldachine ohne Ornamente machen einen kalten unschönen Eindruck.

Das grosse gothische Haus dem *Hôtel de ville* gegenüber ist vom Jahr 1518, aber im Jahr 1625 stark überarbeitet.

Das ***Museum*** ist in dem weitläufigen Gebäude des ehemaligen spanischen Gouvernements aufgestellt. (Der Eingang ist *place royale*.) Im Hofe bemerkt man noch einige vermauerte Fensterbogen vom Ende des XV. Jahrhunderts, in dem eleganten, sogenannten burgundisch-gothischen Styl, welcher besonders in Nancy und der Umgegend zur Zeit Karls des Kühnen sich entwickelt hatte und bald darauf in den Niederlanden und vorzüglich in Spanien (vgl. den Dom von Toledo) sich geltend machte. Er unterscheidet sich von dem gleichzeitigen englischen Profanstyl durch grössere Leichtigkeit und reichere Ornamente; bezeichnend ist besonders der gedrückte Rundbogen, während in England mehr ein gedrückter Spitzbogen mit abgerundeten Brechungen an beiden Enden vorherrscht.

Die Gemälde des Museums sind in der That mehr durch ihre Anzahl, als durch ihren Werth bedeutend, doch befinden sich hier einige der wichtigsten Bilder belgischer Schule. Zwei Säle voll alter Bilder (*Salles des Gothiques* wie sie hier heissen) enthalten zwar nichts von den Heroen der altflandrischen und altbrabantischen Schule, selbst die Anbetung der Hirten, № 258, ist für Hugo van der Goes, dem der Catalog sie zuschreibt, schon viel zu entwickelt; aber die Nachfolger der Memling'schen Richtung sind hier repräsentirt wie sonst nirgends. Leider ist der Catalog ein sehr mangelhaftes Machwerk, voll der leichtsinnigsten Bildertaufen.

Auch von den alten Idealisten ist hier nichts zu finden; von deutschen Malern sehr weniges. Als die ältesten Bilder sind wohl die beiden Porträts, № 248 bis 249 zu betrachten, welche hier dem Rogier van Brügge zugeschrieben werden*). Von da an findet sich eine Lücke bis zu den Nachfolgern des Quentin Messys und des Memling. An Messys erinnert etwa № 304, die Weihe des heil. Gregor. Sein Mitstrebender Rogier van der Weyde soll № 259-269 gemalt haben, doch ist ihm bloss № 261, die Studie eines Weiberkopfes, welcher in der grossen Kreuzabnahme des Berliner Museums wiederkehrt, mit Sicherheit zuzuschreiben; vielleicht auch № 259-260, Kreuztragung und Kreuzigung; (wo Köln im Hintergrunde angebracht ist, was nebst andern Umständen darauf hinzudeuten scheint, dass der Meister die altkölnische, vielleicht auch die ältere oberdeutsche Schule gekannt hat.) № 262-269 sind wahrscheinlich von einem Nachfolger Memlings. Als ein solcher ist mit Sicherheit zu betrachten Jan van Conixloo; von ihm № 252 bis 257; das frühste dieser Bilder ist № 255, die Geschichte des heil. Benedict, mit demselben bräunlichen Colorit, denselben genreartigen Stellungen und Gesich-

*) Hart neben der Gallerie ist die Bibliothèque des ducs de Bourgogne aufgestellt, welche die schönsten Pergamentminiaturen der van Eyck'schen Schule, auch einiges Aeltere, z. B. eine Bibel mit Gemälden des XIV. Jahrhunderts besitzt. Das Hauptwerk in künstlerischer Beziehung ist die Chronique du Hainault, deren zahlreiche Bilder dem Memling zugeschrieben werden, gewiss mit Unrecht; sie entsprechen der schönen Zeichnung desselben zu wenig, sind aber gewiss von einem früheren Schüler der van Eyck's.

tern, wie die zwölf sogenannten Memling's in *S. Jaques* zu Antwerpen; auch die Architektur ist, wie dort, theils gothisch, theils Renaissance. Derselben Richtung gehören auch № 256 u. 257 an, während № 252-254 schon ein späteres Stadium des Meisters, eine Kenntniss italienischer Maler verrathen. Auch Grimner gehört dieser späteren van Eyck'schen Schule an; von ihm № 240, die Geschichte des heil. Hubertus. Ueber die den Malern der beginnenden italisirenden Richtung zugeschriebenen Bilder kann hier nicht entschieden werden; № 270 u. 271 werden dem v. Heemsen, № 275 u. 276 dem Bern. van Orley (besonders ersteres ein todter Christus von den Seinen beweint, reich an schönen Köpfen), № 239 u. 242*b*. dem J. de Maubeuge, № 250, eine Anbetung der Weisen, dem Jan Schoreel, Schüler des letztern (und zwar nicht mit Unrecht, wenn der Tod der Maria in Köln und München echt ist), endlich № 241 dem Mart. Hemskerk zugeschrieben. Von Jan Pateniers soll die schöne Mater dolorosa, umgeben von sechs kleinen Rundbildern, № 247, herrühren. Ferner ist hier eine treffliche, obwohl sehr verdorbene Grablegung des ältern Palma, Schülers des Giam Bellini, hineingerathen, № 246; so wie auch ein schöner jugendlicher Kopf der spätern florentinischen Schule, № 238. *b*; vielleicht von Pontormo. Endlich hängen hier einige Bilder der spätern Antwerpner Schule des XVI. Jahrhunderts: Franz Floris: № 344, eine heilige Familie; Martin de Vos. № 238 eine treffliche betende Frau; Lambert van Noort: № 272 ein todter Christus von den Seinen beweint, vom J. 1568; № 273 Anbetung der Hirten,

von demselben; ferner ein etwa gleichzeitiges Genrebild des ältern Breughel: der bethlehemitische Kindermord № 237; bizarrer Weise hat er die an sich schon gräuliche Scene in eine Schneelandschaft verlegt, wie sonst seine Bauernprügeleien bisweilen; sodann ein gutes Genrebild von Jaques Mostard, das zerbrochne Sieb, № 245. Aber noch bleibt eine ganze Masse von Bildern ohne Namen übrig; („*dont les noms des auteurs sont inconnues*," sagt der Catalog, obschon die belgischen Kunstfreunde, mit etwas mehr Pietät gegen das Alte, wohl noch manchen Namen zu Tage fördern könnten.) Wir wollen hier nach bestem Vermögen den Kennern einige Vermuthungen vorlegen: № 278 eine Beschneidung, von einem überaus anmuthigen Zeitgenossen Memling's; № 279 Maria, dem schlafenden Kinde einen Apfel bereit haltend, vielleicht ein früher Orley; № 283 eine Anbetung der Hirten, grössere Halbfiguren, dem Hieronymus Bosch verwandt; (ein zweites Exemplar findet sich im Wallraffianum zu Köln); № 286, eine Verkündigung, von einem unmittelbaren Schüler der van Eyck, doch ziemlich geringe Arbeit; ebenso № 288, Christi Geisselung und Auferstehung; № 289. Mädchen mit der Nelke, bezeichnet 1532, höchst wahrscheinlich Jean de Maubeuge; № 293 Anbetung der Weisen vielleicht von Grimmer; № 303 derselbe Gegenstand, in der frühern Art des Orley; u. s. w.

In den übrigen Sälen bilden die Gemälde der spätern Schulen bunte Reihe. Wir wollen dem alphabetarischen Cataloge folgen. № 1. Francesco Albani (bolognesische Schule) Adam und Eva, anmu-

thig, doch ohne rechten Gehalt. № 2. Schule von Ferrara. Christus bei Simon dem Pharisäer, schöne Farben wie in allen Bildern dieser Schule. 3-5. Jaques Artois, gute Landschaften. 6. von Artois, Crayer und Seghers: die Bekehrung des heil. Hubert, schlechter als das Bild zu *S. Jaques* in Löwen. (s. oben). 7. Copie nach Caravaggio. 8-10, a. von Wilhelm Backereel, das erstere mit guter Beleuchtung. 10. b. Backhuysen, ein schönes Seestück dieses berühmten Marinemalers. 13. Ferdinand Bol (Rembrandt's Schüler), herrliches Porträt eines lesenden Greises, mit der vollen Majestät der Greisenköpfe dieses Malers. 19. Giacopo Bassano, Christi Grablegung, wie alle Bilder dieses Malers originell und gut beleuchtet. 20. a und b. Cavalier Calabrese (Schüler des Guercin und der neapolitanischen Naturalisten) Bilder voll der wildesten Bewegung und des bizarresten Helldunkels. 21. Antonio Canaletto, eine niedliche Brentaansicht; 22. Das Innere von San-Marco in Venedig, welches nach den grossen Fortschritten der neuern Architekturmalerei freilich ebenso wenig befriedigen kann wie die Kirchenansichten des Peter Neef; die Luftperspektive ist lange nicht genug zur Ferne benutzt und das Ganze gar zu hart. 23. Lodovico Cardi, genannt Cigoli (Schüler des Baroccio blühte um 1600) eine herrliche Madonna mit dem Kinde und S. Johannes, leider nicht sehr gut erhalten. 24. Courtois genannt Bourguignon, ein Reiterscharmützel. Dieser Maler ist besonders durch seine Schlachtenbilder berühmt. 25-37 Caspar De Crayer, Bilder von sehr verschiedenem Werth. Am anziehend-

sten sind Petri Fischzug, und die beiden Eremiten (S. Antonius und S. Paulus.) behandelt; (26 und 34; ersteres dem Rubens ganz nahe stehend.); minder gut die Himmelfahrt der heil. Catharina (26) und die Bekehrung des heil. Julian (29); Wahrhaft scheusslich die Marter des heil. Blasius (28); die heil. Familie (36) dürfte wohl kaum sein Werk sein; endlich ein guter Mönchskopf. (37). 39-44 Phil. Champaigne, Zeitgenosse des Nicolas Poussin. 45. Wenzel Coberger, der todte Christus von seinen Angehörigen umgeben, 1605 gemalt. Bloss der Ultramarin an diesem Bilde kostete 1400 Gulden, während der innere Werth desselben desto geringer ist, sowohl in Betreff der matten Composition als der grellen Färbung. 48-49. Jean Cossiers, die Sündfluth, und eine heil. Familie. 50-51. Michael Cocxie, die Dornenkrönung und das Abendmal, letzteres sehr gut. 51. Cuyp, Landschaft mit guter Staffage. 55-56. Dankers van Rey, zwei sehr gemüthliche Porträts. 57. Adrian de Brouwer, zankende Kartenspieler, ein köstliches Genrebild. 58-59. Henri de Clerck, (Zeitgenosse des Floris) Christus mit den Kindern, eine heil. Familie, voll guten, natürlichen Ausdrucks. 64. Simon Denis, ein Kampf zwischen zwei Stieren. 66. Gerhard Dow, der Maler selbst zeichnet bei Lampenschein nach einem Amor von Duquesnoy. Die Ausführung ist höchst zart und fein, wie bei allen Malern des edlern niederländischen Genre, (Mieris, Terburg, Metzu, während die des niedrigern, derbkomischen Genre, Teniers, Ostade, Brouwer, Jan Steen mehr einen derben und kecken Auftrag der Farben liebten.) 72. Franz Franck, Jo-

hannis Enthauptung. 73. und 344 Franz Floris das jüngste Gericht, und eine heil. Familie. 76. Gaudenzio Ferrari oder eher ein Niederländer nach ihm: Maria das Kind anbetend, von drei Engeln umgeben. Zur Seite ein betender Cardinal. 76. Heinrich Golzius, ein weibliches Porträt. 77. Guercino, (?) ein Exvotobild. 78. Guido Reni, in seiner letzten Manier: die Flucht nach Aegypten. 79. Eine Sibylle, ist wohl eine Copie nach ihm. 82. Hans Holbein d. j. „das Porträt des Thomas Morus." Wahrscheinlich ist es kein Holbein und jedenfalls ein ganz anderer Kopf als der des Morus. Den Catalogen der belgischen Sammlungen ist leider oft nicht zu trauen, besonders was die ältern Bilder betrifft. 84-87. Jac. Jordaens, besonders 84, S. Martin der einen Besessenen heilt, ist trefflich komponirt; ebenso 86, der Triumphzug Friedrichs von Nassau, Skizze zu dem grossen Bilde im Bosch bei Haag; eine mächtige Scene voll der trefflichsten Bewegung; 85. Eine Allegorie auf den Herbst, geht schon in die Grimasse über. 88. Abraham Janssens eine Allegorie auf das Greisenalter. 95. Lairesse, der Tod des Pyrrhus, spätfranzösich, etwas manierirt. 97. Lens, Delila, den Simson scheerend. 99. Sogenannter Lesueur, ein segnender Christus. 102. Carl Maratta, Apoll, die Daphne verfolgend. 107. Sogen. Morales (ältere spanische Schule), Christus zwischen zwei Juden. 109-110. Isaac Moucheron, zwei Landschaften. 112. Peter Neefs, das Innere der Cathedrale von Antwerpen bei Nacht mit starkem Lichteffekt; ein Gegenstand, den dieser Künstler vortrefflich und sehr oft, ja fast ausschliesslich

behandelt hat; beinahe jede grössere Gallerie hat eine nächtliche Kirche von seiner Hand aufzuweisen. 116. Palamedes, ein gutes Bildniss. 117. Cesare Procaccini, S. Sebastian, dem die Engel die Pfeile aus dem Leibe ziehen. 118. Erasmus Quellinus, S. Franciscus erscheint dem heil. Carl Borromeo. 119. Quellinus und Seghers eine grau gemalte Statue Christi, von schönen Blumen umgeben. 120. b. Rembrandt, ein männliches Porträt. 122-128 Rubens, welchen man hier von seiner Schattenseite kennen zu lernen Gelegenheit hat, obwohl er auch da noch immer gross und eigenthümlich erscheint. 122. Christus mit dem Donnerkeil auf Wolken einherschreitend; vergebens sucht Maria seinen Arm zurückzuhalten, bestürzt folgen ihm die Engel, vor ihm liegt die bedrohte Erdkugel, da stürtzt sich S. Franciscus schützend über dieselbe hin und deckt sie mit seiner Kutte. Abgesehen von der grandiosen Gottlosigkeit des Gegenstandes ist auch nicht Eine edle Gestalt auf dem ganzen Bilde: S. Franz wirft sich über den Globus wie der gemeinste Kapuziner über einen Käse, den man ihm entwenden will, und doch wird man den mächtigen Ausdruck des Grimmes, des Entsetzens, des Kummers in den verschiednen Mienen und Bewegungen anerkennen müssen. 123. Die Marter des heil. Livinus, eines der scheusslichsten Bilder, die je der Pinsel geschaffen hat, jedenfalls aus der spätesten Zeit des Meisters und sehr flüchtig gemalt. Aber auch hier welche bestimmte Bezeichnung des Augenblicks, welche kühne Bewegung! 124. Die Krönung der Maria; Gott Vater, Christus und Maria, eins unedler als das

Andere. Eine Wiederholung davon findet sich im Berliner Museum. 125. Die Kreuztragung, ebenfalls ein spätes Bild. 126. Der todte Christus von den Seinen beweint, Gegenstück des vorigen. Hier kann man sich es klar machen, in welchen Stücken Rubens seinem Schüler Vandyck weichen muss; besonders die heil. Magdalena lässt die interessanteste Vergleichung zu. Wenn nun alle diese Gemälde in der Ausführung flüchtig, im Ausdruck und im Colorit widerwärtig sind, so mag man sich an zwei der besten Bilder des Meisters wieder erholen. 127. Die Anbetung der Weisen; zwar lange nicht so brillant wie das Antwerpener Bild, aber von schönerm Ausdruck und einer viel tiefsinnigern Komposition. Das Gefolge der Könige drängt sich rechts einige Stufen herunter und macht eine halbe Wendung um die Hauptgruppe. Besonders trefflich ist der alte Mann welcher von dem hölzernen Geländer herab sieht. Der Ritter, welcher das Gedränge mit dem Schilde abhält, ist wiederum Rubens selbst. 128. Die Himmelfahrt der heil. Jungfrau. Mag auch die Hauptfigur selbst nicht ätherisch und edel genug ausgefallen sein, so wird man sich doch des herrlichen Kranzes von Engelkindern freuen, welcher an die Schönheit von Murillo's Engeln gränzt. Auch der Ausdruck in den unten versammelten Aposteln und heiligen Frauen ist zart und schön.*) 129. Jac. Ruysdael, ein Waldwasser, so düster und tiefmelancholisch, wie der grosse Landschaftsmaler je et-

*) Neuerlich sind noch zwei treffliche Bildnisse von Rubens, Erzherzog Albrecht und seine Gemahlin Isabella hinzugekommen.

was gemalt hat. 137. Sassoferrato, ein Madonnenkopf voll der zarten Süssigkeit, die dieser Maler nur mit wenigen Jtalienern theilt und dem er alle Kraft und oft auch die Zeichnung aufgeopfert hat. 142. Noch ein Blumenkranz van Seghers. 149. Snyders, ein Stillleben meist von todten Thieren, vortrefflich. 156. und 157. Tizian, zwei Porträts, ein Jüngling und ein Greis, aus seiner spätesten Zeit. 158. Tintoretto, die Marter des heil. Marcus. 160. b. Van der Helst, der Maler und seine Frau. 164. Diepenbeck, S. Franciscus, das Sacrament anbetend. 165–169. b. Vandyck. Auch diesen Maler darf man nicht nach den hier vorhandenen Bildern beurtheilen. 165. Porträt eines Bürgermeisters von Antwerpen. 166 u. 167, Darstellungen des heil Franciscus, sind gewiss nicht von Vandyck. 168. Die vortreffliche Skizze eines Judenkopfes, welcher in seiner grossen Dornenkrönung (u. a. in Berlin) angebracht ist. (Derjenige welcher ein Rohr hält.) 169. a. Die Kreuzigung Petri, als blosses Studium zu betrachten, und desshalb ja nicht mit demselben Gegenstande von Rubens Hand (zu S. Peter in Köln) zu vergleichen. 169. b. Ein trunkener Silen, auf einen Schäfer und eine Bachantin gestützt. Ferner heisst hier eine Copie des kleinen Antwerpener Crucifixes ebenfalls Vandyck. 178. Van Loon, Fruchtstück. 183. van Thulden die Kirchweih, schönes, lebhaftes Genrebild. 186-188 und 341 Ottovenius Von diesen Bildern, besonders von der grossen Passion (187) gilt dasselbe, was oben über diesen Maler bemerkt worden. 192-195. Paolo Veronese, wahrscheinlich nur die beiden letzten echt: Maria,

S. Catharina, S. Theresia, um das Christuskind beschäftigt; ferner eine kleine Skizze zu der grossen Hochzeit von Cana (in Paris), minder figurenreich als diese; **192.** der Reichthum, Venedig mit Gaben überschüttend, soll zu einem Deckengemälde des Paolo in Venedig gehört haben (?). **193.** Eine Anbetung der Hirten, ist wohl ein Schulbild oder ein Werk des Giacopo Bassano. **196.** Simon Vouet, S. Carl Borromeo für die Pestkranken zu Christus und Maria betend. **197.** Weenix, eine Dame mit ihrer Toilette beschäftigt. **198.** Peter Wouvermans, ein Pferdestück. (Noch berühmter als Pferde- und Schlachtenmaler ist Peter's Bruder Philipp). **200.** Seghers, ein Blumenstrauss. **203.** Schalken, ein Knabe der am Licht Wachs schmelzen lässt; ein Mädchen sieht ihm zu. Schalken war kein sonderlicher Zeichner, auch sein Auftrag ist sehr geleckt, aber er wird mit Recht bewundert wegen der äusserst kunstreichen Handhabung des Lichteffektes. Seine meisten Bilder sind Nachtscenen, in welchen er Dunkel, Licht, Halbdunkel und das Rothgelb des Lampenscheines meisterlich durcheinander zu arbeiten gewusst hat, obwohl er dabei nicht selten in eine gar zu raffinirte Künstelei verfiel. **206.** Uytenborg, ein herrliches Reiterscharmützel. **212.** Teniers d. j., Bauern einen Karren entladend.

Auch hier folgt nun noch eine Reihe von *Auteurs inconnus*. **215.** Ein hübsches weibliches Bildniss. **217.** Neueres Bildniss Karls des Kühnen. **220.** Eine heil. Familie, von einem Niederländer nach Rafael. **221.** S. Franz mit einem Crucifix und einem Todten-

kopf, Schule des Rubens. 222. Christi Grablegung, niederländische Copie nach Caravaggio. 224. Maria, das Kind und S. Johannes, niederländische Copie nach Rafael. 231. Männliches Portrait mit dem Datum 1552 (vielleicht von Anton Moro?) 234. Portrait eines Staatsmannes (1575), von beinahe venetianischer Schönheit. Endlich 327 Natier, Maria Theresia in ihrem Kabinet, Caffe trinkend. Dieses Bildniss wird besonders belehrend durch die Vergleichung mit dem nahe dabei hängenden grossen Staatsportrait der Kaiserin; letzteres stellt sie kalt, fade idealisirt dar, während ersteres sie in ihrem Morgenanzuge zeigt, wie sie wirklich war. Die Bilder neuerer Maler sind ebenfalls ohne alle Ordnung zerstreut. Zwei herrliche Landschaften des unlängst verstorbenen van Assche, 349 und eine unbezeichnete; eine Waldmühle, und ein prachtvolles Felsenthal mit einem Waldstrom und duftigen Bergen mit Tannenwäldern. 352-354. De Noter von Gent, zwei gute Stadtansichten und eine Landschaft. 355. Tanneur von Paris, das Meer bei steigender Fluth. 364b. De Roi, Landschaft mit Vieh, im Nebel. Manche neuere historische Bilder athmen noch allzusehr den Geist der David'schen Schule; hart, kalt und mühsam wie sie sind, entlocken sie uns nur geringes Interesse; eine lobenswerthe Ausnahme macht eine hübsche italienische Brunnenscene des van Bree. Erst seit dem Aufstand des Jahres 1830 kam ein neuer, grosser historischer Geist in die Schule und so hat sie in zehn Jahren nationaler Begeisterung Bilder geschaffen, welche sie den grössten Schulen würdig an die Seite stellen. Besonders

wünschen wir, der Reisende möge in Brüssel noch die in diesem Herbst (1841) auf dem Museum aufgestellten Bilder von Galait und Biefve finden; wir meinen die Abdankung Carls V. vom erstern, und den Gueusenbund des letztern. — Schreiber dieses gesteht gern, dass dieselben nebst De Keyser's Schlacht bei Worringen zu den herrlichsten Erinnerungen gehören, die er aus Belgien mitgebracht hat. Eine vollendete, leicht gehandhabte Technik, ein lebensfrisches und doch nicht grell französisches Colorit, eine Zeichnung voll Würde, endlich die glücklichste Auffassung der schönen, innerlich tiefbewegten Menschengestalt in den Momenten der edelsten Leidenschaft und eine Composition eben so frei als klar werden diese Bilder unsterblich machen für alle Zeiten.

Gent.

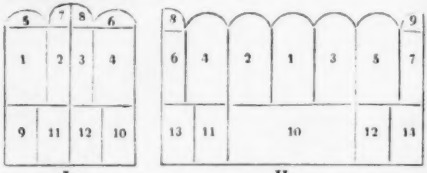
Man sollte glauben, dass Gent, unter Karl V. noch nächst Paris die grösste Stadt des nördlichen Europa's, seine damalige Physiognomie noch so ziemlich beibehalten habe. Dem ist aber nicht so; Brügge und Antwerpen sehen viel alterthümlicher aus. Auch entsprechen die noch vorhandenen Reste des XIV. und XV. Jahrhunderts keineswegs dem damaligen Reichthume der Stadt, besonders die Kirchen haben durchweg ein plumpes, düsteres Ansehen. Von den noch erhaltenen Privatgebäuden ist wohl das Schifferhaus am Canal, 1531 erbaut, das eigenthümlichste; hübsche gothische Ornamente fassen die meist in gedrückten Rundbogen schliessenden Fenster ein.*) Sonst enthält der *marché du Vendredi* noch manche alterthümliche Gebäude.

Die ***Cathedrale Saint-Bavon*** früher *Saint-Jean*) erhielt um 1228 die Gestalt, welche sie jetzt besitzt; der vordere Thurm ist 1462 gegründet; die sehr grosse Crypta kaum älter als der Rest des Gebäudes. Das Ganze ist ein ziemlich roher Bau

*) Die Genter nennen dieses und das anstossende Haus *maisons espagnoles*. Gott weiss weshalb; viel eher könnte man die gleichzeitigen spanischen Bauten burgundisch nennen.

aus kleinen Bruchsteinen und Backsteinen ohne Verzierung, auch die Portale sind höchst unbedeutend. Der Thurm ist nach jenem englisch-französ. Princip, nämlich als Festungsthurm gedacht und hat somit, statt der leichteren Strebepfeiler, welche fast allein die Entwickelung nach oben bezeichnen könnten, vier runde Eckthürmchen. Das Innere ruht nicht auf Rundsäulen, sondern auf sehr massigen viereckigen Pfeilern mit Halbsäulen. Ueber den Hauptbogen unter den Fenstern weder Stabwerk noch Gallerien, ausgenommen im Chor, wo plumpe Säulchenreihen sich hinziehen. Die sämmtlichen Bogen sind Spitzbogen. Die Dimensionen sehr bedeutend. — Erste Kapelle rechts vom Haupteingang: Eine Enthauptung Johannis, von De Crayer. Dritte Kapelle: Christi Taufe, ein neues Bild, von De Cauwer von Gent. Erste Kapelle des Chorumganges: Christus unter den Schriftgelehrten, von Franz Pourbus d. ä. mit den leicht kenntlichen Portraits Carls V. und Philipps II. Zweite Kapelle: Die Marter der h. Barbara, von De Crayer (welcher überhaupt Gent mit seinen Bildern ganz angefüllt hat). Dritte Kap.: Das einzige bekannte Bild des Gerhard van der Meir (oder Meeren); eine Kreuzigung, auf den Flügeln die eherne Schlange und die Quelle des Felsens Horeb, zwei sogenannte Protypa oder symbolische Vorbilder der Kreuzigung im alten Testament. Der Maler heisst bald ein Schüler, bald ein Zeitgenosse des Hubert van Eyck, und die Tecknik und Auffassungsweise der van Eyck's ist in dem Bilde gar nicht zu verkennen, obschon dasselbe noch nicht die Farbenwirkung, den Glanz der Erde, des Wassers und

des Himmels und in den Figuren die Freiheit der Bewegung und das natürliche Colorit dieser Schule besitzt. Leider steht das Bild sehr vereinzelt da; von Gerhard's Mitschüler Justus von Gent besitzt seine Vaterstadt kein Werk; auch die Bilder des Hugo van der Goes, welcher hier lange gearbeitet hat, und in seiner blassern Färbung etwas an Gerhard van der Meir erinnert, sind gänzlich verschwunden. Glücklicher Weise ist das Hauptwerk der Van Eyck's wenigstens theilweise noch hier vorhanden, und zwar in der sechsten Kapelle des Chorumganges. Es sind dieses die vier Haupttafeln des grossen Altarwerkes, welches im Ganzen, alle Aussenseiten mitgerechnet, aus zwanzig Tafeln bestand. Es war, wenn man will, ein grosses Tedeum, eine Darstellung des Grössten, womit die Kirche ihren Meister und Herrn feiern kann. Es ist der Mühe werth, sich die Zusammenstellung des Ganzen zu vergegenwärtigen, wie sie vor der Zerstreuung der Tafeln Statt fand.



I. II.

I. Die Tafel bei geschlossenen Flügeln.

1, 2, 3, 4 die Verkündigung, **5** u. **6** die Propheten Micha und Zacharias, **7** u. **8** zwei Sibyllen; also

lauter Bilder der Verheissung, während das Innere die Bilder der Erfüllung enthält. In der untern Abtheilung die zwei grossen Propheten des neuen Bundes, S. Johann der Täufer und S. Johann der Evangelist (11 u. 12); neben ihnen, 9 u. 10, die Stifter des Bildes, Jodocus Vyts, ein Patrizier von Gent, und dessen Gemahlin Lisbette.

II. Die Tafel bei offenen Flügeln.

1. Gott Vater, voller Hoheit thronend. 2. Maria. 3. Johannes der Täufer. 4. Singende Engel als Chorknaben. 5. Die h. Cäcilie die Orgel spielend, hinter ihr singende und musizirende Engel. 6. Adam, drüber 8. das Opfer Cains. 7. Eva, drüber 9, der Tod Abels. In der untern Abtheilung, 10. die Anbetung des makellosen Lammes durch die heiligen Märtyrer, den geistlichen und den weltlichen Stand; 11 u. 12 die Streiter Christi und die heiligen Einsiedler, 13 u. 14 die gerechten Richter und die Pilger, alle zur Feier des Lammes herbeieilend.*)

Es ist in diesem Werke ein Stoff zusammengedrängt, mit welchem man die Wände einer ganzen Kirche ausfüllen könnte, und in der That hat die neuere Kunst letzteres mit dem grössten Erfolge versucht; die grossen Gesammt-Compositionen der Ludwigskirche und der Allerheiligenkirche in München beruhen auf erweiterter Anwendung dieses Princips, und sicher ist dieses Van Eyck'sche Werk nicht ohne Einfluss auf jene grossen Bildercyclen geblieben. Lei-

*) Ehemals soll unten noch ein bemalter Gradino oder Altarschemel vorhanden gewesen sein, welcher die Hölle oder das Fegefeuer vorstellte.

der kann man die volle Bedeutung desselben an den hier noch vorhandenen vier Bildern (II. 1, 2, 3, 10) nicht mehr erkennen; die sämmtlichen Flügel sind nach Berlin gewandert, mit Ausnahme der äussersten Halbflügel, welche noch in Gent, aber unsichtbar sind. Das Ganze wurde vollendet den 6. Mai 1432. Man will drei Hände deutlich unterscheiden: die der beiden Brüder und des Gerhard von der Meir; von den hier befindlichen Stücken sind 1, 2, 3 ganz von Hubert, bloss an der Maria mag Johann einigen Theil haben; 10 dagegen ist ganz von ihm gemalt, jedoch 1550 von Lancelot Blondeel und Joh. Schoreel sorgfältig restaurirt worden. Um dieselbe Zeit liess König Philipp II. von Spanien durch Michael Coexie eine Copie des Ganzen verfertigen, welche nach München, Berlin und Haag zerstreut worden ist. Tizian hatte dem Copisten bloss zum Mantel der Maria für 55 Dukaten Ultramarin besorgen müssen.

Um das Grosse in diesem Bilde völlig zu würdigen, müsste der Beschauer dasselbe mit den Bildern der gleichzeitigen und ältern Idealisten vergleichen, besonders mit dem Kölner Dombilde des Meister Stephan (1426?): letzteres mag ihm an tiefem Ausdruck der Gottseligkeit, an Schönheit und Liebreiz der Gesichtszüge weit überlegen sein, aber eine bewusstere, genauere Durchbildung der Form, besonders des menschlichen Körpers*) haben die Van Eyck's hier zuerst der staunenden Welt vorgelegt. Jenen lichten

*) Es versteht sich, dass dieses nur sehr relativ zu nehmen ist.

duftigen Flor, durch welchen Stephan seine Bilder der gemeinen Lebenssphäre entzog, haben sie von den Gestalten weggerissen und die leuchtenden Farben in vollem Glanz strahlen lassen. Aber zugleich wich auch jenes Heilige, ja Göttliche aus den Gestalten, und Hubert van Eyck hat sich vergebens bemüht, es in den drei Hauptbildern 1, 2, 3 durch Goldgrund, typische Anordnung, Strenge des Styles und Feierlichkeit der Bewegungen zu ersetzen; das Ideal ist dahin; sein Gott Vater ist ein vollblütiger Alter, mit starrem, fast unheimlichem Blick, seine Maria weit entfernt von jener himmlischen Grazie der bescheidenen Gottesmagd, der seligen, jungfräulichen Mutter, wie Meister Stephan sie darzustellen vermochte. Besonders verlieren die van Eycks, wenn man die Verkündigung auf der Aussenseite der Flügel mit der des Kölner Dombildes vergleicht, wobei freilich nicht die verschiedene Auffassung allein, sondern auch manches Aeusserliche, besonders der starre van Eyck'sche Faltenwurf die Schuld trägt.

Siebente Kapelle des Chorumganges: Kreuzabnahme von Honthorst; Christus am Kreuz, von De Crayer. Achte Kapelle: Glorie der Maria, von N. Roose, genannt Liemakern, einem Genter (1575 bis 1624); er war Schüler des Ottovenius und wurde von seinem Mitschüler Rubens hoch geschätzt. Neunte Kapelle: die Aufnahme des h. Bavo in der Abtei S. Amand, von Rubens, eines der besten von dessen Bildern, besonders in Betreff der Anordnung (auf einem Treppenbau). Zehnte Kapelle: Die Auferweckung des Lazarus, von Ottovenius. — Im nächsten Arme

des Querbaues der Taufstein, an welchem Carl V. getauft worden sein soll, gewiss neuer und zwar im Styl jener überladenen belgischen Kanzeln. In der nächsten Kapelle des Schiffes ein Bild von De Crayer. In der zweiten S. Macarius von der Pest ergriffen, für andere Pestkranke bittend, von De Crayer. In der vierten Kapelle eine Kreuzabnahme, das beste Bild von Th. Rombouts, Schüler des Janssens. Es ist mehr oder weniger ein Ragout aus Rafael und aus den grossen Rubens'schen Kreuzbildern im Dom zu Antwerpen. Die Kanzel, halb weisser Marmor, halb Eichenholz, unten eine Allegorie auf Zeit und Wahrheit; ein schreckliches Werk. Im hohen Chor vier kupferne Kandelaber, aus der Mitte des XVI. Jahrhunderts, mit sehr schönen Renaissance-Verzierungen. Sie sollen nachher dem unglücklichen Carl I. von England gehört haben. Einige gute Mausoleen; das beste ist von Duquesnoy, und stellt den Bischof Triest vor, das Crucifix anbetend, unten zwei herrliche Genien, Zeit und Tod. Desto unangenehmer fällt bei den übrigen Denkmälern das Haschen nach neuen Motiven auf. In der ungeheuren Crypta liegen Hubert und Margaretha van Eyck begraben. Eben daselbst eine Masse von Bildern aus der Zeit des Floris.

Saint Michel stattliche gothische Kirche von etwas schweren, einfachen Formen, 1445 begonnen; der Thurm, nie vollendet, sollte nach dem im Innern der Kirche aufgestellten Modell ausgebaut werden; dasselbe lässt kaum beklagen, dass es nicht geschah. Während der Revolution war diese Kirche

der Tempel der Vernunft, und hat daher ganz neu ausstaffirt werden müssen. Vierte Kapelle rechts: Christus die Blinden heilend, von dem noch lebenden Künstler De Cauwer. Im Querbau rechts eine sehr schöne Verkündigung, von Lens, und eine Himmelfahrt von François, einem neuern Brüsseler Künstler. In der nächsten Kapelle des Chorumganges eine aus dem Fegefeuer befreiete Seele, von De Cauwer. Zweite Kapelle des Chorumganges: Ein Portrait des S. Franz de Paula, von Ribera, genannt Spagnoletto, dem Haupt der neapolitanischen Naturalisten-Schule: wahrscheinlich ist das Bild nicht ohne Retouchen. Eben da ein neues Bild: eine Scene aus der Legende desselben Heiligen. In der dritten Kapelle: eine Himmelfahrt der h. Catharina, von De Crayer, eines seiner naivsten und schönsten Bilder. In der siebenten Kapelle eine schöne heilige Familie, von Maes, einem der bedeutendsten belgischen Maler unserer Zeit. Maes lässt sich selten auf grössere Compositionen ein, allein der Zauber seiner Köpfe entschädigt dafür reichlich. Seine Richtung ist hier in der des Düsseldorfer Sohn zu vergleichen. Neunte Kapelle: eine Geisselung, das Meisterwerk des Gerh. Seghers. Zehnte Kapelle: die Marter des h. Adrian, von Th. van Thulden. Eilfte Kapelle: das erste Pfingstfest, mittelmässiges Bild von De Crayer. Endlich ein grosses Bild von Vandyck, Christus am Kreuze in dem Moment, wo ein Reiter ihm an einer Lanze den Schwamm reicht; unten Johannes und die h. Frauen, oben weinende Engel. Das Bild im Dom zu Mecheln scheint vorzüglicher als dieses. Daneben hängt ein

neues Bild von Paelinck, einem Genter Maler, die Kreuzerfindung.

Saint Nicolas, vom Anfange des XIII. Jahrhunderts, in den noch unentwickelten Formen des frühesten Spitzbogenstyls, ohne alle Verzierungen und Strebepfeiler. Einfache Façade ohne Thurm, bloss durch zwei niedrige runde Eckthürmchen eingefasst, dergleichen auch die Fronten des Querbaues einfassen. Unten eine kleine Thür, drüber eine Gallerie, dann ein grosses Fenster. Der einzige Thurm zu Anfang des XV. Jahrhunderts erbaut, steht über dem Kreuz; auch er ist in jeder Ecke mit einem runden Thürmchen, übrigens nur mit Fenstern und wenigen sie umgebenden Stäben verziert und schliesst stumpf. Polygoner Chor mit Kapellen. Das Material ein schwarzer Bruchstein. Der Eindruck des Ganzen ist bei aller Rohheit des Einzelnen doch höchst alterthümlich und malerisch, wie denn auch der Architekturmaler De Noter von Gent diese Kirche oft und gut dargestellt hat. Innen schwere Bündelsäulen ohne Piedestale: die vier Hauptpfeiler, welche den Thurm tragen, sind ungeheuer dick und unterbrechen die ganze Perspektive, welche des geringen Lichtes und der plumpen Formen wegen ohne diess wenig Reizendes hat. Im Chor Rundsäulen. In der zweiten Kapelle: rechts vom vom Haupteingang ein überaus liebliches Bild von Maes; das Christuskind schläft auf dem Schoosse seiner Mutter, der kleine Johannes bringt ihm eine Traube, Maria winkt ihm das Kind nicht zu wecken. Von allen Malern unserer Zeit steht Maes in der Auffassung der Madonna Rafael am nächsten, obschon er

sein Ideal aus ganz andern Quellen geschöpft hat. In der vierten Kapelle ein S. Hieronymus, von Janssens. In der zweiten Kapelle des Chorumganges der barmherzige Samariter von Roose genannt Liemakern. Auf dem Hochaltar die Weihe des h. Nicolaus, von demselben. Neuere Bilder: S. Antonius während eines Sturmes predigend, von Steyaert dem ältern, von Brügge. Eine Kreuzabnahme, von De Cauwer.

Saint Jaques. Im Innern sehr kurze Rundsäulen ohne Basis, vielleicht aus dem XII. Jahrhundert, der Rest neuer. Rechts und links vom Choreingange S. Peter und S. Paul von van Huffel, einem neuern Maler. Ein grosses jüngstes Gericht, von van Cleef.

Saint Sauveur mit einer schlechten Façade vom Jahr 1811. In einer Kapelle links eine heilige Familie, von Roose. Gegenüber Christus am Kreuz, von demselben. Die Altäre rechts und links vom Chor tragen neuere Bilder von van Hanselaere, von Gent.

Saint Pierre. Die Kirche besteht aus zwei Theilen; das Schiff hat Säulen und Rundbogen im Geschmack des XVI. Jahrhunderts, ein Kuppelgebäude auf vier Pfeilern, trocken und öde. Einige gute Bilder: Petri Fischzug, von Janssens; Christi Geburt, und S. Franz Xaver in Indien, von Roose; der Triumph der Religion und des Glaubens, die katholische Kirche welche Luther und Calvin zu Boden tritt, von van Thulden; Christus einen Blinden heilend, Lazari Auferweckung von Gerhard Seghers; der h. Benedict, der Hausmeister des Ostgothenkönigs Totilas erkennend, von De Crayer.

Saint Martin. Eine Auferstehung, von De Crayer.

Saint Etienne. Eine Versammlung von Heiligen, und S. Nicolaus, den Armen Brod vertheilend, von De Crayer.

Die ***Dominikanerkirche*** (unweit *S. Michel* hart am Kanal) ist ein Gebäude vom Ende des XIII. Jahrhunderts, das hölzerne Tonnengewölbe mit Rippen vom Anfange des vorigen Jahrhunderts. Die Disposition ist sehr glücklich und zierlich, das Gebäude aber jetzt in schlechtem Zustande.

Das ***grosse Béguinage*** verdient in hohem Grade den Besuch des Fremden, freilich nicht seines architektonischen Kunstwerthes halber. Der Baukünstler mag sich hier fragen, wie ein solcher Raum, bestimmt für einige hundert Nonnen, welche eine Kirche und eine grosse Anzahl von lauter kleinen einzelnen Wohnungen bedürfen, würdig zu gestalten wäre.

Das ***Hôtel de ville***, bestehend aus einem ältern, 1481 begonnenen, und einem neuern 1595 bis 1628 ausgeführten Theile. Jener ist vielleicht das reizendste gothische Architekturstück, welches Belgien besitzt; die Details sind fein und tüchtig, das Ganze überaus malerisch, besonders der Erker und das herrliche Treppenhaus; die Farbe des Steines giebt der an S. Nicolas nichts nach. Hier allein findet sich eine schöne Entwickelung des Gebäudes noch oben — was sich an den Stadthäusern von Brüssel, Brügge und Löwen kaum rühmen lässt — ja hie und da eine etwas allzu sinnreiche Verschlingung der Glieder. Auch der neuere Theil ist weit besser als das Stadt-

haus in Antwerpen; Schnaase erinnert sich dabei an den Palast Cornaro in Venedig. Das Innere ist völlig modernisirt. Ein Bild von van Bree: Moritz von Oranien, 1577 für die unterdrückten Katholiken um Gnade bittend.

Der ***Beffroi*** (Glockenthurm) steht, vom Stadthause getrennt, an einem der gangbarsten Plätze der Stadt. 1183 begonnen, hat er unten noch einige sehr rohe, theils Spitz-, theils Rundbogen. Der vergoldete Drache auf der Spitze soll als Geschenk des flandrischen Kaisers Balduin aus Constantinopel geschickt sein, wo er ehemals auf der Kuppel der Sophienkirche stand. Trotz seiner Grösse — er besitzt das Volumen eines Pferdes — ist doch jede kunsthistorische Prüfung von unten herauf unmöglich.

Von der ***Oudenburg***, (auch ***s'Gravensteen*** genannt) dem alten Schlosse der Grafen von Flandern, ist nur noch ein imposantes Portal mit zwei Zinnenthürmchen übrig.

Als Eingang des ***Fischmarktes*** hat der Bildhauer Andreas Quellinus im Jahr 1689 eine ziemlich gute Rococo-Façade gebaut; darüber ein Neptun auf seinem Meerwagen thronend; neben dem Portal die Schelde und die Lys, auf Urnen lehnend. Man wird auch dem Rococo sein Recht widerfahren lassen, wenn man ihn nicht von seinem so unreinen Detail aus, sondern im Hinblick auf das oft höchst malerische Ganze und die darin herrschende Phantasie beurtheilt.

Das ***Palais de l'université*** ist gewiss eine der brillantesten Universitäten die es geben mag.

König Wilhelm liess es 1816 durch den Architekten Roelants erbauen. Die Vertheilung und Gestalt der innern Räume ist zum Theil grossartig und macht der Pariser Schule alle Ehre, besonders die auf acht korinthische Säulen gestützte, von oben beleuchtete Aula. Um so auffallender ist die leichtsinnige, ja zum Theil abgeschmackte Dekoration des Aeussern, jene matten Friese, jene grossen Rundnischen und vor allem der unverhältnissmässige Portikus gegen die *rue de l'université*.

Die ***Akademie****) enthält etwa 150 Bilder, worunter keines aus dem XV. Jahrhundert. Das früheste Bild ist eine heilige Familie, von Martin de Vos, mit der Jahrzahl 1535, noch stark an die venetianische Schule erinnernd, welche der Maler damals kaum erst verlassen haben mochte. Von De Crayer sind hier sehr viele Bilder, das beste die Krönung der h. Rosalia durch das Christkind. Von ihm und N. Roose genannt Liemakern, zwölf höchst kolossale Gemälde, die 1635 bei dem feierlichen Einzuge des Infanten und Cardinals Ferdinand in Gent als Decoration zweier Triumphbogen gedient haben. Crayer hat Begebenheiten aus dem Leben Carls V. und seiner Nachkommen, Roose historische oder mythologische Scenen dargestellt. Bei aller Flüchtigkeit der Ausführung muss man die Sicherheit und Kühnheit in diesen kolossalen Formen bewundern, und das war auch der Punkt, worin die beiden Maler ihrem Zeitgenossen

*) Welche Schreiber dieses wegen stattfindender Baureparatur leider nicht selbst gesehen hat. Das folgende aus Schnaase.

Rubens sich am meisten näherten. Eins der ältesten Stillleben, der Kram eines Fischhändlers, Fische, Hummer, Muscheln etc., von Adrian van Utrecht (1599–1651). Die Gegenstände sind in natürlicher Grösse mit vieler Wahrheit dargestellt und doch zeigt sich gerade bei diesem Masstab das Unzulängliche dieser ganzen mühseligen Naturnachahmung. Die spätern Stilllebenmaler haben ihren Gegenständen durch Verkleinerung erst den wahren Reiz gegeben.

Privatsammlungen. Baron Schamp, *rue des champs*: mehrere Rubens und Vandyck; treffliche Landschaften von Pynacker und van der Velde; die fette und die magere Mahlzeit, von Jan Steen. Ein weibliches Bildniss von Jean de Maubeuge (Mabouse); eine Jungfrau mit dem Kinde, vielleicht von Albrecht Dürer. Herr van Rotterdam besitzt eine ausgezeichnete Anbetung der Könige, wahrscheinlich von Hubert van Eyck, ferner vier weibliche Heilige, vielleicht von Hugo van der Goes; endlich sehr viele spätere Genrebilder, besonders von Teniers etc. Herr Huyvetter besitzt u. a. eine Findung des Kreuzes von Justus von Gent, einem der besten Schüler des Hubert van Eyck u. s. w.

Brügge.

Wenn uns Antwerpen das XVI. Jahrhundert recht lebhaft vor Augen führt, so giebt Brügge ein nicht minder treues Bild des XV. Jahrhunderts. Ganze Gassen aus jener Zeit sind hier noch völlig erhalten und unsere Kenntniss der gothischen Profanbaukunst wäre ohne Brügge nur unvollständig. Von den alten deutschen Städten unterscheidet sich der ehemalige Hauptplatz des belgischen Handels durch breitere Strassen, grössere Plätze, eine freundlichere Bauart überhaupt. Es ist der Mühe werth, die Stadt nach allen Richtungen zu durchstreifen; man wird manchen schönen malerischen Punkt finden, besonders am Kanal. Das Grösste aber was Brügge besitzt, sind Memlings unschätzbare Werke.

Die Cathedrale ***Saint Sauveur.*** Das schmucklose, plumpe Aeussere und der schwere, niedrige Vorderthurm in der Mitte der Façade lassen die schönen Verhältnisse des Innern nicht vermuthen, welches durch den Abbruch des Orgellettners in kurzer Zeit noch sehr gewinnen wird. Die Kirche ruht auf hohen Bündelpfeilern, welche nur oben im Mittelschiff mit Kapitälen versehen sind. Vierzehn Säulen tragen den Chor; eine luftige Gallerie zieht sich unter den obern Fenstern herum. Die Kapellen des Chorumganges

sind nicht durch Seitenwände getrennt, sondern bilden, auf Gurtenpfeiler gestützt, eine reizende durchsichtige Halle. Freilich ist hierdurch der mechanische Zweck jener Seitenwände versäumt; sie sind eigentlich die Strebepfeiler, die den hohen Chor stützen sollten. Irren wir nicht, so stammt die Kirche noch aus der letzten Hälfte des XIII. Jahrhunderts.

Ueber der Thür im Innern ein grosses vergoldetes Holzrelief aus dem XVI. Jahrhundert. Die Kanzel ist von Taminn, Ende des XVII. Jahrh. verfertigt. Erste Kapelle rechts: eine Kreuzabnahme von Anton Claissens, einem brüggischen Maler des XVI. Jahrhunderts. Zweite Kapelle: die Taufe Constantin's, Copie nach Vandyck von Maes. Dritte Kapelle: S. Agatha und S. Dorothea, von Vandyck(?); S. Dominicus, dem Maria den Rosenkranz reicht, von Roose. Vierte Kapelle: S. Eligius, von Martin de Vos. Fünfte Kapelle: die Marter der h. Barbara von Cels, etwas gar zu akademisch. Beim Eingang in den Chor eine besonders angebaute Kapelle, mit mehreren Kunstwerken: Memling, ein Flügelbild, aussen grau in grau, statuarisch, in gothischen Bogen stehend, S. Carl, S. Hippolyt, S. Elisabeth und S. Margaretha. Innen die Marter des h. Hippolyt; der Heilige nackend am Boden: an jedem Arm und Bein ist ein Pferd befestigt, welches von einem daraufsitzenden oder nebenhergehenden Manne angetrieben wird. (S. Hippolyt als Jäger und von Pferden zerrissen vorgestellt, ist offenbar des Theseus Sohn, in den christlichen Himmel versetzt). Innenseite der Flügel: ein Almosen austheilender König (S. Carl?); ein Do-

natar mit seiner Frau. Diese letztern Bilder und die Aussenseiten sind bei weitem das erfreulichste an dem Bilde, während aus der zwar höchst sorgfältigen, aber ausdruckslosen Behandlung des Hauptblattes ziemlich klar hervorgeht, dass der Künstler es hat malen müssen. Uebrigens mochte dasselbe leicht eine der schwierigsten Aufgaben sein, die ein nordischer Maler bis damals gelöst. Die Krönung eines Bischofes, gutes Relief des XIV. Jahrhunderts. Aus derselben Zeit eine Kreuzabnahme auf Goldgrund, wahrscheinlich in Tempera, die Züge sämmtlich scharf aufgefasst und sprechend, namentlich der mütterliche Schmerz; dabei dunkle Umrisse wie in jenen ältesten Bildern der Akademie zu Antwerpen. Zwei andere Bilder zeigen, dass sich in Brügge der Styl der einheimischen Schule noch lange nachher erhalten habe; eine Maria auf dem Throne nebst zwei Heiligen, XVI. Jahrhundert; und eine andere Maria nebst S. Franciscus, unter gothischer Architektur, doch erst vom J. 1644. Im Chorumgang an einem Pfeiler das kleine, höchst zierliche Portrait Philipps des Schönen (Sohn Maximilian's I., Vater Carl's V.), wahrscheinlich zwischen 1504 und 1506 gemalt, und zwar merkwürdiger Weise auf einem Goldgrund, den sonst die flandrische Schule längst schon aufgegeben hatte, während die oberdeutsche Schule ihn noch beibehielt, so z. B. auf zwei Portraits aus denselben Jahren im Städelschen Institut zu Frankfurt a. M. Gleichwohl ist das leider sehr verwahrloste Bild gewiss von einem belgischen, wahrscheinlich brabantischen Maler. Ein gutes Abendmal, von Franz Pourbus. Am andern Ende des Chores in einer

reichen Familienkapelle Petrus und Johannes, zwei halbe Figuren von dem einheimischen Maler Jacob van Oost (starb 1674), sehr kräftig, etwa in Jordaens Manier. Unfern davon ein Gemälde mit dem Datum 1500, Kreuztragung, Kreuzigung und Kreuzabnahme auf einem Bilde beisammen; spätere van Eycksche Schule, mit geringerm Farbenglanz aber tieferem, stärkerem Ausdrucke, jedenfalls von einem guten Meister. Unter dem Fenster des nördlichen Kreuzarmes sollen sich zwei Bilder von Orley befinden, (Verf. dieses fand diesen Theil des Gebäudes in Ausbesserung begriffen, die Bilder verhüllt). Am Ende des Hauptschiffes eine Ausgiessung des heiligen Geistes, von van Oost, in grossen Dimensionen. — Eine Masse von Grabmälern, worunter nur weniges von Werth.

Notre Dame. Die Façade ist durch einen Vorbau bedeckt. Zwei runde Thürmchen, welche, wie häufig in den niederländischen Bauten, als Strebepfeiler des Giebels dienen, vermehren das Schwerfällige, Festungsmässige. Der Thurm, auf dem nördlichen Kreuze, im J. 1297 vollendet, ist ein einfaches Viereck, mit acht sehr starken, sich rasch verjüngenden Strebepfeilern, an welchen man Steinverzierungen angefangen, aber nicht fortgesetzt hat. Da wo die Spitze des Thurmes beginnt, standen bis 1760 vier Eckthürmchen, deren Mangel jetzt sehr fühlbar wird, da ohnediess schon die ganze Behandlung so plump ausgefallen ist. Neben dem Thurm ein kleiner spätgothischer Vorbau in dem ausgearteten Styl vom Ende des XV. Jahrhunderts. Im Innern drei ziemlich nie-

drige Schiffe und zwei Kapellenreihen, höher als die beiden Nebenschiffe. Der Kern des Gebäudes, aus dem XIII. Jahrhundert stammend, hat keine Spur der leichten Grazie gleichzeitiger deutscher Bauten; die Perspektive ist von sehr geringer Wirkung. Um so reichlicher wird man durch die hier befindlichen Bildwerke entschädigt. Am vordern Ende des Hauptschiffes eine schöne Anbetung der Weisen, von Gerhard Seghers, und eine Anbetung der Hirten, von De Crayer 1667 gemalt. (In *Saint Sauveur* eine kleine Wiederholung davon). Im Chorumgange das Christuskind von Heiligen umgeben, bezeichnet J. van Oost 1648. Unweit vom Sakramentsaltare wiederum ein Abendmal, von Franz Pourbus. Ueber dem nächsten Altare (gewöhnlich verschlossen) steht die berühmte lebensgrosse Marienstatue des Michel Angelo Buonarotti, eines seiner frühern Werke, jedenfalls vor 1521, und zwar für Genua verfertigt; später hat Horace Walpole vergebens 30,000 Gulden dafür geboten. Schöner antiker Faltenwurf, sorgfältige, feine Ausführung, sanfter Ausdruck; ohne Bewegung und Wendung, ruhig und überaus reizend, besonders die nackten Theile. (Schnaase, S. 338 bezweifelt die Echtheit der Benennung, hält aber das Werk jedenfalls für eine treffliche Arbeit aus Michel Angelo's Zeit). Die eisernen Thüren des Chores sind 1799 von J. Byckman von Ostende gefertigt. Im Chorumgange die Anbetung der Hirten, auf den Flügeln Donatare, von Pourbus 1574 gemalt. Wie häufig in den Bildern jener Uebergangszeit, contrastirt die ehrbare, alterthümliche Haltung der Portraits der Stifter eigen-

thümlich mit der gekünstelten Wendung und Nüchternheit der historischen Gestalten. Ferner im Chorumgange ein treffliches altes Oelgemälde auf Holz, bald **Memling**, bald **Maubeuge** zugeschrieben. In der Mitte sitzt Maria trauernd, schwarz gekleidet, unter antiker Architektur; rund umher sieben kleine Darstellungen der Schmerzen der Mutter Gottes. Der Ausdruck ist sehr ernst, die Züge des Gesichtes und und die Haltung würdig und schön. Manches erinnert an Memling. Nahe dabei, in einer Seitenkapelle finden sich die berühmten vergoldeten Metall-Särge Karls des Kühnen und seiner Tochter Maria, Gemahlin Maximilian's I. Der letztere Sarg ist der ältere, jedenfalls bald nach 1485 verfertigt. Die liegende Statue selbst ist überaus würdig und vortrefflich, ebenso der in schönem Relief an den Sargwänden angebrachte Stammbaum der Fürstinn, mit reich emaillirten Wappen und zarten Engelsfiguren, welche dieselben halten. Erst 1558 liess Philipp II. von Spanien für die bisher in Nancy beigesetzten Reste Karls d. Kühnen ein Gegenstück zu Mariens Sarge verfertigen, und zwar mit nicht geringerm Ueberfluss von Email und Vergoldung; das Werk kostete dem Könige die damals sehr bedeutende Summe von 24,395 Gulden und den Emailleurs ihre Zähne. Doch kann weder die ganz flaue und nichts weniger als heldenhafte Statue des Herzogs noch die langweiligen Figürchen der Sargwände mit den entsprechenden Theilen an Mariens Sarge verglichen werden. Hier zeigt sich recht deutlich, wie gottverlassen nicht nur die belgische Malerei, sondern auch die Bildhauerei jener Zeit dastand; der

alten naiven Weise war sie untreu geworden, und die neue, italienische, antikisirende vermochte sie sich nicht anzueignen. Unweit von den Gräbern eine Kapelle mit herrlichen Glasgemälden.

Saint Jaques. ähnlichen Styles wie *Notre Dame*. Kein im Grundriss äusserlich kennbares Kreuz, sondern fortlaufende Seitenschiffe und seitwärts vortretende Kapellen: Thurm am Anfange des Kreuzes. Jedes Schiff hat seinen besondern dreiseitigen Schluss. Am Chor keine Umgangskapellen. Im Innern schlanke Rundsäulen, im Chor zum Theil verstärkt. Die Verhältnisse des Ganzen sind niedrig und breit. Es soll hier eine Kreuzabnahme, vorgeblich von Hugo van der Goes, vorhanden sein, welche Schreiber dieses vergeblich aufgesucht hat. (Passavant sah sie noch 1832). Im linken Seitenschiff ein Flügelbild. Maria in einer Glorie, von Heiligen umgeben; ferner in der Kapelle des linken Kreuzes eine Krönung der Maria, beide aus der Zeit der van Eycks, wenn nicht älter.

Saint Gilles. spätern gothischen Styles. Ausser den grossen Pfeilern des Kreuzes niedrige Rundsäulen. Die Schiffe von gleicher Höhe, indessen die Gewölbe von Holz, so dass jenes nicht im ursprünglichen Plane gelegen haben mag. Am Schlusse eines jeden Schiffes ein Polygonabschnitt und kein Umgang. Plumper Thurm auf dem Kreuze. Ein Bild von Jac. van Oost, die Leiche Christi und Gott Vater, im Colorit an Vandyck erinnernd.

Jerusalem. Hübsches Kirchlein aus dem XIV. Jahrh. mit guten Glasgemälden aus dem XVI. Jahrh. in zierlichen Rosen. In der Mitte der eherne

Sarg des ritterlichen Ehepaars, welches die Kirche gestiftet, leider verstümmelt. Neben der Kirche ein ziemlich hoher Thurm, auf viereckiger Basis ein halbregulaires Achteck. Unter demselben eine Nachbildung des h. Grabes, Felsenkammern mit Lampenbeleuchtung.

Die vormalige ***Jesuiterkirche***, jetzt S. Donatian ist ein Gebäude des XVII. Jahrh. im guten italienischen Style, einfach und elegant.

La chapelle du Saint-Sang, neben dem *Hôtel de ville*, eine aus zwei Stockwerken bestehende kleine Kirche nebst einem zur Seite angebrachten höchst eleganten Treppenhause. Die Kirche selbst wird gewöhnlich spätestens unter Karl d. Gr. gesetzt, weil die vier Säulen, welche das untere Gemach tragen, von einer wahrhaft „ägyptischen" Schwere sind, wie sich z. B. Ferrier ausdrückt, und weil das untere Gemach überhaupt eines der plumpesten Bauwerke ist, welche man finden kann. Gleichwohl kann dasselbe nicht vor dem XII. Jahrhundert erbaut sein; die Piedestale haben schon jene Eckblätter, die damals erst aufkamen, auch einige andere Details deuten bei aller Plumpheit der Behandlung auf diese Zeit hin. Der byzantinische Styl hat sich eben nur in Deutschland zu völliger Zierlichkeit und Freiheit entwickelt. Das obere Gemach, durch einen Doppelbogen in zwei Theile getheilt, ist kaum neuer; der Anblick desselben ist höchst malerisch, besonders von der Westseite, wo man auch das wunderliche Thürmchen übersieht, dessen Alter wir nicht zu bestimmen wagen; es könnte dem zwölften, aber auch dem sechszehnten Jahrhundert angehören. Im Innern: eine Kreuzabnahme von

De Crayer, eine andere von Jac. van Oost, knieende Donatare, von Pourbus u. s. w. Besonders merkwürdig ist das Treppenhaus der Kapelle, welches dem *Palais de justice* gerade gegenüber liegt. Im Jahre 1533 erbaut, schliesst es die Reihe der gothischen Bauten Belgiens, und zeigt die goth. Baukunst auf ihrem allerletzten Stadium. Hier ist Alles Ornament geworden; Composition und Verhältnisse scheinen nur um des Ornamentes willen da zu sein. Und gleichwohl nimmt dieses Gebäude eine ungleich höhere Stelle ein als z. B. *Saint Jaques* in Lüttich, wo selbst das Ornament nur reich, nicht elegant ist, und wo uns nicht wie hier eine originelle, diesem Zierwesen angemessene Grundform entschädigt. Zwei gleiche gedrückte Spitzbogen, eine kleine Halle bildend, und eine grössere, mit einer Treppe versehene Thür *) nehmen den untersten Theil ein; darüber folgen je zwei gedrückte Rundbogenfenster; darüber eine undurchsichtige Gallerie; dann sechs Rundbogenfenster, je zwei unter einem grössern, endlich eine durchbrochene Gallerie. Neben der erwähnten Thür ein Anbau, ähnliche Motive, nur minder reich, wiederholend. Die tragenden Glieder sind schon nicht mehr als Säulen und Pfeiler, sondern als Kandelaber gestaltet, **) die Wand mit wilder Staffage, die Pfeiler mit schweren Piedestalen und noch schwereren Baldachinen verziert,

*) Ueber dem Thürbogen befindet sich im Relief ein schönes Sinnbild in Beziehung auf den Inhalt der Kapelle. Ein Pelikan, der seine Brust aufreisst, und seine Jungen vom Blute trinken lässt.

**) Die schönsten Säulenkandelaber dieser Art finden sich in der Façade der Certosa von Pavia.

wozu die Statuen fehlen. Manches, was eigentlich vom Boden auf präformirt sein sollte, keimt hier auf wunderliche Weise aus der Wand heraus, so z. B. der Bogen über der Thür. Die Gesimse sind schon sehr bewusst als abschliessende, deckende Glieder behandelt (was sie in der frühern gothischen Kunst gar nicht sind), ähnlich wie am Dom zu Mailand. Am Anbaue finden sich sogar schon jene vertieften Medaillons, welche in der Renaissance eine so wichtige Rolle spielen. Leitendes Princip ist hier die möglichst mannichfaltige Belebung der Wand, sei es auch ohne eigentliche Entwickelung. Statt des mechanischen Inhalts einer antiken, ja einer neu-italienischen Façade, d. h. dem deutlich ausgedrückten Verhältnisse der tragenden Glieder zu den schwebenden, findet sich hier ein rein ornamentistischer. (S. oben das *palais de justice* in Lüttich). Unsymmetrisch und malerisch wie das Gebäude dasteht, wäre es der schönste Gegenstand einer Theaterdekoration.

La tour des Halles versetzt uns, nebst dem Platz, recht lebhaft auf einen der mächtigsten Flecke des Mittelalters; Thurm und Plan sind gigantisch, ersterer von 107½ Metres. Das sehr einfache Zinnengebäude stammt aus dem XIV. Jahrhundert, der Thurm zum grössten Theil aus den letzten Jahren des XV. Jahrh. Er ist von Backsteinen erbaut und wirkt durch seine Einfachheit ebensoviel wie durch seine Höhe. Das Achteck entwickelt sich sehr bald aus dem Viereck: die oberste Gallerie ist beinahe die einzige Verzierung des ganzen Baues. Ehemals soll sich noch ein hoher Helm darüber erhoben haben,

was dahin gestellt bleiben mag. In der Nähe finden sich die alterthümlichsten Häuser von Brügge, und an manchen Stellen glaubt man sich völlig in die Zeit der van Eyck's versetzt.

Dagegen bietet der Platz vor dem *Hôtel de ville* die bunteste Musterkarte aller abendländischen Style dar, obschon die byzantinische Cathedrale S. Donatian wie leider! so viele Cathedralen, in der französischen Revolution und Invasion geschleift worden ist. Wir haben schon die Kapelle des heil. Blutes betrachtet, und wenden uns nun zu dem anstossenden

Hôtel de ville. **1377** begonnen. Mit Unrecht würde man diese Façade nach ihrem jetzigen Zustande beurtheilen; sechs schlanke Thürmchen zierten ehemals das Dach, **33** bemalte und vergoldete Statuen und **24** Wappenschilder die Vorderseite. Natürlich ist bei der Zerstörung all dieses farbenreichen Schmuckes auch der Charakter der darauf berechneten Composition verloren gegangen, und wir dürfen uns über deren mattes Aussehen nicht wundern. Gleichwohl macht die grandiose Eintheilung der Fenster noch immer ihre Wirkung. Man wird den Verlust jener Statuen um so mehr bedauern, wenn man die Schönheit aller Skulpturen erwägt, welche auf den Bildern der damals erwachenden van Eyck'schen Schule dargestellt sind. Im Innern ist bloss der Bibliotheksaal merkwürdig, und zwar durch die herabhängenden, doch nicht gestützten Gewölbe, welche in Deutschland so viel wie nirgends,*) in Frankreich nur hie und da, in England

*) Höchstens in Gestalt von herabhängenden Schlusssteinen.

sehr häufig vorkommen, und wohl eigentlich als die ins Absurde getriebene Ausbildung einer hölzernen Zapfenconstruktion zu betrachten sind. Hier werden dieselben ins Jahr 1398 gesetzt, scheinen jedoch spätern Ursprunges. Ein grosses Gelage, bezeichnet: Anton Claissens 1774. In der Kapelle des Stadthauses zwei Bilder, jedes mit 16 Portraits, und ein jüngstes Gericht, von demselben Maler.

Das ***palais de justice***, ehemals die Wohnung der Grafen von Flandern, welche sich durch einen bedeckten Gang nach S. Donatian, und durch die obern Säle des Stadthauses nach der Kapelle des h. Blutes begeben konnten. Ein hübsches Renaissance-Gebäude bildet den Uebergang aus dem gothischen Stadthause nach dem modernen Justizpalast, und läuft trotz all seiner bizarren Keckheit der öden Classicität des letztern den Rang ab. Auch besucht man das *palais de justice* nur um eines einzigen Zimmers willen, das eines der herrlichsten Kamine enthält, welche die Welt kennt. Karl V. liess es 1529 durch einen, uns leider unbekannten, Meister verfertigen. Der Kaminbau selbst von Alabaster und schwarzem Marmor enthält einen figurenreichen Fries auf üppige Kandelaber gestützt; darüber und auf den Seiten stehen in einem unsäglichen Reichthum äusserst eleganter Renaissance-Zierrathen 5 beinahe lebensgrosse Figuren: Karl V. in der Mitte, links seine Grosseltern Max I. und Maria von Burgund, rechts seine Urgrosseltern Karl der Kühne und Margaretha von England; endlich in kleinen Medaillons seine Eltern Philipp der Schöne und Johanna von Castilien-Arragon, so wie zwei andere Portraits. Bogen, Ge-

simse, Pilaster, ja die nächsten Theile der Decke sind so schön und geistreich mit Laubwerk und Genien verziert, dass man kaum ein Bauwerk in Belgien finden wird, welches jenen unvergleichlichen Glasbildern des van der Weyde in S. Gudula in Brüssel so nahe käme. Alles dieses, mit Ausnahme des eigentlichen Kamines, vom besten braunen Holze gefertigt, macht je nach der Beleuchtung einen ganz einzigen Effekt. (Man komme womöglich Morgens). Es ist die derbste, aber auch vielleicht die kräftigste und schönste Zimmerdekoration, die man sehen kann.*)

Unter den Bäumen des Platzes steht die neue ***Statue des Jan van Eyck.*** Aber das ist nicht der Mann, welcher der Malerei des Nordens auf Jahrhunderte eine neue Richtung gab, sondern ein etwas unschlüssig dastehender Opernpage.**)

Das ***Museum***, am Kanal in einem hübschen gothischen Gebäude, wird hier auch Akademie genannt. Es enthält mehrere der kostbarsten Schätze altflandrischer Schule. Jan van Eyck: I. Ein Chri-

*) Die wenigen hier befindlichen Gemälde sollen bald nach dem Museum gebracht werden.

**) Manche neuere Bildhauer sind leider gar zu sehr auf möglichste Individualistik und Bildnissähnlichkeit ihrer Figuren bedacht, und vergessen darüber, dass es vor allem darauf ankömmt, einen Menschen in seiner vollen Würde darzustellen. Der kleine Entwurf Bettinens zu Göthe's Denkmal hat von diesem Standpunkte aus einen unendlichen Vorzug von Marchesi's Statue in der Bibliothek zu Frankfurt, ja überhaupt vor den meisten Denkstatuen der neuern Zeit. Wenn die Menschen ein Bild ehren sollen, so muss es vor allem das Uebermenschliche in und an dem Menschen darstellen.

stuskopf, bezeichnet Joh. de. Eyck. Inventor. A. 1420. 30. Januarii., dunkler, gelber Fleischton, ohne das leuchtende des van Eyck'schen Kolorits; die Auffassung durchaus typisch, weit mehr als auf dem achtzehn Jahre später gemalten Christuskopf desselben Malers im Berliner Museum. Beide haben die hohe Stirn gemein, welche freilich dem alten Christus-Typus überhaupt angehört und sich eben so bei Wilhelm von Köln und Thomas von Modena findet. Schnaase hält das Bild für verdächtig, und zwar auch aus äussern Gründen, 1) weil der Maler sich mit einem damals noch völlig ungebräuchlichen Namen Inventor, Erfinder nennt, 2) weil das Berliner Bild vom J. 1438 sich fast von demselben Tage, nämlich 31. Januarii datirt. Die innern Gründe gegen die Echtheit sind freilich die gewichtigsten. II. Die berühmte Madonna mit S. Donatian, wovon wir in der Akademie von Antwerpen eine alte Copie gesehen haben; eines der spätesten, ausgebildetsten Werke des Meisters, bezeichnet: *Hoc opus fecit fieri magister Georgius ..... per Joh. de Eyck. pictor. et inchoavit anno domini* 1433 *complevit* 1436. (Man sieht, dass diese Künstler nichts weniger als rasch arbeiteten). Maria mit dem Kinde sitzt auf einem Throne; das Kind spielt mit einem Papagei und Blumen; rechts knieend der geistliche Stifter, zu beiden Seiten S. Georg und S. Donatian, die besten Figuren des Bildes. Als Hintergrund die Chorrundung einer auf zierlichen Säulen ruhenden byzantinischen Kirche, vielleicht der ehemaligen Cathedrale S. Donatian. Alles meisterhaft gemalt, die Figuren höchst individuell gedacht und voll des kräftigsten Ausdruckes,

aber besonders die Maria ohne Grazie und fast flamändisch derb. Der Maler geht über seine Sphäre hinaus, indem er die Muskeln bis ins Einzelnste schildern will. Die Ausführung ist höchst vollendet; unvergleichlich die Gewandstoffe, der Teppich, der Panzer S. Georgs, der dunkle architektonische Hintergrund. III. Das Bildniss seiner Frau, halb lebensgross, höchst sauber und zart ausgeführt; bezeichnet: *Coniux meus Johannes me complevit. Anno* 1439 *mense Junii*, u. s. w. Gewiss ist niemand anders als Joh. van Eyck gemeint. Jan Memling: I. Ein Flügelbild; S. Christoph trägt das Kind durch einen wilden Fluss; im Vorgrunde S. Aegidius mit seinem Reh (er ist Schutzheiliger von Brügge) und S. Benedict; oben auf einem Felsen der Einsiedler mit der Lampe. Auf den Flügelbildern S. Wilhelm in voller Rüstung nebst dem Stifter und dessen Söhnen, und S. Barbara nebst der Frau und den Töchtern desselben. Auf den Aussenseiten grau in grau S. Johann der Täufer und der Erzengel Michael. Die Züge des h. Christoph und die übrigen Gestalten sprechen vorzugsweise freundlichen Ernst und kräftige Ruhe aus; sie sind mehr Wirklichkeit als zierlich schöne Erscheinungen. Bezeichnet 1484. II. Die Taufe Christi, noch trefflicher als das vorige Bild; Hauptbild und Flügel enthalten eine anmuthige Landschaft, in welcher vorn die Taufe, hinten links Christus als Lehrer und hinten rechts Johannes predigend dargestellt sind; im Vordergrunde der Flügel, der Stifter mit seinen Söhnen, seine Gattin mit ihren Töchtern; er von Johannes dem Apostel, sie von S. Elisabeth begleitet. Die

Aussenseiten machen ebenfalls nur ein Bild aus; Maria in rothem Gewande sitzt mit dem Kinde neben einem Bette mit grünen Vorhängen; gegenüber kniet eine Mutter mit ihrer Tochter, begleitet von der reich orientalisch geschmückten Magdalena; im Hintergrunde eine offene Halle mit der Aussicht auf prächtige Gebäude. Diese Aussenbilder sind weniger ausgeführt als die inneren, aber ihr Ausdruck ist sanfter, schmeichelnder; doch sind auch im Innern der Täufer und der Engel neben dem Heiland Figuren von hoher Anmuth und Innigkeit. Ferner ist hier ein jüngstes Gericht vom Anfang des XVI. Jahrh. zu bemerken; der Tod der Maria, ein etwas älteres Bild, doch nicht von Memling; eine Anbetung der Hirten, in ähnlichem Style wie das vorige u. s. w. Von neuern Bildern: Eine grosse Kreuzabnahme von P. Pourbus, und das Urtheil des Cambyses (in 2 Bildern), so wie eine Allegorie auf die Herstellung der spanischen Herrschaft 1579 von Anton Claissens. Besonders die Geschichte von dem ungerechten Richter, den Cambyses schinden liess, ist mit der scheusslichsten Naturwahrheit dargestellt, der Maler mochte vielleicht noch mehr Kenntniss der Anatomie besitzen als sein Zeitgenosse Floris. Als die Bilder in Paris waren, bemerkte einer der Conservatoren, dass der grosse Haufe davor mit demselben Wohlgefallen verweilte, wie bei der Hinrichtung eines Verbrechers. Endlich finden sich hier, im schönsten Lichte aufgehängt, eine Masse neuer schlechter Bilder, während die altflandrischen Meisterwerke sich mit einem schwachen Kuppellicht begnügen müssen.

Das ***S. Johannis-Hospital***, in welchem Memling um 1477 krank gelegen haben soll, ist von ihm mit den herrlichsten Kunstwerken geschmückt, welche die nordische Malerei je hervorgebracht hat. Dieselben sind nun sämmtlich in dem Kapitelsaal (im Hof, ebner Erde) vereinigt, und bilden hier die erste Sehenswürdigkeit der Stadt. Vor allem zieht der Reliquienkasten der h. Ursula (*la châsse de Sainte-Ursule*) die Aufmerksamkeit auf sich. Er hat, wie es seit dem XI. Jahrh. üblich war, die Form eines kleinen Giebelhauses, dessen beide Giebelseiten, unter Spitzbogen, jede ein Bild von etwa 7 Zoll Breite enthalten. Jede der längern Seiten hat drei wenig breitere Bilder, durch kleine Pfeiler getrennt. Drei kreisförmige Bilder, je ein grösseres zwischen zwei kleinern sind auf jeder Seite der dachähnlichen Bedeckung angebracht. Das Historische der bekannten Legende ist in den sechs grössern Bildern der beiden langen Seiten enthalten. 1) Die Landung der frommen britannischen Jungfrauen in Köln, dessen Hauptgebäude sehr kenntlich und gewiss nach eigener Anschauung dargestellt sind. Im Innern der Stadt, in einem Hause, sieht man S. Ursula schlafend, wie ein Engel ihr erscheint, der ihr befiehlt, nach Rom zu ziehen. 2) Die Landung in Basel, im Hintergrunde zackige Berge. 3) Die Ankunft in Röm, welches nicht nach Anschauung, sondern nach der Phantasie dargestellt ist. Der Papst S. Cyriacus empfängt die h. Ursula, der von den Bergen her die Ihrigen folgen; edle britannische Jünglinge, die Bräutigame der Jungfrauen sind ihnen gefolgt, um mit ihnen in der Ent-

sagung zu wetteifern; in einer offenen Kirche sieht man die Taufe und die erste Beichte der Bekehrten. 4) Während dessen ist der edle Kaiser Alexander Severus durch den Christenfeind Maximin gestürzt worden; die h. Jungfrauen haben Rom verlassen, mit ihnen S. Cyriacus; sie sind eben im Begriff, von Basel abzureisen den Rhein hinunter; der Bischof S. Pantalus gesellt sich hier zu ihnen; die Hauptpersonen, in heiligem Gespräche begriffen (eine überaus liebliche Composition) sitzen schon in einem Nachen. 5) Sie landen bei Köln, wo die rohen Soldaten des Maximin ihnen begegnen. 6) Die Marter der Heiligen: wenige erst sind ans Land gestiegen, meist nur die Jünglinge, welche nun den Schwertern und Keulen der Krieger erliegen; in den Schiffen erwarten die Jungfrauen voll frommer Ergebung die Pfeile der Heiden: mehrere sind schon getroffen. Memling hat auf diese Weise das Blutvergiessen möglichst beschränkt, während seine Zeitgenossen aus lauter Wahrheitsliebe dergleichen Scenen auf das Unbarmherzigste auszuführen pflegten. Ueberhaupt kann sich von der wunderbaren Schönheit dieser miniaturartigen Oelbildchen nur der einen Begriff machen, der sie gesehen hat. Bei der Kleinheit der Figuren ist die Zeichnung viel schöner, als bei den grössern dieses Meisters; nichts ist mager, oder steif, oder eckig; die Bewegungen sind frei und die Zartheit und der Ausdruck in den Köpfchen übertreffen an Vollendung beinahe alles, was sonst von Memling bekannt ist. Nicht minder trefflich sind die Bilder der Giebelseiten, S. Ursula mit dem Pfeil in der Brust, unter ihrem Mantel eine Schaar

knieender Jungfrauen versammelnd, und Maria mit dem Kinde, welches zwei knieenden Schwestern des Hospitals Frucht und Blume darbietet. Auch hier wiederum sind Ausführung und Ton der Farben bei aller Zartheit doch sehr kräftig; in der Carnation sind die Schatten lichtbräunlich gehalten und die Uebergänge etwas grau. Anders in den sechs kleinen Rundbildern auf dem Dache des Kastens, welche auf Purpur- und Goldgrund, in mehr alterthümlichem Style die Apotheose der heiligen Ursula und ihrer Gefährten enthalten. Hier sind die Umrisse und die Färbung etwas derber. Das Ganze ist 24 Zoll lang, 8 Zoll breit und 15 Zoll hoch. Man wird eingestehn, dass ein Kasten gleicher Grösse von Silber ein elendes Gebot gegen diesen war.

Das grösste bekannte Bild Memlings ist die Vermählung der h. Catharina. In der Mitte unter einer Thronhalle die Jungfrau, das Kind auf ihrem Schoosse; rechts von ihr Catharina knieend, S. Johann der Täufer, und ein harfenspielender Engel, links S. Barbara lesend, S. Johann der Apostel, und ein Engel der Jungfrau ein offenes Buch hinhaltend. Die Halle in byzantinischem Style lässt in eine schöne, felsige Landschaft hinausblicken, welche sich auf den Seitenflügeln fortsetzt, auf welchen dann in der Ferne rechts (von der Jungfrau) die Geschichte Johannes des Täufers, links die des Apostels Johannes dargestellt ist, während die Marter der beiden Heiligen und die Vision der Apocalypse den beiderseitigen Vordergrund einnimmt. Auf den Aussenseiten der Flügel S. Antonius der Eremit und S. Jacobus der Aeltere,

S. Agnes und S. Clara nebst den Donataren. Man weiss hier in der That nicht, was man zuerst bewundern soll. Die Färbung ist so leuchtend und frisch wie auf irgend einem Bilde der van Eycks, die Composition durchgängig schön und tiefsinnig, besonders in dem herrlichen Visionsbilde, welches man doch ja in all seinen Theilen sorgfältig betrachten möge. Der Ausdruck endlich, ohne ideale Schönheit der Gesichtszüge, ist besonders in den Zügen der heiligen Catharina und des entzückten Johannes überaus süss und herrlich. Denn gerade darin, sagt Schnaase, besteht das Geheimniss des Meisters, dass er den Zügen, wie sie uns im Leben vorkommen, das Geistige abgelauscht hat, was sie einnehmend macht, obschon ihre Form nicht vollkommen schön ist. Der Rahmen trägt die Inschrift: *opus Johannis H(M?)emling* 1479.

Von ihm ist auch die herrliche Anbetung der Könige. Das Hauptbild zeigt uns in einem dunkeln Raume die drei Könige, den einen des Kindes Fuss küssend, den zweiten knieend, den dritten stehend; vorn den Stifter. Der hagere, bärtige Mann, welcher durch das Fenster hineinguckt, soll Memlings eigenes Bildniss sein; er trägt in der That die Krankenmütze des Hospitals. Auf den Flügeln die Anbetung der Hirten und die Darstellung im Tempel, letztere der in München van Eyck getauften, aber wahrscheinlich ebenfalls Memling gehörenden Darstellung desselben Gegenstandes sehr ähnlich. Aussen auf den Flügeln Johannes der Täufer und die h. Veronica in architektonischer Einfassung mit passender symbolischer Skulptur. Bezeichnet *opus Joh. Hemling* (oder Memling)

1479. Endlich wird hier ein weibliches Brustbild dem Memling zugeschrieben, welches die damalige Landestracht trägt, aber durch eine neuere Inschrift sonderbarer Weise als Sibylla Zambetha oder persica, vor Christo 2040 bezeichnet wird. Von einem geringern Zeitgenossen Memlings ist hier eine Kreuzabnahme vorhanden, etwas trocken und starr; feiner und frischer die Seitentafeln: ein Heiliger in voller Rüstung nebst dem Donatar, eine Heilige mit der Frau des Letztern. Aussen S. Helena mit dem Kreuze und Magdalena.

In der Kapelle des Hospitals ***des Soeurs noires*** sind 2 Tafeln, jede mit 4 kleinen Feldern, worin Darstellungen aus der Legende der h. Ursula; dabei hängen noch zwei grössere weibliche Heilige von derselben Hand; alles wohl nur Bruchstücke eines grösseren Altarwerkes. Sie werden Memling mit Unrecht zugeschrieben, scheinen vielmehr aus der Zeit der van Eyck's zu stammen, da sie wahrscheinlich *a tempera* gemalt und in der Auffassung alterthümlicher sind.

In dem Versammlungssaale des Hospitals ***Saint Julien*** ist dagegen ein echtes Bildchen von Memling auf zwei Flügeln, auf dem einen die Jungfrau mit dem Kinde, auf dem andern das Portrait des jungen Mannes, für den es gemalt ward. Das Ganze mit einer van Eyck'schen Gluth und Pracht gemalt, der junge Stifter voll melancholischer Andacht. Bezeichnet 1487.

Privatsammlungen: Herr Bogaert-Dumortier besitzt eine alte Copie nach dem Marienbilde des Joh. van Eyck, welches sich ehemals

über dem Grabe des Probstes Nicolaus van Maelbeke im Chor der S. Martinskirche zu Ypern befand. Maria als Himmelskönigin im herrlichsten Schmuck dastehend, vor ihr der Propst knieend, der Hintergrund eine byzantinische Kirchenarchitektur mit Aussicht auf eine reiche Landschaft. Das Ganze ist 6 Fuss hoch und 3½ Fuss breit, und das Original muss zu den ausgeführtesten Bildern des Joh. van Eyck gehört haben. Die Flügel aussen und innen in zwei Theile getheilt, zum Theil noch unvollendet; links innen: Moses im Busche, und Gideon mit dem Engel; rechts innen: Aaron und die Thür des Ezechiel. Aussen grau in grau die Jungfrau mit dem Kinde, drei Posaunenengel und die Sibylle, dem Kaiser Augustus die Geburt Christi verkündend.

Die Sammlung des Herrn Imbert ist gegenwärtig nicht sichtbar.

INHALT.

Bemerkung. Für sehr eilig Reisende sind die ganz besonders sehenswerthen Gegenstände mit Sternchen bezeichnet.

		Seite.
Lüttich.		
* *	Palais de justice	7
*	Saint-Paul	9
	Sainte-Croix	12
	Saint-Barthèlemy	14
	Saint-Denis	17
	Saint-Antoine	18
	Saint-Jean	19
* *	Saint-Jaques	19
	Saint-Martin	21
	Pont des Arches u. Passage Lemonnier	22
Loewen.		
* *	Cathedrale Saint-Pierre . . .	24
	Saint-Michel	29
	Saint-Quentin	29
	Saint-Jaques	30
*	Sainte-Gertrude	30
	La halle	31
* *	Maison de ville (mit Gallerie) . .	31
Mecheln.		
* *	Cathedrale Saint-Rombaud . . .	35
*	Notre-Dame	37
	Saint-Jean	37
	Beguinage u. s. w.	38

Antwerpen.

Seite.

Vorbemerkung 39
* * Cathedrale 41
* * Akademie. Uebersicht der belgischen Malerschulen . . . 55
* * Saint-Jaques 88
* * Saint-Paul 94
Saint-André 96
* * Saint-Charles-Borromée . . . 97
* Saint-Augustin 99
Saint-Antoine de Padoue . . . 100
Saint-Joseph 100
Hôtel de ville 100
Das Haus der Hansa 101
* Börse 101
Les vieilles boucheries . . . 102
Statue des Rubens 103
Privatsammlungen 103

Brüssel.

* * Cathedrale Sainte-Gudule . . . 104
La chapelle 107
Notre-Dame d. victoires (église du sablon) 109
Saint-Jaques du Caudenberg . . 110
Saint-Nicolas 111
Notre-Dame de bon sicours . . 111
Sainte-Cathérine 111
Saint-Jean-Baptiste u. s. w. . . 111
Porte de Hal u. s. w. 112
* Place des martyrs 112
* Maneken-pis 112
Palais-royal 113
Palais de la nation 113
Palais des Prinzen von Oranien . . 113
* Palais Aremberg 114
Privatsammlungen 114
Palais de justice, Theater u. s. w. . 114
* * Hôtel de ville 115
* * Museum 117

Gent.

* * Cathedrale Saint-Bavon . . . 130
Saint-Michel 136
* Saint-Nicolas 138
Saint-Jaques 139
Saint-Sauveur 139
Saint-Pierre 139
Saint-Martin, S. Etienne . . . 140
Dominikanerkirche 140
Grand Beguinage 140
* * Hôtel de ville 140
Beffroi (Glockenthurm) . . . 141
Oudenburg, Fischmarkt u. s. w. . 141
Palais de l'université 141
* Akademie 142
Privatsammlungen 143

Brügge.

* * Cathedrale Saint-Sauveur . . . 144
* * Notre-Dame 147
Saint-Jaques 150
Saint Gilles, Jerusalem u. s. w. . 150
* Chapelle du Saint-Sang . . . 151
* La tour des halles 153
Hôtel de ville 154
* Palais de justice. Schönes Kamin . 155
Statue des Jan van Eyck . . . 156
* * Museum 156
* * S. Johannishospital. Die Memlings . 160
Hospital des Soeurs noires . . 164
Hospital Saint-Julien 164
Privatsammlungen 164

Düsseldorf, Wolf'sche Buchdruckerei.

Berichtigungen.

Seite		Zeile		statt	lies:
-	8	-	8	durfte,	durfte.
-	8	-	20	schoneres	schönes.
-	9	-	1	von dem	vor dem.
-	11	Anmerkung:		was wir	Das wir.
-	25	Zeile	7	statt wegen den	wegen der.
-	26	-	12	- Hubé	- Jubé.
-	33	-	12	- De Crayer der	- De Crayer, der.
-	41	-	1	- unmittelbar	- mittelbar.
-	42	-	21	- wurde wenig	- wurde in Deutschland wenig.
-	49	-	22	- durchrochenen	- durchbrochenen.
-	50	-	29	- sollte dem	- sollte den.
-	57	-		- mangelhaft.	- mangelhaft.
-	69	Zur Anmerkung:			Ueber die kleine Wiederholung in S. Pierre in Löwen. Siehe Seite 28.
-	71	Zeile	14	statt Bildern	lies: Bilder.
-	76	-	25	- hinabwendend	- hinanwendend
-	88	-	9	- unter den	- auf den
-	95	-	13	- Zier	- feier
-	98	-	18	- pflegt	- pflegt)
-	99	-	13	- diese ist	- dies ist
-	102	-	24	- schon am	- schon an
-	102	-	29	- Flachengewölben.	- Fachergewölben.
-	108	-	13	- Listeren	- Linsen
-	109	-	19	- ersteres em	- ersteres, ein
-	120	-	9	- inconnues.	- inconnus.

Die Zeit Constantin's des Großen.

Von

Jakob Burckhardt.

Basel,

Druck und Verlag der Schweighauser'schen Verlagsbuchhandlung.

1853.

W6/64/23

Herrn Professor

Dr. Heinrich Schreiber

zu Freiburg im Breisgau

in ehrerbietiger Dankbarkeit

gewidmet.

Vorrede.

Der Zweck des Verfassers vorliegender Schrift war, das merkwürdige halbe Jahrhundert vom Auftreten Diocletians bis zum Tode Constantin's in seiner Eigenschaft als Uebergangsepoche zu schildern. Es handelte sich nicht um eine Lebens- und Regierungsgeschichte Constantin's, ebensowenig um eine Encyclopädie alles Wissenswürdigen, was sich etwa auf jene Zeit bezieht; wohl aber sollten die bezeichnenden, wesentlich charakteristischen Umrisse der damaligen Welt zu einem anschaulichen Bilde gesammelt werden.

Diese Absicht hat das Buch allerdings nur in beschränktem Sinne erreicht und der Leser wird ihm vielleicht keinen andern Titel zugestehen wollen als den von „Studien über die Zeit Constantin's.“ Diejenigen Lebensbeziehungen jener Epoche, welche nicht hinlänglich genau zu ermitteln sind und sich also auch nicht lebendig in das Ganze verweben ließen, sind weggeblieben, so z. B. die damaligen Eigenthumsverhältnisse, das gewerbliche Leben, die Staatsfinanzen, und so vieles Andere. Der Verfasser wollte nicht wissenschaftliche Con-

troversen durch Herbeiziehung neuer Einzelheiten um einen Schritt weiterführen helfen, um sie dann doch im Wesentlichen ungelöst liegen zu lassen; er hat überhaupt nicht vorzugsweise für Gelehrte geschrieben, sondern für denkende Leser aller Stände, welche einer Darstellung so weit zu folgen pflegen, als sie entschiedene, abgerundete Bilder zu geben im Stande ist. Immerhin wird es ihm von größtem Werthe sein, wenn die neuen Resultate, die er in den hier behandelten Partien gewonnen zu haben meint, auch bei den Männern vom Fache Billigung finden.

Abgesehen von dieser nicht ganz freien Wahl des Materials läßt allerdings auch das Princip der Verarbeitung und Darstellung ohne Zweifel viel zu wünschen übrig, und der Verfasser glaubt auch hierin weder das Beste noch das einzig Richtige getroffen zu haben. Bei universalhistorischen Arbeiten kann man schon über die ersten Grundsätze und Absichten verschiedener Meinung sein, sodaß z. B. dieselbe Thatsache dem Einen als wesentlich und wichtig, dem Andern als völlig uninteressant, als bloßer Schutt erscheint. Deßhalb ergiebt sich der Verfasser darein, daß seine Behandlungsweise als eine subjective bestritten werde. Sicherer wäre es wohl z. B. gewesen, aus den vorhandenen Geschichten Constantin's mittelst kritischer Prüfung eine neue zusammenzustellen und mit einer gehörigen Anzahl von Quellencitaten zu versehen; allein ein solches Unternehmen hätte für den Verfasser nicht denjenigen innern Reiz gehabt, welcher einzig im Stande ist, alle Anstrengung aufzuwiegen. Es soll hiemit über die verschiedenen Behandlungsweisen dieses Stoffes durchaus nicht abgeurtheilt werden; genug, wenn man nur auch der unsrigen ihr Plätzchen an der Sonne gönnt.

Im Citiren hat sich der Verfasser ein gewisses Maaß vorgeschrieben. Kenner werden leicht bemerken, wie Vieles er Gibbon, Manso, Schlosser, Tzschirner, Clinton u. a. Vorgängern verdankt, wie sehr er aber zugleich auf durchgängiges eigenes Quellenstudium verwiesen war. Von dem trefflichen Werke Tzschirner's glaubte er, beiläufig gesagt, in einer Beziehung vollständig abweichen zu müssen: der Einfluß des Christenthum's auf das sinkende Heidenthum schien ihm nämlich dort viel zu hoch angeschlagen zu sein, und er zog es vor, die betreffenden Phänomene durch eine innere Entwickelung im Heidenthum selbst zu erklären, aus Gründen welche hier nicht weiter entwickelt werden können.

Die diesem Gegenstand gewidmeten Abschnitte (V und VI) unseres Buches ermangeln, wie man sehen wird, fast aller systematischen Einkleidung. Der Verfasser war überzeugt hierin eher zu wenig als zu viel thun zu dürfen. Im Verallgemeinern geistiger Wahrnehmungen, besonders auf dem Gebiete der Religionsgeschichte, will er sich lieber zu zaghaft als zu dreist schelten hören.

Inhalt.

		Seite.
I. Abſchnitt:	Die Reichsgewalt im dritten Jahrhundert	1
II. Abſchnitt:	Diocletian. Das Syſtem ſeiner Adoptionen. Seine Regierung	39
III. Abſchnitt:	Einzelne Provinzen und Nachbarlande. Der Weſten	77
IV. Abſchnitt:	Einzelne Provinzen und Nachbarlande. Der Oſten	109
V. Abſchnitt:	Das Heidenthum und ſeine Göttermiſchung	155
VI. Abſchnitt:	Die Unſterblichkeit und ihre Myſterien. Die Dämoniſirung des Heidenthums	211
VII. Abſchnitt:	Alterung des antiken Lebens und ſeiner Cultur	281
VIII. Abſchnitt:	Die Chriſtenverfolgung. Conſtantin und das Thronrecht	323
IX. Abſchnitt:	Conſtantin und die Kirche	387
X. Abſchnitt:	Hof, Verwaltung und Heer. Conſtantinopel, Athen und Jeruſalem	449

Erſter Abſchnitt.

Die Reichsgewalt im dritten Jahrhundert.

Ende der guten Kaiſer. — Commodus und der Kaiſerwahnſinn. — Die Stellung des Senates. — Das Prätorium der Reichshelfer. — Letzte Aeußerung altprätorianiſchen Uebermuthes; Auction des Thrones.

Septimius Severus als Vollender der Militärdespotie. — Schiefe Stellung des Senates. — Die Leibarmee. — Verfall der Disciplin. — Die Superſtition. — Caracalla; ſein Feldzug im Norden. — Macrinus. — Elagabal. — Alexander Severus und die letzten Verſuche eines Conſtitutionalismus von oben.

Maximin der Barbarenkaiſer. — Verzweifeltes Aufraffen des Senates zur Regierung. — Neue Soldatenherrſchaft. — Gordian und Miſitheus. — Philipp der Araber.

Decius. — Charakter des ſpätern, rettenden Kaiſerthums der Illyrier. — Valerian. — Die Wahl in den Händen der Generale. — Die Zeit der dreißig Tyrannen. — Die Retter des römiſchen Orients und Occidents. — Die Lage des Gallienus. — Sein Todesurtheil.

Claudius Gothicus. — Aurelian; die Wiedervereinigung des Reiches: der Senat. — Letzte Entſcheidung des Senates über das Reich. — Tacitus. — Probus. — Carus. — Diocletian.

Erster Abschnitt.

Die Reichsgewalt im dritten Jahrhundert.

In der vorliegenden Darstellung der Zeiten vom Auftreten des Kaisers Diocletian bis zum Ausgang Constantin's des Großen könnte jeder einzelne Abschnitt seiner eigenen Einleitung bedürfen, weil die Dinge nicht nach der Zeitfolge und der Regierungsgeschichte sondern nach den vorherrschenden Richtungen des Lebens geschildert werden sollen. Wenn dieses Buch aber gleichwohl einer allgemeinen Einleitung bedarf, so wird dieselbe am ehesten die Geschichte der höchsten Staatsgewalt des sinkenden Römerreiches im dritten Jahrhundert nach Christo enthalten müssen. Nicht daß aus ihr sich alle übrigen Zustände entwickeln ließen, aber sie giebt immerhin den Boden für die Beurtheilung einer Menge äußerer wie geistiger Ereignisse der Folgezeit. Alle Formen und Grade welche die Gewaltherrschaft erreichen kann, von den schrecklichsten bis zu den günstigsten, sind hier in einer merkwürdig abwechselnden Reihe durchlebt worden. 1. Abschnitt.

Unter den guten Kaisern des zweiten Jahrhunderts, von Nerva bis zum Tode des Marcus Aurelius, hatte das römische Reich eine Ruhezeit, welche eine Zeit des Glückes sein konnte, wenn die tiefsten Schäden alternder Nationen überhaupt dem Wohlwollen und der Weisheit auch der besten Regenten zugänglich wären. Innere und äußere Größe eines Trajan, Hadrian, Antonin und Marcus Aurelius dürfen uns nicht verblenden über Dinge und Verhältnisse, welche n. Chr. 96—180.

1. Abschnitt. schon damals als offenes Geheimniß vor Aller Augen lagen. Die drei großen Mächte: Kaiser, Senat und Heer mußten auf die Länge wieder an einander irre werden und ihre künstlich geschonte Harmonie verlieren; vollends unheilbar schien in der Folge die Verwirrung, als Angriffe der Barbaren, eigenthümliche Regungen der Provinzen und entsetzliche Naturereignisse damit zusammentrafen.

Marc Aurel. Ein Vorspiel hievon zeigt schon die Regierung Marc Aurel's selber. Ueber seine Persönlichkeit zu reden wäre überflüssig; unter den unvergänglichen Idealgestalten des Alterthums ist der stoische Philosoph auf dem Thron der Welt wohl nicht die schönste, jugendlichste, aber gewiß eine der ehrwürdigsten. Und doch war es ihm nicht erspart, die drohenden Vorboten künftigen Unterganges an die Pforten des Reiches pochen zu hören. Zunächst in Betreff des Kaiserthumes offenbarte sich deutlich genug, daß dasselbe — trotz des Systemes von Adoptionen, welches die vier großen Kaiser mit einander verknüpft hatte — durch einen Handstreich usurpirt werden könne. Dieß wagte, wenn auch ohne Erfolg, der bedeutendste Feldherr des Reiches, Avidius Cassius, nachdem fast drei Generationen hindurch vortrefflich oder wenigstens wohlwollend regiert worden war. Was sodann das Heer anbelangt, so hat zwar Marc Aurel den Ruhm „den Soldaten nie in Reden geschmeichelt noch irgend Etwas aus Furcht vor ihnen gethan zu haben"; allein dem hergebrachten Unheil, dem Riesengeschenke an die Armee beim Regierungsantritt, hatte er sich in solcher Weise gefügt, daß jeder Soldat (wenigstens von der Garde) ein Vermögen besaß und daß die Summe Marc Aurels fortan von den Soldaten als Norm betrachtet wurde. Von äußern Unglücksfällen kam hinzu der erste gewaltige Einbruch eines germanisch-sarmatischen Völkerbundes in das römische Reich, und eine furchtbare Pest. Der gefahrvollste Krieg, die tiefsten Sorgen füllten die letzten Jahre des Kaisers. Aber auch in seinem Zelt an der Donau suchte er sich über den engen, bedrohten Au-

genblick zu erheben durch den ſtillen Cultus des allgemeinen Sittlichen, des Göttlichen im Menſchenleben.

180—192 Der Kaiſerwahnſinn.

Für ſeinen Sohn Commodus ſoll er eine Art von Regentſchaft, „die Beſten aus dem Senate", eingeſetzt haben, und jedenfalls ließ ſich der junge Fürſt in den erſten Tagen und Wochen von den Freunden ſeines Vaters leiten. Aber ungemein raſch entwickelt ſich in ihm jener ſcheußliche Kaiſerwahnſinn, deſſen man ſeit Domitian nicht mehr gewohnt geweſen war. Das Bewußtſein der Herrſchaft über die Welt, die Furcht vor Allen die nach dieſer Herrſchaft ſtreben konnten, der Ausweg: raſch das Vorhandene zu genießen und die unaufhörliche Sorge zu übertäuben — dieß Alles konnte in einem nicht ganz gut und ſtark geborenen Menſchen ſehr bald jenes Gemiſch von Blutdurſt und Ausſchweifung hervortreiben. Den Anlaß mochte ein Attentat geben, dem die eigene Familie nicht fremd war, das man aber auf den Senat ſchob. Kein Wunder, daß bald darauf der Gardepräfekt die erſte Perſon im Staate, der Bürge des kaiſerlichen Daſeins war, wie einſt unter Tiberius und Claudius, und daß die wenigen Tauſende, welche er befehligte, ſich mit ihm als die Herren des Reiches fühlten. Den einen, tüchtigern dieſer Präfekten, den Perennis, opferte freilich Commodus einer Deputation des unwilligen britanniſchen Heeres auf, welche 1500 Mann ſtark ungehindert nach Rom gekommen war; den folgenden Präfekt Kleander gab er einem Hungeraufruhr des römiſchen Pöbels Preis, allerdings nicht unverdient, weil Kleander in unbegreiflicher Habſucht nicht nur durch Confiskationen und Aemterverkauf die höhern Klaſſen, ſondern auch durch ein Getreidemonopol das ärmere Volk gegen ſich aufgebracht hatte.

Stellung des Senates.

Wenn nun der feige und grauſame Fürſt im Amphitheater erſchien um ſich als Gott verkleidet von dem tödtlich bedrohten Senat bewundern zu laſſen, ſo konnte man wohl fragen, ob dieſer „commodianiſche Senat" überhaupt noch den alten Namen verdiente, auch wenn er noch eine gewiſſe Mit-

 regierung in den Provinzen, Ernennungsrechte, eigene Kassen und äußere Ehren besaß? Auch römisch im engern Sinne durfte er kaum mehr heißen, seitdem die Mehrzahl seiner Mitglieder vielleicht nicht einmal Italier, sondern Provinzialen waren, in deren Familien die Würde sogar zeitweise erblich geworden war. Es ist leicht, sich von einem idealen Standpunkte aus über diese entwürdigte Versammlung in den strengsten Urtheilen zu ergehen, zumal wenn man von dem Effekt einer dauernden Todesgefahr, die über ganzen Familien und Corporationen schwebt, sich keine klare Vorstellung zu machen vermag. Die Zeitgenossen urtheilten billiger; Clodius Albinus, als er die Würde eines Cäsar aus den blutigen Händen eines Commodus nicht annehmen wollte, hielt den Senat noch immer für lebensfähig genug, um öffentlich vor seinen Truppen sich für die Herstellung einer republikanischen Senatsregierung auszusprechen. [1]) Ob er aufrichtig redete, ist hier gleichgültig; genug daß der Senat (wie wir sehen werden) noch immer viele von den edelsten Männern jener Zeit enthielt und in schwierigen Augenblicken Kraft und Entschlossenheit zur Staatsregierung zeigte; selbst die Illusionen, in welchen wir ihn befangen finden werden, gereichen ihm nicht durchaus zur Unehre. So ist es denn auch begreiflich, daß er trotz zeitweisem Eindrängen unwürdiger Subjekte noch immer als Repräsentation wenn nicht des Reiches, doch der römischen Gesellschaft galt und sich als den natürlichen Vorstand der sogenannten Senate oder Curien der Provinzialstädte betrachtete [2]) ohne ihn konnte man sich noch immer kein Rom denken, auch wenn sein Wirkungskreis durch Gewaltübung Anderer oft auf lange Zeit zernichtet schien. [3])

---

[1]) Hist. Aug. Clod. Alb. 13, 14.

[2]) Hist. Aug. Florian. 5.

[3]) Sept. Severus mit seiner Rede bei Dio Cass. 75, 8 darf uns hier nicht täuschen. So konnte der Senat der Antonine nicht aussehen, selbst nach der Zwischenregierung eines Commodus.

Nachdem Commodus noch die Senatoren gebrandſchatzt hatte, um durch ungeheure Geſchenke das murrende Volk der Hauptſtadt zu beſänftigen, fiel er durch eine gemeine Pallaſtverſchwörung.

Die Reichsfolge.

Das Schreckliche an den römiſchen Thronveränderungen lag darin, daß Niemand wußte, wem die Erhebung eines neuen Kaiſers eigentlich zuſtand. Eine Dynaſtie konnte ſich nicht bilden, weil der Kaiſerwahnſinn — das Schickſal aller nicht ſehr begabten Menſchen auf dieſem Throne — zu periodiſchen Revolutionen mit Nothwendigkeit hindrängte. Und ſelbſt ohne dieſe letztern hätte die Kinderloſigkeit der ausſchweifenden Kaiſer und auch einiger der beſſern eine regelmäßige Erbfolge unmöglich gemacht; Adoptionen aber, wie ſie ſchon im auguſteiſchen Hauſe vorkamen, hatten nur dann Ausſicht auf Beachtung, wenn der Adoptivvater ſowohl als der neue Sohn die Eigenſchaften beſaßen um ſich zu behaupten.

Letzter alt-prätorianiſcher Uebermuth.

Offenbar gebörte dem Senat, welcher einſt dem göttlichen Auguſtus einen Titel der Macht nach dem andern decretirt hatte, das größte hiſtoriſche Recht zur Ernennung eines neuen Kaiſers. Allein ſobald die Kaiſer den Senat haßten und ſich einzig auf die Garden verließen, maßten dieſe letztern ſich die Kaiſerwahl an; es dauerte nicht lange, ſo concurrirten auch die Heere in den Provinzen mit den Caſernen des prätorianiſchen Lagers zu Rom. Bald fand man hier ſeinen Vortheil bei kurzen Regierungen, weil ſich das Geſchenk an das Lager jedesmal wiederholte. Dazu rechne man die dunkle Thätigkeit entſchloßner Intriganten, deren Intereſſe es hie und da ſein mochte, zunächſt einen Bewerber zu unterſtützen, deſſen baldigen Untergang ſie voraus ſahen und wollten.

193.

So wurde von den Mördern des Commodus ein braver Mann, Helvius Pertinax, wie zur Rechtfertigung ihrer That vorgeſchoben; den zuerſt die Soldaten, dann der Senat anerkannten. Durch anfängliche Begünſtigung eines gewiſſen Triarius Maternus erpreßten die Garden von Pertinax ein enormes Donativ, zu deſſen Beſtreitung die Koſtbarkeiten des

1. Abschnitt. Commodus veräußert wurden; die natürliche Folge war ein baldiger zweiter Versuch zu Gunsten des Consuls Falco; das Drittemal aber begannen die Garden geradezu mit der Ermordung des Kaisers. Und nun ging im Lager jene unerhörte Gant der Kaiserwürde vor sich; es fand sich ein reicher Thor, Didius Julianus, der um etwa 6000 Franken an jeden einzelnen Soldaten ein paar Wochen Schwelgerei und Todesangst erkaufte. Dieß war aber auch die letzte und höchste Spitze prätorianischen Uebermuthes. Drei Provinzialheere hatten sich gleichzeitig das Vergnügen gemacht, ihre Anführer zu Kaisern auszurufen; darunter war der düstre Africaner Septimius Severus. Der rathlose Julian versuchte es zuerst mit Aussendung von Mördern; es gab damals einen Offizier Aquilius, der bei Ermordung von Großen schon öfter Dienste geleistet hatte [1]) und einen Ruf genießen mochte wie zu Nero's Zeit Locusta. Darauf wollte Julian, weil er ja das Reich um sein gutes Geld gekauft, die Sache wie einen Rechtshandel gegen Sever durchführen; weiterhin erklärte er letztern, als er näher rückte, zum Mitregenten; er war aber verlassen, verhöhnt, und auf Veranstaltung des Senates hingerichtet, als Sever noch mehrere Märsche weit von Rom stand.

Auction des Kaiserthums.

193—211 Vollendung der Militärdespotie.

In Septimius Severus ist die Militärherrschaft zum erstenmale rein repräsentirt. Der Hochmuth des Standes und Grades, den er schon als Legat an den Tag legt, [2]) hat etwas Unrömisches, Modernes. Wie wenig er dagegen die alte Hoheit des Senates begreifen und achten würde, konnte schon die Deputation von 100 Senatoren inne werden, welche ihn bei Terni begrüßte und die er gleich untersuchen ließ, ob sie etwa Dolche bei sich führten. Die reinste Consequenz eines Kriegsfürstenthums aber befolgte er, als er die Prätorianer schimpflich entwaffnete und aus Rom jagte. Eine solche bevorzugte, verdor-

---

[1]) Hist. Aug. Pescenn. 2. Aquilium centurionem notum exdibus ducum.

[2]) Hist. Aug. Sept. Sev. 2.

bene Garde mit politiſchen Prätentionen paßte nicht in ſein System. Seinem eigenen mitgebrachten Heere gab er einſtweilen nur ein Fünftheil von dem verlangten Donativ. Eben ſo folgerichtig benahm ſich Sever im Kampfe gegen ſeine Mitbewerber Pescennius Niger und Clodius Albinus; er rottete ihren ganzen Anhang aus; es war ihm unbegreiflich, wie eine Anzahl Senatoren ſich mit jenen in Briefwechſel hatten einlaſſen können und wie ſogar der geſammte Senat ſich hatte neutral halten mögen. „Ich bin's ja, ſchreibt er an den Senat,[1]) der dem römiſchen Volke Getreide und Oel verſchafft, der für Euch Kriege führt und jetzt — welch ein Dank? . . . Ihr habt Euch ſeit Trajan's und Marc Aurel's Zeiten ſehr verſchlechtert.“ — Byzanz, wo ſich die Anhänger des Pescennius über ein Jahr vertheidigten, wurde, trotz ſeiner Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit als Grenzfeſte gegen die Barbaren des Pontus, dem Boden eben gemacht und die ganze Beſatzung nebſt vielen Einwohnern getödtet.[2]) Die Welt ſollte ſich ein Beiſpiel daran nehmen, wie es den Städten und Factionen ergehen müſſe, welche unter mehrern Uſurpatoren nicht ſogleich Denjenigen herausfinden würden, der bleibenden Gehorſam verdiente. Nicht beſſer ging es den Anhängern des Albinus; Sever hatte ihre Correſpondenz in die Hände bekommen und hätte ſie, wie einſt der große Cäſar die der Pompejaner, ungeleſen verbrennen können. Dieß wäre ſehr edel aber durchaus nicht zeitgemäß geweſen, weil es ſich nicht mehr um Principien und deren Amalgamirung

Schiefe Stellung des Senates.

[1]) **Hist. Aug. Clod. Alb. 12.**

[2]) Die lange Gegenwehr der Beſatzung erklärt ſich nicht ſowohl aus einer Anhänglichkeit an den längſt umgekommenen Pescennius, als vielmehr daraus, daß die höheren Offiziere den Charakter Sever's und demnach auch ihr Schickſal im Fall der Einnahme kennen mochten und auf einen Sieg des Albinus warteten. Auffallender iſt die eifrige Theilnahme der Einwohnerſchaft, welche zu ahnen ſcheint, daß ihre Stadt gar nicht hoch genug im Preiſe ſtehen könne. Die bereits gegen die Antiochener als Anhänger des Pescennius verhängte Strafe wirkte wohl erſt in zweiter Linie mit.

1. Abschnitt. durch persönliches Versöhnen und Gewinnen handelte, sondern um eine einfache Unterwerfung. Eine Menge Senatoren und Vornehme in und außerhalb Rom wurden hingerichtet; vor Senat, Volk und Soldaten hielt der Kaiser Lobreden auf Commodus, gewiß nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Hohn gegen den Senat.

In Rom selber brach einmal während dieses Reichskrieges bei den Circusspielen ein plötzliches Jammern und Raisonniren los, welches ein Ohrenzeuge [1]) sich nur durch göttliche Inspiration zu erklären weiß. „O Rom! Königinn! Unsterbliche! (so riefen die vielen Tausende einstimmig) wie lange leiden wir noch solches? wie lange führt man noch Krieg um uns?“ — Es war besser, daß sie ihre Zukunft nicht wußten.

Als der Friede im Innern hergestellt war, wurde man inne, daß die Militärherrschaft mit der nothwendigen Zuthat auswärtiger Kriege sich Selbstzweck geworden war. Ihr Mittelpunkt war Sever mit seiner in die höchsten Aemter vertheilten Familie, aus welcher er eine Dynastie machen wollte; nur seinen Bruder, welcher gern Mitregent geworden wäre, hielt er geflissentlich von sich ab. Das nächste Mittel zur Behauptung der Macht war die Bildung einer

Dieleibarmee. neuen Garde, welche mehr als viermal so stark wurde als die alte; mit einer solchen stets disponibeln Leibarmee konnte man fortan auch den Provinzialheeren ganz anders gegenübersteben; mit ihr konnte man, wie später geschah, im Reiche herum reisen und überall morden und plündern. Die frühere Garde hatte aus Italienern, sogar vorzugsweise aus Leuten der Umgegend Rom's bestanden; jetzt füllte Severus Rom mit roben und schrecklichen Barbarengesichtern. War er mit dem Donativ sparsam gewesen, so erhöhte er dafür den Sold mehr als irgend ein anderer Kaiser; aus dem einmaligen Wegwerfen von ein paar Millionen wurde ein regelmäßiges

[1]) Dio Cass. 75. 5.

Ausſaugen des Reiches zu Gunſten der Soldaten. Jener väterliche Rath Sever's an ſeine Söhne mag wohl eher von den Zeitgenoſſen aus ſeiner Regierungsweiſe abſtrahirt als wirklich von ihm ausgeſprochen worden ſein, lautet aber bezeichnend genug: „Seid einträchtig, macht die Soldaten reich, und verachtet alle Andern.“ [1])

Die Disciplin.

Man möchte nun glauben, daß dieſer Soldatenſtand, ſo hoch geehrt und in beſtändigem Athem gehalten durch einen ſo raſtloſen Feldherrn, den größten kriegeriſchen Erinnerungen Rom's Ehre machen mußte. Allein dem war nicht ſo. Sever ſelber klagt laut genug über Verfall der Disciplin, und auf ſeinem großen aſiatiſchen Feldzuge kamen Fälle von Inſubordination vor, welchen er nur mit Nachſicht und fernern Geſchenken zu begegnen wußte. Konnte er wohl ſich verhehlen, daß ſeine Neuerung nur ihn und ſeine Regierungszeit ſicherte, während ſie einem ſchwachen und ſchlechten Nachfolger, der nicht mehr gleichſam ſein eigener Gardepräfekt war, den unvermeidlichen Untergang zuziehen mußte? Oder war ihm dieſes gleichgültig, wenn nur die Soldatenherrſchaft als ſolche ſich erhielt?

Die Superſtition auf dem Throne.

Man darf hier wie in dieſen letzten Jahrhunderten des Heidenthumes überhaupt nicht überſehen, daß die Mächtigſten oft unfrei handelten, weil ſie ſich der Aſtrologie und den Vorbedeutungen fügten. So allein wird man es z. B. bei dem gerechtigkeitsliebenden Sever erklären müſſen, wenn er einen unvorſichtigen Frevler wie Plautian ſo beharrlich in der Gardepräfektur und in der engſten Verbindung mit ſeinem Hauſe feſthielt. Mannigfache Superſtitionen umgaben das Leben Sever's von der Jugend bis zum Grabe. Da der römiſche Kaiſerthron das große Loos einer Lotterie geworden war, ſo gab es Eltern der verſchiedenſten Stände, welche das tägliche Leben ihrer begabteren Kinder ſorgfältig beobachteten, ob nicht eine Vorbedeutung künftiger Herrſchaft

[1]) Dio Cass. 76, 15. Anders bei Zonaras 12, 10.

1. Abschnitt. sich zeige; es wird Notiz davon genommen, wenn der Knabe absonderliche Verse im Munde führt, wenn Schildkröten oder junge Adler in's Haus gebracht werden, oder gar ein purpurfarbnes Taubenei, wenn Schlangen sich als Hausgenossen hervorthun, Lorbeerbäume hervorsprießen u. dgl.; kommt aber ein Kind schon mit einer Krone von Schwielen um das Haupt zur Welt, braucht man von ungefähr ein Stück Purpurstoff zur Bedeckung des Neugebornen — dann ist sein künftiges Kaiserthum in der Stille entschieden. [1] Aehnliche Befangenheit begleitete manche Kaiser ihre ganze Regierung hindurch und lenkte ihre Handlungen in einer Weise die wir nicht mehr berechnen können. Es erweckt Mitleid, wenn der greise Severus nach seinen letzten Siegen in Britannien unruhig und zornig wird, weil ihm ein Mohr mit einem Cypressenkranz begegnet, oder weil man ihn zum Opfer in den unrechten Tempel führt und dunkelfarbige Opferthiere herbeibringt, die dem Kaiser dann bis in sein Quartier nachlaufen.

Der Thronfolger. Es bedurfte aber der Omina im Pallast zu York nicht mehr; der eigene Sohn, Caracalla, stand ihm beharrlich und fast offen nach dem Leben. Mit bewußter, principieller Erbarmungslosigkeit hatte Sever jeden Gedanken an Usurpation darniedergehalten; nur auf den Hochverrath des Thronfolgers war nicht gerechnet, und auch darauf nicht, daß seine Garden sich so ungescheut mit demselben einlassen würden. Es lautet wie eine schmerzliche Wahrung seines Herrscherprincips, wenn er dem entmenschten Sohn zuflüstert: „Tödte mich wenigstens nicht so daß es Alle sehen"! [2] — Ein anderes Wort scheint er öfter wiederholt zu haben: „Alles war ich, und es hilft doch Nichts."

Und nun besteig das entsetzliche Scheusal, das man Ca- 211–217. racalla zu nennen pflegt, den Kaiserthron. Seit seinem Ein-

[1] S. die Hist. Aug., in den meisten Biographien.

[2] Zonaras XII, 10.

tritt in das Jünglingsalter zeigte er einen bösartigen Hochmuth; er rühmte ſich Alexanders des Großen als ſeines Vorbildes und lobte dabei Tiberius und Sulla. Erſt ſpäter, vielleicht ſeit der Ermordung ſeines Bruders Geta, kommt noch der eigentliche Kaiſerwahnſinn hinzu, der Mittel und Macht des ganzen Reiches zu ſeinem eigenen ſichern Untergang mißbraucht. Seine einzige Vorſichtsmaßregel, die er für genügend hielt, war die Kameradſchaft mit den Soldaten, deren Anſtrengungen und Lebensart er wenigſtens zeitweiſe theilte; daß er es mit Fechtern und Wagenlenkern eben ſo hielt, machte ihn überdieß beim römiſchen Pöbel beliebt; den Beſſern und Gebildeten aber brauchte er ja nicht mehr zu gefallen. — Seit dem Brudermorde, wozu die Soldaten anfangs finſter blickten, iſt Caracalla an dieſe Schmeichelei nach unten gänzlich verkauft; um der Soldaten willen bedarf er ungeheurer Confiscationen und tödtet 20,000 Menſchen als Anhänger Geta's, — darunter auch einen Sohn des Pertinax, während es ſonſt einer der beſſern Züge des römiſchen Uſurpationsweſens iſt, daß man die Verwandten geſtürzter Kaiſer meiſt am Leben ließ. Um der Soldaten willen macht Caracalla jenen Feldzug im eigenen, völlig ruhigen Reiche, während er die Angriffe der Nachbarn abkauft. Der Maſſenmord von Alexandrien zeigte, wie ſich der Despotismus gegen geiſtreiche Spöttereien zu verhalten gedenke. Die eigentliche Strafe ſolcher Miſſethaten lag (abgeſehen von den Gewiſſensqualen, deren die Schriftſteller erwähnen) in dem wachſenden Mißtrauen des Tyrannen gegen die bevorzugten Soldaten ſelbſt; er verließ ſich zuletzt, was ſeine engere Umgebung betraf, nur noch auf ganz barbariſche Leibwachen, die nichts von römiſchen Dingen beurtheilen konnten, auf Kelten und Sarmaten, deren Coſtüm er trug um ſie ſich geneigt zu halten. Und doch wurde er, man kann ſagen in ihrer Mitte, niedergemacht auf Veranſtaltung Solcher, die ihn aus der Welt ſchaffen mußten um nicht ſelber durch ihn zu fallen.

Der Feldzug im Reiche.

1. Abſchnitt.

Die nächſten Kaiſerernennungen mußten ganz in den Händen der übermächtigen Armee liegen. Sie erhob zuerſt

Macrinus.

den einen der beiden Gardepräfekten, Macrinus, ohne zu wiſſen, daß dieſer den Mord ihres geliebten Caracalla angeſtiftet. Er nahm deſſen Namen an und ließ ihn prächtig begraben, um jeden Verdacht von ſich abzulenken; den Senat begrüßte er mit verdeckter Unverſchämtheit um ſeine Beſtätigung und erhielt nicht ohne Zögerung die einzelnen Titel der Kaiſermacht. Die erſten ſtrengen Schritte zur Zügelung des verwöhnten Heeres brachten ihm jedoch den Untergang. Zwei junge Syrer, Seitenverwandte der Antonine und des Sever, traten auf einmal an die Spitze des Reiches; es waren die ungleichen Vettern Elagabal und Alexander Severus nebſt ihren Müttern Soämias und Mammäa und ihrer gemeinſamen Großmutter Julia Mäſa.

218—222. Elagabal.

Die Regierung Elagabals iſt bei allem Ekelhaften und Widerſinnigen nicht ohne Intereſſe für die Geſchichte römiſcher Herrſchaft; dieſe unglaubliche Schwelgerei, dieſer aſiatiſche Götzenpomp, dieſes ganz beſinnungsloſe Leben in den Tag hinein bildet eine förmliche Reaktion gegen das bewußte Soldatenkaiſerthum des Septimius Severus. Daß Elagabal allen römiſchen Formen den Krieg erklärte, ſeine Mutter und Großmutter in den Senat einführte, Tänzern, Wettrennern und Barbieren die höchſten Stellen gab und zahlloſe Aemter verkaufte, dieß Alles hätte ihn nicht geſtürzt; ſelbſt die nachläſſige Verproviantirung der Hauptſtadt wäre ihm vielleicht lange nachgeſehen worden; ſein Verderben war das in den Soldaten erwachte Schamgefühl, welchem eine Verſchwörung in der Familie ſelbſt zu Gunſten des Alexander entgegenkam. Die Soldaten wiſſen den letztern bedroht und erzwingen von dem zitternden Elagabal eine Säuberung ſeines Hofſtaates; darauf hält er ſich ſchadlos, indem er den Senat aus der Stadt jagt, was demſelben alle Ehre macht und darauf hindeutet, daß die Verſammlung durchaus nicht aus lauter „Sklaven in der Toga“ beſtand, wie Elagabal ſonſt

meinte. Endlich ermorden den letztern die Garden und erheben den Alexander Severus.

Alexander Severus.

Keiner von den vielen Imperatoren erregt ſo ſehr die Theilnahme der Nachwelt wie dieſer im Verhältniß zu ſeiner Geſammtumgebung unbegreifliche Menſch, ein wahrer Sanct Ludwig des Alterthums. Er geht unter an dem Beſtreben, von den ausgearteten Mißformen des Militärdeſpotismus aus wieder in die Bahn der Gerechtigkeit und der Milde einzulenken. Seiner jedenfalls ausgezeichneten Mutter Mammäa mag ihr Ruhm ungeſchmälert bleiben; ſein Verdienſt iſt aber doch das Größere, weil er mit ſelbſtändigem Geiſte in der begonnenen Richtung vorwärts ging und unendlich vielen Verſuchungen zum Deſpotismus zu widerſtehen vermochte, aus reinem ſittlichem Willen. Vor Allem finden wir eine Hochachtung des Senates, die ſeit Marc Aurel unerhört geweſen war, ſogar des politiſch längſt vergeſſenen Ritterſtandes als einer „Pflanzſchule für den Senat.“ Ein Senatsausſchuß und dann noch ein engerer Staatsrath von ſechzehn Männern haben Theil an der Regierung; endlich läßt man ſich keine Mühe verdrießen, gute, gewiſſenhafte Leute für die Verwaltung zu erziehen und die emſigſte Controle zu üben.[1]) Ungerechte, beſtechliche Beamte waren das Einzige, was Alexander aus der Faſſung bringen konnte. In Betreff der Soldaten machte er wohl kein Hehl daraus, daß das Schickſal des Staates auf ihnen ruhe, er ſtattete ſie prächtig aus und hielt ſie gut; allein wie er ſich rühmen konnte, die Steuern vermindert zu haben, ſo wagte er es auch, eine meuteriſche Legion abzudanken.

Letzte Versuche zum Constitutionalismus von oben.

Daneben werden freilich Dinge berichtet, welche mit dieſen Lichtſeiten kaum in Zuſammenhang zu bringen ſind. In der Armee giebt ſich eine dauernde Gährung kund; die Gardepräfekten wechſeln unter den gewaltſamſten Umſtänden; als der bedeutendſte derſelben, Ulpian, im Verlauf bedenklicher

Die Schattenſeiten.

[1]) Welche freilich auch ihre kleinliche Seite hatte. Man ſehe, Hist. Aug. Al. Sev. 27. das Project eines Kleidermandates

1. Abschnitt. Unruhen ermordet wurde, mußte der Kaiser es ungestraft hingehen lassen; wir erfahren bei diesem Anlaß, daß Volk und Garde sich drei Tage lang in den Straßen von Rom blutig bekämpften und daß die Garde nur durch Brandstiftung die Bürger zum Frieden zwang. Die albernsten Menschen wagten als Usurpatoren gegen den trefflichen Fürsten aufzutreten; den Einen, Ovinius, soll er wirklich mit ironischer Milde zum Mitregenten angenommen, ihm aber durch die Theilnahme an den Strapazen eines Feldzuges den Thron verleidet haben; ein Anderer, den die Soldaten erhoben, lief ihnen davon; einen dritten, den Sklaven Uranius, mußte der Kaiser, wie es scheint, bestrafen. [1]) Und als sollte Alexander, wie einst sein Vorbild Marc Aurel, von ganz besonderm Unglück heimgesucht sein, so entstand an der Ostgrenze ein neues kriegerisches Perserreich, das der Sassaniden, welche er nur mit zweideutigem Erfolge bekriegte; an der Rheingrenze aber waren die Germanen in drohender Bewegung. Das Gemüth des noch jugendlichen Fürsten soll sich allmälig verdüstert haben; man wollte eine Neigung zum Schätzesammeln an ihm bemerken. Auf dem Feldzug am Rhein, unweit Mainz, ermordeten die Soldaten ihn und seine Mutter. Es ist ganz unnütz, auf die Motive dieser That, so wie sie angegeben werden, einzugehen; der Nachfolger eines Severus, Caracalla und Elagabal, wenn er alle gewaltthätigen Beamten absetzen, den Soldaten Ernst zeigen und dennoch bei den gefährlichsten Anlässen Milde üben wollte, war von vorne herein einem gewaltsamen Untergang verfallen; die Verschwörung lag in der Zeit, [2]) wir würden sagen: in der Luft. Alexander strebte vergebens nach Achtung in einem Jahrhundert, welches nur von Furcht wußte.

235–238. Der Barbarenkaiser des Grenzheeres.

Sein vermuthlicher Mörder Maximin bestieg den Thron, ein thracischer Hirt, Sohn eines Gothen und einer Alaninn,

[1]) Zosim. I, 12.

[2]) Aurel. Victor Cæsa.: Vitio temporum . . .

ſomit gänzlicher Barbar der Abſtammung und überdieß der Bildung nach. Aber die Armee, welche hier ſelbſt die letzte Rückſicht bei Seite ließ, beſtand auch aus lauter Barbaren von der Oſtgrenze, denen gar nichts daran lag, ob ihr Candidat von Antoninen abſtammte, in hohen Aemtern ſich gebildet hatte, Senator geweſen war oder nicht. [1]) Dafür war Maximin achtbalb Fuß hoch, rieſenſtark und ein Korporal, wie vielleicht im ganzen römiſchen Heere kein zweiter.

Seine Herrſchaft war, wenn nicht im Erfolg, ſo doch im Princip furchtbarer, als die irgend eines Kaiſers. Dieſe alte Welt mit ihren Denkmälern voll Schönheit, ihrem Leben voll Bildung reizt den Barbaren, der ſich ſeines Urſprungs ſchämt, zu giftiger Wuth; mit Milde hätte ſich ſeine Uſurpation ohnedieß nicht behaupten laſſen; Confiscationen bedurfte er für ſeine Soldaten, und ſo geht nun der römiſche Kaiſer auf planmäßige Zernichtung römiſchen Weſens aus. Er ſelbſt mochte ſich in dem verhaßten Rom nicht ſehen laſſen; ſeinen Sohn, der zuerſt dort reſidiren ſollte, behielt er dann doch bei ſich in den Lagern am Rhein und an der Donau, von wo aus er das Reich regierte. Rom wurde mit Schrecken inne, daß eine Grenzarmee von Barbaren das Hauptquartier der Weltherrſchaft ſein könne, eine Armee, welche man ſich dachte, wie die des Spartacus oder Athenion im Sklavenkriege. Der tiefſte Grimm Maximins ging gegen Alles, was vornehm und gebildet war, namentlich gegen den Senat, von dem er ſich verachtet glaubte und vor deſſen Curie er große Abbildungen ſeiner deutſchen Siege aufſtellen ließ; aber auch das Volk der Hauptſtadt, welches ſonſt der Hinrichtung des ganzen Senats würde zugeſehen haben, mußte durch Schmälerung der Zufuhr und Einziehung der Fonds für die öffentlichen Spiele auf das Aeußerſte erbit-

[1]) Man vergleiche hiemit **Sueton. Vespas. c. 6.** wie noch im J. 69 die empörten Legionen in Aquileja ihren Kaiſer nur aus der Zahl der **legati consulares** wählen wollen.

1. Abschnitt. tert werden. Den Provinzialstädten ging es übrigens nicht besser; ihr städtisches Vermögen wie das der einzelnen Reichen wurde geraubt zur Bereicherung des Heeres. So nackt und unvermischt ist die Militärherrschaft im Abendlande nicht wieder aufgetreten.

Auftreten des Senates zur Regierung.

Es folgte eine Zeit unbeschreiblicher Verwirrung, deren höchstes Interesse in dem kräftigen, entschiedenen Benehmen des vielverkannten Senates [1]) liegt. Die Verzweiflung treibt zunächst in Afrika einen Aufstand von Bauern und Soldaten hervor, an dessen Spitze man zwei angesehene Römer, die Gordiane Vater und Sohn zwangsweise stellt. Auf diese Nachricht hin erklärt sich auch der Senat gegen Maximin; daß unwürdige Mitglieder diesen zuerst insgeheim gefaßten Beschluß dem Tyrannen verrathen würden, konnte man voraus wissen; höchst gewagt waren auch die brieflichen Aufforderungen zum Abfall, welche der Senat an die Provinzen erließ; man mußte es darauf ankommen lassen, ob neben den Gordianen noch andere Kaiser von andern Ländern und Provinzialheeren würden erhoben werden. Die Gefahr stieg auf das Höchste, als ein Commandant in Afrika, Capelianus (der im Stillen selber nach der Herrschaft strebte), im Namen Maximins den jüngern Gordian besiegte, wobei dieser umkam und sein Vater sich erhängte. Jetzt ernannte der Senat eine Commission von zwanzig kriegskundigen Mitgliedern und proklamirte dann aus eigenem Rechte zwei Kaiser, Pu-
238. pienus und Balbinus. Der Moment muß überaus drohend und schrecklich gewesen sein; das Volk, welches die beiden Kaiser sogleich hatte ausrufen helfen, schlug sich dann doch wieder zu den Garden, welche im Aerger über die reine Senatswahl die Hinzufügung eines dritten Kaisers oder Kronprinzen verlangten und durchsetzten, des jüngsten Gordian's nämlich, eines nahen Verwandten der beiden frühern. Bei

[1]) Vergl. besonders Hist. Aug. Gord. 13., Pupienus 1—3 & 10., Maximin. 23 etc.

der Confuſion aller Nachrichten, welche uns z. B. einen Vernichtungskampf zwiſchen Garden, Gladiatoren und Rekruten mitten in Rom nur mit einem Wort berichten, läßt ſich kein entſchiedenes Urtheil über dieſe Kriſis fällen; doch ſcheint der Senat außerordentliche Haltung und Muth bewieſen zu haben, weil er ſeine beiden Kaiſer neben dem dritten, dem Schützling der Garden, behaupten konnte, während zugleich die ganze Vertheidigung gegen den heranrückenden Maximin auf ſeinen Schultern ruhte und ſeine Commiſſäre überall in den Provinzen die Rüſtungen leiten mußten. Allerdings kam dieſen Bemühungen entgegen der Ingrimm der Provinzialen gegen den Wüterich, ſo daß dieſer z. B. Kärnthen menſchenleer und ohne alle Lebensmittel vorfand und bei ſeinem Einzug in das öde Hämona (Laybach) bunderte von Wölfen zur Begleitung hatte. Seine Mauretanier und Kelten waren dadurch ſchon ſehr verſtimmt als er vor Aquileja anlangte. Als ſich dieſe Stadt unter Anleitung zweier Senatoren lange und verzweifelt vertheidigte, ſchlug ihn ſein darbendes Heer todt, um für ſich Frieden mit den neuen Kaiſern zu machen.

Neue Soldatenherrſchaft.

Ob man klug daran that, alle oder die meiſten dieſer dieſer Truppen nach Rom zu führen, können wir nicht mehr entſcheiden; ſie wären in den Provinzen auch gefährlich geweſen. In Rom aber waren ſchon des Corpsgeiſtes wegen zwiſchen dem vorzugsweiſe germaniſchen Heere der Senatskaiſer und dem des Maximin heftige Reibungen zu erwarten; ohnehin mußte das letztere, nach Art mancher beſiegten Heere und geſchlagenen Parteien ſeinem Mißmuth irgendwo Luft machen. Das Opfer hievon wurden die beiden Senatskaiſer, nach deren Ermordung Soldaten und Pöbel den noch ſehr jungen Gordian in wildem Tumulte zum Auguſtus 238—244. ausriefen. Der Senat war überwältigt, vergab ſich aber, wie es ſcheint, durchaus nichts; Soldaten, welche in die Senatsſitzung (damals auf dem Capitol) eindrangen, wurden am Altar der Victoria durch Senatoren niedergehauen.

1. Abſchnitt.

Das Nächſte war eine Pallaſtregierung von Eunuchen und Intriganten, um einen unerfahrnen Jüngling herum.

Gordian und Miſitheus.

Nach einiger Zeit nähert ſich ihm ein großer, ernſter Mann, der Redner Miſitheus, und weckt die edle Seite ſeiner Natur. Er wird, man weiß nicht wie, Vormund, Regent, auch Schwiegervater des Gordian, der ihm die beiden Präfekturen der Garde und der Hauptſtadt überträgt. Die Stellung des Miſitheus erinnert bis auf den Namen, den ihm der Senat gab: „Vater des Fürſten“ [1]) an die Atabek's der Seldſchukenſultane im zwölften Jahrhundert. Ob er ſich irgend mit dem Senat in's Einvernehmen ſetzte, iſt unbekannt; jedenfalls dauerte dieſe treffliche Regierung nicht lange. Auf einem ſonſt glücklichen Feldzuge wider die Perſer erlag zuerſt der Vormund dem Gifte des ſogenannten Arabers Philipp; darauf machte dieſer die Truppen durch eine künſtliche Hungersnoth ſchwierig, ließ ſich durch gewonnene Offiziere dem haltloſen Gordian als Mitregent aufdrängen und verſagte ihm dann ſtufenweiſe jede Stellung, zuletzt auch das Leben.

Auf die Todesnachricht hin griff der Senat raſch ein;

Philipp der Araber.

aber der von ihm ernannte Kaiſer Marcus der Philoſoph ſtarb bald, ebenſo ein gewiſſer Severus Hoſtilianus, der ſich darauf irgendwie des Throns bemächtigt hatte. [2]) Nun erſt

244—249.

erkannte man auch den Philipp an, der inzwiſchen nach Rom gekommen war und die wichtigſten Senatoren durch geſchmeidige Reden gewann. Man thut Philipp zu große Ehre an, wenn man ihn für einen arabiſchen Scheik hält; er war aus dem verrufenen Stamme der ſüdlichen Syrer öſtlich vom Jordan.

Wenn die Herrſchermacht nicht einen ganz verblendenden Reiz hätte, ſo könnte man dieſen Menſchen nicht begreifen,

[1]) Sein voller Titel Hist. Aug. Gord. 27: eminenti viro, parenti principum, prætorii præfecto et totius urbis, tutori reipublicæ.

[2]) Zonaras XII. 18 wird hier vor der Hist. Aug. Gord. 31 den Vorzug haben müſſen. Vergl. auch Zosim. I. 19.

der da meinte mit ſeinen geringen militäriſchen Gaben durch Vertheilung der Hauptſtellen an Verwandte und Vertraute das erſchlichene römiſche Reich bemeiſtern zu können. Während er in Rom das tauſendjährige Säcularfeſt der Stadt feierte, brachen von mehrern Seiten die Barbaren in's Reich ein und mindeſtens zwei Heere ſtellten neue Kaiſer auf. In Syrien erhob ſich gegen Philipp's Bruder Priscus der Abenteurer Jotapian, der von Alexander dem Großen abſtammen wollte, ein Name, welchem man noch immer einen faſt abergläubigen Cultus weihte.[1]) Gegen Philipp's Schwiegerſohn Severian in Möſien empörte ſich Marinus, als in der Nähe die Gothen einmarſchirten.

Charakter des ſpätern, reinen Kaiſerthums.

Die bewußte, große Gefahr des Reiches rief nun noch einmal den Genius Rom's wach. Die zweite Hälfte des dritten Jahrhunderts iſt einer von den Zeiträumen, welche in der Werthſchätzung gewinnen müßten, wenn wir die Perſönlichkeiten und die Beweggründe ihres Handelns beſſer kennten als uns die vorhandenen Quellen geſtatten. Sind auch die leitenden Männer meiſt keine Stadtrömer, ſondern Illyrier, d. h. aus den Gegenden zwiſchen dem adriatiſchen und dem ſchwarzen Meere, ſo hat doch römiſche Bildung und Tradition, namentlich in Betreff des Krieges, ſie zu nochmaliger Rettung der alten Welt befähigt. Es war jetzt kein Vergnügen mehr, ſondern ein verhängnißvolles Amt, römiſcher Imperator zu ſein; ganz Unwürdige nehmen den Purpur meiſtens gezwungen und auch die Beſſern drängen ſich nicht mehr dazu, ſondern erkennen darin Pflicht oder Schickſal. Eine gewiſſe ſittliche Erhebung iſt nicht zu verkennen.

Mit Philipp war es Angeſichts jener großen Gefahren bald vorbei. Er wandte ſich ganz erſchrocken an den Senat und bot ſeine Abdication an; Alles ſchwieg, bis der tapfere

---

[1]) Hist. Aug. XXX. Tyr. 13. — Septim. Severus hatte das Grab Alexander's ſchließen laſſen „damit Niemand mehr deſſen Leichnam ſehe." Dio Cass. LXXV. 13.

1. Abſchnitt. Decius ſich zur Unterwerfung des Marinus erbot. Er führte ſie durch, verlangte aber eilig ſeine Abberufung, weil er ſah, daß bei der allgemeinen Verachtung gegen Philipp das Heer ihn bald würde zum Kaiſer erheben wollen. Philipp willfahrte ihm nicht und ſo geſchah das Unvermeidliche.[1]) In oder nach einer Schlacht gegen Decius kam Philipp um. Daß ſein Bruder Priscus nachher noch Statthalter in Macedonien ſein konnte, zeigt daß Decius ſich wegen des Geſchehenen nicht zu ſchämen hatte. Priscus lohnte ihm in der Folge mit Verrath.

201—251. Decius. Decius iſt überhaupt ein Idealiſt, mit den Illuſionen eines ſolchen. Seine gewaltige kriegeriſche Kraft im Dienſt einer veredelten Senatsregierung[2]) zu üben, altrömiſche Sitte und Religion und durch dieſelbe die Macht des römiſchen Namens aufzufriſchen und auf ewig feſtzuſtellen — das mochten ſeine Pläne ſein. Damit hing allerdings zuſammen, daß er die Chriſten verfolgte; ſechszig Jahre ſpäter würde er vielleicht mit demſelben Eifer verſucht haben, die chriſtliche Aufopferungsfähigkeit auf die Rettung des Reiches hinzulenken.

Dieß Ziel ſeines Lebens zu erreichen war ihm allerdings nicht beſchieden; neben dem Einbruch der Barbaren an allen Grenzen wüthete eine Hungersnoth und eine Peſt, welche im ganzen römiſchen Leben dauernde Veränderungen müſſen hervorgebracht haben, weil ein alterndes Volksthum ſolche Schläge nicht ſo überdauert wie ein jugendliches. Der Lohn des Decius war ein glorreicher Untergang im Gothenkriege.

Auch jetzt behauptete der Senat ſein Recht; neben dem 251. von den Soldaten erhobenen Gallus ernennt er[3]) ſeinen ei-

[1]) Mit der dunkeln Darſtellung des Joh. Antiochenus (**Fragm. 158**) ſind die bisherigen Annahmen über dieſe Ereigniſſe gar nicht zu vereinigen.

[2]) **Hist. Aug. Valerian. 1 & 2.**

[3]) **Aur. Vict. epit.**

genen Kaiser, Hostilian, der indeß bald an einer Krankheit starb. Als Gallus die Gothen mit Tribut abkaufte, fand sich ein Feldherr bei den Donautruppen, der Mauretanier Aemilian, welcher seinen Soldaten von der „römischen Ehre" sprach[1]) und im Fall des Sieges ihnen selbst den Tribut verhieß, der jetzt den Gothen bezahlt würde; sie siegten wirklich und erhoben ihn dann zum Kaiser. Aber so weit wirkte schon die Denkweise des Decius, daß Aemilian nur der Feldherr des Senates heißen, diesem dagegen die Reichsregierung überlassen wollte.[2])

I. Abschnitt.

253.

Eine empfindliche Lücke in der Historia Augusta hindert uns an jeder bündigen Beurtheilung der zunächst folgenden Ereignisse. Aemilian rückt nach Italien; Gallus, der gegen ihn ausgezogen, wird nebst seinem Sohne von den eigenen Truppen ermordet; aber einer seiner Generale, Valerian, aus den Alpen heranrückend, gewinnt auf ganz räthselhafte Weise das Heer des siegreichen Aemilian, welches seinen Kaiser tödtet, „weil derselbe ein Soldat, aber kein Regent sei, weil „Valerian besser zum Kaiserthum passe, oder weil man den „Römern einen neuen Bürgerkrieg ersparen müsse."[3]) Das Wahre schimmert durch; es sind offenbar nicht mehr meuterische Soldatenhaufen, welche hier handeln; das Entscheidende war ohne Zweifel eine Transaction zwischen den höhern Offizieren der drei Heere. So allein war die Erhebung Valerian's möglich, vielleicht desjenigen Römers, der in bürgerlichen Aemtern wie im Kriege vor Allen gleichmäßig ausgezeichnet war; die Soldaten allein hätten entweder auf ihrem Aemilian beharrt oder einen schönen großen Mann mit den Talenten eines Unteroffiziers auf den Thron erhoben.

Valerian.

253.

Es nimmt aber die Kaiserwahl fortan überhaupt eine neue Form an. In den fortdauernden Barbarenkriegen seit

Die Kaiserwahl in den Händen der Generale.

[1]) *Το Ῥωμαίων ἀξίωμα* Zosim. I. 22.

[2]) Zonaras XII. 21.

[3]) Zosim. I. 29. Zonar XII. 22.

1. Abſchnitt. Alexander Severus muß ſich eine ausgezeichnete Generalität gebildet haben, in welcher man ſich dem wahren Werthe nach kannte und taxirte; Valerian aber erſcheint, wenigſtens als Kaiſer, wie die Seele derſelben.[1]) Sein militäriſcher Briefwechſel, der mit Abſicht in der Historia Augusta theilweiſe gerettet iſt, beweist ſeine genaue Kenntniß der Perſonen und ihrer Talente und giebt uns eine hohe Idee von dem Manne, der einen Poſthumus, Claudius Gothicus, Aurelian und Probus erkannte und erhob. Wäre an den Gränzen Friede eingetreten, ſo hätte der Senat vielleicht im Sinne eines Decius und Aemilian einen regelmäßigen Antheil an der Herrſchaft ausgeübt; da aber die Einfälle der Barbaren auf allen Grenzen zugleich das Imperium gänzlich zu überwältigen drohten, da das wahre Rom für längere Zeit nicht mehr auf den ſieben Hügeln an der Tiber, ſondern in den tapfern Lagern römiſcher Feldherrn war, ſo mußte auch die Staatsmacht mehr und mehr an die Generale kommen. Dieſe bilden fortan einen gebarniſchten Senat, der in alle Grenzprovinzen zerſtreut iſt. Eine kurze Zeit über geht freilich das Reich ganz aus den Fugen und planloſe Soldatenwillkür und provinziale Verzweiflung bekleidet bald da bald dort den Erſten Beſten mit dem Purpur; ſobald aber der erſte Stoß vorüber iſt, beſetzen die Generale den Thron mit Einem aus ihrer Mitte. Wie ſich da Berechnung und Ueberlegung mit Ehrgeiz und Gewaltſamkeit im einzelnen Falle abfinden mochten, was für geheime Schwüre den Verein enger verknüpften, läßt ſich nur ahnen. Gegen den Senat zeigt man keine

[1]) Einen Theil dieſes kaiſerlichen Stabes lernt man **Hist. Aug. Aurelian.** 12 u. f. kennen, bei Anlaß des feierlichen Kriegsrathes in den Thermen zu Byzanz. Es waren darunter (trotz der Anteutung bei **Aurel. Vict. Caess. sub Valeriano**) mehrere von altrömiſchem Adel. Bei dieſem Anlaß ſieht man wie der Kaiſer das Conſulat an einen armen aber tüchtigen General als eine Pfründe vergiebt, ihm zur Beſtreitung der Circusſpiele aus der eignen Ghatoulle nachhilft und einen reichen Römer zu ſeiner Adoption überredet.

Feindſchaft, im Ganzen ſogar Hochachtung, und es tritt ſpäter ein Augenblick ein, da der Senat ſich der vollſtändigen Täuſchung hingeben konnte, noch einmal der wahre Herr des Reiches geworden zu ſein.

Die Zeit der dreißig Tyrannen.

Doch es lohnt die Mühe, dieſe merkwürdigen Uebergänge auch im Einzelnen zu verfolgen.

Schon unter Valerian hatte der Abfall einzelner Gegenden begonnen, und als er vollends durch völkerrechtswidrige Treuloſigkeit in die Gefangenſchaft des Saſſanidenkönigs 260.
Sapor gerieth, [1]) indeß ſein Sohn Gallienus mit dem Kriege gegen die Germanen beſchäftigt war, trat die totale Verwirrung ein. Während Rom ſelbſt durch einen Einfall ſonſt unbekannter Horden bedroht wurde und der Senat eilends eine Bürgergarde aufſtellen mußte, fielen allmälig die öſtlichen Reichslande ab. Zunächſt ließ ſich der Taugenichts und Vatermörder Cyriades von Sapor als römiſcher Thronprätendent vorſchieben, bis ſich als Retter des römiſchen 260.
Orientes zuerſt Macrian mit ſeinen Söhnen und mit ſeinem tapfern Präfekten Baliſta erhob. Sapor mußte fliehen, ſein Harem wurde gefangen; die herrliche Vertheidigung von Cäſarea in Cappadocien dürfen wir hier nur mit einem Wort erwähnen. [2]) Aber die Zerſetzung des Reiches war noch im Wachſen; Feldherrn und höhere Beamte mußten ſich fortwährend zu Kaiſern erheben, nur um gegen andere Uſurpatoren ihr Leben zu retten, welches ſie dann doch bald einbüßten. So in Griechenland Valens mit dem Beinamen Theſſalonicus und der von Macrian gegen ihn entſandte Piſo; ſo nach einiger Zeit Macrian ſelbſt, als er gegen den damals 261.
noch gallieniſchen Feldherrn der Donaulande, Aureolus, zu Felde zog, welcher als Sieger ebenfalls von Gallienus ab-

[1]) Was **Zonaras XII. 23** erzählt, ſteht ganz nach böswilliger Erfindung eines Zurückgeſetzten aus; wie weit vollends dem Dionyſius bei **Euseb. Hist. eccl. VII, 23** über Macrian zu glauben iſt, zeigt der Ton ſeiner Rede ſattſam.

[2]) Das Nähere bei **Zonar. XII, 23.**

1. Abschnitt. gefallen sein muß. An Macrian's und seines Hauses Stelle
262. trat im Osten Odenathus, ein reicher Provinziale, dergleichen
Der Orient. mehrere in dieser Zeit als Kaiser aufkommen, aber keiner mit so viel Talent und Erfolg wie dieser Patricier von Palmyra, der von hier aus mit seiner heldenmüthigen Gemahlin Zenobia ein großes orientalisches Reich zu gründen vermochte.[1]) Zenobia, die Enkelin der ägyptischen Ptolemäer, auch der berühmten Cleopatra, mit ihrer bunten Hofhaltung asiatischer
267—273. Heerführer, herrschte später für ihre Söhne bis nach Galatien und nach Aegypten hinein, also in Gegenden, wo früher die Generale Gallienus geringere Usurpatoren mit Erfolg beseitigt hatten, nämlich im südöstlichen Kleinasien den Seeräuber Trebellian, den die unverbesserlich verwilderten Isaurier zu ihrem Herrn erhoben; in Aegypten aber den frühern Commandanten von Alexandrien, Aemilianus, welcher von einem
262—265. Pöbelauflauf tödtlich bedroht, sich zum Kaiser aufgeworfen, um der Verantwortung bei Gallienus zu entgehen.

In den Donaulanden haben wir Aureolus genannt, welchen Gallienus sogar eine Zeitlang als Herrscher anerkennen mußte. Aber schon lange vorher hatten die Donautruppen, um das Land besser gegen die Einfälle zu schützen, den Statt-
258. halter Ingenuus erhoben; Gallienus hatte diesen überwunden und furchtbare Strafe über die ganze Gegend verhängt, die nach Rache dürstenden Provinzialen hatten darauf den
260. heldenmüthigen Dacier Regillian zum Kaiser gemacht, der von dem dacischen König Decebalus, dem berühmten Feinde Trajan's, abstammen wollte; aus Furcht vor abermaliger Bestrafung durch den zu Zeiten sehr grausamen Gallienus ließen sie ihn wieder fallen. — Von einem Usurpator in Bithynien weiß man nicht einmal den Namen; auch in Sicilien herrschten namenlose Räuber (Latrones). — Die

[1]) Eine Zusammenstellung der Nachrichten über Zenobia und das palmyrenische Reich überhaupt bei G. Hoyns, Geschichte der sogenannten dreißig Tyrannen, Göttingen 1852. Auch die Jahrtahlen bis auf Aurelian sind hier nach dieser Schrift angegeben.

merkwürdigſte Reihe von Uſurpatoren bietet jedoch der Weſten dar, nämlich Gallien, welchem ſich zeitweiſe auch Spanien und Britannien fügen. Hier erheben ſich, bei der unbeſchreiblichen Landesnoth durch die Barbaren ſchon gegenüber Valerian und dann gegenüber dem Sohn und den Generalen des Gallienus, die gewaltigen Vertheidiger des Landes des Poſtumus, Lollianus (oder Lälianus) und Victorinus; und zwar nicht als bloße Soldatenkaiſer, ſondern unter eifriger, faſt regelmäßiger Theilnahme der Provinzialen.[1]) Es bildet ſich ein wahres transalpiniſches Reich, deſſen Notabeln den Senat des meiſt in Trier wohnenden Imperators ausmachen; weit entfernt eine ſchon halb vergeſſene galliſche, britanniſche oder iberiſche Nationalität als Panier zu erheben, wollen dieſe Lande ein occidentaliſches Römerreich ſein und römiſche Bildung und Einrichtungen gegen die hereindringende Barbarei ſchützen; was ſich von dem Reiche Zenobiens nicht in analoger Weiſe behaupten läßt. Merkwürdiger Weiſe iſt es aber auch im Abendlande eine Frau, Victoria, die Mutter Victorin's, welche unter dieſen Kaiſern Adoptionen und Erbfolgen einleitet, und als „Mutter der Lager", ja wie ein übermenſchliches Weſen über den Heeren waltet. Ihr Sohn und Enkel werden von ergrimmten Soldaten vor ihren Augen niedergemacht, und gleich darauf iſt die Reue ſo groß, daß man ihr die Ernennung eines neuen Kaiſers überläßt. Sie ernennt zuerſt den Soldaten zu Liebe den ſtarken Waffenſchmied Marius, nach deſſen Ermordung aber — höchſt gewagter Weiſe — einen Mann, den die Armee nicht kannte, ihren Verwandten Tetricus, deſſen unmilitäriſche Regierung ſich die Soldaten wenigſtens bis zum plötzlichen Tode Victoriens[2]) gefallen ließen.

Die Retter des Occidents.

ſeit 259.

267.

ſeit 267.

An das Ende dieſer Reihe von Uſurpationen gehört offenbar die des Celſus in Afrika, weil ſie die am wenigſten

[1]) Thierry, hist. de la Gaule, vol. 2., p. 350 et suiv.

[2]) Auf der Münze, welche ihre Apotheoſe verewigt, heißt ſie IMPeratOr, ſo gut als Maria Thereſia in Ungarn „König" hieß.

1. Abschnitt. berechtigte und in ihrem Erfolge die geringste war. Ohne den Grund oder Vorwand eines Barbarenangriffes rufen die Afrikaner (wahrscheinlich nur die Carthager) auf Anstiften ihres Proconsuls und eines Generals den Tribun Celsus zum Kaiser aus; das mangelnde göttliche Recht mußte der Mantel der „himmlischen Göttin" ersetzen, den man aus dem berühmten Orakeltempel zu Carthago holte, um den Anmaßer damit zu bekleiden. Auch hier spielt ein Weib die Hauptrolle; nach sieben Tagen wurde Celsus auf Anstiften einer Base des Gallienus ermordet, und sein Leichnam von Hunden zerrissen, worauf die Einwohner von Sicca aus Loyalität gegen den Kaiser bestanden. Dann kreuzigte man den Celsus noch in Effigie.

Die Lage des Centralkaisers.

Gallienus selber scheint sich in diese unerhörte, größtentheils unverschuldete Lage keineswegs so gleichmüthig und feige gefügt zu haben, wie die Historia Augusta uns will glauben machen. Einigen jener sogenannten „dreißig Tyrannen" ertheilt er wohl Cäsaren- und Augusten-Titel, andere aber bekämpft er auf das Aeußerste. Die berüchtigte Indolenz muß ihn zeitweise befallen, aber auch plötzlich wieder verlassen haben; ein Zug nach Persien zur Befreiung seines Vaters aber, den man wohl von ihm verlangte, wäre unter jenen Umständen ein ganz undenkbares Unternehmen gewesen. Man kann sein Verhältniß zu den von ihm anerkannten Provinzialkaisern mit dem der Khalifen zu den abgefallenen Dynastien vergleichen, nur daß ihm nicht einmal Ehrengeschenke und Nennung im Kanzelgebet verblieben. Dafür behauptete er wenigstens Italien mit aller Anstrengung für sich allein; außerdem blieben ihm mehrere der bedeutendsten Generale seines Vaters. Den Senat soll er geflissentlich vom Dienst, ja von bloßen Besuchen in seiner Armee abgehalten haben, weil ihn selbst in diesen unparlamentarischen Zeiten die Furcht vor einer militärischen Senatsregierung verfolgte. [1])

[1]) Aur. Vict. Cæss.

Als Aureolus ihn auch in Italien angriff, brach er auf, zwang ihn, ſich in Mailand zu concentriren und belagerte ihn hier. Schon war Aureolus in verzweifelter Lage, als Gallienus ermordet wurde. Der Thäter war ein Oberſt der dalmatiniſchen Reiter, die nächſten Urheber ein Gardepräfekt und ein General der Donautruppen; die eigentlichen Hauptperſonen aber waren (der ſpätere Kaiſer) Aurelian, der mit Reiterei zum Belagerungsheer geſtoßen war, und der Illyrier Claudius, ein Günſtling des Senates und zugleich einer der größten Feldherrn jener Zeit, der kein Geheimniß daraus zu machen pflegte, wenn die Schlaffheit des Gallienus ihm mißfiel und der wahrſcheinlich deßhalb abſeits in Pavia ſeine Station hatte. Es ſoll ein förmlicher Rath dieſer Generale über Leben und Tod des Gallienus gehalten worden ſein, wobei auch die Reichsfolge des Claudius ihre Entſcheidung müßte gefunden haben.[1])

Sein Todesurtheil.

268.

Alles wohl erwogen, wird ſich in dieſer außerordentlichen Zeit ein ſolches Complott theilweiſe entſchuldigen laſſen; es war ein Gericht von nicht ganz Unberufenen, welches hier ſeinen Spruch that. Wenn das Reich wieder ſeine Einheit finden ſollte, ſo mußte die Perſönlichkeit des Gallienus vom Kampfplatz abtreten, was gutwillig nie geſchehen wäre, weil derſelbe ohne kaiſerliche Genüſſe nicht leben konnte. Sodann mochte Claudius den bevorſtehenden Gotheneinfall, den ſchrecklichſten jenes Jahrhunderts, vorauswiſſen, und dieß war eine Noth, die kein Gebot kannte. Abgeſehen davon ſtanden, während Gallienus vor Mailand lag, bereits die Alemannen in Italien, deren Ueberwindung die nächſte dringendſte That des Claudius ſein mußte, nachdem in der Schlacht bei Pontirolo mit Aureolus raſch aufgeräumt worden war. In der Grabſchrift des letztern ſagt Claudius, er hätte ihn am Leben gelaſſen, wenn die Rückſicht auf ſein vortreffliches Heer

Claudius Gothicus.

[1]) Den Werth des Aurelius Victor (Cæsares) gegenüber den andern Quellen können wir hier nicht erörtern.

1. Abschnitt. es gestattete.[1]) Wir brauchen an der Aufrichtigkeit dieser Worte nicht zu zweifeln.

268. Claudius konnte die Riesenarbeit der Herstellung des
270. Reiches nur beginnen und seine Partei in Gallien mußte er vorerst im Stiche lassen; aber sein Gothensieg bei Naissus war doch diejenige That, welche hauptsächlich der alten Welt das Leben fristete. Seiner sonstigen hohen Regenteneigenschaften konnte das Reich kaum genießen, weil er schon nach einem Jahre starb; es wäre aber ungerecht sie zu bezweifeln, weil er das Unglück gehabt hat, in die Hände der Lobredner zu fallen. Seine wahre Lobrede liegt in dem Stolz der illyrischen Reiterei auf die Landsmannschaft mit ihm, in der muthigen Zuversicht zur Gegenwehr gegen die Barbaren, die sein Sieg auch einzelnen schwachen Städten und Provinzialbevölkerungen einflößte. Spanien war bereits von Tetricus abgefallen, um sich ihm in die Arme zu werfen.

Er hatte einen trefflichen Bruder, Quintillus, den der Senat aus Hochachtung für den Verstorbenen zum Kaiser ernannte. Aber auf dem Sterbebette hatte Claudius selbst vor den versammelten Generälen[2]) den Aurelian zu seinem Nachfolger designirt, und das Heer hatte ihn sofort anerkannt. Daß Quintillus sich nun alsbald die Adern öffnete, war jenen Zeiten nicht mehr als gemäß.

Aurelian und die Wiedervereinigung des Reiches.

Aurelian, aus der Gegend von Belgrad gebürtig, erscheint uns zwar um einen Grad barbarischer als sein Vorgänger;[3]) in den wesentlichen Dingen aber des Throns kaum minder
272. würdig. In einem glänzenden Feldzug unterwarf er Zeno-

[1]) Laut **Joh. Antiochenus**, welcher wie diese Grabschrift dem Heer einen besondern Ingrimm gegen die Usurpation als solche zuschreibt, blieben die Soldaten den Aurelius, der sich bereits übergeben, in der Nähe des Claudius nieder.

[2]) **Zonaras XII, 26.**

[3]) Seine Vergnügungen **Hist. Aug. Aurel. 50.** Seine gemeine Aeußerung über Zenobia **ib. Firmus 5.** Nach Malalas B. **XII.** hätte er sie auch gemein behandelt.

bia und den Orient, was den Ruf ſeiner Unwiderſteblichkeit ſogleich wunderbar ſteigerte. Marcellinus, der Statthalter Meſopotamiens, von einem Theile des Heeres zur Uſurpation angeregt, machte ſelber Anzeige bei ihm; den Antiochus, welchen die ſinnloſen Palmyrener erhoben, ließ Aurelian laufen, nachdem er jene beſtraft; den reichen Firmus, Prätendenten Aegyptens dagegen befahl er als einen Räuber an's Kreuz zu ſchlagen, wahrſcheinlich nur um nach der Möglichkeit die tiefe, traditionelle Verachtung des Römers gegen den ägyptiſchen Volkscharakter an den Tag zu legen. Dem Tetricus endlich, welcher ſich von ſeiner falſchen Stellung zu den Soldaten unerträglich gedrückt fühlte und in der Schlacht bei Chalons ſein eigenes Heer verrieth, gab 272.
Aurelian ein einträgliches Amt. Rechnet man zu dieſen Kämpfen um Herſtellung des Reiches noch fortdauernde ſiegreiche Barbarenkriege, ſo läßt ſich leicht errathen, welche unvergleichliche Kriegsſchule die Regierungszeit Aurelian's gewährte; die bedeutendſten ſeiner Nachfolger auf dem Throne haben ſich unter ihm und Probus gebildet.

Der Senat.

In weit ungünſtigerm Lichte erſcheint ſein Verhältniß zum Senat, welches uns etwa wie dasjenige des Septimius Severus geſchildert wird. Verſchwörungen und Unruhen aller Art in der Hauptſtadt läßt der Kaiſer auch den Senat entgelten, von deſſen Mitgliedern mehrere ſogar hingerichtet werden. [1]) Von welcher Seite man auch die kümmerlichen Aufzeichnungen jener Zeit betrachte, ſie genügen nirgends zu einem ſichern Reſultat und wir können nicht ſagen, ob Aurelian die eiſerne Disciplin des Lagers auch auf das bürgerliche Leben auszudehnen ſtrebte, oder ob der Senat die Zeiten verkannte und mit dem Wiedereroberer des Reiches bei der Beherrſchung deſſelben concurriren wollte. Daß Aurelian nicht perſönlich grauſam war und das Blutvergießen gerne vermied, beweiſen entſcheidende Züge aus ſeinem Leben;

[1]) Die beſchränkteſte und vielleicht richtigſte Angabe ſ. bei Zosim. I, 49.

auch nannte man ihn nicht den „Mörder", sondern nur den „Pädagogen des Senates." Es gehört aber schon eine starke Seele dazu, um in Lagen wie die seinige sich nicht verdüstern zu lassen durch Menschenverachtung und nicht blutbegierig zu werden aus eitel Feigheit und Bequemlichkeit. Es scheint schon nichts Leichtes, sich in die Stellung eines jener Imperatoren hineinzudenken; ganz unmöglich aber ist es zu sagen, wie sich auch der gutmüthigste Mensch darin auf die Länge benehmen würde. — Von dem Sonnencultus Aurelian's, der vorwiegenden Soldatenreligion dieser letzten heidnischen Zeiten, wird weiterhin die Rede sein müssen.

Auf einem Feldzuge gegen die Perser wurde Aurelian durch Verschworene aus seiner nächsten Umgebung unweit Byzanz ermordet. Man darf annehmen, daß höchstens Einer der angesehenern Generale, Mucapor, bei der That betheiligt war; die übrigen waren Leute von der Garde, welchen ein compromittirter Geheimschreiber, der Bestrafung zu erwärten hatte, durch eine falsche Unterschrift bange zu machen wußte.

Letzte Entscheidung des Senates über das Reich.

Darauf vereinigen sich die Generale zu folgendem Schreiben an den Senat: „Die glücklichen und tapfern Heere an „den Senat und das Volk von Rom. Unser Kaiser Aure„lian ist durch Arglist Eines Mannes und durch Täuschung „Guter und Böser ermordet worden. Ehrwürdige und ge„bietende Väter! erhebt ihn unter die Götter und sendet uns „einen Kaiser aus Eurer Mitte, einen, den Ihr für würdig „haltet. Denn wir wollen nicht leiden, daß Jemand von „denjenigen, welche geirrt oder wissentlich Böses getban ha„ben, über uns gebiete."

Dieser Brief macht allen Betheiligten Ehre, dem so schön gerechtfertigten Aurelian wie dem Senat und den Armeen, in deren Namen hier offenbar wieder die Feldherrn eine Transaction eingegangen sind.[1]) Von einer bloßen schönen

[1]) Die Ansicht der **Hist. Aug. Tac. 2.** als hätte die Armee selbst gegen den Willen der Generale so gehandelt, verdient kaum eine Widerlegung.

Aufwallung ist unter Männern, welche dem Verstorbenen hatten die Welt unterwerfen helfen, nicht die Rede.

Der Senat aber, dessen altgeheiligtes Ansehen hier so über alle Erwartung glänzend anerkannt wurde, wies diese Ehre zurück. Nach Soldatenregierungen, wie die letztvergangenen hatten sein müssen, war die Ernennung eines Kaisers durch den Senat absolut mißlich; außerdem mochte man in Rom berechnen, daß binnen der zwei Monate, welche mit der Ueberbringung der Anfrage und der Antwort verstreichen konnten, die Stimmung der orientalischen Armee sich von selbst oder durch Intriguen verändert haben dürfte. Allein nun blieb auch das Heer bei seinem Entschlusse; dreimal schrieb man hin und her, bis sich endlich der Senat zur Wahl entschloß. Während dieses halben Jahres blieben alle hohen Beamten an ihren Plätzen; keine Armee wagte der orientalischen zuvorzukommen; auf eine ganz außergewöhnliche Weise hielt Furcht oder Achtung die bestehenden Gewalten gegenseitig in der Schwebe.

Wenn uns nach anderthalb Jahrtausenden, bei so höchst mangelhafter Kenntniß der Akten, ein Urtheil gestattet wäre, so müßten wir es zwar billigen, daß der Senat den Kaiser ernannte, er hätte aber einen der berühmtern, am Morde unbetheiligten Generale, wie z. B. Probus, dazu wählen müssen. Statt dessen erhob man einen alten, ehrwürdigen, auch kriegskundigen Senator, Tacitus, und überließ sich dem vollen Ausbruch der Freude über das constitutionelle Meisterstück. In alle Provinzen ergingen Jubelbriefe darüber, daß der Senat sein altes Recht der Imperatorenwahl wiederbesitze; daß er inskünftige Gesetze geben, die Huldigungen von Barbarenfürsten empfangen, über Krieg und Frieden entscheiden werde; die Senatoren schlachteten weiße Opferthiere, gingen in weißer Toga einher und eröffneten in den Hallen ihrer Palläste die Schränke mit den imagines ihrer Vorfahren, — während Tacitus selber sein Leben im Stillen verloren gab, sein kolossales Vermögen an den Staat schenkte

Tacitus.

1. Abschnitt. und zur Armee abging. Der Senat hatte ihm die Ernennung seines Bruders Florian zum Consul aus einer damals rein reglementarischen Grille keck verweigert und dieß Zeichen eines erneuten constitutionellen Bewußtseins soll den Kaiser sogar gefreut haben, was wir auf sich beruhen lassen.

Im Orient kämpfte Tacitus mit Glück gegen Gothen und Alanen. Aber eine Faction von Offizieren, verstärkt durch die bedrohten Mörder Aurelians, ermordeten zuerst den strengen Verwandten des Kaisers, Maximin, Commandanten von Syrien, und dann aus Furcht vor der Strafe, auch den Kaiser selbst im Lande Pontus. Sein Bruder Florian beging die Unvorsichtigkeit, sich ohne Zuthun weder des Senates noch des Heeres in Tarsus als Reichsnachfolger geltend zu machen, gleich als wäre das Reich erblich, in welchem Falle doch immer die Söhne des Tacitus einen natürlichen Vorrang vor ihm gehabt hätten. Nach wenigen Wochen tödteten die Soldaten auch ihn.

Probus. Inzwischen war bereits durch reine Soldatenwahl [1]) der gewaltige Probus auf den Thron erhoben worden, ein Landsmann Aurelians und von diesem wenigstens ahnungsweise zum Nachfolger designirt. Der Senat erkannte ihn ohne Widerrede an und Probus hatte den Takt, die gewiß etwas gedrückte Stimmung der Väter durch Ertheilung einiger Ehrenrechte zu versöhnen. Die Mörder des Aurelian und Tacitus ließ er vor sich bringen und unter Bezeigung seiner Verachtung tödten. Den Soldaten hatte er gleich bei der Wahl gesagt, sie würden in ihm keinen Schmeichler finden und nun hielt er sein Wort. Unter harter Disciplin führte er sie zu jenen ungeheuern Siegen, welche Gallien von Germanen säuberten und 400,000 Barbaren das Leben kosteten.

[1]) **Hist. Aug. Prob. 10.** Die Wahl geschah auf freiem Felde, unter Zureden der Offiziere, welche bei den einzelnen Compagnien herumgingen. — Die Theilnahme des Probus am Untergang Florian's ist weder zu bezweifeln noch klar zu ermitteln. Laut **Zos. I. 64** könnte man glauben, Probus habe bloß dessen Absetzung gewollt

Wenn damit doch nicht mehr als die Erhaltung des Statusquo erreicht wurde, wenn die Grundbedingung aller Sicherheit Rom's, die Unterwerfung ganz Germaniens, trotz der klaren Einsicht des Probus unerfüllt blieb, so ist dieß am allerwenigsten seine Schuld. Vom Rhein und Neckar zieht er dann nach dem Orient und seine Generale siegen im fernsten Südosten. Daß Usurpatoren gegen ihn aufstanden (Saturnin, Proculus, Bonosus), kam nicht von dem Unwillen der gemeinen Soldaten gegen seine Strenge, sondern von dem verzweifelten Muthwillen der Aegypter, der Furcht der Lyoner und ihrer Partei vor einer kaiserlichen Strafe, und der Angst eines Trunkenboldes wegen schwerer Nachlässigkeit im Grenzdienste. Die Herrlichkeit war jedesmal von kurzer Dauer.

Seine Artendspläne.

Der große Fürst aber, den man für einen ausschließlichen Soldatenkaiser halten sollte, hegte ein Ideal ganz anderer Art; er wollte es dahin bringen und machte kein Hehl aus diesem Gedanken, daß nach gänzlicher Besiegung oder Schwächung der barbarischen Völker der römische Staat keiner Soldaten mehr bedürfen, daß ein Zeitalter des Friedens und der Erholung heranbrechen sollte. Die sehnsüchtige Ausmalung dieses saturnischen Jahrhunderts mag man in der Historia Augusta [1]) nachsehen; genug, daß solche Reden selbst bis zu den Soldaten durchdrangen, welche bereits unwillig darüber waren, daß der Kaiser sie auch außerhalb des Krieges durch Anlegung von Weinbergen, Canälen und Straßen beschäftigte. In seiner Heimath, beim Canalbau von Sirmium, tödteten sie ihn, wahrscheinlich ohne Prämeditation [2]), mit baldiger Reue. Seine Familie, wie die mehrerer gestürzten Kaiser, verließ Rom, um sich in Oberitalien anzusiedeln.

An den Senat dachte die Armee dießmal nicht; daß übrigens auch jetzt die höhern Offiziere allein wählten oder wenigstens die Wahl leiteten, möchte man daraus schließen, daß

[1]) Prob. 20 und 23.

[2]) Vgl. hiegegen Zeb. Antiochenus, Fragm. 160, wonach Carus mit einer Empörung begonnen hätte.

1. Abschnitt. Carus. ein furchtbar strenger Alter, der Illyrier Carus, mit dem Purpur bekleidet wurde. Zur Vollendung des sarmatischen, zur Wiederaufnahme des persischen Krieges brach er sogleich sammt seinem jüngern, bessern Sohne Numerianus auf; den Wüstling Carinus machte er zum Mitregenten und gab ihm den Oberbefehl gegen die Germanen; doch soll er dieses bereut und die Ersetzung des ungerathenen Sohnes durch den tüchtigen und edeln Constantius Chlorus (den Vater Constantin's) beabsichtigt haben; eine merkwürdige Emancipation von dynastischen Gedanken, wenn sie nur besser bewiesen wäre. [1])

Im Orient starben Carus und bald darauf auch Numerianus unter geheimnißvollen Umständen, der letztere durch Arglist des Gardepräfekten Aper, welcher unter den Generalen der großen Schule [2]) nicht mit aufgezählt wird und wahrscheinlich zu einer erfolgreichen Usurpation keine weitern Mittel als seine Keckheit besaß. [3]) Als man den Tod des Cäsar's inne wurde, verlor Aper, wie es scheint, die Fassung und ließ sich bemeistern und vor ein Kriegsgericht in Gegenwart des ganzen Heeres stellen. Nachdem hier „durch Wahl der Generale und Offiziere" einer der bedeutendsten Feld-

Diocletian. herrn, Diocletian, zum Kaiser proklamirt worden war, stürzte dieser auf den noch unverhört am Fuße des Tribunals harrenden Aper los und durchbohrte ihn. Man würde wohl

[1]) Auf die Missethaten des Carinus in Rom bezieht sich wahrscheinlich die Klage in der V(I) Ecloge des Calpurnius Siculus, V. 60 ff. über Gefangenschaft und Hinrichtung vieler Senatoren und gänzliche Entwerthung des Consulates. Auch hier sehen wir in einen Abgrund hinein, ohne ihn erhellen zu können. In der letzten Ecloge wird Carin wieder vergöttert. Von einer großen Hungersnoth und von einer Brandstiftung durch die öffentlichen Arbeiter, welche die Gegend zwischen Palatin und Capitol verheerte, wird nur mit einem Worte berichtet. F. Mommsen's Ausg. des Chronographen vom J. 354 in den Abh. der k. sächsi. Ges. d. Wissensch. Bd. I. S. 648.

[2]) **Hist. Aug. Prob. 22** wird dieselbe namentlich aufgezählt.

[3]) Ein Räthsel bleibt es immerhin, wie Aper den Cäsar zu seinem Schwiegersohn machen und dann gleichwohl aufopfern mochte.

mit Unrecht dem Diocletian deßhalb Mitwiſſenſchaft an Aper's Verbrechen beilegen; die einfache Erklärung der auffallenden That liegt darin, daß einſt eine Druidinn in Gallien dem Diocletian das Kaiſerthum geweiſſagt hatte, wenn er einen Eber (aper) erlegen würde. Auf allen Jagden hatte er ſeitdem Ebern nachgeſtellt; jetzt riß ihn die Ungeduld hin, weil er den rechten vor ſich ſah.

Es blieb noch übrig, mit Carinus um die Weltherrſchaft zu ſtreiten. Derſelbe war keineswegs ohne kriegeriſche Begabung; einen Uſurpator Julianus ſcheint er unterwegs in Oberitalien mit Leichtigkeit überwunden zu haben; der Krieg mit Diocletian zog ſich ein halbes Jahr hin und ſelbſt in der Schlacht bei Margus (Paſſarowitz), welche gewöhnlich als die entſcheidende gilt, ſiegte vielleicht Carinus. Aber perſönliche Feindſchaft, die er ſich durch ſeine Ausſchweifungen zugezogen, koſtete ihm das Leben. Daß Diocletian nun ſofort von beiden Heeren anerkannt wurde, Niemanden abſetzte noch des Vermögens beraubte und ſelbſt den Gardepräfekten Ariſtobul in ſeinem Amte ließ, könnte man auf vorhergegangene Einverſtändniſſe im Heere Carin's beziehen, doch wollen wir es eher mit dem ältern Aurelius Victor der beſondern Milde und der höhern Einſicht des neuen Kaiſers und ſeiner Umgebung zuſchreiben. Den Tod Carin's ſelber hatte er laut ſeiner Betheurung nicht aus Ehrgeiz gewünſcht, ſondern aus Mitleid für das gemeine Weſen. Wer ſonſt mit ſo unerhörter Schonung verfuhr, dem darf man auch dieſes glauben.

Zweiter Abſchnitt.

Diocletian. Das Syſtem ſeiner Adoptionen. Seine Regierung.

Ernennung von Mitregenten. — Umgebung der Erblichkeit. — Der Mitauguſtus und die Cäſaren. — Theilung der Arbeit. — Der Oberkaiſer und ſein Alleinrecht der Adoption. — Die zwanzigjährige Amtsdauer des Kaiſerthums. — Verſuch einer Ergänzung des Syſtems durch die Superſitition. — Analogien im Saſſanidenreiche.

Steigerung des Ceremoniells. — Das Coſtüm. — Der Dominus. — Seine perſönliche Unbefangenheit. — Die Stadt Rom und die neuen Reſidenzen; Nicomedien und Mailand. — Verhältniß zum Senat. — Die Bauten in den großen Städten. — Die Prätorianer. — Jovier und Herculier.

Die Lobredner. — Mamertinus. — Eumenius. — Lob des letztern.

Nothwendigkeit der neuen Formen. — Klagen über Diocletian; ſeine Rechtfertigung. — Die Heere; der Schatz; die Beamten. — Das Maximum. — Der neue Cataſter. — Allgemeines Urtheil über dieſe Regierung. — Die Frumentarier.

Zweiter Abſchnitt.

Diocletian. Das Syſtem ſeiner Adoptionen. Seine Regierung.

Die Vorbedeutungen waren erfüllt und die Orakel hatten Recht behalten, als der Sohn dalmatiniſcher Sklaven, die dem römiſchen Senator Anulinus gehört hatten, den Thron der Welt beſtieg. Von ihrer Heimath, dem kleinen Dioclea, unweit Cattaro, hatten Mutter und Sohn ihren Namen erhalten; nur nannte ſich jetzt Diokles, „der Zeusberühmte," den Römern zu Liebe mit vollerer Endung Diocletianus,[1]) ohne deßhalb die Beziehung auf den höchſten der Götter aufzugeben, an welchen auch ſein neuer lateiniſcher Beiname, Jovius, erinnert.

Von ſeinen Kriegsthaten, ſeiner Regierung und ſeinem ſo ſehr beſtrittenen Charakter wird weiterhin die Rede ſein müſſen; uns beſchäftigt zunächſt die ganz eigenthümliche Weiſe, in welcher er ſeine Kaiſergewalt auffaßt und zu ſichern, zu theilen, zu vererben ſucht.

Die letzten Kaiſer waren zum Theil durch gewaltſamen Tod an jeder Verfügung über die Krone verhindert worden, zum Theil hatten ſie wiſſentlich den Generalen die Entſcheidung überlaſſen; daß endlich Carus ohne weiteres ſeine Söhne als Reichserben aufgeſtellt hatte, war vielleicht einer der ent-

[1]) Der Name bei Orelli, Inscr. lat. sel. Nr. 1052: Gaius Aurelius Valerius Diocletianus.

ſcheidenden Gründe ihres Unterganges geweſen. Diocletian, der von ſeiner Gemahlin Priſca, wie es ſcheint, nur eine Tochter, Valeria, hatte, mußte natürlich auf einen andern Ausweg denken. Vielleicht hätte er bei ruhigem Zuſtande des Reiches jede Entſcheidung verſchoben, allein die heftigſten Stürme drängten von Außen heran und im Innern war ſeit Carus Alles voller Uſurpatoren, die eigene Regierung Diocletians im Grunde nicht ausgenommen, wenn ſie auch die Anerkennung des Senates erhalten haben mochte. Wie war hier zu helfen?

Was Diocletian that, verräth einerſeits einen hohen, durchdringenden Geiſt, andererſeits aber erſcheint es ſonderbar und räthſelhaft.

Ernennung von Mitregenten.

Die Erfahrung des letzten Jahrzehndes hatte gezeigt, daß auch die tüchtigſten Regenten, die Retter des Reiches, dem gemeinen verrätheriſchen Mord und dem Soldatenaufruhr unterliegen mußten. Die großen Generale, aus welchen ihre Umgebung beſtand, konnten es nicht hindern, und Einzelne wollten auch wohl nicht, weil ihr Ehrgeiz, wenn auch mit Schaudern, auf den Thron hinblickte. Auf die Länge wäre unausbleiblich ein Zuſtand wie zur Zeit des Gallienus und der dreißig Tyrannen wieder eingetreten, wozu es im Jahr 285 ſchon allen Anſchein hatte, und das Reich wäre von Neuem in Stücken gegangen, vielleicht auf immer. Diocletian ergriff das wahre Gegenmittel; er umgab ſich mit Nachfolgern und Mitregenten. Damit war der Uſurpation des Ehrgeizes Ziel und Zweck verrückt, dem Lageraufruhr der Erfolg ſehr erſchwert. Denn wenn bloß einer der Kaiſer oder Cäſaren fiel, wenn es nicht gelang, an Einem Tage die zwei oder vier Herrſcher etwa in Nicomedien, Alexandrien, Mailand und Trier zugleich aufzuheben und zu ermorden, ſo gab es für die vereinzelte Gewaltthat unfehlbar einen oder mehrere Rächer; alle Guten wußten ſofort, an wen ſie ſich anzuſchließen hatten und brauchten ſich nicht mehr in beſinnungsloſem Schrecken der erſten beſten Soldatenwahl in die

Arme zu werfen. Der zweite ſehr große Vorzug von Diocletians Maßregel war die Theilung der Reichsarbeit, die nun mit Ruhe und Beſinnung, nach feſten gemeinſamen Plänen unternommen und im Ganzen glorreich durchgeführt werden konnte.

Bemerkung der Gibbonſchen.

Räthſelhaft aber kömmt uns das künſtliche Syſtem dieſer Adoptionen vor. Der einfachſte Ausweg wäre es offenbar geweſen, wenn Diocletian eine begabte Familie von mehrern Brüdern adoptirt und in die Provinzen und Regierungsaufgaben vertheilt hätte. Was dem Hauſe des Carus zum Theil durch Schuld Carin's mißlungen war, konnte jetzt viel eher gelingen, nämlich der Uebergang aus dem wechſelvollen Cäſarismus [1]) in eine erbliche Dynaſtie, auf welche am Ende jede monarchiſche Herrſchaft mit Nothwendigkeit hindrängt. Oder fürchtete er ſelber von einer auf dieſe Weiſe erhobenen Familie bei Seite geſchoben zu werden? Ein ſo impoſanter Menſch läßt ſich nicht ohne Weiteres beſeitigen. Mochte er den Banden des Blutes in dieſer zerfallenen Zeit keine ſittliche Wirkung mehr zutrauen? Er ſelbſt hat nachher die Cäſaren zu Schwiegerſöhnen der Imperatoren gemacht. Mußte er möglichſt viele Ehrgeizige durch die Adoption oder die Hoffnung darauf zu befriedigen ſuchen? Er wußte beſſer als ſonſt Jemand, daß man gerade die Gefährlichſten nie zufrieden ſtellt, auch lag es gar nicht in ſeinem Weſen, ſich ſonderlich um aller Welt Zufriedenheit und Beiſtimmung zu bemühen. Faßt man aber die einzelnen Thatſachen und ihre nachweisbaren oder vermuthlichen Motive näher in's Auge, ſo läßt die lückenhafte Ueberlieferung zwar Manches unerklärt, doch leitet ſie vielleicht im Ganzen auf die richtige Spur.

Der Maximian und die Cäſaren.

Angeſichts des galliſchen Bauernkrieges erhebt Diocletian noch im Jahr 285 ſeinen Kriegsgenoſſen Maximian zum Cäſar und im folgenden Jahre zum Auguſtus; das Verhältniß

[1]) Ich wüßte nicht, weshalb die Wiſſenſchaft gegen dieſen von Romieu aufgebrachten Ausdruck ſich ſpröde erweiſen ſollte, indem derſelbe eine ganz beſtimmte Sache ſehr gut bezeichnet.

2. Abschnitt. der Adoption drückt sich schon in dessen Beinamen Herculius aus, der vom Sohne des Zeus entlehnt ist. Nachdem Beide sechs Jahre lang rastlos gegen Barbaren, empörte Provinzen und Usurpatoren an allen Enden des Reiches gekämpft ohne dasselbe unter sich förmlich getheilt zu haben, erheben
292. sie zu Cäsaren die beiden Feldherrn Galerius und Constantius Chlorus, wobei es ausdrücklich von Diocletian ausgesprochen wird, „es sollten fortan immer zwei Größere im „Staat sein, als Herrscher, und zwei Geringere, als Helfer. [1])“ Maximian's Sohn Maxentius wird ohne Umstände übergangen [2]) dafür aber ein neues, künstliches Band der Pietät geknüpft, indem die Cäsaren die Töchter der Imperatoren heirathen müssen, Galerius die Valeria, Constantius die Theodora, letztere strenge genommen nur die Stieftochter Maximians. [3]) Die Cäsaren waren in der Schule des Aurelian und Probus gebildet, Constantius von hoher Geburt und mütterlicherseits der Großneffe des Claudius Gothicus; Galerius dagegen ein Hirtensohn, der nur um so lieber sich verlauten ließ, wie daß seine Mutter von einem göttlichen Wesen in Schlangengestalt oder gar wie Rhea Silvia von Mars geschwängert worden. Jetzt gab es vier Höfe, Verwaltungen und Armeen; über Gallien, Spanien und Britannien
Theilung der Arbeit. waltete Constantius, über den Donaulanden nebst Griechenland Galerius, dem Maximian waren Italien und Afrika, dem Stifter ihrer Macht endlich Thracien, Asien und Aegypten vorbehalten. Ueber zwölf Jahre dauerte unter so verschiedenen und zum Theil so rohen Menschen die merkwürdigste Eintracht, [4]) die vollends unerklärlich wird, wenn man

[1]) **De mortibus persecutorum 18.**

[2]) Der Lobredner Maximinus hatte noch im nämlichen Jahre (Panegyr. III. 14) auf denselben als vermuthlichen Thronfolger hingedeutet.

[3]) Ob die frühern Frauen, welche sie verstießen, gesetzlich angetraute Gemahlinnen waren, bleibt bei derjenigen des Galerius unentschieden; die Helena des Constantius war offenbar eine bloße Beischläferin.

[4]) Der harmonische Bierklang, sagt Julian in den Cäsaren. — Auf den Münzen wird diese Concordia beständig gerühmt.

ſieht, wie der Eine in den Gebieten des Andern mitregiert und Heere anführt und wie wenig Diocletian z. B. den leidenſchaftlichen Galerius in Gegenwart ganzer Heere ſchont. Was von ihm kömmt, die ſchwierigſten Kriegspläne, die bedenklichſten Befehle, Alles wird mit kindlicher Unterwürfigkeit vollzogen; keinen Augenblick wird daran gezweifelt, daß er die Seele des Ganzen iſt. „Sie ſahen empor zu ihm, ſagt Aurelius Victor, wie zu einem Vater oder höchſten Gott; wie viel dieß aber heißen will, wird erſt klar, wenn man all den Familienmord von Romulus bis auf unſere Tage daneben hält.“

Die wahre Feuerprobe des Gehorſams beſtand in der Folge der Mitkaiſer Maximian, als Diocletian, nach zwanzigjähriger Herrſchaft, ihn zu der ſchon längſt abgeredeten gemeinſchaftlichen Abdankung nöthigte. Maximian fügte ſich [1]) obwohl mit großem Widerwillen; er ließ es geduldig geſchehen, daß auch dießmal bei der Ernennung zweier neuen Cäſaren (an der Stelle der zu Kaiſern beförderten Galerius und Conſtantius) ſein Sohn Maxentius übergangen wurde, und daß er ſelbſt, der alte Sieger über Bagauden, Germanen und Mauren, bei der Cäſarenwahl gar nichts zu ſagen hatte; Diocletian hatte dieſelbe ausſchließlich ſeinem Adoptivſohn Galerius vorbehalten, [2]) welcher einen getreuen Offizier, Severus, zum Cäſar des Weſtens und ſeinen ganz ungebildeten Neffen, Maximinus Daza, zum Cäſar des Oſtens erhob. Dem Conſtantius Chlorus ging es ähnlich wie dem Maximian; obwohl zur Kaiſerwürde avancirt, mußte er ſich ſtatt eines ſeiner Söhne den Severus als eventuellen

305.

Der Oberkaiſer allein adoptirt.

[1]) *Panegyr.* VI (Max. & Const. M.). 9: **consilii *olim* inter vos placiti constantia & pietate fraterna.**

[2]) „In dem einzigen analogen Fall früherer Zeiten liegt gerade hier eine Verſchiedenheit: Hadrian adoptirt den Antonin unter der Bedingung, daß dieſer den Lucius Verus und den Marc Aurel adoptire: Diocletian dagegen läßt dem künftigen Oberkaiſer freie Hand.

2. Abſchnitt. Cäſar gefallen laſſen, wobei die chriſtlichen Autoren [1]) ganz unnützer Weiſe ſeine beſcheidene Mäßigung rühmen.

In einer nicht viel ſpäter verfaßten Schrift [2]) werden die perſönlichen Beweggründe dieſer Staatsactionen dramatiſch ausgeſponnen. Schon Gibbon erkannte, daß wir hier keine Geſchichte, ſondern die Dichtung eines erbitterten Feindes vor uns haben, der namentlich darin irre geht, daß er die abdankenden alten Imperatoren durch Galerius terroriſirt darſtellt. Ein höchſt merkwürdiger Zug aber [3]) iſt wohl nicht erſonnen: es wird dem Galerius die Abſicht beigelegt, einſt nach zwanzigjähriger Herrſchaft, wenn die Thronfolge auf lange hinaus geordnet ſein würde, abzudanken, gleich Diocletian. Dieſe Feſtſetzung einer zwanzigjährigen Dauer des Herrſcheramtes bildet den Schlußſtein und Regulator des Ganzen. Sie ſollte den Adoptionen und Thronfolgen den Stempel des Unabwendbaren, Nothwendigen aufdrücken.

Zwanzigjährige Amtsdauer.

305. Gleich im folgenden Jahre wird freilich dieß ganze Syſtem durchbrochen und unheilbar geſtört durch die Uſurpationen der beſeitigt geglaubten Kaiſerſöhne: Conſtantin (der Große) erbt mit Hülfe der Soldaten die Herrſchaft ſeines Vaters, Maxentius reißt Italien an ſich und auch der alte Maximian verläßt den Sitz widerwilliger Ruhe, um ſich ſeinem Sohne beizugeſellen. Diocletian aber, deſſen geweihte Reichsordnung durch dieſen Einbruch des Erbrechtes zernichtet war, mußte mit ihr das Reich ſelber dem Untergang [4]) ver-

[1]) **Orosius VII. 25.** — Auch bei **Eutrop. X. 1** liegt ein Mißverſtändniß zu Grunde.

[2]) **De mortibus persecutorum**, gewöhnlich dem Lactantius zugeſchrieben und leider für die Jahre wo Zoſimus lückenhaft iſt, eine nur allzu verführeriſche Quelle.

[3]) Cap. 20. Da der Verfaſſer ſonſt den Galerius mit dem glühendſten Haſſe verfolgt, ſo berichtet er dieſen ehrenhaften Zug der Mäßigung gewiß nur ungerne.

[4]) Laut **Aur. Vict. Cæss.** erwartete er: **Intestinas clades et quasi fragorem quendam status romani.**

fallen glauben; tiefe Bekümmerniß erfüllte ohne Zweifel ſeine letzten Jahre, die er krank und lebensmüde in der Heimath, in den Hallen ſeines lagerähnlichen Pallaſtes zu Spalatro zubrachte.

In der That, jenes ſein Ideal von Reichsordnung war wunderlich und auffallend geweſen. Ein doppeltes zwanzigjähriges Kaiſerthum mit einbedungener Abdankung; die Cäſarenernennung ausſchließlich dem ältern Imperator überlaſſen; die einzelnen Regenten (und wären ſie auch Helden der Entſagung geweſen) beſtändig gereizt und verletzt durch den Ausſchluß ihrer Söhne, — Alles um eine künſtliche Dynaſtie zu bilden. Mag es zugeſtanden werden, daß um der Reichsvertheidigung willen eine Theilung der Gewalt durchaus nöthig war, und daß es die Uſurpation von außen unendlich ſchwerer hatte, gegen vier Regenten aufzukommen als gegen Einen; aber wie wollte man ſie verhindern in den Kaiſerhäuſern ſelbſt? anderer Umſtände nicht zu gedenken, mit welchen uns Diocletian lauter Räthſel aufgiebt.

Die Superſtition.

Mit politiſchen und pſychologiſchen Motiven allein reicht man hier nicht aus. Die Ergänzung liegt in der Annahme einer durchgehenden, alle dieſe Verhältniſſe beherrſchenden religiöſen Superſtition.

Es wurde ſchon erwähnt, welche Stelle die Vorbedeutungen und Weiſſagungen im Leben Diocletians einnahmen.[1] Er heißt „ein Forſcher künftiger Dinge", „den heiligen Bräuchen ſtets zugewandt"; wir finden ihn von Prieſtern umgeben als eifrigen Opferer in den Eingeweiden der Thiere wühlend, voll von Sorgen wegen ominöſer Blitze.[2] Selbſt

[1] Aur. Vict. Cæss. — Euseb. Vita Const. II, 51. — Zosim. II, 10. — De mort. pers. 10, 18, 19. — Sind etwa die Geſchichtſchreiber der Historia augusta, welche ihm ihre Biographien widmeten, um ſeines perſönlichen Geſchmackes willen ſo fleißig in der Aufzeichnung der Omina?

[2] Const. M. orat. ad sanctor. coetum, c. 25 iſt ohne Zweifel ſo zu deuten.

2. Abſchnitt. in Eigennamen ſucht er Vorbedeutungen auf; Galerius muß ſich Maximianus nennen, um dadurch zu der bewährten Treue des alten Maximian magiſch gezwungen und verbunden zu ſein, und auch der junge Daza erhält ſpäter ebendeßhalb den ähnlichen Namen Maximinus. Wahrſcheinlich ſuchte der Kaiſer in einen ganz beſondern Rapport zu ſeinem Namensgotte Jupiter zu gelangen, der z. B. auf der Rückſeite ſeiner Münzen auffallend oft wiederkehrt. Unter einem Pfeiler mit der Zeus-Statue auf dem freien Felde bei Nicomedien geſchah in der Folge auch die Abdication, und noch im Pallaſt zu Spalatro zieht der achteckige Jupitertempel vor allem den Blick auf ſich. — Auch in den öffentlichen Akten [1]) erkennen wir eine auffallende religiöſe Tendenz; der Eingang des Ehegeſetzes vom Jahr 295 lautet wie eine Predigt, und das Geſetz gegen die Manichäer vom Jahr 296 athmet einen ganz perſönlichen Eifer.

Diocletians Religioſität.

Die Mitregenten ſind faſt ſämmtlich ebenfalls für ihre Superſtitionen bekannt, ohne welche überdieß ihr langer Gehorſam kaum erklärlich wäre. Sie mochten wiſſen, daß ſie ſchon ihre Erhebung derartigen Erwägungen verdankten. Welche befremdliche, für uns ganz unbegreifliche Sorgen gingen den Adoptionen Diocletians voran! Da erſcheint ihm z. B. im Traume eine Geſtalt, welche ihn beharrlich damit beläſtigt, er ſolle einen gewiſſen Mann zum Nachfolger wählen, deſſen Name ihm genannt wird. Er vermuthet, es ſei ihm ein Zauber angethan, läßt endlich eines Tages den Betreffenden vor ſich kommen und ſagt nur: Empfange denn die Herrſchaft, die du jede Nacht von mir verlangſt und mißgönne wenigſtens dem Kaiſer nicht ſeine Nachtruhe! — Es iſt nicht bekannt, auf wen ſich dieſe Pallaſtanekdote [2]) bezieht und wie weit ſie wahr iſt, aber bezeichnend iſt ſie gewiß.

---

[1]) Codex Gregorian. V, 4 und XIV, 4.

[2]) Fragm. anonymi, bei Müller, fragm. hist. græc., Vol. IV, 198.

Maximian war ein großer, wenigſtens ein tüchtiger Feldherr, und Diocletian mochte ihm ſchon als früherm Mitwiſſer ſeiner hochfliegenden Pläne [1]) Rückſichten ſchuldig ſein; was aber bei ſeiner Erhebung möglicherweiſe den Ausſchlag gab, war etwa doch, daß er an demſelben Tage (wenn auch nicht in demſelben Jahre) mit Diocletian geboren war. [2]) Von Conſtantius können wir mit einiger Sicherheit annehmen, daß er weſentlich der Weiſſagung der Druidinnen zu Liebe [3]) von Diocletian zum Cäſar gemacht wurde.

Dieſer war, wie geſagt, ein Dalmatiner, Maximian ein Bauernſohn von Sirmium, der Heimath der tapferſten Kaiſer des dritten Jahrhunderts; [4]) Galerius ein Hirte, entweder aus Dacien oder von Sardica (dem jetzigen Sophia in der Bulgarei); Maximinus Daza wahrſcheinlich aus derſelben Gegend; Conſtantius Chlorus wohnte, als ihm ſein Sohn Conſtantin geboren wurde, zu Niſſa in Serbien; der ſpäter auftretende Freund des Galer, Licinius, war ein Bauer von der untern Donau; die Heimath des Severus iſt unbekannt. Man muß einſtweilen es ganz auf ſich beruhen laſſen, ob eine örtliche Religion oder Superſtition die Herrſcher noch beſonders vereinte. Von Maximian's Abdankung kennen wir nur die Formel, die er im Tempel des capitoliniſchen Gottes ausſprach: „Nimm zurück, o Jupiter, was Du verlieben haſt.“ [5]) Mit Schwüren, Opfern und Weihen mochte Dio-

---

[1]) **Hist. Aug. Numerian. 15.**

[2]) ***Panegyr.* III. (Mamertini genethliacus ad Max. Herc.) cap. 1 & 2.**

[3]) **Hist. Aug. Aurelian. 44.**

[4]) Unweit Sirmium ſah man den Pallaſt, welchen er an der Stelle hatte errichten laſſen, wo ſeine Eltern um Taglohn gearbeitet hatten. **Aurel. Vict. epit. 40.** Auch Galerius ſchämte ſich ſolcher Erinnerungen nicht und benannte ſeinen Geburtsort nach ſeiner Mutter Romula Romulianum. **ibid.**

[5]) ***Panegyr.* VI. (Max. & Const. M.) 12, und VII (Const. M.) 15. — Malalas, l. XII, ed Bonn. p. 310** läßt den Diocletian zu An-

2. Abſchnitt. cletian erſetzen, was ſeiner politiſchen Combination an Kraft und Haltbarkeit abging.

Wer dieſer unſerer Erklärung nicht beiſtimmen will, mag annehmen, daß Diocletian bei der Erhebung Maximians deſſen Stillſchweigen und Feldherrngaben nicht entbehren wollte, deſſen Sohn Maxentius aber deßhalb beſeitigte, weil Galerius mit dieſem von jeher verfeindet war.[1]) Allein man ſehe wohl zu, ob eine Handlungsweiſe dieſer Art mit dem ganzen Weſen und dem Maß von Regentengröße vereinbar iſt, welches man dem Diocletian nicht wohl ſtreitig machen wird. Es liegt ein tiefer Ernſt in ſeinen Anordnungen, zumal in der Herabſetzung des Kaiſerthums auf eine beſtimmte Amtsdauer. Damit war dem Ehrgeiz der jeweiligen Cäſaren Rechnung getragen; ſie konnten nun den Tag und die Stunde berechnen, da ſie (wenn nichts in der Zwiſchenzeit verfiel) ſpäteſtens den Thron beſteigen würden. Mit den Gefühlen eines Menſchen, der ſeinen Todestag kennt, mochte der Imperator von fünf zu fünf Jahren die Quinquennalien und die Decennalien und Quindecennalien feiern; unabwendbar nahten die Vicennalien, da er den Purpur auszuziehen hatte. Denn ſo wollen es die „übermächtigen Schickſalsgöttinnen", welche auf einer Münze des Abdankungsjahres[2]) verherrlicht ſind. Man könnte fragen ob es wohl gethan war, auch den feindlichen Menſchen und den gährenden Elementen im Staate einen feſten Termin zum vielleicht erfolgreichen Ausbruch zu bezeichnen; allein auch die Mittel des Widerſtandes konnten in Bereitſchaft gehalten werden. Während der Krankheit Diocletians, die

Die Vicennalien.

tiechien als Alytarch (Vorſteher) den olympiſchen Spielen präſidiren, worauf er in Bezug auf ſeine Feſttracht geſagt haben ſoll: „ich lege „die Herrſchaft nieder; ich habe das Kleid des unſterblichen Zeus „getragen." Daſſelbe wird dann von Maximian wiederholt. Hier liegt vielleicht eine echte Tradition, nur entſtellt, zu Grunde.

[1]) De mort. pers. 18.

[2]) Mit der Inſchrift: FATIS. VICTRICIBVS.

ſeiner Abdankung vorausging, blieb das Volk dritthalb Monate in der Ungewißheit, ob er überhaupt noch lebe [1]) und doch rührte ſich in dem wohlgebändigten Staate [2]) keine Hand.

Merkwürdiger Weiſe bewegten dieſelben Fragen, dieſelben Ereigniſſe gleichzeitig das feindliche Nachbarland im Oſten, das Saſſanidenreich. Bei Bahram III, welcher nur einige Monate im Jahre 293 regierte, bemerken die Schriftſteller [3]) zum erſtenmal: der König von Perſien habe denjenigen Sohn oder Bruder, den er zum Nachfolger beſtimmt, einſtweilen zum Fürſten einer Provinz gemacht, mit dem Titel Schah, und ſo habe auch Bahram früher bloß Schah von Segan oder Siſtan geheißen, ſo lange ſein Vater Bahram II noch lebte. Nach ſeiner kurzen, wahrſcheinlich von gewaltſamen Umſtänden begleiteten Regierung folgt ſein jüngerer Bruder Narſi und dieſer krönt dann ſelber ſeinen Sohn Hormuz zum Nachfolger, um ſich im Jahre 301 vom Thron in die 301.
Stille des Privatlebens, „unter den Schatten der Güte Gottes“ zurückzuziehen. Laut Mirkhond bewog ihn hiezu der Gedanke an den Tod, „deſſen Augenblick in ewigen Beſchlüſſen vorgezeichnet und unvermeidlich iſt.“ Möglicher Weiſe hatten ihm die Magier eine beſtimmte Todesſtunde geweiſſagt und ihm damit die Luſt am Leben benommen; weiterhin aber wird angedeutet, daß Narſi den Wechſelfällen des königlichen Schickſals, die er in ſeinem Kriege mit den Römern ſattſam erfahren, aus dem Wege gehen wollte. „Der „Weg iſt lang, ſagte er, man muß oft auf- und niederſteigen.“ Es iſt durchaus nicht undenkbar, daß dieſes Beiſpiel auf das Gemüth Diocletians einigen Einfluß geübt habe.

Analogien im Saſſanidenreiche.

[1]) De mort. pers. 17.

[2]) Romanam gentem modestam atque tranquillam . . . Cod. Gregor. XIV. IV.

[3]) Hamza Ispahanens. ed. Gottwaldt. p. 36 seq. — Mirkhond, ed. Sacy, p. 299. — Vgl. Clinton, fasti Rom. Vol. I ad a. 301. & Vol. II p. 260.

2. Abschnitt.

Steigerung des Ceremoniell's.

Mit der Feierlichkeit, welche das ganze, abergläubisch bedingte Leben Diocletian's umgab, steht ohne Zweifel in engster Verbindung die plötzliche und auffallende Steigerung des Hofceremoniell's. Oder hätte er wirklich nur, nach der Art der Emporkömmlinge, des äußern Pompes nicht genug bekommen können, wie der ältere Aurelius Victor meint? In diesem Falle wäre es befremdlich, daß keiner von den großen Soldatenkaisern des dritten Jahrhunderts ihm darin vorangegangen, welche fast sämmtlich aus den geringsten Verhältnissen sich zum Thron emporgearbeitet hatten. Wir sehen z. B. den gewaltigen Aurelian harmlos mit seinen alten Freunden verkehren, die er gerade so weit ausstattet, daß sie nicht mehr dürftig heißen können; seidene Kleider sind ihm zu theuer; das Gold möchte er am liebsten ganz aus der Bauverzierung und aus den Gewändern entfernen, während er das kostbarste Geschmeide, das man ja wieder einschmelzen kann, Andern gerne gestattet, sich selber verschaft; seine Diener kleidet er nicht prächtiger als bevor er Kaiser war; in dem prachtvollen Pallast auf dem Palatin, an dessen bunten Marmorwänden das Blut so vieler Kaiser klebte, ist ihm nicht wohl zu Muthe; er bezieht (wie einst Vespasian) die Gärten des Sallust, in deren mäßiglanger Halle man ihn täglich turnen und die Pferde tummeln sah. [1] — Jetzt änderte sich dieß Alles. Diocletian hatte Freunde aus früherer Zeit; aber das Zutrauen war, vielleicht auf beiden Seiten zugleich, verschwunden; er fürchtete nicht mit Unrecht, daß eine Intimität mit dritten Personen seine künstliche Harmonie mit den Collegen stören könnte. Statt des einfachen Purpurs, womit sich fast alle frühern Kaiser (die wahnsinnigen ausgenommen) begnügt hatten, trägt er seidene und

seit 293. goldgewirkte Gewänder und bedeckt selbst die Schuhe mit

Das Gewäm. Edelsteinen und Perlen; das Haupt aber umgiebt er mit

[1] Hist. Aug. Aurelian. 45—50, wogegen die Notizen in Aur. Vict epit. und bei Malalas über das Diadem nicht zu allgemeinen Schlüssen berechtigen.

dem Diadem, einer weißen, perlenbesetzten Binde. Dieß war natürlich nur das Staatskleid, in welchem er bloß bei festlichen Gelegenheiten auftrat, allein außerdem ließ er sich überhaupt nur noch selten sehen, als einmal die großen Kriege seiner ersten Jahre vorüber waren und die Cäsaren als Kronfeldherrn den Heerbefehl größtentheils auf sich nehmen mußten. [1]) Der Zutritt zu seiner geheiligten Person wurde täglich schwieriger durch das wachsende Ceremoniell. In den Sälen und Vorhallen des Pallastes waren Offiziere, Hofbeamte und Wachen aufgestellt; im Innern walteten einflußreiche Verschnittene; wem es sein Geschäft oder sein Rang möglich machten, bis zum Kaiser durchzudringen, mußte nach orientalischem Brauch zur Anbetung niederfallen. Schon bei Anlaß der Zusammenkunft Diocletians und Maximians in Mailand bezeichnet der Lobredner Mamertinus [2]) die feierliche 291.
Cour als „eine im Innersten des Heiligthums verborgene „Verehrung, welche nur die Gemüther derer mit Staunen „erfüllen durfte, denen der Rang ihrer Würde den Zugang „zu Euch verstattete." Und bei den stummen Formen blieb man nicht stehen, auch das bedenkliche Wort wurde ausgesprochen; der Kaiser nannte sich nicht mehr nach den so harmlos gewordenen Titeln des republikanischen Roms, dem Consulat, der tribunicischen Gewalt u. s. w.; er hieß jetzt Dominus, der Herr. Gegen den Titel Rex hatte sich das römische Gefühl beharrlich gesträubt, weil sich verabscheute Erinnerungen daran knüpften; die Griechen aber, welche in Sparta und ihren halbbarbarischen Nachbarländern des Königstitels nie entwöhnt worden und denselben unter den Nachfolgern Alexanders Jahrhunderte hindurch gebraucht hatten, nannten ohne Bedenken die römischen Imperatoren von Anfang an *Βασιλεῖς*, Könige, weil bei ihnen die Behauptung

Der Dominus.

---

[1]) „Wie stets herumreisende Diener", **Ammian. XIV, 11.**

[2]) **Panegyr. III, 11.** — Constantin entzückte später die Bischöfe, wenn er sie „bis in die innersten Gemächer" zu sich ließ. **Euseb. V. C. III, 1.**

2. Abſchnitt. der republicaniſchen Fiction keinen Sinn gehabt hätte.[1]) Jetzt ging man plötzlich auch über dieſen Titel hinaus und führte einen neuen ein, welcher das Verhältniß völliger Herrſchaft und Dienſtbarkeit ausdrückte. Daneben konnte bald auch eine wahre Vergötterung nicht mehr auffallen; über die verſtorbenen Kaiſer hatte ja längſt der Senat das Canoniſationsrecht geübt und thatſächlich hatte man den lebenden dieſelbe Ehre immerfort erwieſen durch das Opfern und Schwören vor ihren Statuen, wenn man auch dabei den unbeſtimmten und deßhalb unüberſetzbaren Ausdruck „numen imperatoris“ brauchen mochte. — (Maximian hatte übrigens die Schwäche, ſich wie Commodus und ähnliche Vorfahren im Reiche, auf Münzen mit der Löwenhaut ſeines Namensheros abbilden zu laſſen).

Unbefangenheit Diocletians.

Ein Menſch von der Bedeutung und den Erfahrungen Diocletians nimmt die Laſt einer ſo geſteigerten Repräſentation nicht ohne genügenden Anlaß auf ſich; von ihm wiſſen wir überdieß, daß er die Uebelſtände ſeiner Abgeſchloſſenheit öfter laut beklagte.[2]) Er kannte den großen Vortheil, der dem Regenten aus der perſönlichen Berührung mit den Unterthanen, vom Oberbeamten bis zum geringen Bittſteller erwachſen kann. „Ihrer vier oder fünf, ſagte er, thun ſich zuſammen um den Kaiſer zu täuſchen; ſie legen ihm einen Entſcheid vor; Er, zu Hauſe eingeſchloſſen, kennt die wahre Sachlage nicht; er darf nur das wiſſen, was Jene ſagen; er ernennt Beamte, die beſſer nicht angeſtellt würden und ſetzt die ab, welche er an ihrer Stelle laſſen ſollte, und ſo wird auch der beſte, der klügſte Kaiſer verkauft.“

Es läßt ſich noch ein Grund anführen, der ihn trotz dieſer klaren Einſicht zu den genannten Maßregeln kann bewogen haben. Seit den Kriegen des Aurelian und Probus

[1]) Man vgl. den neuerfundenen Mythus von Baſileia und Tyrannis in der erſten Rede des Dio Chryſoſtomus, wahrſcheinlich an Trajan gerichtet.

[2]) Hist. Aug. Aurelian. 43.

mochte ſich der Hof und namentlich der Generalſtab mit einer großen Anzahl barbariſcher Offiziere angefüllt haben, welche ihrer bunten Miſchung und ihrer unrömiſchen Bildung nach auf den beinahe traulichen, kameradſchaftlichen Ton des bisherigen Kaiſerhofes gar nicht hätten eingehen können. Sodann waren [1]) an den verſchiedenen Höfen bis zur großen Verfolgung eine Menge Chriſten, welchen durch die feierlichere Haltung des Hoflebens manche unangenehme Erörterungen mit den Heiden abgeſchnitten wurde. — Wie wenig gemeine Eitelkeit und Liebe zum Pomp den Imperator beſtimmte, erhellt ſchon daraus, daß er ſeinen einzigen Triumph nach einer ſo gewaltigen Reihe von Siegen bis an's Ende ſeiner Regierung (302) verſchob, und ihn dann mit ganz beſcheidenem Glanze abhielt. [2])

Immerhin hatte Diocletian in mehr als einer Hinſicht ſehr offenbar mit dem altrömiſchen Weſen gebrochen. Es kam hinzu, daß er zu der Stadt Rom ſelber zu Anfang ſeiner Herrſchaft in gar kein Verhältniß trat. Noch die Kaiſer des dritten Jahrhunderts hatten in der Regel zu Rom auf dem Palatin gewohnt, weniger vielleicht aus Pietät für die geweihten Erinnerungen und die Heiligthümer der Weltſtadt, als weil dieſelbe durch ihre centrale Lage und ihre Fülle von Pracht und Vergnügungen ſich zur Reſidenz vor allen Städten eignete, und weil neben ihren alten Anſprüchen ihr auch ein Reſt wirklicher Macht geblieben war. Denn hier wohnte der Senat, welcher noch vor nicht langer Zeit Kaiſer abgeſetzt, gewählt oder anerkannt hatte. Ihn aus der Stadt zu treiben, wagte nur Elagabal, und ſonſt vor und nach ihm kein Imperator; andere traten ihn mit Füßen und ſuchten ihn zu demoraliſiren; die klügſten ſetzten ſich mit ihm in ein billiges Einvernehmen. Neben dieſer Rückſicht nahm

Die Stadt Rom.

[1]) Euseb. Hist. eccles. VIII. 1.

[2]) Zu den Spielen wurden nur 13 Elephanten und 250 Pferde mitgebracht.

2. Abſchnitt. die Beſorgniß vor dem unruhigen Pöbel und vor dem Reſt prätorianiſcher Cohorten gewiß nur eine untergeordnete Stelle ein, wenigſtens in dem Gemüth eines tüchtigen Regenten; für einen ſchwachen Fürſten aber war in Rom gerade ſo viel Gefahr als außerhalb.

Die neuen Reſidenzen.

Wenn nun die Kaiſermacht einmal aus Rückſicht auf die Grenzvertheidigung getheilt werden ſollte, ſo konnte Rom unmöglich der Wohnſitz eines der zwei oder vier Herrſcher werden. Die Erhaltung der Reichsgrenzen ſtand höher als die Freundſchaft mit dem Senat, welche letztere ein wahrhaft römiſch geſinnter Fürſt ſich außerdem wohl noch zu erhalten gewußt hätte. Maximian bekam ſeine Reſidenz in Mailand, welches bei dem erneuten Vordringen der Alamannen ſeit Probus' Tode beinahe ein Grenzpoſten heißen durfte und zugleich für die Sicherung Galliens ſo richtig gewählt war als ein Punkt ſüdlich von den Alpen ſein konnte; mußte er doch von hier aus zugleich Italien beobachten und in Africa interveniren können. Den kriegführenden Cäſar Conſtantius finden wir am häufigſten in Trier, ſpäter auch in York. Diocletian ließ ſich zu Nicomedia in Bithynien, am Ende eines tiefen Golfes des Mare di Marmora nieder; von dort aus hatte er die Bewegungen der Gothen und anderer Pontusvölker, namentlich die bedrohte untere Donau im Auge, und war zugleich nicht allzuentfernt von den Gefilden des obern Euphrat, wo ſich die Kämpfe mit den Perſern zu entſcheiden pflegten. In den erſten Jahren war indeß keine feſte Reſidenz möglich; beide Auguſti eilen von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, und ebenſo in der Folge die Cäſaren. Diocletians etwas quäleriſcher Baugeiſt hielt ſich inzwiſchen ſchadlos, indem er ein Quartier von Nicomedien zu einem großen, regelmäßigen Pallaſt umſchuf, der vielleicht wie der ſpäter zu Salona erbaute, die Form eines Feldlagers haben mochte. Man fand darin Baſiliken, einen Circus, eine Münzſtätte, ein Arſenal, beſondere Wohnungen für ſeine

Nicomedien und Mailand.

Gemahlinn und für ſeine Tochter.[1]) Aehnliches wird von Maximian's Bauten zu Mailand gemeldet[2]); wenn man aber die vorhandenen Reſte und ihren durchaus nicht coloſſalen Maßſtab vergleicht, ſo haben dieſelben doch ein etwas provinziales Anſehen und ihr Ganzes ging ſchwerlich über das hinaus, was jede einigermaßen bedeutende Stadt von Lycien, Carien oder Jonien von früherer Zeit her beſaß. — Natürlich wuchſen dieſe Städte nun an, in der Art wie Reſidenzſtädte zu wachſen pflegen. Nicomedien ſah zu Anfang des vierten Jahrhunderts aus wie ein Quartier (regio) von Rom.[3])

Der Senat.

Rom mußte, ſelbſt wenn es keinen äußerlichen Verluſt ſpürte, doch in hohem Grade empfindlich werden. Die ſchon erwähnte feindſelige Quelle berichtet: der raubgierige Maximian habe ſich an reiche Senatoren gemacht, welche fälſchlich verklagt wurden als ſtrebten ſie nach der Herrſchaft, und ſo ſeien unaufhörlich die Lichter des Senats ausgelöſcht, ſeine Augen ausgeſtochen worden.[4]) — Jeder Verſuch, Recht oder Unrecht hier auf beide Seiten billig vertheilen zu wollen, iſt erfolglos. In dem Werke des Zoſimus, dem einzigen welches in der Darſtellung und Beurtheilung von Diocletians Charakter und Herrſchaft der Wahrheit und Vollſtändigkeit irgend nahe kommen mochte, giebt es hier eine Lücke von zwanzig Jahren. Vielleicht ſchien einem eifrigen Chriſten die letzte große Verfolgung allzuſehr zu Gunſten der Verfolger dargeſtellt, und er fand es leichter das Werk zu verſtümmeln als es zu widerlegen; gerade wie damals

---

[1]) Dieſe Aufzählung, **de mort. pers. 7**, bezieht ſich ohne Zweifel ganz auf den Pallaſt zu Nicomedien.

[2]) **Auson. ordo. nobil. urb.** — Die ſechszehn Säulen vor S. Lorenzo und der Grundplan nebſt einigen Beſtandtheilen der Kirche ſelbſt ſind die wahrſcheinlichen Ueberbleibſel des maximianiſchen Pallaſtes, u. a. der Thermen.

[3]) **Ammian. Marc. XXII, 9.**

[4]) **De mort. pers. 8.**

2. Abſchnitt. die Heiden ihrerſeits Cicero's Bücher von der Natur der Götter verſtümmelten [1]) damit die Chriſten darin keine Waffen für ihre Polemik gegen die Vielgötterei finden möchten.

Eine Spannung zwiſchen dem Senat und den Imperatoren war ſchon dadurch gegeben, daß Diocletian ohne alles Zuthun des erſtern Kaiſer geworden war und ſeine Mitregenten ernannt hatte. Dem Senat blieb nur übrig, ſie anzuerkennen und ihnen der Form halber zeitweiſe das Conſulat zu übertragen, mit welchem Diocletian bei einem ſpätern Anlaß ſo wenig Umſtände machte, daß er in einem Anfall von Mißlaune ein paar Tage vor deſſen feierlichem Antritt von Rom abreiſte. [2]) — Bei der ſchon erwähnten
291 Zuſammenkunft in Mailand fand ſich auch eine Deputation des römiſchen Senates ein, wahrſcheinlich nur zur Bezeugung der Ergebenheit. Der Lobredner Mamertinus ruft in Maximian's Gegenwart [3]) aus: „Der Senat hat der Stadt „Mailand ein Abbild ſeiner Hoheit gelieben, damit es das „Anſehen habe, als ſei der Sitz des Reiches an der Stätte, „wo ſich die beiden Imperatoren zuſammengefunden.“ Dieſe Aeußerung war jedenfalls eine unliebſame und wir wiſſen nicht wie ſie aufgenommen wurde, doch ſollte man daraus ſchließen, daß wenigſtens in dem betreffenden Jahre das Verhältniß der Kaiſer zum Senat noch kein offenkundig unfreundliches geweſen. Wann und wie es ſich verſchlimmert, bleibt uns ein Räthſel. Maximian war von Hauſe aus grauſam und tückiſch und Diocletian mied vielleicht kein nützliches Verbrechen; die Römer mit ihrer „wenn nicht frechen, doch freien [4]) Redeweiſe“ waren ihnen höchlich zuwider; allein die Häupter des Senates opferten ſie gewiß nicht ohne triftigen Grund, wenn es wirklich dazu kam und wenn

[1]) Arnob. adv. gentes l. III. — Leider fehlt auch Ammianus Marcellinus und ſo Vieles andere.

[2]) De mort. pers. 17. Im Jahr 30.

[3]) Panegyr. III. Geneth. Max. c. 12.

[4]) De mort. pers. 16, und beſonders Ammian. Marc. XVI, 10.

nicht jener Autor nach ſeiner Art aus einer Kleinigkeit eine Unthat gemacht hat.

Die Bauten in den großen Städten.

Gegen die Einwohnerſchaft von Rom (um nicht den entweihten Namen des römiſchen Volkes zu brauchen) erwieſen ſich aber Diocletian und ſein Mitkaiſer ſpäter in einer ganz abſichtlichen Weiſe gefällig; als wären zu Rom noch nicht Vergnügungsanſtalten genug, bauten ſie auf dem Viminal jene ungeheuerſten aller römiſchen Thermen. Unter den etwa zehn Thermenbauten früherer Kaiſer und Privatleute befanden ſich die rieſigen Hallen Caracalla's, mit deren räthſelhaft weiten Wölbungen die ermüdete Kunſt nicht mehr wetteifern konnte; da wurde wenigſtens die Ausdehnung überboten, bis man ein Ganzes von 1200 Schritt Umfang, mit 3000 Gemächern geſchaffen hatte, deſſen erſtaunlicher Mittelbau mit jenen Granitſäulen von fünfzehn Fuß Umfang jetzt den Hauptraum der Karthäuſerkirche bildet, während man die übrigen Reſte weit ringsum in Klöſtern, Weingärten und einſamen Straßen zuſammenſuchen muß. — Im gleichen Jahre [1]) begann Maximian einen Thermenbau zu Carthago, möglicher Weiſe in einer ähnlichen, begütigenden Abſicht. Carthago war bisher ein Hauptſchauplatz für das erſte Auftreten von Uſurpatoren geweſen. Von andern Bauten dieſer Regierung in Rom werden namentlich erwähnt: [2]) Die Herſtellung des unter Carinus verbrannten Senatslocales, des **Forum Cæsaris**, der **Basilica Julia** und des Pompejustheaters; ſodann als Neubauten außer den Thermen die beiden Portiken mit den Beinamen Jovia und Herculea, drei Nymphen, ein Iſis- und ein Serapistempel und ein Triumphbogen. Vielleicht hatte auch die auffallende Maſſe von Prachtgebäuden, womit Diocletian das tadelſüchtige und gefährliche Antiochien verſah, [3]) keinen andern Zweck, als die Ablenkung von politiſchen Gedanken. Es werden Tempel

299.

[1]) **Euseb. chronicon.**

[2]) S. Mommſen's Ausg. des Chronographen v. J. 354. S. 648.

[3]) **Malalas l. XII. ed. Bonn. p. 306.**

2. Abschnitt. des olympischen Zeus, der Hecate, der Nemesis und des Apoll, ein Pallast in der Stadt und einer in Daphne, mehrere Thermen, Speicher, ein Stadium u. A. m. genannt, meist als Neubauten, weniger als Reparaturen.

Für Rom waren überdieß die öffentlichen Spenden [1]) und Schauspiele nie unterbrochen worden; erst nach der Abdankung des Jahres 305 wagte Galerius jede Rücksicht gegen die alte Weltherrscherin bei Seite zu setzen. Aber schon Diocletian hatte noch in einer andern, bereits angedeuteten Beziehung Rom beleidigt. Zunächst hinter seinen Thermen, von drei Seiten durch die Stadtmauer Aurelian's umgrenzt, liegt eine große Vigne, jetzt den Jesuiten gehörend, an der Mauer ringsum halbzerstörte gewölbte Zellen. Es ist das ehemalige prätorianische Lager, dessen Bewohner so oft den Kaiserpurpur auf der Spitze ihrer Schwerter hatten in die Luft flattern lassen. Oefter hatte man sie aufzulösen, zu ersetzen gesucht; im Laufe des dritten Jahrhunderts aber scheint sich das alte Verhältniß wieder festgesetzt zu haben, daß nämlich in der Umgegend Rom's und in den nähern Theilen Italiens die vielleicht wenigen tausend Mann ausgehoben wurden, die wir schon kaum mehr als kaiserliche Garde, sondern eher als Garnison der Hauptstadt zu bezeichnen haben. Jetzt verminderte sie Diocletian sehr beträchtlich, [2]) sicher nicht bloß weil er in ihnen die unruhigen, anspruchvollen Italier fürchtete, sondern auch aus Sparsamkeit und weil durch den Lauf der Dinge ein neues Corps bereits an ihre Stelle getreten war. Eine herrliche Reihe illyrischer Kaiser seit Decius hatten das Reich gerettet; [3]) kein Wunder daß im Lauf von

Die Prätorianer.

[1]) Aur. Vict. Cæss. —

[2]) Aur. Vict. Cæss. — S. auch De mort. pers. 26, wo die Maßregel mit Unrecht erst dem Galerius zugeschrieben wird.

[3]) Panegyr. II. (Mamert. ad Max. Herc.) 2. Italia gentium domina gloriæ vetustate, sed Pannonia virtute. — Auf der andern Seite hatte auch der Neid einen Spottnamen auf die Illyrier in Umlauf gebracht, Sabaiarius, welches etwa unserm „Bierlümmel" entspricht. Ammian. Marc. XXVI, 8.

dreißig Kriegsjahren ſich eine getreue landsmänniſche Schaar um ſie bildete, welche ihnen in jeder Beziehung näher ſtand als jene Latiner und Sabiner, und ſich noch beſonders durch eine nationale Waffe empfahl. Es ſind dieß die beiden Legionen, jede von 6000 Mann, welche jetzt zur Belohnung mit den Beinamen der Kaiſer als **Jovier** und **Herculier** benannt wurden; [1]) früher hatten ſie Martiobarbuli geheißen, nach den Bleigeſchoſſen, deren ſie je fünf (fünf Paare?) am Schild befeſtigt trugen und die ſie mit der Schnelligkeit und der Wucht eines Pfeiles zu ſchleudern wußten. Sie erhielten jetzt den offiziellen Vorzug vor allen andern Legionen, ohne daß damit erwieſen wäre, daß ſie ihre bleibende Garniſon in der Umgebung der Kaiſer gehabt hätten. — Erregten früher in Rom die Prätorianer beim Volke meiſt Furcht und Haß gegen ſich, ſo empfand man jetzt doch ihre Auflöſung als einen Angriff auf die Majeſtät der Hauptſtadt; es bildeten ſich gemeinſame Antipathien, und die wenigen Prätorianer, welche im Lager zu Rom blieben, nahmen ſpäter im Einklang mit Senat und Volk an der Empörung gegen Galerius Theil. [2])

Jovier und Herculier.

Die Römer konnten dieſe ganze Wendung der Dinge beklagen und verabſcheuen, allein es geſchah ihnen im Grunde kein Unrecht. Irgend einmal mußte die große Täuſchung aufhören, als ob der Imperator noch immer der Beamtete

[1]) **Vegetius de re milit. I, 17.** — Wenn ihre Waffe aus Bleikugeln beſtand, deren je zwei durch einen Riemen verbunden waren, ſo erklärt ſich auch die Tödtung mit Bleikugeln, deren **Zosim. V, 2** erwähnt.

[2]) Außerdem verminderte Diocletian auch die Zahl „der bewaffneten Leute aus dem Volk," **in armis vulgi**, laut **Aur. Vict. Cæss.** — Am leichteſten wird man dieß auf jene Bürgergarde beziehen, welche laut **Zosim. I, 37** der Senat beim ſog. Scytheneinfall unter Gallienus einrichtete, und deren Fortbeſtand auch z. B. zur Erbauung der Stadtmauer unter Aurelian ganz wohl paſſen möchte. — Andere deuten es etwas gezwungen auf die **cohortes urbanæ**, oder leſen: **inermis vulgi.**

2. Abschnitt. und Repräsentant des örtlich römischen oder auch des italischen Lebens und Volkes sei, in dessen Namen er über den Erdkreis zu herrschen habe. Hätte Diocletian nicht das Erlöschen dieses Vorurtheils auch äußerlich durch Verlegung der Residenz, orientalische Gestaltung des Hofwesens, Mißverhältnisse mit dem Senat und Verminderung der Prätorianer constatirt, so hätte doch bald darauf das Christenthum dieselbe Aufgabe auf seine Weise vollbringen müssen, indem es mit Nothwendigkeit ganz neue Schwerpunkte der Macht schuf.

Wir werden im Folgenden erzählen, unter welchen furchtbar gewaltsamen Umständen Diocletian's Neuerungen vor sich gingen — während er und seine Mitregenten das Reich an allen Grenzen vertheidigen und den Usurpatoren stückweise entreißen mußten, was man bei seiner Beurtheilung nie vergessen darf. Was den höher gespannten Ton des Hofes und das neue Ceremoniell betrifft, so fanden sich ohne Zweifel Leute genug, welche mit allem Eifer darauf eingingen, wenn sie sich auch noch nicht auf das wahre „Ersterben in in Demuth" verstehen mochten. Auf Uebergangsstufen, wie jene Zeit eine war, verspürt der Imperator noch das Bedürfniß, sich öffentlich anloben zu lassen, eine Gattung von Anerkennung, welche der durchgebildete Militärdespotismus entbehren kann und verachtet, auch wohl sich geradezu verbittet. Damals kam man noch halbfrisch aus der alten Welt und ihrer Lebensluft, der Oeffentlichkeit; alle Bildung war noch rhetorisch und die Gelegenheitsreden von einer Wichtigkeit im ganzen Leben des antiken Menschen, von welcher sich die heutige Welt keinen Begriff mehr machen kann. Dazu gehörten denn auch die Panegyriken, welche bei Jahresfesten und andern feierlichen Gelegenheiten von irgend einem angesehenen Rhetor der Stadt oder Nachbarschaft in Gegenwart des Kaisers oder eines hohen Beamten gehalten wurden. Erhalten ist uns der bekannte Panegyricus des jüngern Plinius auf Trajan; dann folgt nach einer langen Lücke zufällig ein Stoß Lobreden auf die Mitregenten Dio-

Die Panegyriker.

cletians nebst einigen wenigen auf noch spätere Kaiser. [1]) Als historische Quelle sind diese Reden natürlich mit Vorsicht zu gebrauchen, in gewissen Beziehungen aber höchst schätzbar und auch als literarische Arbeiten keineswegs verächtlich. Der Styl ihrer Schmeichelei ist wahrscheinlich noch ganz derselbe, welcher in den verlorenen Lobreden des dritten Jahrhunderts herrschte. Lebhaft und fast zudringlich ver- Mamertinus.
setzt sich der Rhetor in die möglichst veredelte Person des anwesenden Kaisers hinein und erräth ihm, eins nach dem andern, seine Gedanken, Pläne und Empfindungen, was der ausgelernte Höfling klüglich bleiben läßt, weil hier schon die idealisirende Dichtung indiscret ist, geschweige denn die Wahrheit. Dieß wird jedoch überwogen durch den starken Duft unmittelbaren Lobes und Entzückens, wie es dem Ohre eines Maximian angemessen war, mochte auch dieser schwerlich genug Bildung besitzen, um all die verbindlichen Beziehungen zu verstehen. Da wird [2]) vor Allem der Beiname Herculius ausgenützt zu einer beständigen Verflechtung und Parallelisirung mit der Geschichte des Hercules, welcher endlich gleichwohl zu kurz kömmt, insofern Maximian's Bagaudensieg doch etwas ganz anderes sei als der Sieg des Alciden über Geryon. Schon etwas weiter reicht die sonst dem ältern Kaiser vorbehaltene Vergleichung mit Jupiter, dessen Kindheit bekanntlich, wie die des am Donaustrand aufgewachsenen Maximian, von Waffenlärm umgeben war. Unermüdlich häuft der Redner Bild auf Bild, um die Eintracht der Kaiser zu verherrlichen; die Regierung ist ihnen gemeinschaftlich wie das Tageslicht zweien Augen; wie sie beide an einem Tage geboren sind, so ist ihre Herrschaft eine Zwillingsherr-

[1]) Ich citire die Ausgabe in usum Delph., Paris 1676. Die Numerirung schwankt, je nachdem die Rede des Plinius, wie hier, mitgezählt wird oder nicht. — Wie unerschütterlich Constantin in diesem Punkte war, geht aus Panegyr. (incerti) IX, cap. 1 hervor.

[2]) Panegyr. II (Mamertin. ad Max.) und III (Genethliacus), aus den Jahren 289 und 291, n. a. beide von 292.

2. Abschnitt. schaft gleich derjenigen der Heraklidenkönige in Sparta; Rom ist jetzt glücklicher als unter Romulus und Remus, derer einer den andern todtschlug; es darf sich jetzt Herculea und Jovia zugleich nennen. Wie auf Maximian die Geschichte des Hercules, so wird nämlich auf Diocletian der Mythus von Zeus angewandt, zumal in Betreff der Allgegenwart, welche durch die kaiserlichen Schnellreisen gewissermaßen nachgeahmt schien. Aber aus der wohlbemessenen Cadenz dieser Phrasen heraus klingt eine sehr kecke, selbst unverschämte Bevorzugung Maximian's, welcher dergleichen vielleicht ohne eine Miene zu verziehen ganz gerne anhörte. „Durch Ueber„nahme der Mitherrschaft hast du dem Diocletian mehr ge„geben als von ihm empfangen... Du ahmst den Scipio „Africanus nach, Diocletian aber Dich," — dieß und Aehnliches wagte Mamertin im Pallast zu Trier vor dem ganzen Hofe zu declamiren. Freilich strömt dazwischen ungehemmt der Blüthenregen gemeinschaftlicher Huldigungen für Beide. „Wie der Rhein seit Maximian's jenseitigen Eroberun„gen getrost vertrocknen darf, so braucht auch der Euphrat „Syrien nicht mehr zu decken, seit Diocletian ihn überschrit„ten... Ihr verschiebt die Triumphe um immer neuer Siege „willen; ihr eilt zu immer größern Dingen hin"... Auch viel kleinere Thaten werden fabulich zu großen aufgestutzt. Bei Anlaß der Zusammenkunft des Jahr 291, als Diocletian aus dem Orient, Maximian über die Alpen mitten im Winter nach Mailand eilten, ruft z. B. Mamertinus aus: „Wer nicht mit Euch reiste, konnte glauben, Sonne und „Mond hätten Euch ihr tägliches und nächtliches Gespann „geliehen! Gegen den strengen Frost schützte Euch die Macht „Eurer Majestät; während alles erfror, folgten Euch laue „Frühlingslüfte und Sonnenschein. Geh' doch, Hannibal, „mit deiner Alpenreise"! — Wozu ganz wohl paßt, daß seit der Herrschaft dieser Kaiser selbst die Erde plötzlich fruchtbarer geworden sei. In ähnlichem, nur mehr bucolischem Ton hatte einige Jahre vorher der Dichter Calpurnius

Siculus (in der achten oder vierten Ecloge) den Cäſar Numerian beſungen, in deſſen Gegenwart die Wälder vor Ehrfurcht ſchweigen, die Lämmer munter werden, die Wolle und die Milch reichlicher, Saaten und Bäume üppiger, denn unter ſeiner ſterblichen Geſtalt birgt ſich ein Gott, vielleicht der höchſte Jupiter ſelber. — Etwas feiner weiß der Redner Eumenius mit dem gebildeten Cäſar Conſtantius Chlorus Eumenius umzugehen, [1]) wenn er z. B. die Jugend Galliens vor die große Weltkarte zu führen verſpricht, welche in der Halle zu Autun (zwiſchen dem Apollotempel und dem Capitol mit dem Heiligthum der Minerva) auf die Mauern gemalt war. „Dort laßt uns nachſehen wie Diocletian's Milde das wild „empörte Aegypten beruhigt, wie Maximian die Mauren „niederſchmettert, wie unter Deiner Rechten, o Herr Con„ſtantius! Batavien und Britannien das verkümmerte Ant„litz wieder aus Wäldern und Fluthen emporheben, oder wie „Du, Cäſar Galerius, perſiſche Bogen und Köcher zu Bo„den trittſt. Denn jetzt erſt iſt es eine Freude, den gemal„ten Erdkreis zu betrachten, da wir nichts mehr darauf er„blicken was nicht unſer wäre.“ Neben der ſchwungvollen Schilderung dieſes erneuten „goldenen Zeitalters“ mag man dem Redner die ſpielende Symbolik gerne nachſehen, welche er mit der Vierzahl der Regenten treibt. Sie erſcheint ihm als Grund und Fundament der Weltordnung in den vier Elementen, den vier Jahreszeiten, ſelbſt den vier Welttheilen; [2]) nicht umſonſt folgt je nach vier abgelaufenen Jahren das Luſtrum; am Himmel ſogar fliegt ein Viergeſpann vor dem Sonnenwagen, und wiederum ſind den zwei großen Himmelslichtern, Sonne und Mond, zwei kleinere, Morgenſtern und Abendſtern beigegeben. — Es ſollte uns nicht wun-

[1]) **Paneg. IV und V (pro scholis und ad Constantium)**, aus den Jahren 295 und 297.

[2]) **Orbis quadrifariam duplici discretus Oceano, Paneg. V, 4.** Worte, deren Deutung den Kennern der damaligen geographiſchen Anſichten überlaſſen bleiben.

2. Abſchnitt. dern, wenn irgendwo im alten Gallien etwa ein Moſaikboden ausgegraben würde, welcher dieſe Ideen zu einer großen Prachtcompoſition verarbeitet enthielte. Die bildende Kunſt und die Rhetorik mußten bei Aufgaben dieſer Art oft auf

Eum. Pan. die gleichen Mittel angewieſen ſein. Eumenius zeichnet ſich übrigens nicht bloß durch Takt und Talent vor den andern Lobrednern aus; wir werden in ihm einen ganz ehrwürdigen Patrioten kennen lernen, der nicht zu eigenem Vortheil ſchmeichelte. Hier wie in tauſend Fällen muß das geſchichtliche Urtheil das, was die Zeit und die Umgebung dem Einzelnen auferlegt und das was er kraft eigenen Entſchluſſes thut, ſorgfältig zu ſcheiden ſuchen.

Ob am Hofe Diocletians die Sprache um einige Grade knechtiſcher, und mehr mit Phraſen der Anbetung vermiſcht war, wiſſen wir nicht. Jedenfalls muß das Ceremonienverhältniß, ſo weit es die kaiſerliche Perſon betraf, noch ziemlich unentwickelt und unſchuldig geweſen ſein; gewiß hielt es noch keinen Vergleich aus mit dem ſpätern byzantiniſchen Hofe, wo Kaiſer Conſtantinus Porphyrogennetos im zehnten Jahrhundert in Perſon den Hofmarſchall machen muß, um Mit- und Nachwelt durch ein ſyſtematiſches Buch in jenes Labyrinth heiliger Bräuche einzuweihen, deren Knechtſchaft die allerbeil'gſten und gottgeliebteſten Autokratoren ſich allmälig hatten gefallen laſſen, ſeitdem kirchliches und höfiſches Ceremoniell ſich gegenſeitig durchdrungen und geſteigert hatten.

Nothwendigkeit der neuen Formen. Wenn nun auch vom Throne abwärts das Titel- und Rangweſen allmälig die römiſche Geſellſchaft überwältigte, ſo iſt dieß nicht nothwendig die Schuld Diocletians. Der natürliche Erſtarrungsproceß des antiken Lebens mußte unvermeidlich dieſe Form annehmen; ſeit langer Zeit war die Regierung eine faſt vollſtändige Soldatenherrſchaft geweſen; eine ſolche aber wird jederzeit auch die ganze Staatsmaſchine nach ihrem Bilde, d. h. mit ſtrenger, äußerlich kennbarer Ordnung nach Graden und Würden umſchaffen, weil die Subordination ihre Seele iſt. Viele äußere Einrichtungen

dieſer Art, die man Diocletian beizulegen geneigt iſt, können ſchon unter frühern Kaiſern eingetreten ſein; die definitive Umgeſtaltung des Staatsweſens aber erfolgte erſt unter Conſtantin.

Allerdings vermehrte ſchon Diocletian die Zahl der Beamten beträchtlich. Wenn man den falſchen Lactantius [1]) anhört, ſo ergeben ſich folgende ſchreckliche Klagpunkte gegen ſeine Regierung: „Jeder der vier Herrſcher hielt für ſich allein ſchon mehr Soldaten als frühere Kaiſer überhaupt gehabt hatten. Die Steuern ſtiegen unerhört; die Zahl der Empfangenden übertraf ſo ſehr die Zahl der Gebenden, daß die erſchöpften Colonen die Aecker verließen und das angebaute Land zum Wald wurde. Um Alles mit Schrecken zu erfüllen, wurden die Provinzen in Stücke zerſchnitten, und jedes Land, jede Stadt mit Beamtenſchaaren überlaſtet, mit Steuereinnehmern, Vicarien der Präfekten u. A., wovon das Ergebniß war, daß wenig Gemeinnütziges vorkam, vielmehr nichts als Verurtheilungen, Aechtungen, Ausſaugereien ohne Zahl und Ende, begleitet von unerträglichen Gewaltthaten u. ſ. w.“ Ja Diocletian wird eines ganz unmäßigen Aufſammeln von Schätzen angeklagt. Klagen über Diocletian.

Wir halten inne, um einen ſonſt nicht weniger parteiiſchen Chriſten zu Worte kommen zu laſſen. [2]) „Welche „Worte ſollen genügen (ruft Euſeb) um die Fülle der Gü„ter und die geſegneten Zeiten zu ſchildern vor der Verfol„gung, als die Kaiſer noch mit uns in Frieden und Freund„ſchaft lebten, als mit Feſten, Schauſpielen, Gaſtmählern „und aller Fröhlichkeit ihre Vicennalien in tiefem Frieden „gefeiert wurden!“ — Was bleibt nun wohl von jenen Klagen mit einigem Rechte übrig? Seine Rechtfertigung.

Daß Diocletian die Truppenzahl vermehrte, war äußerſt nothwendig und zweckmäßig, weil er, wie wir ſehen werden, Die Heere.

[1]) De mort. persec. 7.

[2]) Euseb. Hist. eccl. VIII. 13.

2. Abſchnitt. das halbe Reich den Uſurpatoren und den Barbaren wieder aus den Händen reißen mußte. Wie hoch er die Kriegsmacht zu bringen hatte, konnte Niemand beſſer beurtheilen als er ſelber. Ueber das Maß der Vermehrung haben wir keine nähere Kunde; daß ſie im Verhältniß zu den Heeren eines Aurelian und Probus mehr als eine Vervierfachung geweſen ſei, mag jenem Romanſchreiber glauben wer will.

Der Schatz. Dann die gewöhnliche Anklage wegen des Theſaurirens, welcher ein Fürſt gar nicht entgehen kann. Viele Herrſcher haben wirklich in einer falſchen Anſicht vom Alleinwerth des edeln Metalls große Schätze geſammelt und es im rechten Augenblick nicht über's Herz bringen können ſie zweckmäßig auszugeben; der orientaliſche Deſpotismus iſt ſogar durchweg mit dieſer Unſitte behaftet und die Unterthanen machen es dem Deſpoten nach und vergraben jedes Silberſtück in die Erde. Allein bei Diocletian kann hievon ſchwerlich die Rede ſein; die Ausgaben für die Wiedergewinnung und Herſtellung des erſchütterten Reiches waren zu enorm, als daß noch ein unverhältnißmäßig großer Ueberſchuß in der Kaſſe geblieben wäre. Schon die Grenzbefeſtigungen allein, jene Kaſtelle von den Niederlanden bis an's rothe Meer, ſammt ihren Beſatzungen beſeitigen jenen Gedanken ſelbſt für die letzte, ruhigere Zeit ſeiner Regierung.

Das Reich mußte ſich allerdings recht ſehr anſtrengen, allein wo ſo große, meiſt glücklich erreichte Zwecke vorliegen wie hier, darf man wenigſtens den Herrſcher von der vulgären Beſchuldigung entbinden, als hätte er die Menſchen nur geplagt um das Gold und Silber gleichſam allein aufzueſſen. Wohl kann bei ſeinen vielen Bauten der Verdacht der Verſchwendung entſtehen, allein bei weitem das Meiſte waren (wie es ſcheint) politiſche Geſchenke an beſtimmte Städte, wodurch man mehr als eine Garniſon erſparen konnte. Neben der Bauverſchwendung Conſtantin's kommen dieſe Ausgaben überdieß kaum in Betracht. Der Pallaſt von

Spalatro war wohl ein großes Viereck, die einzelnen Räume aber weder an Höhe noch an Größe ausgezeichnet.

Die Beamten.

Die neuen Eintheilungen einzelner Provinzen, die wir nicht näher kennen, wurden von einer Regierung wie dieſe gewiß nicht ohne guten und hinreichenden Grund eingeführt und auch die Beamtenzahl nicht ohne Noth geſteigert. Wie ſeit Conſtantin das ganze Reich neu eingetheilt und der Beamtenſtaat im Großen organiſirt wurde, ſoll im letzten Abſchnitt erzählt werden.

Nun iſt zwar Jedermann darüber einverſtanden, daß das römiſche Finanzſyſtem im Ganzen ein ſchlechtes und drückendes war und wir haben keinen Grund, bei Diocletian eine viel höhere ſtaatsökonomiſche Einſicht oder eine Kraft zu Verbeſſerungen, die auch die tüchtigſten Kaiſer nicht gehabt, vorauszuſetzen; zudem lehrt der neueſte Zuſtand großer europäiſcher Staaten, wie weit ſelbſt die gründlichſte Erkenntniß in dieſen Dingen von der wirklichen Abſchaffung des Schlechten entfernt ſein kann. Allein was Diocletian bei einem der billigſten Beurtheiler, dem ältern Aurelius Victor, ſpeciell zum Vorwurf gemacht wird, könnte leicht zu ſeinem Lobe umſchlagen. In einer leider unklaren und verdorbenen Stelle[1]) wird darüber geklagt, daß „ein Theil von Italien" zu gewiſſen allgemeinen Steuern und Laſten (pensiones) herbeigezogen worden ſei, welche „bei der damaligen Mäßigung" leidlich geweſen, im Verlauf des vierten Jahrhunderts aber zum Verderben des Landes geworden ſeien. Welcher Art dieſe Steuer auch geweſen ſein mag, jedenfalls war es billig, daß Italien mitbezahlen half, ſeitdem es nicht mehr fähig war das Reich zu retten und zu beherrſchen. — Für die Beurtheilung des römiſchen Finanzweſens im Allgemeinen iſt auf die beſondern Forſchungen über dieſen Gegenſtand, bei Hegewiſch, Naudet, Dureau u. A. zu verweiſen; nur ein ſpecieller Punkt muß hier noch berührt werden.

---

[1]) Aur. Vict. Cæss. 39. §. 31.

2. Abſchnitt.

Das Maximum.

In verſchiedenen Annalen findet ſich zum Jahre 302 die Notiz: „Damals befahlen die Kaiſer Wohlfeilheit," d. h. Diocletian ſtellte ein Maximum der Lebensmittelpreiſe feſt. Keine Maßregel wird von der jetzt herrſchenden Anſicht ſtärker verdammt als die Maximumspreiſe, zu deren Behauptung bekanntlich der unausgeſetzte Taktſchlag der Guillotine gehört, wie das lehrreiche Beiſpiel des Nationalconventes zeigt. Die Maßregel ſetzt entweder die äußerſte, verzweifeltſte Noth voraus, oder ein gänzliches Verkennen der wahren Begriffe von Werth und Preis. Die Folgen waren denn auch die unausbleiblichen:[1]) die Waare verbarg ſich, wurde trotz dem Verbote theurer als zuvor und zog unzähligen Verkäufern die Todesſtrafe zu, bis man das Geſetz aufhob.

Von dieſer Maßregel hat ſich nun ein genaues Andenken erhalten in der berühmten Inſchrift von Stratonicea,[2]) welche das ganze Edict ſammt mehrern hundert Preisbeſtimmungen (zum Theil unleſerlich und ſchwer erklärbar) wiedergiebt. Die Imperatoren äußern ſich im Eingang ungefähr wie folgt: Der Preis der Dinge, die man auf den Märkten kauft oder täglich in die Städte bringt, hat ſo ſehr alle Grenzen überſchritten, daß die zügelloſe Gewinnſucht weder durch reichliche Ernten, noch durch Ueberfluß der Waaren gemäßigt wird.... Die Raubſucht tritt überall auf wo nach dem Gebot des öffentlichen Wohles unſere Heere hinziehen, nicht nur in Dörfern und Städten, ſondern auf allen Straßen, ſo daß die Preiſe der Lebensmittel nicht bloß auf das Vierfache und Achtfache, ſondern über jedes Maß ſteigen. Oefter ſogar iſt durch Aufkauf (?) einer einzigen Waare der Krieger ſeines Soldes und unſerer Geſchenke beraubt worden.... Dieſe Habſucht ſoll in unſerm Geſetz

---

[1]) De mort. persec. 7.

[2]) Vollſtändig bei Haubold-Spangenberg, Antiq. Rom. monum. legalia, Nachtrag. — Erläutert u. a. bei Dureau de la Malle, Economie politique des Romains, vol. I.

Grenzen und Maß finden. (Worauf den Zuwiderhandelnden die ſchwerſten Strafen angedroht werden.)

Die Erwägungsgründe ſind an ſich ſo räthſelhaft als die Verfügung ſelber. Wie war es möglich, daß das Reich, deſſen Haupteinnahmen bei Weitem in Naturalien beſtanden, bei der Verſorgung ſeiner Soldaten mit den habgierigſten Speculanten abrechnen mußte? daß nicht einmal den einfachſten Marketendergegenſtänden ein mäßiger Preis von vornherein garantirt werden konnte? Fragen, deren Löſung wir gerne den gelehrten Kennern dieſes Faches überlaſſen.

Werthe und Preiſe.

Die Tabelle ſelbſt iſt ein Document erſten Ranges, weil ſie die Werthe der Gegenſtände und der Arbeiten im Verhältniß zu einander für die damalige Zeit offiziell angiebt. Viel ſchwieriger iſt die Reduction der einzelnen Werthe auf unſern jetzigen Münzfuß. Man hat ſich nämlich über die Einheit, welche im Edict bloß mit einem * bezeichnet wird, noch nicht verſtändigen können, ſo daß die Einen den damaligen Silberdenar (9 Sous), Andere dagegen [1]) den Kupferdenar ($^1/_2$ Sous) dafür annehmen; im erſtern Fall entſtehen ungeheure Preiſe, im letztern Fall ſolche, die von den unſrigen nicht ſehr weit abweichen würden und gewiß die weit größere Wahrſcheinlichkeit für ſich haben, d. h. ſo weit man wiederum über die vorausgeſetzten Maaße und Gewichte im Klaren iſt. Iſt wirklich der Kupferdenar gemeint, ſo ſind die Hauptreſultate folgende: die feſtgeſetzten Arbeitslöhne erſcheinen etwas niedriger als der jetzt für Frankreich geltende Durchſchnitt, dieſen zu 1 Fr. 25 Cent. angenommen; der Ackerknecht erhielt täglich 65 Centimes, der Maurer, der Zimmermann, der Schmied, der Bäcker, der Kalkbrenner 1 Fr. 25 Cent., der Maulthiertreiber, Schäfer, Waſſerträger, Kloakenreiniger u. ſ. w. die Nahrung und 50 bis 65 Cent.; von den Lehrern bekam der eigentliche

[1]) So Dureau de la Malle. Man vergeſſe nicht den Ausdruck der Annalen des Fratius: *Vilitatem iusserunt esse.*

2. Abſchnitt. Pädagog für jeden Zögling monatlich 1 Fr. 25 Cent., ebenſo der Leſelehrer und Schreiblehrer, dagegen der Rechnungslehrer und Schnellſchreiblehrer 1 Fr. 90 Cent., der Grammatiker für griechiſche Sprache 5 Fr., ebenſo der für lateiniſche Sprache und der Geometrielehrer. Ein Paar Schuhe ſollte koſten: für Bauern und Thiertreiber 3 Fr., für Soldaten 2 Fr. 50 Cent., für Patricier 3 Fr. 75 Cent., für Frauen 1 Fr. 50 Cent., wobei Geſtalt und Arbeit natürlich ungleich war. Die Fleiſchpreiſe waren, in römiſchen Pfunden zu 24 Loth, für Rinds- und Hammelfleiſch etwa 28 Centimes, für Lamm- und Schweinefleiſch etwa 35 Centimes; der ſehr umſtändlich aufgezählten Würſte und der eigentlichen Leckerbiſſen nicht zu gedenken. Der gewöhnliche Wein, den Sextarius zu einem halben Litre gerechnet, wurde etwas theurer angeſetzt als er jetzt kaum jemals gilt, nämlich zu 20 Centimes, der beſſere alte Wein zu 60 Centimes, die edlen italieniſchen Weine, auch Sabiner und Falerner, zu 75 Centimes, das Bier (cervesia camit?) zu 10 Centimes, eine geringere Art (Zythum) zu 5 Centimes. In Betreff der Kornpreiſe erſcheint das Maaß ſo zweifelhaft, daß kein feſtes Ergebniß zu erhalten iſt.

Der neue Cadaſter. Von Allem, was Diocletian je gethan hat, wird man dieſe Einführung des Maximums vielleicht am ſchärfſten tadeln können. Hier hatte ſich einmal der abſolute Staat im Vertrauen auf ſeine Zwangsmittel vollſtändig verrechnet; doch wird man die gute Abſicht auch nicht ganz verkennen dürfen. Dieſelbe tritt auch in dem neuen Cadaſter deutlich hervor, welchen Diocletian im letzten Jahre ſeiner Regierung
305. durch das ganze Reich hindurch aufnehmen ließ. Wohl heißt [1]) es: „er ließ das Land vermeſſen und beſchwerte es mit Abgaben“, — allein es war dabei ſicher nicht bloß auf die Erhöhung, ſondern auch auf die billigere Vertheilung der Steuern abgeſehen.

---

[1]) Joh. Lydus, de magistrat. Rom. I, 4.

Allgemeines Urtheil.

Ueberhaupt möchte ſeine Regierung Allem in Allem genommen, eine der beſten und wohlwollendſten geweſen ſein, welche das Reich je gehabt hat. Sobald man den Blick frei hält von dem ſchrecklichen Bilde der Chriſtenverfolgung [1]) und von den Erdichtungen des falſchen Lactanz, ſo nehmen die Züge des großen Fürſten einen ganz andern Ausdruck an. Der ältere Aurelius Victor, welcher auch für die Schattenſeiten keineswegs blind und, wo Italien in Frage kommt, ſogar ein Gegner iſt, ſagt von ihm: „Er ließ ſich „den Herrn nennen, benahm ſich aber als Vater; der kluge „Mann wollte ohne Zweifel zeigen, daß nicht ſchlimme Na„men, ſondern ſchlimme Thaten entſchieden.“ Und weiter nach Aufzählung der Kriege: „Auch die Einrichtungen des „Friedens wurden durch gerechte Geſetze befeſtigt; .... für „die Verproviantirung, für Rom, für das Wohl der Beam„ten wurde eifrig und emſig geſorgt, überhaupt durch Be„förderung der Wackern und Beſtrafung der Miſſethäter der „Trieb zum Guten geſteigert“ .... Endlich bei Anlaß der Abdankung ſchließt Victor:

„Bei dem Widerſtreit der Meinungen iſt der Sinn für „den wahren Sachverhalt verloren gegangen; unſere Anſicht „aber geht dahin, daß es einer hohen Anlage [2]) bedurfte, „um mit Verachtung alles Pompes wieder in das gemeine „Leben herabzuſteigen.“

Die Frumentarier.

Und dieſer abſolute Herrſcher, der ſein Land ſchrittweiſe der Uſurpation hatte abkämpfen müſſen, war auch großgeſinnt genug, um die politiſche Spionage abzuſchaffen. [3]) Wahrſcheinlich fand er ſeine Macht gerade durch die Theilung ſo vollſtändig geſichert, daß es deſſen nicht mehr bedurfte. Allerdings war das Späheramt in die Hände einer

[1]) Von deren wahrſcheinlichen Urſachen im achten Abſchnitt die Rede ſein wird.

[2]) **Excellens natura.**

[3]) **Aurel. Victor. Cæss. ibid. c. 39.**

2. Abſchnitt. Corporation gerathen, welche der Regierung ſelber gefährlich werden konnte; es waren die Frumentarier, oder Verwalter des öffentlichen Fuhrweſens, welche durch falſche Anklagen und durch den Schrecken davor namentlich in entlegenen Provinzen die angeſehenen Leute auf das ſchändlichſte brandſchatzten. Viel mehr iſt nicht davon bekannt,[1]) aber man darf ſich den Mißbrauch wohl ſehr furchtbar ausmalen; eine Bande böſer Menſchen, unter hoher Protection, gegenſeitig ſich ſtützend und haltend, alle Stimmungen des Mißtrauens in der Seele der Herrſcher erlauſchend und benützend, und dieſen hülflos gegenüber die reichen, altangeſehenen Familien in Gallien, Hiſpanien oder Syrien, geängſtigt und zu den größten Opfern genöthigt, um nicht als Theilnehmer an erdichteten Verſchwörungen denuncirt zu werden. Später, ſeit Conſtantin, der ſonſt die Angeber haßte,[2]) kam die Sache wieder, nur unter anderm Namen; abermals waren es die Unternehmer des kaiſerlichen Fuhrweſens, welche als „Agentes in rebus“ als „Veredarii“ jene ſchmähliche Rolle weiter ſpielten.

Grenzen des Deſpotismus.

Sonſt iſt der Deſpotismus der römiſchen Kaiſer überhaupt nicht mit der peinlichen Aufſicht über alle Kleinigkeiten, mit dem Hineinregieren in Alles und Jedes, namentlich nicht mit dem Dictiren und Controliren geiſtiger Richtungen behaftet, die dem modernen Staat ankleben. Dieſe verrufene Kaiſerherrſchaft, welche das Leben des Einzelnen ſo wenig achtete, ſo drückende Steuern eintrieb, für die öffentliche Sicherheit ſo ſchlecht ſorgte, — ſie begnügte ſich doch mit

[1]) Aus Hist. Aug. Hadr. 10. Commod. 4. Max. et. Balb. 10. Claud. goth. 17. geht hervor, daß ſchon Hadrian die Frumentarier zum Spioniren brauchte und daß ſie nachher vielfach zu Botſchaften und ſelbſt zu Executionen gebraucht werden konnten, weil ſie überall hinkamen.

[2]) Aur. Vict. Epit. 41. Das Geſetz gegen Delatoren v. J. 319. Cod. Theodos. X, 10. — Die Ergänzung zum Geſetz über Majeſtätsverbrechen, vom J. 314; ibid. IX, 5.

ihren nöthigſten Zwecken und überließ ſonſt die einſt mit Strömen Blutes unterworfenen Provinzen ungehemmt ihrem lokalen Leben. Von abſtrakter Gleichmacherei war dieſe Despotie weit entfernt. Dieß zeigt ſich nicht nur an den örtlichen, ſondern auch an den Standesunterſchieden, die ſie beſtehen und neu aufkommen ließ. Es bildet ſich z. B. eine Ariſtokratie der Steuerfreiheit für die ſenatoriſchen Familien, die vom Staat angeſtellten Lehrer und Aerzte nebſt einigen andern Kategorien, wozu in der Folge auch die chriſtlichen Prieſter kamen. Von einer lebendigen neuen Gliederung des Staatsweſens konnte allerdings nicht mehr die Rede ſein; das Höchſte, was ſelbſt ein Regent wie Diocletian zu erreichen hoffen durfte, war die Erhaltung des Reiches in ſeinem Umfang und eine leidliche Ausbeſſerung der Schäden im Innern.

Dritter Abſchnitt.

Einzelne Provinzen und Nachbarlande. Der Weſten.

Gallien. — Die Bagauda; ihre Imperatoren; ihre Unterdrückung. — Deckung der Grenzen durch Maximian und Conſtantius. — Trier. — Auguſtodunum und Eumenius. — Coloniſation von Barbaren. — Die Grenzvertheidigung Conſtantin's. — Elend Galliens; das Land und die Städte; die Clientel. — Die Romaniſirung in Sitte, Sprache und Religion. — Die Druiden und Druidinnen.

Britannien. — Carauſius und Allectus.

Die Germanen. — Summariſche Aufzählung der Kriege an der Nordgrenze. — Die Donaulande. — Der Pontus. — Das Reich Bosporus. — Das Griechenthum in Cherſonneſus und Olbia. — Der Cultus Achills. — Die Inſel der Seligen.

Dritter Abſchnitt.

Einzelne Provinzen und Nachbarlande. Der Weſten.

3. Abſchnitt.

Im vorigen Abſchnitt wurde nicht verhehlt, wie mißlich es mit den Durchſchnittsurtheilen über manche der wichtigſten Lebensfragen im ſpätrömiſchen Reiche ausſieht. Es fehlt die weſentliche Baſis: Die Kenntniß des Zuſtandes der einzelnen Provinzen. Aus vereinzelten Notizen in den Geſchichtſchreibern, aus den maſſenhaft geſammelten Inſchriften und aus den Baureſten geben wohl manche ſichere und werthvolle Thatſachen, theils unmittelbar, theils durch Schlüſſe hervor, allein nur um ſo empfindlicher ſind die großen Lücken, welche unausfüllbar dazwiſchen liegen. Uns iſt hier nur geſtattet, digreſſionsweiſe über diejenigen Provinzen das Weſentliche zuſammenzuſtellen, welche, als die offenen Wunden des kranken Reichskörpers in dieſer Zeit, ohnedieß die größte Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen: zunächſt über das damalige Gallien, deſſen Schickſal mit demjenigen Britanniens eng zuſammenhängt.[1])

Gallien.

Die großen Tyrannen Galliens hatten zwar einſtweilen den Occident nach Kräften gegen die eindringenden Germanen vertheidigt. Allein die Gewaltſamkeit ihrer Succeſſion, der fortwährende Kampf nach außen, und zuletzt der Bürgerkrieg zwiſchen der Partei des Tetricus und derjenigen der

[1]) Vgl. u. a. Am. Thierry: hist. de la Gaule sous l'administration rom., Bd. 2. — Halliſche Weltbiſterie, Zuſätze, Bd. 6.

3. Abschnitt. italischen Kaiser, wozu Aurelian's Feldzug nach Gallien mit der Schlacht bei Chalons s. M. den Schluß bildete, — dieses Alles hatte das allgemeine Elend und die Auflösung aller politischen und sittlichen Bande unerträglich gesteigert. Nun erneute sich der Kampf gegen Franken und Alamannen; noch unter Aurelian siegte der Feldherr Constantius Chlorus
274. über die letztern bei Windisch, und zwar an demselben Tage, da ihm sein Sohn Constantin geboren wurde; aber alle Siege schienen nur neue Schaaren dieser unerschöpflich jugendlichen Völker über den Rhein zu rufen. Es half nichts mehr, ihre Gesandten durch weinfeste Obristen unter den Tisch trinken und in diesem Zustande ausforchen zu lassen; es machte keinen Eindruck mehr, wenn der Kaiser ihre Deputationen mit absichtlichem Pomp vor der halbmondförmigen Fronte empfing, er selber im Purpur auf hoher Bühne, vor ihm die goldenen Legionsadler und die kaiserlichen Bildnisse und die mit Gold geschriebenen Heeresverzeichnisse auf silbernen Lanzen.[1]) Unter Probus nahm der Krieg wieder ganz ungeheure Dimensionen an und ohne das Talent und den Heldenmuth des großen Kaisers wäre Gallien entschieden verloren gewesen. Dennoch regte sich immer von Neuem, hauptsächlich in Lyon und der Umgegend, eine Partei, welche offenbar eine Fortsetzung des gallischen Kaiserthums, nach dem Vorbilde des Postumus und der Victorina, erstrebte. Vielleicht mußte Diocletian später bei seiner Theilung der Macht auch auf diese Umstände einige Rücksicht nehmen. Aber ehe es dazu kam, waren die Eroberungen des Probus im Süddeutschland von Neuem verloren und das unglückliche Gallien noch einmal von deutschen Schaaren überzogen
283. worden; Carinus hatte diese zwar geschlagen und ein Heer dort gelassen, dieses jedoch bei seinem Kriege gegen den Usurpator Julian und den heranziehenden Diocletian wieder

[1]) Hist. Aug. Bonosus. c. 14. — Dexippi Fragm. 24. ap. Müller. Fragm. hist. græc. III.

abrufen müſſen, worauf in Gallien der ganze geſellſchaftliche Zuſtand aus den Fugen ging.

Die Bagauda.

Dießmal ſind es die Bauern, welche ſeitdem in den großen Kriſen des alten Frankreichs mehr als einmal plötzlich in furchtbarer Machtfülle aufgeſtanden ſind und auch in unſerm Jahrhundert ihr letztes Wort noch nicht geſprochen haben. Damals lebten ſie in altererbter Sklaverei, wenn das Verhältniß auch in der Regel nicht dieſen Namen trug.[1]) Eine Anzahl Bauern waren wirkliche Ackerſklaven, andere erſchienen als Leibeigene an die Scholle gebunden, wieder andere heißen Colonen, d. h. Kleinpächter auf halben Ertrag; auch beſſer geſtellte Pächter um Geldzins fehlen nicht; endlich gab es eine Maſſe ſogenannter freier Arbeiter und Taglöhner. Aber Alle vereinte jetzt dasſelbe Unglück. Die Grundeigenthümer, ausgeſogen durch die raubähnlich ſteigenden Bedürfniſſe des entzweiten Staates, wollten ſich an ihren Bauern erholen, gerade wie der franzöſiſche Adel nach der Schlacht bei Poitiers, als es ſich um die Loskaufſumme für die mit König Johann dem Guten gefangenen Ritter handelte. Das einemal nannte man, was daraus entſtand: die Bagauda, das anderemal: die Jaquerie. — Die Bauern und Hirten hatten ſchaarenweiſe ihre Hütten verlaſſen um auf Bettel herumzuziehen. Ueberall abgewieſen und von den Garniſonen der Städte verjagt, thaten ſie ſich in Bagauden, d. h. Banden zuſammen. Ihr Vieh tödteten ſie und aßen es auf; mit den Ackerwerkzeugen bewaffnet, auf ihren Ackerpferden beritten, durchzogen ſie das flache Land, nicht nur, um für ihren Hunger zu ſorgen, ſondern um es in wahnſinniger Verzweiflung zu verwüſten.[2]) Dann bedrohten ſie

1358.

[1]) Guizot, hist. de la civilisation en France, vol. I., p. 73.

[2]) Panegyr. II. (Mamertin. ad Max. H.), c. 4: cum arator peditem, cum pastor equitem, cum hostem barbarum suorum cultorum rusticus *vastator* imitatus est. — Vgl. auch Paneg. IV. und VIII. (Eumenius pro rest. schol. und

3. Abſchnitt. die Städte, wo ihnen oft ein plünderungsſüchtiger, im Elend verkommener Pöbel die Thore öffnete. Die allgemeine Desperation und die dem Gallier angeborne Sucht nach Abenteuern vergrößerten ihr Heer in kurzem dergeſtalt, daß ſie es wagen konnten, zwei von den Ihrigen, Aelianus und Amandus, zu Kaiſern zu erheben und ſo den Anſpruch auf das galliſche Imperium zu erneuern. Bunt und ſonderbar mag die Hofhaltung dieſer ländlichen Imperatoren ausgeſehen haben; das dritte Jahrhundert hatte zwar Bauernſöhne und Sklavenkinder genug auf den Thron der Welt geſetzt, aber in der Regel ſolche, die in den Armeen und dann im kaiſerlichen Generalſtab eine Vorſchule der Herrſchaft durchgemacht hatten. Aelianus und Amandus beſaßen einen ſolchen Anſpruch nicht, dafür aber möglicherweiſe einen andern, der die ſonſtigen Mängel aufwog. Die chriſtliche Sage, nachweisbar ſeit dem ſiebenten Jahrhundert, hat ſie nämlich zu Chriſten gemacht [1]) und ihnen auf dieſe Weiſe ein Recht verliehen gegenüber den götzendieneriſchen Kaiſern. Soviel darf immer angenommen werden, daß eine Menge Chriſten bei den letzten Verfolgungen, z. B. bei der aurelianiſchen, Wohnung und Beſitz verlaſſen hatten und nun in ihrer Hülfloſigkeit ſich den Bagauden anſchloſſen. Wir können Daſſelbe von Verfolgten aller Art, auch von Verbrechern vermuthen. [2])

Ihre Imperatoren.

Es ſcheint, daß das ſüdliche und weſtliche Gallien weni-

Gratiar. actio) und die wenigen Worte in den Geſchichtſchreibern. — War der Bürgerkrieg in Gallien, welchen Eutrop IX, 4 unter Decius erwähnt, ein Beiſpiel dieſer Bagauda?

1) Die Münzen, deren heidniſche Reverſe das Gegentheil beweiſen würden, ſind meiſtens aus Münzen früherer Kaiſer durch Aenderung des Namens gefälſcht.

2) Die Sage von dem Martertod der thebäiſchen Legion, welche Maximian gegen die Bagauden führen wollte, iſt leider von der Kritik vollkommen zernichtet. Vgl. Rettberg, Kirchengeſch. Deutſchlands I., S. 94.

ger von der Bewegung berührt wurden als der Norden und Oſten, wo die Noth der Barbaren wegen viel größer ſein mußte. Eine Stunde über Vincennes hinaus bildet die ſtrengfließende Marne, kurz vor ihrem Ausfluß in die Seine, eine Halbinſel, auf deren Rücken ſpäter die Benedictinerabtei St. Maur-les-fossés erbaut wurde. Schon die alten Kelten hatten mit Vorliebe ſolche Punkte zu ihren Kriegsveſten (oppida) gewählt und gewiß gab es an Ort und Stelle ſchon Wall, Graben und Mauern aus alter Zeit,[1]) als Aelianus und Amandus die Halbinſel zum „Bagaudenſchloß“ machten, ein Name den ſie noch Jahrhunderte hindurch geführt hat, obwohl in dem einen Jahre 285 auf 286 das Wenigſte daran gebaut ſein konnte. Von dieſem unangreifbaren Punkte aus, dem durch keine Furt noch Untiefe beizukommen war, machten ſie ihre Streifzüge in Nähe und Ferne; bieher ſchleppten ſie auch ihre Beute zuſammen. Sie waren mit der Zeit keck genug geworden, nicht nur ſchwächere Städte ohne Weiteres zu brandſchatzen, ſondern auch ſtärkere zu belagern. Es gelang ihnen, das alte, weitläufige Auguſtodunum (Autun) einzunehmen, wo weder Tempel, noch Hallen, noch Thermen vor ihnen Gnade fanden; Alles wurde ausgeraubt und zerſtört, die Einwohner in's Elend vertrieben.

Ihre Unterdrückung.

Es mußte mit den Bagauden aufgeräumt werden, bevor ſie auf dieſe Weiſe Stadt um Stadt, und damit alle Haltpunkte gegen die Barbaren zu Grunde richteten. Dieß war die Aufgabe des damaligen Cäſars Maximianus Herculius, der ſich damit den Auguſtustitel verdiente. Wir erfahren nur, daß er raſch und leicht fertig wurde, indem er die Banden theils auf's Haupt ſchlug, theils durch Hunger,

[1]) Die vita S. Baboleni, bei Bouquet, scriptores, T. III, läßt darüber kaum einen Zweifel, wenn man die keltiſche Befeſtigung des Bremgarten bei Bern und anderer Halbinſeln damit vergleicht. Wie überall nannte die Volksſage auch in S. Maur Cäſar als Erbauer.

3. Abschnitt. wozu sich eine Pest gesellte, zur Uebergabe zwang. Ob irgend eine direkte Erleichterung der erdrückenden Lasten erfolgte, welche den Aufruhr hervorgerufen hatten, ist mehr als zweifelhaft, da die Klagen über allzuhohe Steuern sich eher vermehren. Mittelbar besserte sich wohl die Lage des Landes überhaupt, als in der Folge die Germanen für mehrere Jahrzehnde eingeschüchtert wurden und die Usurpation aufhörte; aber im fünften, vielleicht schon im vierten Jahrhundert riefen ähnliche Ursachen auch wieder ähnlichen Wirkungen; die Bagauda hebt wieder ihr Haupt empor [1]) und man möchte beinahe vermuthen, daß sie nie ganz aufgehört hatte.

Verwüstung Galliens. Doch wir kehren zu den Zeiten Diocletian's zurück. Viele Gegenden Galliens lagen bleibend darnieder; die tiefverschuldeten Landbesitzer um Autun z. B. hatten noch unter Constantin [2]) sich nicht so weit erholt, daß sie auch nur die alte Bewässerung und Nutzung hätten in Gang setzen können, so daß ihr Boden in Sumpf und Gestrüpp ausartete; die Burgunderreben starben ab; das Waldgebirg füllte sich mit wilden Thieren. „Die Ebne bis an die Saone war „einst fröhlich und reich, so lange man die Gewässer in Ord„nung hielt, — jetzt sind die Niederungen zum Flußbett „oder zur Pfütze geworden; die gewaltigen Weinstöcke sind „verholzt und verwildert [3]) und neue kann man nicht pflan-

[1]) **Salvianus: de vero judicio et providentia Dei, l, V. Marii Victoris ep. ad Salmonem** bei Wernsdorf, **poëtæ lat. min. v. III. — Zosim. VI, 2.**

[2]) **Paneg. VIII. (Eumen. gratiar. actio) c. 6.** Vom Jahr 311, wogegen **Paneg. IV. (pro rest. schol.)** mit seinem Hymnus auf den Wiederanbau der Fluren und die Herstellung der Städte nicht als Zeugniß gelten kann.

[3]) Im Schwarzwald unweit Pforzheim soll man noch jetzt zwischen römischen Ueberresten aller Art Stöcke der verwilderten Weinrebe **vitis labrusca**, finden. Vgl. Creuzer, zur Gesch. altröm. Cultur am Oberrhein und Neckar, S. 67.

„zen ... Von der Stelle an, wo der Weg auswärts führt „nach dem belgiſchen Gallien (alſo ſo ziemlich von Autun „ſelbſt an) iſt Alles wüſte, ſtumme, düſtere Einöde; ſelbſt „die Heerſtraße iſt ſchlecht und uneben und erſchwert den „Transport der Früchte ſowohl als die öffentlichen Sen„dungen." — Im Mittelalter kam es auch einmal, um die Zeit der Jungfrau von Orleans, ſo weit, daß die Rede ging: es ſtehe von der Picardie bis Lothringen kein Bauernhaus mehr aufrecht; allein was eine lebenskräftige Nation in zwanzig Jahren wieder einholt, gereicht einer abzehrenden zur tödtlichen Einbuße.

Deckung der Grenzen.

Was halfen da die großen und dauernden Anſtrengungen des Maximian und Conſtantius[1] mit der Deckung des Rheines, wozu ſie es ſammt aller Tapferkeit und allem Talent brachten, war doch erſt die Möglichkeit einer Heilung des zerſtörten Innern gegeben, aber noch lange nicht die Heilung ſelbſt. Immerhin wirkte die Thätigkeit der beiden Fürſten nachhaltig, ſo daß die Germanen auf längere Zeit die Schläge fühlten. Mehrmals zieht Maximian gewaltig über den Rhein gleich Probus, und bändigt Burgundionen, 287—288.
Alamannen, Heruler und Franken; Conſtantius befreit das Bataverland von den letztern und ſchlägt die wieder herein- 294.
gebrochenen Alamannen in der furchtbaren Schlacht bei 298, u. a. 300.
Langres, wo ihrer 60,000 fielen. Allerdings kam den Römern dabei eine innere Kriſis unter den Germanen zu Statten, von der wir nur leider zu wenig wiſſen. „Die „Oſtgothen, heißt es,[1]) zernichten die Burgundionen, aber „für die Beſiegten waffnen ſich die Alamannen; die Weſt„gothen, mit einer Schaar Taifalen, kämpfen gegen Van„dalen und Gepiden ... Die Burgundionen haben die „Gegend der Alamannen weggenommen, aber mit ſchwerem „Verluſt bezahlt und nun wollen die Alamannen das Ver„lorne wieder erkämpfen." Hier liegt offenbar die Erklärung

[1]) Panegyr. III. (Mamert. genethl. ad Max. Herc.) 16—18.

3. Abschnitt. der seltsamen, immer nur auf kurze Zeit gestörten Waffenruhe zwischen Römern und Deutschen unter Constantin dem Großen; die welthistorische Veränderung, welche er zu leiten hatte, sollte ohne allzu bedeutende Störung von außen sich vollziehen können; ebendazu mußte gleichzeitig im fernen Osten der Friedensschluß vom Jahr 297 und die Minderjährigkeit des Sassaniden Sapor II. dienen.

Maximian und Constantius hatten mittlerweile wenigstens die Befestigung des Rheines als Grenze durchgeführt. Auf diese „Castelle mit Reiterschwadronen und Geberten" in der Nähe des Stromes wird man wohl den vorgeblichen Wiederaufbau der „in Waldnacht versunkenen, von wilden Thieren bewohnten Städte" beschränken müssen, wenn schon der Lobredner, dem wir diese Worte verdanken,[1]) eine allgemeine Lobpreisung des wiedergekehrten goldenen Zeitalters daran knüpft. Wo früher Städte waren, kennt das vierte Jahrhundert Castelle, und auch da gab es auffallende Lücken.[2])

Prachtvoll hergestellt wurde vielleicht nur die nordische Residenz, Trier. Da erhoben sich aus den Trümmern, welche der Besuch der Franken, vielleicht auch der Bagauden hinterlassen, ein großer Circus, mehrere Basiliken, ein neues Forum, ein gewaltiger Pallast und andere Luxusbauten mehr.[3]) —

[1]) **Paneg. IV. (Eumen. pro rest. schol.) c. 18.**

[2]) **Ammian. Marc. XVI. 3.** — Die Inschr. v. Oberwinterthur bei Orelli, **Inscr. lat. sell. N. 467.** — Ueber die einzelnen Stücke des obern rechten Rheinufers, welche auch noch Probus zeitweise römisch waren, vgl. Mone, Urgeschichte des badischen Landes, **II.**, S. 286. Im Ganzen blieb eben doch der südwestliche Winkel Deutschlands, die sog. **agri decumates**, von Cäsar bis zu Julian verloren und der Rhein galt als Grenze.

[3]) **Panegyr. VII. (Eumen. Constantino, vom J. 310) c. 22,** wo dieß Alles als Werk Constantin's dargestellt wird. Den Anfang möchten doch schon Maximian und Const. Chlorus gemacht haben. — Ueber die Porta nigra vgl. Kugler's Kunstgeschichte, 2te Auflage. S. 351.

Das unglückliche Autun fand einen warmen Fürſprecher an Eumenius, den wir hier von der beſſern Seite kennen lernen. Er war Sekretär (magister sacræ memoriæ) des Conſtantius geweſen und hatte (wahrſcheinlich in Folge ſehr wichtiger Dienſtleiſtungen) eine Penſion von mehr als 26,000 Franken unſeres Geldes zu verzehren mit der Sinecure eines Vorſtehers der Schulen zu Autun, wo ſchon ſein aus Athen gebürtiger Großvater eine Profeſſur bekleidet hatte. Nun gebt ſein ganzer Ehrgeiz dahin, ſein Einkommen (obwohl er Familie hatte) dieſen Schulen zum Geſchenk zu machen und überdieß die Gnade des Conſtantius und nachher des Conſtantin auf dieſe arg zerrütteten Anſtalten und auf die ruinirte Stadt hinzulenken. Es iſt derſelbe ſchöne, antike Localpatriotismus, der uns in den Schilderungen des Philoſtratus mit ſo manchem griechiſchen und aſiatiſchen Sophiſten des erſten und zweiten Jahrhunderts n. Chr. verſöhnt und befreundet. Man muß dieſe ſeltſame Miſchung von Edelſinn und Schmeichelei aufnehmen und würdigen wie jene Zeit ſie hervorbrachte. „Dieſe Beſoldung, ſagt „Eumenius, nehme ich, was die Ehre betrifft, anbetend in „Empfang, ſchenke ſie aber weiter . . . Denn wer wird jetzt „ſo erbärmlicher Geſinnung, ſo allem Streben nach Ruhm „abhold ſein, daß er ſich nicht ein Andenken ſtiften und eine „günſtige Meinung von ſich hinterlaſſen wollte?“ — In den hergeſtellten Schulen werde man lernen die Fürſten auf würdige Weiſe zu loben, und einen beſſern Gebrauch der Eloquenz gebe es ja überhaupt nicht. Selbſt der alte Maximian kömmt hier noch zu einer recht unverdienten Parallele mit Hercules muſagetes, dem Vorſteher der Muſen; denn — ihm iſt die Ernennung eines Scholarchen für Autun ſo wichtig geweſen, als handelte es ſich um eine Reiterſchwadron oder um eine prätorianiſche Cohorte.[1]) Mit der Herſtellung der ganzen Stadt hatte es indeß noch gute Weile; erſt

Augustodunum und Eumenius.

[1]) Panegyr. IV, pro rest. schol. passim. — Vom J. 295.

3. Abſchnitt. 311. Conſtantin konnte mit einem bedeutenden Steuererlaß und mit direkten Bewilligungen nachdrücklicher aushelfen. Faſt rührend ſchildert Eumenius ſeinen Einzug: „Wir „ſchmückten Dir die zum Palatium führenden Gaſſen mit „ärmlichem Zierrath aus; doch trugen wir wenigſtens die „Symbole aller unſerer Zünfte und Körperſchaften und die „Bilder aller unſerer Götter hervor; einige wenige Muſik„inſtrumente haſt Du mehrmals angetroffen, weil wir Dir „damit durch Nebenwege vorauseilten. Dir entging wohl „nicht die gutwillige Eitelkeit der Armuth!“ [1])

Coloniſation von Barbaren.

In den verödeten, nördlichen und öſtlichen Theilen Galliens mußte man wohl oder übel in dem ſeit Claudius und Probus begonnenen Syſtem fortfahren und die kriegsgefangenen Germanen als Ackerknechte, theilweiſe aber auch als freie Bauern, ja als Grenzwächter anſiedeln. Die Lobredner [2]) rühmen es, wie alle Markthallen voll Gefangener ſitzen, welche ihr Schickſal erwarten; wie der Chamave, der Frieſe — einſt ſo leichtfüßige Räuber — jetzt im Schweiß ihres Angeſichtes das Feld bauen und die Märkte mit Vieh und Korn beſuchen; wie ſie ſich auch der Aushebung und der römiſchen Kriegszucht unterziehen müſſen; wie Conſtantius die Franken von den fernſten Geſtaden des Barbarenlandes hergeholt, um ſie in den Einöden Galliens [3]) zum Ackerbau und Kriegsdienſt zu erziehen, u. dgl. m. — thatſächlich waren es doch lauter Experimente der Noth und zwar ſehr gefährliche. Sobald die Stammesgenoſſen dieſer Gefangenen wieder in Gallien einbrachen, konnten ſie in

[1]) **Paneg. VIII (gratiarum actio, vom J. 311) c. 8.**

[2]) **Paneg. V (Eumen. Constantio, vom J. 297) und VII (Constantino, v. J. 310). passim.** Vgl. **Hist. Aug. Probus 15.**

[3]) Nachweisbar z. B.: in den Vogeſen, wo es noch im M. A. einen Chamavengau und einen Chattuariergau gegeben hat. Vgl. für die ganze Völkerwanderung: **Zeuß**, die Deutſchen und ihre Nachbarſtämme.

den letztern lauter Verbündete finden, wenn nicht eine geraume Zeit dazwiſchen verſtrichen war.

Conſtantins Grenzvertheidigung. 308.

Dieſe Eventualität einſtweilen abzuhalten, gelang dem Glück, dem Talente und der Grauſamkeit Conſtantin's, als er in dem erſten Jahre nach dem Tode ſeines Vaters den Bund einiger Frankenvölker zu bekämpfen hatte, welche zu den ſpäter ſo genannten ripuariſchen Franken gehörten (wahrſcheinlich Chatten und Ampſivarier, nebſt den Bructerern). Sie hatten ſchon bei Lebzeiten ſeines Vaters den Rhein überſchritten; nun ſchlug er ſie und bekam ihre Fürſten Ascarich und Regais (oder Merogais) gefangen.[1] In dem Amphitheater zu Trier, deſſen gewaltige Ueberreſte man noch jetzt in den Weinbergen aufſucht, wurden die beiden den wilden Thieren vorgeworfen; daſſelbe geſchah maſſenweiſe mit den gefangenen Bructerern, „die zu unverläſſig waren um als „Soldaten, zu unbändig um als Sklaven zu dienen"; „die „wilden Beſtien ermatteten ob der Menge ihrer Opfer." — Noch zweimal im Jahr 313 und um 319 werden kurze Feldzüge gegen die Franken erwähnt, freilich bei den Geſchichtſchreibern nur mit einem Worte, woraus ſchon ihre geringe Bedeutung hervorgeht.[2] Conſtantin nahm ſogar wieder von einem Stücke des rechten Rheinufers Beſitz, und erbaute zu Köln eine große ſteinerne Brücke, welche bis in die Mitte des zehnten Jahrhunderts vorhanden war, aber in einem ſo baufälligen und gefährlichen Zuſtande, daß Erzbiſchof Bruno, der Bruder Otto's des Großen, ſie abbrechen ließ.[3] Den Brückenkopf bildeten die Castra Divitensia, das heutige Deutz. — Ein periodiſches Feſt, die fränkiſchen Spiele (ludi

[1] Paneg. VII (Eumen. Constantino) c. 11. 12.

[2] Etwas umſtändlicher Panegyr. IX, 23 und X, 17 und 18, hier mit offenbarer Uebertreibung. Bei einem dieſer Züge ſoll z. B. Conſtantin ſelber verkleidet die Feinde ausgekundſchaftet und durch Zureden zum Angriff provocirt haben.

[3] Fiedler, röm. Geſch. 3te Aufl. S. 433. — Noch 1766 ſah man bei niedrigem Rheinſtande einige Pfeiler davon.

3. Abſchnitt. Francici) verewigte dieſe Erfolge. Bei der Siegesfeier vom Jahr 313 ſtürzten ſich die dem Tode geweihten Franken den wilden Thieren mit ſehnſüchtiger Ungeduld entgegen.

Das Bild Galliens.

Vergebens ſucht man das Geſammtbild des alten Galliens, wie es unter Diocletian und Conſtantin ſein mochte, weiter zu vervollſtändigen, indem die ergiebigern Quellen erſt für die Zeit von Valentinian I. an zu fließen beginnen. Von dem Loos der Landbevölkerung kann man ſich nach dem Obigen einen ungefähren Begriff machen. Der Gallier fühlte aber auch ſeine Noth viel lebhafter als manche andere Bevölkerungen des Reiches. Schon phyſiſch ſehr bevorzugt, hoch und derb, hielt er etwas auf ſeine Perſon, liebte die Reinlichkeit und wollte nicht in Lumpen einhergehen. Er verzehrte viel, namentlich in Wein und andern berauſchenden Getränken, hatte aber dafür jene Anlage des geborenen Soldaten, welche bis ins vorgerückte Alter keine Furcht kannte und keine Anſtrengung mied. Man meinte, dieß hänge mit ſeiner kräftigen Blutfülle zuſammen und verglich ihn mit jenen magern, verkommenen Südländern, welche zwar mit einer Zwiebel des Tages ihren Hunger ſtillen, dagegen im Krieg ihr Blut ſparen, deſſen ſie ſo wenig übrig haben.[1]) Auch die galliſchen Weiber, blonde, gewaltige Figuren, ſcheuten den Streit nicht; ſie waren furchtbar, wenn ſie die weißen Arme aufhoben und ihre Schläge und Fußtritte „gleich Catapult-Schüſſen“ austheilten.[2]) Eine ſolche Bauerſchaft läßt ſich nicht zu viel bieten, und ein gewiſſer Grad von Elend wird unvermeidlich den Ausbruch herbeiführen, wie damals geſchah. — Allein auch in den Städten herrſchte Noth und Dürftigkeit; der wichtigſte Beſitz des Stadtbewohners in dieſem faſt ausſchließlichen Agriculturlande war der ausgeliehene oder durch Knechte bewirthſchaftete Boden, deſſen Unglück der Eigenthümer in vollem

Die Städte.

---

[1]) Veget. de re milit. I, 2.

[2]) Ammian. Marc. XV, 12.

Maße mitempfand. Sodann erdrückte der Staat hier wie im ganzen Reiche durch das Decurionenweſen auch die Wohlhabenden, inſofern er die Beſitzer von mehr als 25 Morgen Landes insgeſammt für die fixen, oft noch willkürlich erhöhten Steuern des Bezirkes haftbar machte; eine Lage, welcher ſich der Einzelne bisweilen durch ganz verzweifelte Schritte, ſpäter ſelbſt durch Flucht zu den Barbaren, zu entziehen ſuchte. Wenn man nun doch noch Beiſpiele von außerordentlich reichen Leuten und einem großen Luxus findet, ſo erklärt ſich dieß für's Erſte durch das Fortbeſtehen der ſogenannten ſenatoriſchen Familien, welche durch erbliche Verleihung Mitglieder des römiſchen Staates geweſen ſein müſſen und außer ihrem Titel „clarissimi“ und andern Ehrenrechten auch die Befreiung von dem Ruin der übrigen Städter, dem Decurionat für ſich hatten. Ein anderer Grund liegt wohl in einem merkwürdigen Zuge des alten galliſchen Nationalcharakters, welcher aus Liebe zu Parteiungen aller Art, ſpäter dann natürlich aus Noth, beſtändig auf Verhältniſſe der Clientel, des Schutzes Geringerer durch Mächtige hindrängt. Schon Cäſar[1]) fand in dieſer Beziehung einen ganz ausgearteten Zuſtand vor; die Maſſe war bereits in die Knechtſchaft des Adels gerathen. Aber ein halbes Jahrtauſend nach ihm kehrt dieſelbe Klage faſt unverändert wieder; Salvian[2]) bejammert das Loos der kleinen Grundbeſitzer, welche aus Verzweiflung über den Beamtendruck und die ungerechten Richter den Großen des Landes ſich und ihre Habe zu eigen überlaſſen. „Dann iſt ihr Grundſtück die Landſtraße[3]) und ſie ſind die Colonen der Reichen! Der Sohn erbt nichts, weil der Vater einmal Schutz nöthig gehabt hat!“ — Auf dieſe Weiſe war es ſchon möglich, daß der einzelne Vornehme, der einzelne Großpäch-

Die Clientel.

---

[1]) Bellum gall. VI. 13.

[2]) De vero iudicio et provid. Dei. l. V.

[3]) Wenn „Fundos viarum quærunt“ ſo zu überſetzen iſt.

3. Abſchnitt.

ter von Staatsländereien u. ſ. w. ganz endloſe Latifundien zuſammenbrachte und dann wieder in antiker Weiſe gegen ſeinen Wohnort oder ſeine Provinz freigebig ſein, z. B.: prächtige öffentliche Gebäude errichten konnte, während Alles um ihn her darbte oder von ſeiner Gnade lebte. Iſt dieß im Einzelnen für Gallien nicht nachzuweiſen, ſo bleibt es doch die einzige Erklärung des Contraſtes zwiſchen der äußern Pracht der Städte (ſoweit dieſelbe nicht kaiſerliche Munificenz war) und dem notoriſchen Elend. An Tempeln, Amphitheatern, Theatern, Triumphbögen, Fontainen, Thermen, Doppelpforten konnten namentlich die ſüdgalliſchen Städte es mit den meiſten italieniſchen aufnehmen, wie ihre Ruinen beweiſen, — noch jetzt die Zierden jedes betreffenden Ortes, wie ſie einſt als unverſehrtes Ganzes den Dichter Auſonius entzückten. Abgeſehen von Schenkungen mußten ohne Zweifel auch oft die Decurionen aus ihrem eigenen und aus dem Stadtgut dergleichen Ausgaben beſtreiten helfen.

Romaniſirung Galliens.

Von den Lehranſtalten Galliens wird weiterhin die Rede ſein; durch ſie erhielt ſich das Land ſeine bedeutende Stellung im Verhältniß zum römiſchen Geiſtesleben, auf welche es ſo ſtolz war. Denn man wollte ja nicht mehr zum alten Keltenthum zurückzukehren, ſondern nach Kräften Römer ſein; mit einem wahren Eifer muß das Volk z. B. ſeine alte Sprache[1]) zu vergeſſen geſucht haben, die durch bloße römiſche Coloniſation und Verwaltung nicht ſo völlig zurückgedrängt worden wäre. Vielleicht giebt bis zu einem gewiſſen Grade

Die Sprache.

der jetzige Sprachenzuſtand des Elſaß eine Vorſtellung des damaligen galliſchen; die alte Sprache dauert im täglichen Leben fort, ſobald aber ein Intereſſe höherer Bildung berührt wird, oder ſobald man ſich irgendwie offiziell zu geberden hat, tritt die neue in ihr Recht, auf deren wenn auch mangel-

1) L. Dieffenbach, Celtica, II. 84. Noch Anfang des dritten Jahrhunderts werden einzelne Urkunden keltiſch abgefaßt. — Vgl. beſ. Panegyr. IX, c. 1.

haft Kenntniß alle Welt ſich etwas zu Gute thut. Auch die alte Religion der Gallier hatte ſich bequemen müſſen, ein römiſches Gewand anzuziehen, und die Götter haben ſich nicht bloß (wo es anging) im Namen, ſondern auch in der plaſtiſchen Darſtellung dem römiſchen Styl gefügt, mag er auch nicht wenig provinziell verwildert erſcheinen, ſobald er ſich über die alten kunſtverſtändigen Städte des Südens hinauswagt. In Einem Falle mindeſtens hat aber der klaſſiſche Bildhauer auch ein rein keltiſches Götterideal verwirklichen müſſen, nämlich die geheimnißvollen Matronen,[1]) welche in ihrem wunderlichen Kopfputz, Fruchtſchalen auf dem Schooß, zu dreien neben einander zu thronen pflegen. Von einer ganzen Menge zumal localer Gottheiten, deren Namen ſich ſchon deßhalb nicht in's Lateiniſche überſetzen ließen, haben wir bloß die Weiheinſchriften[2]) ohne Bildwerke.

Die Druiden.

Wie ſtand es aber mit dem einſt ſo mächtigen Prieſterthum, welches dieſe Religion verwaltete, mit den Druiden? Vor Zeiten hatten ſie mit den Adlichen Einen herrſchenden Stand ausgemacht; dieſen blieb Herrſchaft und Kriegsmacht, ihnen das Richteramt und die Pflege der geheimen Wiſſenſchaften, der gewaltigen Superſtitionen, womit ſie das ganze Leben des Volkes umſponnen hielten. Ihr Bann war die ſchrecklichſte Strafe; wen ſie von den Opfern ausſchloſſen, der galt als unrein und rechtlos. Als Geweihte der Gottheit waren ſie frei von Abgaben und Kriegsdienſt. Vielleicht gehörten zu ihren Heiligthümern (oder Tempeln, wenn man ſo ſagen darf) beträchtliche Domainen, jedenfalls aber Schätze in edeln Metallen, deren Fülle ſprüchwörtlich geworden war.

Aus dieſer hohen Stellung waren jedoch die Druiden

[1]) Vgl. H. Schreiber: Die Feen in Europa. Freibg. 1842. — Auch dieſe ausgezeichnete Monographie läßt nebſt mehrern andern dringend wünſchen, daß der Verf. der deutſchen Wiſſenſchaft eine Geſammtdarſtellung des Keltenthums ſchenken möchte, zu welcher er vor ſo vielen Forſchern befähigt wäre.

[2]) Orelli, inscr. lat. sel. I. cap. IV. §. 36. & 37. — S. d. V. Abſchnitt.

3. Abſchnitt. längſt verdrängt, ohne daß man genau ſagen könnte, ſeit wann und wie. Schon die unermeßlichen Erpreſſungen Cäſar's hatten gewiß auch jenen Tempelſchätzen gegolten und damit thatſächlich der Macht der Druiden, welche überdieß durch die Vermiſchung des römiſchen Götterdienſtes mit dem ihrigen und durch die Einführung römiſcher Prieſterthümer mehr und mehr beeinträchtigt wurden. Unter Auguſtus und Tiberius verrathen ſich Zuckungen der Unzufriedenheit; wenigſtens ſoll der letztere ſich veranlaßt gefunden haben, „die galliſchen Druiden und derartige Wahrſager und Aerzte aufzuheben.“ [1]) Sie dauerten aber doch fort, ſelbſt nachdem Claudius „ihre furchtbar grauſame Religion, deren Begehung bereits Auguſtus den römiſchen Bürgern unterſagt, gänzlich aufgehoben hatte.“ [2]) Damit ſind die Menſchenopfer gemeint, wozu bei Claudius noch der Widerwille gegen die gefährlichen Amulete kommen mochte, welche die Druiden im Gebrauch hielten, z. B.: Eier gewiſſer Schlangen, wodurch man ſich den Sieg in jedem Streit und den Zugang zu Fürſten geſichert glaubte. [3]) Der Stand als ſolcher mußte jetzt freilich ſeinen Zuſammenhang verlieren, die druidiſchen Tagſatzungen zwiſchen Dreux und Chartres allmälig eingehen, das Wandern der Druidenzöglinge nach dem ſeither ebenfalls römiſch gewordenen Britannien aufhören, nachdem die Inſel ſeit unvordenklichen Zeiten als die hohe Schule aller druidiſchen Weisheit gegolten; — aber es gab doch noch fortwährend Druiden bis in die chriſtliche Zeit hinein, ohne Zweifel weil das Volk des von ihnen gepflegten Aberglaubens im täglichen Leben nicht entbehren wollte. Leicht kann man ſich ihre Lage im dritten Jahrhundert vorſtellen; die gebildete Welt hat ſich längſt dem römiſchen Weſen in die

[1]) Plin. Hist. nat. XXX, 4. — Wie weit der Druidismus bei den verſchiedenen Aufſtänden Galliens betheiligt war, bleibt durchaus ungewiß.

[2]) Sueton. Claud. 25.

[3]) Plin. Hist. nat. XXIX, 12.

Arme geworfen und ſteht in keinem Verhältniß mehr zu ihrem altnationalen Prieſterſtande; dieſer hat darob ſeine höhere gemeinſame Weihe eingebüßt, und es iſt aus dem Prieſter ein Beſchwörer, Quackſalber und Wahrſager geworden, wie theilweiſe in Aegypten. Vorzüglich machten ſich die Druidinnen als die Zigeunerinnen des ſinkenden Alterthums bemerklich. Aurelian befragte ihrer mehrere — möglicherweiſe ein ganzes Druidinnencollegium[1]) — über die Nachfolge im Reiche, und zwar ſicher nicht bloß im Scherze, denn der Scherz auf dieſem Gebiete war gefährlich. Sonſt gaben ſie ihre Weiſſagungen auch ungefragt, wie jenes rückſichtsloſe Weib, das dem Alexander Severus auf galliſch zurief: „Ziehe hin, hoffe keinen Sieg, und deinen Soldaten traue nicht!“ — oder wie jene druidiſche Wirthin im Tungernland (bei Lüttich), mit welcher der damalige Unteroffizier Diocles, der ſpätere Diocletian, ſeine tägliche Koſt verrechnete. „Du biſt zu geizig, zu ſparſam!“ ſagte ſie. „Ich will freigebig ſein, wenn ich einmal Kaiſer bin,“ antwortete er. „Spotte nicht, erwiederte die Wirthin; Du wirſt Kaiſer werden, wenn Du einen Eber erlegt haſt.“

Die Druidinnen.

Am längſten muß das Druidenthum ſich in den Gegenden gehalten haben, welche noch jetzt theilweiſe ihre keltiſche Nationalität und Sprache bewahren, alſo in der Bretagne und im weſtlichen Theil der Normandie. Noch im vierten Jahrhundert lernen wir eine von hier ſtammende Druidenfamilie kennen, deren Mitglieder zu den gelehrteſten Rhetoren

[1]) Wenigſtens eine **Druis antistita** (und damit eine ihr untergebene Anzahl von Prieſterinnen) iſt bewieſen durch eine Metzer Inſchrift, bei Orelli N. 2209. Aber ſie trägt den griechiſchen Namen Arete, und die Weihung, wozu ſie „ein Traumgeſicht aufgefordert,“ gilt dem Silvanus und den Nymphen. — Das Folgende aus **Hist. Aug. Aurelian. 44. Alex. Sev. 59. Numerian 14.** — **Ammian's** Darſtellung des Druidenweſens (**XV, 9**) iſt offenbar aus viel ältern Quellen genommen, welche zugleich diejenigen Strabo's waren, und hat für das vierte Jahrhundert gar keine Geltung.

3. Abſchnitt. der Schule zu Bordeaux gehörten. Es gab ihnen eine gewiſſe Weihe, daß man wußte, das Prieſterthum des keltiſchen Sonnengottes Belenus ſei in ihrem Hauſe erblich geweſen. Allein ſie fanden — bezeichnend genug — ihren Vortheil darin, dieſes ganze Verhältniß zu gräciſiren und ſich Phöbicius und Delphidius zu nennen. [1])

Vermuthlich hielten die Druiden, wo ſie noch exiſtirten, nach Kräften den Cultus im Gange, welchen das gemeine Volk noch bis tief in die chriſtlichen Jahrhunderte hinein den gewaltigen, formloſen Steindenkmälern des alten Keltenthums widmete, jenen Pfeilern, Deckſteinen, Spindeln, Steinbänken, Feengängen, u. ſ. w., wo des Nachts Lichter und Opfer brannten und Gelage gefeiert wurden. Darauf bedeckt tiefes Dunkel den Untergang des keltiſchen Heidenthums; in ſpäterer Zeit leben dann, durch die Ferne vergrößert, die Druiden als Rieſen, die Druidinnen als Feen fort und über die Steindenkmale, wo es nicht recht geheuer iſt, ſpricht die Kirche ihren vergeblichen Exorcismus. [2])

Britannien. Während Maximian Gallien zur Botmäßigkeit brachte, trat ein Abfall Britanniens ein, [3]) welcher einerſeits wohl das Nachſpiel ausmacht zu der rettenden Uſurpation der dreißig Tyrannen unter Gallienus, andererſeits aber das Vorſpiel war zu dem definitiven Verluſt Britanniens, wie er etwa 140 Jahre ſpäter eintrat.

Seit Probus war die Inſel, wie auch die galliſchen Küſten, umſchwärmt von Piraten, welche bald als Franken (und dann als Salier), bald als Sachſen bezeichnet werden. Gegen ſie bedurfte man einer Flotte, welche in der That zu

[1]) Auson. Proff. Burd. 4 & 10.

[2]) Vgl. Schreiber, a. a. O. S. 76.

[3]) S. vor Allem Gibbon, Cap. 13, wo von den frühern etwas zu phantaſtiſchen Darſtellungen des Carauſius das Bewährte geſichert iſt. — Das Material in der Abh. v. Genebrier, im 6ten Br. der Zuſätze zur Halliſchen Welthiſtorie. — Die Hauptquellen ſind die Panegyriken II bis V.

Boulogne (Gessoriacum) ausgerüſtet wurde; den Befehl derſelben vertraute Maximian dem ſeekundigen und tapfern, auch noch im Bagaudenkrieg erprobten Carauſius an, einem Menapier (Brabanter) von dunkler, vielleicht kaum römiſcher Herkunft. Dieſer begann bald ein ſonderbares Spiel mit ſeiner Stellung zu treiben. Er ließ die Piraten ungeſtört ihre Ausfahrten bewerkſtelligen, und fing ſie erſt bei der Rückkehr auf, um die ihnen abgenommene Beute für ſich ſelbſt zu behalten. Sein Reichthum erregte Aufſehen und Maximian, der Alles erfahren, hatte ſchon Befehl gegeben ihn zu tödten, allein Carauſius wußte ihm zuvorzukommen. Durch Freigebigkeit hatte er ſeine Soldaten ſowohl als die Franken und Sachſen ſelbſt an ſich zu ketten vermocht, ſo daß er noch in Gallien ſich zum Kaiſer aufwerfen konnte, 286.
doch nicht um ſich hier zu halten. Er fuhr mit der ganzen Flotte nach Britannien hinüber, wo die römiſchen Truppen ſich ſofort für ihn erklärten, ſo daß das ganze Land in ſeine Gewalt kam, während Maximian das nothwendigſte Mittel zu ſeiner Verfolgung entbehrte. Sieben Jahre lang beherrſchte er die damals reiche Inſel, indem er die Nordgrenze gegen die alten Feinde, die Caledonier, vertheidigte; auch Boulogne mit der Umgegend behielt er als Abſteigequartier und als Stützpunkt für ſeine Kaper bei, wie zu Ende des Mittelalters Calais dieſe Stelle vertrat. Als Herr Britanniens ſuchte er nun zwar die römiſche Bildung und Kunſt zu erhalten, allein ſeinem Bündniß mit den Franken in den Niederlanden zu Liebe trug er und ſeine Römer doch ihre Tracht und nahm ihre junge Mannſchaft in ſein Heer und auf ſeine Flotte, wo ſie alle römiſche Kriegsübung lernen konnte. Es iſt keine Frage, daß England bei einer längern Iſolirung unter ihm und ähnlichen Nachfolgern barbariſirt worden wäre, ehe es die römiſch-chriſtliche Bildung, das wichtigſte Erbtheil des alten **orbis terrarum**, in ſich aufnehmen und verarbeiten konnte. Von der andern Seite iſt es ein impoſanter Anblick um dieſe Inſel, wie ſie

3. Abſchnitt. zum erſtenmal in der Geſchichte ihrer künftigen Seeherrſchaft plötzlich bewußt wird, weil ein kühner Empörer von ihr aus die Mündungen der Seine und des Rheins beherrſcht und die ganze Küſte des Oceans in Schrecken hält. — Seine Popularität konnte übrigens nur darauf beruhen, daß die Piraten, jetzt in ſeinem Dienſt, die Küſten nicht mehr beläſtigten, und daß er zugleich die Nordgrenze vertheidigte.

Mündungen gegen ihn. 289. Maximian mußte eine neue Flotte rüſten, aber ſein Verſuch ſcheint unglücklich abgelaufen zu ſein; der Uſurpator hatte alle erfahrenen Seeleute bei ſich. In der Beſorgniß, daß derſelbe ſeine Herrſchaft noch weiter ausdehnen möchte,

290. entſchloſſen ſich die Kaiſer zur Abfindung mit ihm; er behielt die Inſel und den Titel Auguſtus, wenigſtens konnte man es nicht verhindern, daß er ſich auch fürderhin wie bisher ſo nannte. Am allerwenigſten war man aber gewillt, ihm den Raub auf die Länge zu laſſen. Sobald die beiden Cäſaren adoptirt waren, brach man wieder mit ihm,

293. gleichviel unter welchem Vorwand, vielleicht bei Anlaß von Boulogne. Conſtantius Chlorus mußte dieſe Stadt belagern; die caraufiſche Flottenſtation im Hafen ließ ſich geduldig den Eingang deſſelben durch einen Damm verſchütten und fiel in die Hände des Belagerers. [1]) Vielleicht war es der Rückſchlag dieſes Ereigniſſes auf die Stimmung Englands, welcher einen vertrauten Gefährten des Uſurpators,

Allectus. Allectus, den Muth zu deſſen Ermordung gab, worauf Volk und Soldaten ihn ohne weiteres anerkannten. Jetzt nahm ſich Conſtantius die Muße, für die künftige Eroberung Britanniens eine weite, zuverläſſige Baſis vorzubereiten, und ſich vor Allem die rechte Flanke zu ſichern durch Unterwerfung derjenigen Franken, welche das Bataverland beſetzt

294. hielten. Er ſchlug ſie und verpflanzte einen großen Theil in das römiſche Gebiet, um Trier und Luxemburg. Zugleich

[1]) Paneg. V (Eumen. Constantio) c. 6, wo Dinge mit Stillſchweigen übergangen ſind, ohne welche man dieſe Kriegsthat unmöglich beurtheilen kann.

wurde eine neue Flotte gerüſtet und zwei Jahre ſpäter war 296.
Alles bereit zum Hauptangriff. Allectus hatte eine Beobachtungsflotte bei der Inſel Wight aufgeſtellt, aber der kaiſerliche Admiral Asclepiodotus, der am Seineausfluß unter Segel gegangen war, konnte unter dem Schutz eines dichten Nebels glücklich an derſelben vorbeikommen und irgendwo an der Weſtküſte landen, wo er ſofort ſeine Schiffe hinter ſich verbrannte, wahrſcheinlich weil ſeine Mannſchaft zu gering war um ſie in ein Angriffsheer und in ein Schutzcorps für die Flotte zu theilen. Allectus, der den Hauptangriff des Conſtantius mit der Boulogner Flotte in der Gegend von London hatte erwarten wollen, verlor die Haltung, indem er ſich nun unvorbereitet nach dem Weſten werfen mußte, wo er den Asclepiodotus unterwegs traf. Ein vielleicht ganz unbedeutendes Treffen zwiſchen ein paar tauſend Mann, in welchem Allectus fiel, entſchied das Schickſal Englands, ſo daß Conſtantius bei ſeiner Landung in Kent bereits allgemeine Unterwerfung vorfand. Der Lobredner tröſtet ſich über das in dieſem Krieg gefloſſene Blut damit, daß es nur das Blut gemietheter Barbaren geweſen ſei. Unterwerfung der Inſel.

Conſtantius mußte der Inſel dieſelben Vortheile zu gewähren ſuchen, die ſie unter Carauſius genoſſen: hauptſächlich den Schutz nach außen und dann die öftere Reſidenz. Erſteres wurde ihm bei der jetzigen Demüthigung der Franken nicht ſchwer; in letzterer Beziehung theilte er ſich bei ruhigen Zeiten zwiſchen Trier und York, wo er auch ſtarb. 306.

So war denn die ſehr bedeutende römiſche Cultur gerettet, welche damals zwiſchen England und dem jenſeits des Hadrianswalles gelegenen Schottland, dem jenſeits der Meerenge liegenden Irland einen ſo bedeutenden, bis auf den heutigen Tag fühlbaren Unterſchied machte. Die Schickſale des fünften Jahrhunderts kamen zu ſpät, um ihre mächtigen Spuren gänzlich zu zerſtören.

Unſere Aufgabe wäre nun vor Allem, den damaligen Zuſtand der Germanen zu ſchildern, nicht nur an den Die Germanen.

3. Abschnitt. Reichsgrenzen, sondern so weit in den Norden und Osten sie sich überhaupt verfolgen lassen. Als künftige Erben des Reiches verdienten sie die genaueste Betrachtung, auch wenn zufällig die Zeit Constantin's für sie eine Zeit des Zurückschreitens und der innern Zerrüttung gewesen sein sollte; selbst die flüchtigsten Notizen und Andeutungen müßten uns von größtem Werthe sein, um das ewig verschwimmende, zerrissene Bild jener großen Völkertafel soweit es irgend möglich herzustellen.

Allein der Muth zu dieser Arbeit entsinkt dem Verfasser, Angesichts einer seit Jahren erhobenen wissenschaftlichen Discussion über die größten Hauptfragen der alten germanischen Geschichte, in welche er auf keine Weise berufen ist hineinzureden. Die Resultate von Jakob Grimm's „Geschichte der deutschen Sprache" würden nämlich nicht bloß die bis jetzt geltenden Annahmen über die Westgermanen mannigfach umgestalten, sondern auch die alten Donau- und Pontus-Völker, vor allem die Dacier und Geten, selbst die Scythen dem deutschen Stamm in näherm oder entfernterm Grade zuweisen, und insbesondere die Geten mit den spätern Gothen identificiren. Damit würde die ganze bisherige Ansicht über Macht und Ausdehnung der Germanen verändert, und nicht minder die Urgeschichte der Slaven umgewandt, welche als die Sarmaten des Alterthum zwischen und unter jenen Germanenvölkern wohnend zu denken wären.

Wenn wir aber auch für das halbe Jahrhundert von Diocletian bis zum Tode Constantin's die Sitze, Wanderungen und Mischungen wenigstens der Grenzvölker von den Niederlanden bis an's schwarze Meer genau nachweisen könnten, so blieben doch als großes Räthsel die innern Zustände übrig. Wer giebt uns Kunde von der Gährung und Neugestaltung des germanischen Wesens seit den Zeiten des Tacitus? von den Ursachen der großen Völkerbünde? von dem plötzlichen Eroberungsdrang der Pontus-Gothen im dritten Jahrhundert? von ihrem nicht minder

auffallenden Stilleſitzen[1]) in der erſten Hälfte des vierten? Wer leiht uns einen Maßſtab für das weitere oder geringere Eindringen römiſcher Sitte in den germaniſchen Grenzländern? Ja ſelbſt von Sitte und Zuſtand der in's römiſche Reich aufgenommenen Germanen, ſowohl der Soldaten als der Colonen, iſt uns wenig bekannt. — So mag es denn auch genügen, wie oben die Kämpfe an der Rheingrenze, ſo auch die übrigen Kriege am Nordſaum des Reiches nur kurz zu erwähnen. Eine große Bedeutung können die letztern, nach der Einſylbigkeit der Quellen[2]) zu ſchließen, ohnedieß kaum gehabt haben; faſt alle Nebenumſtände, ſogar Ort und Stelle bleiben völlig dunkel.

Summariſche Aufzählung.

„Die Markomannen wurden auf's Haupt geſchlagen" — ſo lautet die für lange Zeit einzige Notiz über jenes Volk, 299.
welches unter Marc Aurel als Centrum eines großen Bundes das Römerreich mit Untergang bedroht hatte.

Die Baſtarnen und Carpen, wahrſcheinlich Gothenvölker 291—295.
an der untern Donau, werden durch Diocletian und Galerius beſiegt und die ganze Nation der Carpen auf römiſchem Boden angeſiedelt, nachdem hunderttauſend Baſtarnen bereits unter Probus dasſelbe Schickſal gehabt.

Eine wiederkehrende Sorge verurſachten die Sarmaten, wahrſcheinlich ein ſlaviſches Donauvolk. Diocletian kämpfte 289.
zuerſt allein, dann mit Galerius gegen ſie und verſetzt auch 291.
von ihnen viele in das Reich. Spätere Einfälle ſtrafte Conſtantin durch einen Feldzug, welcher ihrem König Rauſimod 319.
das Leben koſtete; gegen Ende ſeines Lebens aber nahm er, 331.
wie es heißt, nicht weniger als 300,000 Sarmaten in das Reich auf, nachdem dieſelben durch einen Aufſtand ihrer Sklaven (offenbar eines früher unterjochten Volkes) aus der Heimath waren vertrieben worden. Leider fehlen zur Beur-

[1]) Die Ausnahme ſ. unten.

[2]) Die Stellen geſammelt u. a. bei Manſo, Leben Conſtantin's und bei **Clinton, fasti Rom., passim.** Vergl. auch **Ammian. Marc. XXVIII, 1.**

3. Abschnitt. theilung solcher massenhaften Aufnahmen ganzer Völker fast alle erklärenden Nebenumstände, so daß wir weder die Grenzen des Nothwendigen und Freiwilligen noch die militärische und ökonomische Berechnung kennen, welche die römischen Herrscher dabei leitete. Ein einziger erhaltener Vertrag würde größeres Licht auf diese Verhältnisse werfen als alle Vermuthungen, welche den verlorenen Hergang aus Analogien wieder aufbauen müssen. [1])

323. Auch ein Gotheneinfall wird erwähnt, wahrscheinlich von einer andern Art als die frühern und spätern, ja vielleicht nur die That eines einzelnen Stammes, der durch geheimnißvolle römische Einwirkung über die schlecht bewachte Grenze gelockt wurde. Constantin soll die Feinde durch seinen Anzug erschreckt und dann durch eine Niederlage zur Zurückgabe der mitgeschleppten Gefangenen genöthigt haben. Der Zusammenhang mit dem Angriff gegen Licinius (wovon unten) wirft ein überaus zweideutiges Licht auf diesen gan-
332. zen Krieg. — Einige Jahre später zieht Constantin mit seinem gleichnamigen Sohn auf Ansuchen der bedrängten Sarmaten in das Land der Gothen, etwa in die Moldau und Walachei, wobei hunderttausend Menschen (wahrscheinlich beider Parteien) durch Hunger und Kälte sollen umgekommen sein; unter den Geiseln erhielt man auch den Sohn des Königs Ariarich. Darauf erfolgte die schon erwähnte Einmischung in die Sache der Sarmaten und deren Verpflanzung.

Es bleibt nun immer die Frage: von welchen Gothen und Sarmaten jedesmal die Rede sei? [2]) Denn diese Namen umfassen ganze Reihen von ursprünglich einigen, aber längst

[1]) Es genügt hier auf ein Meisterwerk reconstruirender und dabei gewissenhafter Kritik zu verweisen, wie Gaupp: „die german. Ansiedelungen und Landestheilungen in den Prov. des röm. Westreiches." —

[2]) Was z. B. in dem bekannten Cap. 21 des Jornandes nirgends gesagt ist.

geſchiedenen Stämmen, deren Bildungsſtand vielleicht alle Stufen und Nuancen darſtellte, welche zwiſchen einer faſt römiſchen, ſtädtiſchen Cultur und wildem Jägerleben in der Mitte liegen. Die Rückſchlüſſe, zu welchen z. B. das Daſein und die Beſchaffenheit der gothiſchen Bibel des Ulfilas (bald nach Conſtantin) berechtigt, würden eine ſehr hohe Idee von der Bildung der betreffenden Stämme ſchon in conſtantiniſcher Zeit erwecken, während andere Spuren barbariſche Rohheit verrathen. Die vorhandenen einzelnen Züge zu einem Bilde zu verarbeiten, überſchreitet jedoch unſern Zweck und unſere Kräfte.

Die Donauländer.

Auch dem Gegenbilde, den römiſchen oder römiſch geweſenen Donauländen Dacien (Siebenbürgen, Niederungarn, Moldau und Wallachei), Pannonien (Oberungarn nebſt den weſtlichen und ſüdlichen Nachbargegenden), und Möſien (Serbien und Bulgarien) kann hier nicht die gebührende Beachtung zu Theil werden, weil dem Verfaſſer die Ueberſicht der beträchtlichen neuern Entdeckungen in dieſen Gegenden gänzlich fehlt. In der Zeit, um welche es ſich hier handelt, waren dieſelben eine Militärgrenze wie zum Theil jetzt, nur umgekehrt gegen den Norden, nicht gegen den Süden; ſeit Philipp dem Araber wollte der Waffenlärm hier gar nicht mehr verſtummen[1]) und Aurelian hatte Dacien, die gefährliche Eroberung Trajan's, bereits den Gothen ſo viel als Preis geben müſſen. Vorher aber und in den weniger bedrohten Gegenden auch nachher muß hier eine ſehr bedeutende römiſche Cultur geherrſcht haben, deren Wirkungen auf dieſem von der Völkerwanderung ganz durchwühlten Boden nicht zu vertilgen geweſen ſind, und z. B. in der romaniſchen Sprache der Walachen noch kenntlich fortdauern. Städte wie Vindobona (Wien), Carnuntum (St. Petronell), Murſa (Eſſek), Taurunum (Semlin) und

[1]) Panegyr. III genethl. Max. c. 3. in quibus provinciis omnis vita militia est ... Als Schule von Helden wurden ſie ſchon oben bezeichnet.

3. Abſchnitt. vor allem Sirmium (weſtlich von Belgrad), dann weiter abwärts Naiſſus (Niſſa), Sardica (Sophia), Nicopolis am Hämus und das ganze reiche Itinerarium der Donau überhaupt laſſen auf ein Daſein ſchließen, welches an Fülle und Wichtigkeit vielleicht die Rheingrenze bedeutend überholte. Wenn einſt abendländiſche Hände den ſlaviſchen und türkiſchen Schutt von den alten Donauſtädten wegräumen dürfen, ſo wird auch das römiſche Leben jener Gegenden wieder zum Vorſchein kommen.

Der Pontus. Am ſchwarzen Meer endlich treffen die Germanen nebſt andern Barbaren mit den griechiſchen, meiſt mileſiſchen Colonien [1]) zuſammen, welche als nördlichſte Vorpoſten des Hellenenthums ſeit mehr als acht Jahrhunderten den Pontus zu einem „gaſtlichen“ (euxeinos) machten. Ein Theil derſelben hatte ſich längſt mit einigen barbariſchen Stämmen zu dem ſogenannten bosporaniſchen Königreich verſchmolzen, welches über die Hälfte der Krim und die jenſeits der Meerenge von Kertſch beginnenden Abhänge des Caucaſus umfaßte und alſo den Eingang des Aſow'ſchen Meeres, vielleicht auch beträchtliche Stücke von deſſen Ufern beherrſchte.

Reich Bosporus.

Münzen und Inſchriften gewähren eine Königsreihe ohne Unterbrechung bis auf Alexander Severus [2]) dann folgen zwiſchen Lücken die Namen Inintbimeus, Teiranes, Thothorſes, Pharcanzes und unter Conſtantin 317 bis 320 nachweisbar ein König Rhadamſadis. Als Rom von den kleinen Königreichen ſeiner Oſtgrenze eines nach dem andern zur Provinz machte, blieben nur Armenien und Bosporus verſchont, welches ſich dann mehr und mehr von Rom losgemacht und barbariſirt haben muß. Unter Diocletian er-

[1]) Für das Folgende ſ. Böckh, corpus inscrr. græcc. Vol. II. pars XI, beſ. die Einleitung dazu. — Halliſche Weltbiſterie, Zuſätze. Bd. IV.

[2]) Mehrere Fürſten dieſer Reihe führen merkwürdiger Weiſe die nämlichen Namen, welche unter den längſt erloſchenen Königen von Thracien vorkommen: Cotys, Rhoemetalces, Rhescuporis.

heben die Bosporaner, mit Sarmaten verbunden, einen unglücklichen Krieg [1]) gegen ihre Nachbarn an der ganzen öſtlichen Seite des Pontus; Conſtantius Chlorus, der im nördlichen Kleinaſien gegen ſie im Felde ſtand, rief die Cherſonneſiten auf, von Weſten her in das bosporaniſche Land einzufallen, was denn auch mit vielem Erfolge geſchah. Die Bosporaner mußten einen Vertrag eingehen, wobei ſie faſt die ganze Krim, bis auf die Gegend von Kertſch (Panticapæum, die alte Hauptſtadt des großen Mithridat) an die Cherſonneſiten verloren. Die griechiſche Colonie hatte zu ihrem Glück ihre Lehnspflicht gegen das römiſche Imperium erkannt, während der Bosporusfürſt bei der allgemeinen Noth des letztern ſich jeder Pflicht ledig geglaubt hatte. — Im Verhältniß zu den griechiſchen Küſtenſtädten hießen dieſe Könige übrigens immer nur Archonten, welches in Hellas der Name der oberſten Stadtbeamten zu ſein pflegte; gegen die Nichtgriechen blieb es ihnen dafür unbenommen, ſich ſogar „König der Könige" betiteln zu laſſen, wie einſt die Herrſcher Perſiens.

Doch wenden wir uns nochmals aus dieſem kleinen Reiche nach Weſten zurück. In dem reichen Kranze altgriechiſcher Colonien, deren Fundſtücke die Muſeen von Südrußland zu füllen beginnen, erwecken vor Allem zwei unſere Theilnahme durch ihr eifriges Bemühen, das griechiſche Leben trotz der Umgebung rein und vollſtändig bei ſich zu erhalten. Das ſiegreiche **Cherſonneſus**, jetzt Sewaſtopol, war eine Colonie von Heraklea am Pontus und dadurch mittelbar von Megara. Das nahe Vorgebirge Parthenium war die Stätte einer geweihten Erinnerung; hier ſtand noch der Tempel der ſtrengen tauriſchen Artemis, welche bis zu Iphigeniens Prieſterthum durch Menſchenopfer geſühnt werden mußte; auf den Münzen der Stadt ſieht man das Bild der Göttin. Unter der Römerherrſchaft kam Cherſonneſus noch ein-

Cherſonneſus.

[1]) Constantin. Porphyrog. De administr. imp. cap. 53 giebt eine Erzählung davon, deren Werth hier gänzlich dahingeſtellt bleibt.

3. Abſchnitt. mal kräftig empor und erweiterte, wie geſagt, unter Diocletian ſogar ſein ſtädtiſches Gebiet, während es im Innern alle ſeine griechiſchen Einrichtungen und zu dem Siege die völlige Steuerfreiheit behielt.[1] Die Bürger bilden noch einen Demos; unter den Archonten, welche an der Spitze des Rathes ſtehen, iſt einer nach deſſen Namen man die Jahre zählt wie in Athen; es folgen ſtädtiſche Beamtungen aller Art, Strategen, Agoranomen, Gymnaſiarchen, vorzüglich Ehreninhaber ſtädtiſcher Leiſtungen, welche den Einzelnen oft theuer zu ſtehen kommen mußten. Eine Inſchrift[2] aus der letzten heidniſchen Zeit z. B. verherrlicht den Demokrates, Sohn des Ariſtogenes, nicht nur wegen trefflicher Vorſchläge, Volksreden und zweimaliger Bekleidung der Archontenwürde, ſondern auch weil er aus eigenen Mitteln mehrmals um des gemeinen Beſten willen als Geſandter zu den Kaiſern (Diocletian und Conſtantius?) gereiſt, weil er Feſte und öffentliche Dienſte aller Art aus dem Seinigen beſtritten und in allen Dingen gewiſſenhaft gewaltet, „dem Erhalter, dem Unvergleichlichen, dem Freunde der Heimath, der edle Rath und das hehre Volk, zu Bezeigung des Wohlwollens.“ Sein Lohn war dieſer Stein und die alljährliche, feierliche Verleſung eines beſondern Ehrendekretes. — Wie die freien Reichsſtädte im ſpätern Mittelalter, beſaß die Stadt die trefflichſte Artillerie; im Kriege mit den Boſporanern rückt ſie ſogleich mit ihren Kriegswagen aus, welche Wurfmaſchinen trugen; auch ihre Baliſten waren berühmt.

Olbia. Nicht minder griechiſch hielt ſich das mächtige alte Olbia[3], eine Gründung der Mileſier (unweit des jetzigen Ozakow). Von ihrer ioniſchen Herkunft gaben die Olbiopoliten noch in Sprache und Sitte deutliche Kunde; ſie wußten die

[1] Unter Conſtantin d. Gr., dem Oberſenneſus einmal einen beträchtlichen Zuzug leiſtete, erhielt es noch weitere Ehrenrechte, eine goldene Kaiſerſtatue, beſondere Siegel, Immunität für die Schiffe u. ſ. w.

[2] Bei **Böckh.**, l. c. N. 2099. Vgl. auch N. 2097.

[3] S. beſ. die 36ſte Rede des Dio Chryſoſtomus.

Ilias auswendig und vernachläſſigen dafür die nichtioniſchen Dichter; mehrere angeſehene ſpätgriechiſche Schriftſteller waren von hier gebürtig. Die innere Einrichtung und die Beamtungen gaben denen von Oberſonneſus nichts nach. Von den umwohnenden Barbaren wußte ſich die Stadt meiſt ganz frei zu halten, bisweilen jedoch war ſie denſelben zinspflichtig. Noch Antoninus Pius ſandte ihr Hülfe gegen die Tauroſcythen; wie ſie ſich aber in der Folge mit der ringsum in Bewegung gerathenen großen Gothenmacht abfand, bleibt noch zu entdecken.

Der Achillsdienſt.

Wie zum Trotz gegen die dauernd bedrohte Lage hatten die Griechen, ſoweit ihre Anſiedelungen an der Nordſeite des Pontus reichten, eine ganz beſondere Verehrung gegen das höchſte alte Heldenideal ihres Volkes, Achilleus. Er iſt der wahre Herrſcher des Pontus (*Ποντάρχης*), wie er in vielen Inſchriften heißt; in Olbia wie in allen Städten der Küſte prangten ſeine Tempel; ihm ward geopfert „wegen des Friedens, der Fruchtbarkeit und der Tapferkeit der Stadt;“[1]) feſtliche Wettkämpfe wurden ihm zu Ehren abgehalten, im Spiel auf der Doppelflöte und im Discuswerfen, vorzüglich berühmt aber war der Wettlauf der Knaben auf einer nahen Düne, welche den Namen „Laufbahn des Achill“ führte, weil einſt der Heros ſelbſt hier einen Wettlauf angeſtellt haben ſollte. Wohnten aber ſonſt auf der Düne Barbaren aſiatiſcher Herkunft (das Völkchen der Sinder), ſo gehörte doch eine Inſel des Pontus, Leuce, nicht weit von den Donaumündungen, ganz dem Schatten Achills.[2])

Die Inſel der Seligen.

---

1) Böckh. l. c. N. 2076 seq. — Die Schilderung der Pontusgegenden bei Ammian. Marcell. XXII. 8.

2) Wenn die Beſchreibungen der Alten wörtlich zu nehmen ſind, ſo weiß man dieſes Leuce gegenwärtig ſo wenig zu finden, als die Inſeln der Seligen und die der Heſperiden. Handelt es ſich aber nur um eine Oertlichkeit überhaupt, an welche der Mythus und die Phantaſie ihre Bilder knüpfen konnten, ſo genügt irgend hiezu eines der Inſelchen an den Donaumündungen, vielleicht auch ein Punkt der jetzigen Düne.

3. Abſchnitt. Ein weißes Felsgebirge (ſo lauten die Schilderungen) ſteigt aus dem Meer, zum Theil mit überhängenden Wänden; keine Wohnung, kein menſchlicher Laut weder am Geſtade noch in den einſamen Thalſchluchten; nur Schaaren von weißen Vögeln umſchweben die Klippen. Heiliger Schauer beſeelt die Vorüberſegelnden; wer die Inſel betritt, wagt doch nie die Nacht daſelbſt zuzubringen; wenn man den Tempel und das Grab Achills beſucht und die ſeit alten Zeiten von frühern Beſuchern niedergelegten Weihgeſchenke betrachtet hat, ſo beſteigt man Abends wieder das Schiff. Das iſt der Ort, welchen einſt Poſeidon der göttlichen Thetis für ihren Sohn verheißen hat, aber nicht bloß zu ſeinem Begräbniß, ſondern damit er ſelig fortlebe. Und Achill wandelt hier nicht allein; allmälig giebt ihm die Sage zu Begleitern andere Helden und glückſelige Geiſter, die auf Erden ein ſchuldloſes Daſein geführt und die Zeus nicht in dem dunkeln Orcus laſſen will. Mit Andacht ſchaute man auf jene weißen Vögel, welche dem Anblick nach den Halcyonen ähnlich ſchienen; vielleicht war dieß die ſichtbare Geſtalt jener glücklichen Seelen, nach deren Loos gerade das ſpäteſte Heidenthum ſich am meiſten ſehnte.

Ein Autor wie Ammian, welcher auf Leuce beſteht, mußte doch wohl einigen Beſcheid wiſſen. — Die Stellen geſammelt u. a. bei Wernsdorf, **Poetæ latt. minores, zum Avienus, vol. V.** — Ein ähnlicher Glaube in Betreff der Inſeln um Britannien, vgl. **Plutarch. de defectu orac. 18.**

Vierter Abschnitt.

Einzelne Provinzen und Nachbarlande.
Der Osten.

Blick auf die Araber. — Das neue Perserreich der Sassaniden. — Vorgebliche Herstellung des alten Achämenidenreiches. — Die Magier und ihre Religion. — Versuche des Abfalls. — Der Despotismus; der Adel; die Dynastie. — Die Gefahren des Reiches; Araber; weiße Hunnen. Auswärtige Politik. — Wegnahme Armeniens; Tiridates. — Perserkrieg des Galerius; der Friedensvertrag am Aspruduus und seine Folgen. — Die damaligen Perser. — Analogien mit dem christlichen Mittelalter. — Bekehrung Armeniens; Gregorius Illuminator.

Isaurien und seine Ausartung zum Räubervolk. — Der Hauptmann Lydius. — Die Römer geben Isaurien auf und schließen es ein. — Die Isaurier werden abermals Seeräuber. — Ihre Barbarisirung.

Aegypten; Stimmung der römischen Welt. — Alte Verbitterung des Volkes. — Zeit der Ptolemäer. — Alexandrien. — Die Römerherrschaft; Abgaben und Industrie. — Das Räubervolk der Bukolen; ihre Wohnsitze und spätern Schicksale. — Der Charakter des Aegypters; die Spottsucht; der Fanatismus und die heiligen Thiere. — Die Empörungen und Strafen; Aemilian; Gallienus; Macrian; die palmyrenische Zwischenherrschaft; Firmus; Aurelian; Saturninus; die Blemmyer; Achilleus; Diocletian's Feldzug und Einrichtungen; die Alchymie; Aufhören der Usurpation.

Blick auf Nordafrika; Julian und die Quinquegentianer.

Vierter Abschnitt.

Einzelne Provinzen und Nachbarlande. Der Osten.

Wir wenden uns zu den orientalischen Grenzländern des Römerreiches. Auch hier kämpft dasselbe um seine Existenz; Diocletian erbt Empörungen und sehr blutige Kriege; er und seine Mitherrscher müssen mit unendlicher Mühe den Orient vertheidigen und zum Theil neu erobern.

Die Araber.

Zwar schlummert noch der schlimmste künftige Feind; die Araber, welche dereinst mit Schwert und Koran den Osten überziehen sollen, leben noch im Rücken von Syrien und Palästina getrennt in hunderte von Stämmen, hingegeben ihrem Gestirndienst und Götzendienst, ihrer Wahrsagung und ihren Opfern; einige sind zum Judenthum übergetreten, und im folgenden Jahrhundert giebt es sogar ein paar christliche Stämme. Der Mittelpunkt der Nation ist die schon von Ismaël gegründete Kaaba zu Mecca; in der Nähe, zu Ocadh, wird die jährliche zwanzigtägige Messe gehalten, und neben dem Handel und der Andacht gedeihen hier auch die dichterischen Wettkämpfe, deren Ueberreste — sieben Gedichte, die Muallakats — bis auf unsere Zeit gekommen sind. Die Berührungen mit Rom[1]) sind bie und da freundlicher Art; arabische Reiter dienen im römischen Heer, und nicht selten besuchen Araber die alten Heiligthümer

[1]) Ammian. Marc. XIV, 4.

4. Abschnitt. Palästina's, welche zugleich Märkte sind, wie z. B. die Eiche Abraham's bei Mamre.[1]) Meist aber sind sie gefährliche Nachbarn dieses Landes. Man erfährt, daß Diocletian besiegte Saracenen gefangen nahm,[2]) doch ohne Meldung näherer Umstände. In den Kämpfen der Imperatoren um Mesopotamien und Aegypten werden sie erst gegen Ende des vierten Jahrhunderts genannt; ihre Stunde war noch nicht gekommen.

Das Reich der Sassaniden. Viel größer und näher war die Gefahr, welche seit den Zeiten des Alexander Severus von dem Reiche der Sassaniden aus drohte. Wenn man den nur mäßigen Umfang desselben und die ohne Zweifel nicht sehr dichte Bevölkerung erwägt, so scheint das Römerreich auf jede Weise im Vortheil. Sollte letzteres nicht mit Leichtigkeit den Völkerschaften vom obern Euphrat bis ans caspische Meer und bis an den persischen Meerbusen, östlich etwa bis an die Straße von Ormuz gerechnet, widerstehen können? In der That hatten die Angriffe der Sassaniden einstweilen mehr den Charakter von Raubeinfällen als von Eroberungskriegen, allein die Gefahr war und blieb doch groß und lästig, weil die Imperatoren zugleich immer von den Germanen und oft noch überdieß von Abfall und Usurpation bedroht waren, und also nur eine beschränkte Kraft nach Osten hin aufwenden konnten. Als stehender Feind des Römerreiches und auch um seines merkwürdigen innern Zustandes willen, verdient hier das Sassanidenreich eine kurze Schilderung.[3])

[1]) **Sozomenus II. 4.**

[2]) **Panegyr III. Mamert. genethl. 5.**

[3]) Die Sassanidenzeit in fragmentarischen Sagen bei Firduß, vgl. Görres: Heldenbuch von Iran, und v. Schack: Heldensagen, Einleitung. — **Silvestre de Sacy: Mémoires sur diverses antiquités de la Perse,** mit der franz. Uebersetzung des Mirkhond. — **Hamzæ Ispahanensis Annales, ed. Gottwaldt.** — **Ammian. XXIII, 6.** — **Agathias lib II, III. IV, passim.** — Malcolm, Gesch. von Persien, I. Thl. —

Für's Erſte iſt daſſelbe ein künſtlich entſtandenes Präparat, mit dem Anſpruch auf Reſtauration eines längſt vergangenen Zuſtandes. Reſtauration des Alten. Das alte Perſerreich, von Alexander erobert, war größtentheils den Seleuciden zugefallen; durch Abfall Meſopotamiens und der öſtlichen Gebirgsländer hatte ſich das bald wieder barbariſirte Partherreich der Arſaciden gebildet, mit welchen die Römer als Erben Vorderaſiens ſehr anſtrengende Kriege führen mußten; — weniger wegen beſonderer innerer Kräfte des nur loſe zuſammenhängenden Staates, deſſen Oberkönig vom Trotz großer Vaſallen vielfach eingeſchränkt blieb, als wegen der Natur des Landes, die einem angreifenden Heere durchaus ungünſtig war. Nachdem noch der letzte König, Artaban, den Nachfolger Caracalla's, Macrinus, zu einem ſchmählichen Frieden und zum Abzug genöthigt, fiel er durch die Uſurpation des Ardeſchir Babekan (Artaxerres Saſſan), welcher von den alten Herrſchern Perſiens abſtammen wollte und auch zunächſt die Perſer in Farſiſtan um ſich geſammelt hatte, um an die Stelle des herrſchenden Partathervolkes nach orientaliſcher Weiſe ein neues herrſchendes Volk zu ſetzen. Aber nicht nur der Staat der alten Achämeniden, der Darius und Xerres, ſammt ſeinen Einrichtungen[1]) ſollte hergeſtellt werden, ſondern auch die alte Lehre Zoroaſters ſollte über den parthiſchen Stern- und Götzendienſt ſiegen. Die Magier, viele tauſende an Zahl, verſammeln ſich zu einem Concil; durch ein Wunder wird die vorgeblich vergeſſene reine Feuerreligion wieder zu Tage gefördert, und der König wird der erſte der Magier, deren Rath und Weiſſagung in eine wahre Mitherrſchaft übergeht. Sie laſſen ihm dafür den Titel eines Gottes, und zwar von dem Range der Izeds, der Diener des Ormuzd; er iſt ebenbürtig mit den Sternen und darf ſich den Bruder der Sonne und des Mondes nennen.[2]) Die Chri-

Die Magier und ihre Religion.

[1]) Selbſt die 10,000 Unſterblichen als Kern des Heeres kommen wieder vor. Procop. bell. pers. I, 10.

[2]) Ammian. Marc. XVII, 5.

4. Abschnitt. sten, welche keinen Anspruch dieser Art anerkannten, erhielten in der Folge einen vielleicht noch schlimmern Stand als im römischen Reiche, insofern hier ein dogmatischer Fanatismus herrschte, der in der römischen Vorschrift, den Kaisern zu opfern, nicht enthalten war. Es scheint, daß zur parthischen Zeit viele Christen in diese Länder geflohen waren, wo ihnen die Arsaciden vielleicht aus politischen Gründen Dul-
310—380. dung gewährt hatten; diese alle fielen jetzt den Magiern in die Hände. Später, unter Sapor II. sollen auch die in Persien sehr mächtigen Juden, die sogar die Königin auf ihre Seite zogen, an jener großen Verfolgung Antheil gehabt haben, welcher u. a. nicht weniger als 22 Bischöfe unterliegen mußten.[1])

An einer Felswand unweit Persepolis sieht man die Gräber der alten Könige von Persien in gewaltigem Maßstab, in herbem altpersischem Styl eingebauen. Die Sassaniden wollten sich diese geheiligte Stätte nicht entgehen lassen; eine Reihe von weiter unten angebrachten Reliefs stellt Scenen des Krieges, des Ceremoniells und der Jagd dar, in welcher der König als Hauptperson auftritt.[2]) Das feindliche Römerreich scheint dazu die Künstler (vielleicht Kriegsgefangene) geliefert zu haben, wenigstens zeigen diese Bildhauereien wie die wenigen erhaltenen Bauwerke durchaus den Einfluß der sinkenden römischen Kunst. Es handelt sich hauptsächlich um ein paar im Rundbogen gewölbte Eingänge zu Felsgrotten und um die im römischen Thermenstyl componirten, in der Ausführung aber schon sehr barbarischen Paläste von Firuz-Abad und von Sarbistan, mit großen nischenartigen Oeffnungen und Kuppelräumen.[3]) Eigentliche Tempel gab es nicht;[4]) die Pyreen oder Feuer-

[1]) Sozomenus II, 8 u. ff.

[2]) Anderes derselben Art bei Sbazur und Nakschi-Redjeb.

[3]) Ueber die beiden Paläste, welche Bezdegerd Alathim um 400 durch den griech. Baumeister Sinnar errichten ließ, s. Mirkhond, p. 325 ff.

[4]) Ritter, Erdkunde VIII, pag. 770 scheint das Gebäude von Firuz-Abad für einen Feuertempel zu halten. — Verf. dieses ist nicht im

altäre waren der Herd des Cultus; an ihren Stufen dürfen wir in der Regel auch den König, von den Magiern umgeben, aufſuchen.

Verſuche des Abfalls.

Die Orthodoxie war hier zum nothwendigen Staatsprinzip geworden. Vergebens tritt der Reformator Mani, der aus der chriſtlichen, parſiſchen und buddhiſtiſchen Religion ein höheres, neues Ganzes machen wollte, mit ſeiner Tafel voll gemalter Symbole in Perſien auf; Bahram I. läßt ihn durch ſeine Doctoren niederdisputiren und dann lebendig ſchinden, die Haut aber zu allgemeiner Warnung am Thor von Djondiſchapur aufſpannen.[1]) Einmal jedoch bemerkt man, daß ein König ſein Geſchlecht von der drückenden Magierherrſchaft zu befreien ſucht; Jezdegerd I. Alathim 400—421. läßt ſeinen Sohn Bahram-gur ferne vom Hof durch einen götzendieneriſchen, ſpäter zum Chriſtenthum bekehrten Araber, den Häuptling Noman von Hira erziehen; allein der Prinz wird in der Folge nicht anerkannt, „weil er arabiſche Sitten angenommen habe," und muß mit einem von den Großen aufgeſtellten Gegenkönig Kesra oder Khosru im eigentlichen Sinn des Wortes um die Krone ſtreiten. Unweit der Reſidenz Madain wird die Tiara der Saſſanidenherrſcher zwiſchen zwei hungrige Löwen gelegt, und es wird gefragt, welcher von beiden Thronbewerbern zuerſt danach greifen dürfe? Kesra läßt dem Bahram-gur gerne den Vortritt und dieſer tödtet die beiden Löwen und ſetzt ſich ſofort die Krone auf. Doch dauerte die Rechtgläubigkeit in vollem Glanze

---

Stande hierüber zu entſcheiden. – Strabo XV, 3 braucht das zweideutige Wort ὀμφός, welches ſowohl einen bloß eingehegten Raum, als eine eigentliche Kapelle bezeichnen kann. Zonaras (in Heraclio) ſagt nur τεμενη, d. h. geweihte Bezirke. Andere brauchen dagegen die Worte ἱερόν, νεώς u. ſ. w.

2) Mirkhond. p. 296. Das Folgende pag. 323 ff. Von dem Manichäismus, welcher ſich trotz dem Martertode des Stifters in Perſien erhielt und bald auch in das Römerreich drang, wird weiter die Rede ſein.

4. Abschnitt. fort. Als später (491—498) der König Cobad sich dem Irrlehrer Mazdak hingegeben hatte, welcher die Gemeinschaft der Weiber und den Communismus predigte, gab es eine allgemeine Empörung gegen ihn und er mußte einige Zeit in dem „Schlosse der Vergessenheit" zubringen. Erst gegen die letzten Zeiten des Reiches hin läßt sich eine große religiöse Erschlaffung verspüren.

Despotismus. In politischer Beziehung ergiebt sich das Bild des gewöhnlichen asiatischen Despotismus. Das Volk kann nur anbeten; wenn ein neuer König seine erste Ansprache gehalten hat,[1]) werfen sich Alle mit dem Antlitz auf die Erde und bleiben in dieser Stellung bis der König den Befehl schickt, wieder aufzustehen. Es hat lange gedauert, bis die Demuth auch im oströmischen Reiche so weit entwickelt war; noch bei Diocletian beschränkt sich die Anbetung auf das Innere des Pallastes. — Die Freude des Orientalen an auffallenden Akten der Gnade und der Strafgerechtigkeit, wobei sich eine tröstliche Gleichheit vor dem Despotismus offenbart, geht auch hier nicht leer aus. Doch hat der König eine Aristokratie von ungewissem Ursprung um sich, vielleicht die Familien der von Ardeschir aus Farsistan mitgebrachten Großen. Dieser Adel scheint sich mit den Magiern in den Einfluß bei Hofe getheilt und mehr als eine Revolution auf eigene Hand versucht zu haben; er ist es, der Bahram II.
296—301. im Einverständniß mit dem Großmagier (dem Mobed der
301. Mobeds) zur Nachgiebigkeit zwingt, Bahram III. wider Willen auf den Thron erhebt, und an Shapur's III. Zelt die Stricke durchschneidet, so daß der König unter dessen Einsturz erstickt. In manchen Thronfragen übt er jedoch seine entscheidende Macht in so günstigem Sinne, daß das römische Reich die Perser um dieses Element ihres Staatslebens beneiden
Die Dynastie. konnte; er muß nämlich für die Fortdauer der Dynastie sorgen, weil sein eigenes Ansehen auf dem Erbrecht beruht.[2])

[1]) Mirkhond. p. 304.

[2]) Eine logische Consequenz, deren Verkennung sich immer strafen wird.

Wie sehr contrastirt es mit dem wilden Kaiserwechsel, wenn die persischen Großen nach dem Tode Hormuz II. den schwangern Leib einer seiner Frauen mit der Tiara krönen! Sie behaupteten zu wissen, daß das Kind ein Knabe sein werde, und Hormuz selber hatte längst von den Astrologen erfragt, daß ihm ein großer, siegreicher König geboren werden müsse. Der Knabe kam zur Welt und die Großen nannten ihn Shapur II.; sie verwalteten das Reich bis zu seiner Mündigkeit; zehnmal des Tages wurde ihm in seinem Pallaste die feierliche Aufwartung gemacht. Zum Glück war es ein gewaltiger Mensch, der sich sehr frühe und selbständig entwickelte; sein Leben und seine Regierung dauerten 72 Jahre, letztere wie die Ludwigs XIV. Eine zufällige Aehnlichkeit mit diesem liegt auch darin, daß Sapor II. seinen Adel nöthigte, die Landschlösser zu verlassen und sich unter seinen Augen in der Hauptstadt Madain (dem alten Kteſiphon mit Seleucia) anzusiedeln. 310.

An gewaltsamen Thronfolgen fehlt es indeß, wie bemerkt, auch nicht, obschon die Könige durch Krönung eines Prinzen bei Lebzeiten (S. 51) vorzubeugen suchten. Die Großen und vielleicht auch die Magier nahmen öfter innerhalb des Sassanidenhauses für verschiedene Prinzen Partei; auch anerkannte Könige fürchteten eine Usurpation von Seiten der Ihrigen. Hormuz I., um seinem Vater Shapur I. einen Verdacht dieser Art zu benehmen, schickt ihm (mit echt orientalischer Uebertragung des Symbolischen in die Wirklichkeit) seine abgehauene rechte Hand; der Vater nimmt jedoch diese edelmüthige Erklärung der Thronunfähigkeit nicht an.

Die Regierung im Innern ging offenbar mit höhern Mitteln nach höhern Zielen als früher die der stets roh gebliebenen Parther. Von mehrern Sassanidenkönigen werden jene Wohlthaten berichtet, welche jederzeit das Ideal eines orientalischen Fürsten ausgemacht haben: Schutz des Ackerbaues, Bewässerungsanstalten, gleichmäßige Rechtspflege,

4. Abschnitt. Gesetzbücher, Nutzbauten und Prachtbauten, wenigstens an den großen Königsstraßen, neue Städteanlagen, Mäcenat gegen Gelehrte und Künstler von nah und fern. Von den sämmtlichen Königen ist nicht nur das äußere Aussehen,[1]) sondern auch die Sinnesweise in bezeichnenden Spruchversen nach asiatischer Art überliefert.

Die Gefahren des Reiches.

Der Spruch des Stifters, Ardeschir I., lautet wie ein Motto auf Schicksal seines Reiches überhaupt: „es giebt kein „Königthum ohne Soldaten, keine Soldaten ohne Geld, kein „Geld ohne Bevölkerung, keine Bevölkerung ohne Gerechtig„keit." Auf diesem Umwege muß der König zur Erkenntniß eines sittlichen Staatszweckes gelangen! Allerdings war der kriegerische Schutz die erste Aufgabe. Denn dieses Reich, welches den Römern so viele Sorge machte, litt seinerseits an denselben Gefahren von außen wie das Imperium. Von Süden her drängten bereits die Araber heran; daß sie dereinst Persien erobern würden, sollen die Magier schon damals gewußt haben.[2]) Sbapur II., in dessen Minderjährigkeit sie ganze Stücke vom Perserreich losgerissen, unternimmt
326. in seinem sechszehnten Jahre einen furchtbaren Rachezug gegen sie; er baut eine Flotte auf dem persischen Meerbusen und fährt nach Arabien hinüber; nach einem allgemeinen Blutbade auf der Bahrein-Insel und unter dem Stämmen Temin, Beer-ben-Waiel, Abdelkais u. a. läßt er den Ueberlebenden die Schultern durchbohren und Stricke hindurch-

[1]) Aus dem „Buch der Bildnisse" genau verzeichnet bei Hamza von Ispahan, welcher daraus seine wesentliche Aufgabe macht; z. B.: Narses I., (resign. 301) wird abgemalt in rothem geflicktem Kleid, blauen gestickten Hosen und grüner Tiara, beide Hände auf das Schwert gestützt; Hormuz II. († 310) ebenso; Sbapur II. († 382) wird abgemalt in rosenfarbenem gesticktem Kleid, mit rothen gestickten Hosen, in der Hand eine Axt; er sitzt auf dem Throne; seine Tiara, blau mit Geld, hat oben zwei Spitzen und ein goldenes Mönchen u. s. f. — Wenn aus Ammian. Marc. XIX, 1 noch der goldene Widderkopf als Hauptschmuck hinzukömmt.

[2]) Mirkhond. p. 310. So fabelte man wenigstens später.

ziehen als Leitriemen, während Constantin seine deutschen Gefangenen nur den wilden Thieren in der Arena zu Trier vorwirft. Ein anderer gefährlicher Feind drohte vom Norden, aus den Gegenden vom caspischen Meere her: die Ephthaliten oder mißverständlich sogenannten weißen Hunnen, einer jener Türkenstämme, welche zu Vollziehern des Schicksals über Vorderasien in den verschiedensten Jahrhunderten eigentlich geboren scheinen. Der siegreiche Krieg, welchen Bahram-gur gegen sie führte, gehört mit zu den vielgestaltig 420—438.
erzählten Abenteuern, aus welchen sein Lebensroman zusammengesetzt ist; immerhin wird die Thatsache, daß er die Nomaden wieder über den Orus zurücktrieb, ihre Richtigkeit haben. Allein nicht lange nachher erhalten sie Gelegenheit, sich in den Erbfolgestreit der beiden Söhne Yezdegerd's II. 456.
einzumischen, und den ältern derselben, Firuz, welcher zurückgesetzt worden und zu ihnen geflohen war, mit einem großen Hülfsheere auf den persischen Thron zu führen. Seitdem ist ihr Einfluß, selbst ihre Intervention nicht mehr zu beseitigen, und die Sassaniden bezahlen ihnen häufig Jahrgelder.

Die spätern Schicksale des Reiches, seine letzte Glanzperiode unter Kosbru Nuschirwan dürfen hier nicht mehr erörtert werden. Wir wenden uns zu den besondern Ereignissen, welche in die Epoche Diocletians und Constantin's fallen.

Auswärtige Politik.

Zur Zeit des Gallienus und der dreißig Tyrannen war das Reich von Palmyra der Vorkämpfer Rom's gegen die Perser gewesen; Odenathus hatte Sapor I., den trotzigen Sieger über Valerian, geschlagen und verfolgt bis Ktesiphon. Als aber später Aurelian die Palmyrener angriff, wandte sich die sassanidische Politik auf deren Seite, um den schwachen Nachbar zu erhalten; Bahram I. sandte der Zenobia eine Schaar zu Hülfe, welche dann wie das Heer der Königinn dem römischen Imperator unterlag. Aurelian und nachher Probus mußten mit Geschenken begütigt werden;

4. Abschnitt. letzterer rüstete sich dann gleichwohl zu einem persischen Kriege, welchen sein Nachfolger Carus wirklich unternahm; glänzende Erfolge führten das römische Heer noch einmal bis über den Tigris hinaus, verloren aber ihren Werth durch den plötzlichen Tod des Carus und die Heimkehr seines
283. Sohnes Numerian. Es stand zu erwarten, daß Bahram II. nach einigem Zögern[1]) die große Verwirrung des ganzen römischen Reiches beim Auftreten Diocletian's eifrig benützen würde, um sich nach Westen hin zu sichern und auszudehnen. Einstweilen mußten die Kaiser ihn gewähren lassen, weil viel nähere Sorgen sie in Anspruch nahmen. Für sie übernahm vor der Hand Armenien[2]) den Kampf.

Armenien unter den Persern. Dieses Land, unter einem Nebenzweige des gestürzten parthischen Königshauses der Arsaciden, hatte früher römische Schutzhoheit genossen. Als aber zur Zeit Valerians und Gallien's das römische Reich in Stücken zu gehen anfing, hatte Sbapur I. Armenien mit Hülfe einheimischer Factionen unterworfen; der Sohn des ermordeten Königs Chosroes, Tiridates, war nur durch die Treue der königlichen Diener gerettet und dann unter dem Schutz der römischen Kaiser erzogen worden. Mit riesiger Stärke und hohem Muthe begabt, sogar als Sieger bei den olympischen Spielen geehrt, schien er ganz besonders geeignet, als Prätendent in dem verlorenen Reiche seiner Väter aufzutreten. Wie einst Nero
286. seinen gleichnamigen Vorfahren, so belehnte ihn jetzt Diocletian mit Armenien. Tiridates fand seine Heimath unter einem systematischen Drucke, auch religiöser Art; der unduldsame Parsismus der Fremdherrscher hatte die Statuen der vergötterten Könige von Armenien und die geweihten Bilder

König Tiridates.

[1]) Die Stellen in **Paneg. II. (Mamertin. Maxim.)**, c. 7, 9. 10 beweisen nur, daß noch im Jahr 286 der Perserkönig dem am Euphrat verweilenden Diocletian Geschenke sandte.

[2]) **Gibbon, cap. XIII. p. 114.** s. **Moses Chorenensis ed. Whiston. lib. II, c. 73 seq.** (wo die Eroberung des Landes nur unter Artaxires, d. h. Artaxerxes Sassan verlegt wird.)

der Sonne und des Mondes zerbrochen und dafür auf dem Berge Bagavan ein Pyreum errichtet für das heilige Feuer. Rasch sammelten sich Edle und Geringe um den Prinzen; man verjagte die Perser und brachte gerettete Schätze und sogar eine gerettete Prinzessin zum Vorschein. Ein schon von Sbapur nach Armenien verbannter vorgeblich scythischer, wahrscheinlich turkomannischer Häuptling, Mamgo, ging sammt seiner Horde zu dem neuen Herrscher über. Allein Narses I. raffte seine Macht zusammen, eroberte Armenien von Neuem, und nöthigte den Tiridates, abermals bei den Römern Schutz zu suchen.

Perserkrieg des Galerius.

Diocletian und seine Mitherrscher waren inzwischen ihrer meisten Feinde Herr geworden und konnten sich jetzt dem Orient widmen. Während der Oberkaiser auszog, um auch noch das seit langer Zeit empörte Aegypten zu unterwerfen, vertraute er seinem Cäsar Galerius den Kampf gegen Narses an; das gemeinschaftliche Hauptquartier war Antiochien. Allein zwei unentschiedene Schlachten und eine dritte, welche Galerius durch allzukühnes Vordringen verlor, düngten noch einmal die wüste Ebene zwischen Carrhä und dem Euphrat, wo einst Crassus zehn Legionen zum Tode geführt, mit römischem Blut. Diocletian, der inzwischen Aegypten unterworfen hatte, während gleichzeitig der Cäsar des Maximian, Constantius Chlorus, das abgefallene Britannien wieder zum Reiche gebracht, war doppelt erzürnt darüber, daß am Euphrat allein die römischen Waffen im Nachtheil sein sollten. Auf seiner Rückkehr begegnete ihm in Syrien der geschlagene Cäsar; er ließ ihn im Purpurmantel, wie er war, eine Millie weit neben seinem Wagen herlaufen, Angesichts der Soldaten und des Hofes. Mehr als irgend etwas bezeichnet dieser Zug den wahren Ton der diocletianischen Herrschaft.[1]) Und die Ergebenheit des Galerius wird dadurch

[1]) Daß die Sache im höchsten Grade auffiel, zeigt sich durch ihre Erwähnung selbst bei den kürzesten Abbreviatoren, wie Eutrop, Aurel. Victor, Sextus Rufus, und als Präcedens bei Ammian XIV, 11.

4. Abschnitt. nicht im Geringsten erschüttert; sein einziges Verlangen ist die Erlaubniß, die Schmach durch Siege auslöschen zu dürfen. Nun müssen statt der weniger tauglichen Asiaten die unbesiegbaren Illyrier ausrücken, nebst einer Hülfsschaar geworbener Gothen, alles gerechnet nur 25,000 Mann, aber von der tüchtigsten Art. Dießmal wandte sich Galerius jen-
297. seits des Euphrat in das bergige Armenien, wo er das Volk der römischen Sache günstig fand und wo die meist aus Reitern bestehenden persischen Heere ihm viel weniger furchtbar sein konnten als beim Kampf in der Ebene. (Das Fußvolk galt nämlich bei den Persern laut Ammian nur als Troß). Er selbst kundschaftete bloß mit zwei Begleitern das sorglose persische Lager aus,[1]) und überfiel es dann plötzlich. Der Erfolg war ein ungeheurer; nach einem allgemeinen Ge-
Niederlage des Narses. metzel floh König Narses verwundet nach Medien; seine und seiner Großen Gezelte fielen mit reichlicher Beute in die Hände der Sieger, und auch seine Frauen nebst mehrern Verwandten wurden gefangen. Galerius, welcher die Wichtigkeit eines solchen Unterpfandes wohl kannte, behandelte diese Gefangenen mit Güte und Sorgfalt. — So kurz und dürftig die vorhandenen Nachrichten über den Krieg, so um-
Unterhandlung. ständlich sind diejenigen über die darauf folgenden Friedensunterhandlungen.[2]) In der ersten Eröffnung, welche Apharban, ein Vertrauter des Narses, dem Galerius allein machte, wirkt die hochmüthige Schmeichelei des Asiaten ganz ergötzlich. Rom und Persien sind ihm die beiden Leuchter, die beiden Augen der Welt, die sich nicht anfeinden sollten; nur von einem so großen Fürsten wie Galerius habe Narses dürfen besiegt werden; übrigens seien die menschlichen Dinge wandelbar. Wie furchtbar die Lage Persiens gewesen sein muß, erkennt man daraus, daß der König alle politischen Bedingungen der „Philanthropie" der Römer anheimstellen

[1]) Wie Constantin in einem der rheinischen Kriege. Vgl. oben 89, N. 2.

[2]) **Excerpta de legationibus: Petrus Patricius**, u. a. bei Müller, **Fragm. hist. græc. IV, pag. 188.**

läßt und nur um die Rückgabe ſeiner Familie bittet. Galerius, der den Geſandten erſt rauh anfährt und an den einſt von den Perſern zu Tode gequälten Kaiſer Valerian erinnert, giebt dann doch einige tröſtlichere Worte. Darauf[1]) trafen der Imperator und der Cäſar zu Niſibis am Euphrat zuſammen; dießmal wurde Galerius als Sieger mit den höchſten Ehren empfangen, aber nochmals bringt er der höhern Einſicht Diocletian's ſeine Neigung zum Opfer und entſagt der leichten und ſichern Eroberung des vordern Perſiens, von welchem nur die werthvollern Grenzdiſtrikte einverleibt werden ſollten. Ein Secretär, Sicorius Probus, wurde an Narſes entſandt, welcher ſich bis nach Medien zurückgezogen hatte, um Zeit zu gewinnen und Truppen zu ſammeln, deren Anblick dem ermüdeten römiſchen Geſandten einigermaßen imponiren ſollte. Am Fluß Aſprudus erhielt endlich Probus Audienz und ſchloß einen Vertrag ab, in welchem Narſes fünf Provinzen, nämlich das Kurdenland und das ganze obere Tigrisgebiet bis an den Wan-See abtrat.[2]) Damit war den Römern auch ihr älterer Beſitz, der obere Euphrat geſichert und vor das römiſche Schutzreich Armenien gleichſam ein Wall hingebaut; freilich aus einem Stoff, der vor den parthiſchen Eroberungen den Armeniern ſelbſt gehört hatte; doch wurde auch ihnen gegen Südoſten hin ein nicht unbeträchtliches Stück Land abgetreten und Tiridates nochmals als König eingeſetzt. Auch der König von Iberien ſollte fortan Vaſall der Römer ſein, eine wichtige Verfügung, weil dieſes raube, von Armenien nördlich gelegene Bergland (es entſpricht etwa dem jetzigen Georgien) mit ſeinen kriegeriſchen Bewohnern eine Vorwacht gegen die Barbaren von jenſeits des Caucaſus abgeben konnte.[3]) Auf dieſen Friedensabſchluß hin erhielt Narſes ſeine bisher in Antiochien verwahrte Familie zurück.

Der Friedensſchluß.

[1]) Gibbon weicht hier willkürlich von der Reihenfolge der Thatſachen ab.

[2]) Vgl. Spruner, hiſtor. Atlas. Bl. 2.

[3]) Die ſtreitige Bedingung von römiſcher Seite, daß Niſibis, eine mit

4. Abschnitt.

Seine Folgen.

Die ganze Grenze wurde nun mit Festungen und Garnisonen versehen. Es folgte eine Zeit der Ruhe für Vorderasien, welche fast vierzig Jahre, bis gegen das Lebensende Constantin's hin dauerte. Die siegreichen Kaiser ahnten wohl nicht, daß sie auch mit diesen großen Erfolgen wesentlich der ruhigen Verbreitung des verhaßten Christenthums die Wege geebnet hatten. — Wie übrigens Persien durch seinen Manichäismus und durch mannigfachen Aberglauben auch in entgegengesetztem Sinne auf das römische Reich einwirkte, wird unten berührt werden.

Die damaligen Perser.

Die Bevölkerung und ihre Sitten sind durch alle neuern Mischungen, selbst durch den schiitischen Mohammedanismus und die von ihm bedingte Bildung hindurch noch theilweise so zu erkennen, wie Ammian im vierten, Agathias im sechsten Jahrhundert sie schildern. Der zweideutige Blick unter den rundgewölbten, in der Mitte zusammenlaufenden Augbraunen, der schön gepflegte Bart sind den Persern geblieben; gewisse Anstandsregeln gelten noch wie damals; von dem alten Ruhm der Mäßigkeit wenigstens ein Rest; die sonderbare Mischung von weichlicher Ausschweifung und großem persönlichem Muth ist noch heute charakteristisch für sie, ebenso das freche Prahlen und die selbstsüchtige Arglist. Auch die weite, bunte Kleidung und der flimmernde Putz fiel schon den Römern auf.[1]) Was von der Religion abhing, hat sich natürlich nur da erhalten können, wo noch jetzt Parsismus existirt, wie z. B. das Preisgeben der Leichen an Hunde und Vögel. Vielen Aberglauben hat der Mohammedanismus ausgerottet oder im Mährchen fixirt; dem Perser der Sassanidenzeit war das ganze tägliche Leben, ja Weg und Steg voll drohenden oder lockenden Zaubers, und das heilige Feuer der Pyreen selbst mußte fortwährend Orakel spenden. Der große Sapor II. begnügte sich damit

an die Römer abgetretene Stadt, der τόπος τῶν συναλλαγμάτων werden solle, hat auch Gibbon nicht zu erläutern vermocht.

[1]) Strabo XV, 3.

nicht; unter den eigentlichen Magiern gab es auch Necromanten, welche ihm in wichtigen Augenblicken Schatten beschwören mußten, selbst den des Pompejus.[1])

Es ist oft bemerkt worden, wie sehr dieses sassanidische Wesen an das abendländische Mittelalter wenigstens in einzelnen Zügen erinnert. So schon die klösterliche Abstinenz der Magier; ihre Stellung neben dem Adel als eine Art von Clerus. Es ist nur zu bedauern, daß hierüber nichts Näheres bekannt ist und daß selbst die Art wie sie sich in dieser Zeit als Stand fortpflanzten im Dunkel bleibt. Ganz besonders abendländisch erscheint aber der Adel selbst, mit seiner rohen Ritterlichkeit. Zum Könige stand er wahrscheinlich in einem förmlichen Lehnsverhältniß, dessen Hauptleistung in der Kriegspflicht bestand. In den Bildwerken gleichen diese persischen Streiter in ihren Harnischen und gefederten Helmen, mit ihren Lanzen und Schwertern, mit dem prächtigen Geschirr ihrer Pferde durchaus den Rittern unseres Mittelalters. Die Seele ihres Treibens war ganz wie bei diesen das Abenteuer, sei es im Krieg oder in der Liebe, und die Sage hat schon früh eine Gestalt wie Bahramgur zu einem glänzenden Vorbilde dieser Art umgeschaffen, während sie damals auch ihre Helden aus der mythischen Zeit, einen Rostem und Feridun, bereits hoch in Ehren hielt. Diese Romantik steht im entschiedensten Gegensatz gegen das römische Leben, wie alles Planlose.

Ähnlichkeit mit dem christl. Mittelalter.

Schauen wir noch auf Armenien zurück. Dieses Land, mit seiner tapfern, bildungsfähigen Nation, hatte bis jetzt immer Einflüssen und Eindrücken von außen gehorcht, auch eine verhältnißmäßig nur geringe Cultur zu Tage gefördert, und bald sollte neue, dauernde Noth und Knechtschaft hereinbrechen. Dazwischen liegt als lichte Episode diese Zeit des Tiridates, welche zugleich die Zeit der Bekehrung zum Christenthum war; dieses aber sollte, als armenische Kirche

Bekehrung Armeniens.

[1]) Ammian. XVIII, 4. seq. Meyer. Anthol. lat. N. 741.

A. Abschnitt. gestaltet, einst die Hauptstütze des armenischen Volksthums werden.

Folgendes erzählt der Chronist des Volkes, Moses von Chorene:[1])

Gregor der Erleuchter. Gregor der Erleuchter (Illuminator), abstammend von einem Nebenzweige des arsacidischen Königshauses, wurde durch eine sonderbare Verkettung von Umständen schon als Kind nach dem römischen Cappadocien gebracht und daselbst von einer christlichen Familie erzogen, später auch mit einer Christin, Maria, verheirathet. Nach einer dreijährigen Ehe trennten sie sich, um in freiwilliger Enthaltsamkeit Gott zu dienen; von ihren beiden Söhnen wurde der jüngere Anachoret, der ältere pflanzte die Familie fort. Gregor kehrte dann mit dem noch heidnischen Tiridates nach Armenien zurück und begann die Bekehrung des Landes unter großen Gefahren. — Aus andern Quellen erfährt man, daß neben ihm auch eine heilige Frau, Ripsime, thätig war und sogar den Märtyrertod erlitt, daß aber die Bekehrung doch rasch vorwärts ging; noch vor der diocletianischen Verfolgung, im Jahre 302, taufte Gregor den Tiridates selbst und einen großen Theil des Volkes. Er überlebte noch die Zeit des nicenischen Concils, welches er jedoch aus Demuth nicht besuchen wollte, und brachte sein Alter vom Jahr 332 an als Einsiedler in dem Gebirge zu, welches „die Mania-Höhle" heißt; zu seinem Nachfolger im Bisthum oder Hohenpriesterthum hatte er selber seinen Sohn Aristaces eingesetzt. Er starb unbekannt; Hirten begruben ihn; erst lange hernach wurde seine Leiche wieder entdeckt und feierlich in Thordan bestattet. — Tiridates überlebte noch den Constantin und starb durch Vergiftung von Seiten einer Adelspartei im

Spätere Zeiten. Jahre 342. Bald brachten Bürgerkriege und Interventionen von außen sowohl das arsacidische Königthum als das ebenfalls erbliche arsacidische Hoheprieſterthum in Noth und Ver-

[1]) A. a. O. II, 27. 71. 77 seq. Moses schrieb um d. J. 440.

wirrung.[1]) Allein der Eindruck der Bekehrung blieb unter all den folgenden Fremdherrschaften, und das später allerdings im Monophysitismus versteinerte Christenthum vereinigt bis heute die weit bis nach Oesterreich verbreiteten Armenier; mit Ausnahme der Römisch-unirten, welche gegenwärtig die Besten und Gebildetsten der Nation in ihren Reihen haben möchten.

Dieses war der Zustand der befreundeten und der feindlichen Nachbarländer Rom's im Osten. Die asiatischen Provinzen des Reiches selbst genossen in der Zeit Diocletians und Constantin's eine Ruhe, welche nur kurz durch die grossen Reichskriege unterbrochen wurde. Ein Lebensbild von Syrien und Kleinasien in dieser Zeit würde der Gegenstand einer eigenen, beträchtlichen Forschung sein. Wir beschränken uns, auf einen wunden Fleck hinzuweisen, der Jahrhunderte hindurch dem Körper des Reiches Schande machte, auf das Räuberland Isaurien, welches in allen Geschichten der römischen Kaiserzeit einen stehenden Artikel bildet. Isaurien.

Viel berühmter ist allerdings der frühere, beim Sinken der Diadochenreiche in Schwung gekommene Seeraub und Sklavenhandel der Cilicier, weil sie in dem denkwürdigen letzten Jahrhundert der Republik von dem großen Pompejus besiegt wurden, nachdem sie der Piraterie des ganzen Mittelmeeres lange Zeit Anhalt und Zuflucht gewährt hatten. Schon damals[2]) wird als eines der Raubnester des Binnenlandes das uralte Isaura genannt, nach welchem dann die ganze hinter dem eigentlichen Cilicien gelegene Gegend den Namen Isaurien erhielt; ein rauhes Bergland vulkanischer Formation mit hohen Gipfeln, dessen Städte eher als Castelle

[1]) Ob der bei Euseb. Hist. eccl. IX, 8 erwähnte Angriff des Maximinus Daza auf Armenien wirklich der Sinn eines Religionskrieges hatte, bleibt sehr zweifelhaft.

[2]) Florus III, 6.

4. Abschnitt.

Ausartung zum Raubvolk.

gelten konnten.[2]) Sei es nun, daß vom Piratenkrieg her sich ein Rest von Räuberwesen in diesem Hinterlande erhielt, oder daß erst in der Kaiserzeit bei gänzlichem Mangel an Aufsicht die Bevölkerung von Neuem auf diese Lebensweise gerieth, jedenfalls waren die Isaurier im dritten Jahrhundert eine der Landplagen des südlichen Kleinasiens. Zur Zeit der dreißig Tyrannen[1]) fanden sie es am zweckmäßigsten, einen ihrer Anführer, Trebellian, zum Imperator zu erheben, der zu Isaura Hof hielt, Münzen schlug und sich in den wilden Gebirgen eine geraume Zeit hindurch behauptete. Es ist nicht bekannt, auf welche Weise es dem Causiseleus, einem der Feldherrn des Gallienus, gelang, seiner habhaft zu werden, jedenfalls war mit seiner Tödtung das Land noch nicht besiegt, vielmehr hielten die Isaurier aus Furcht vor der weitern Rache des römischen Kaisers nur um so fester zusammen. Unter Claudius Gothicus wurde ein neuer Angriff gegen sie unternommen, scheinbar mit viel größerm Erfolge; der Kaiser konnte bereits die Absicht fassen, sie aus ihren Gebirgen herab nach Cilicien zu führen und daselbst anzusiedeln, während ein vertrauter Diener das leere Isaurien zum Eigenthum erhalten und jede Rebellion auf diese Weise unmöglich gemacht werden sollte. Allein der frühe Tod des Claudius scheint das Projekt vereitelt zu haben und die Isaurier regen sich bald wieder so keck als je zuvor. Unter Probus[2]) machte einer ihrer Räuberhauptleute, Lydius, Lycien und Pamphylien unsicher; gegen alle Angriffe hatte er sich in dem unzugänglichen Kremna (in Pisidien) nicht bloß befestigt, sondern auch durch Aussaat

Der Hauptmann Lydus.

[2]) Plinius Hist. Nat. V, 33 (oder 27) kennt in dem benachbarten Homonadenland ein Oppidum und 44 Castelle „zwischen rauhen Schluchten versteckt.“ — Bei irgend einem der im Text genannten Angriffe müssen die Römer Isaura eingenommen und zerstört haben, wenn nicht bei Ammian. Marc. XIV, 8 schon die Zerstörung durch Servilius Isauricus gemeint ist.

[1]) Hist. Aug. XXX. Tyr. c. 25.

[2]) Zosim. I, 69. seq.

und Ernte gegen die Aushungerung gesichert; die unglücklichen Einwohner, welche er fortgejagt hatte und welche der römische Kommandant ihm wieder mit Gewalt zuschicken wollte, ließ er von der Stadtmauer in die Schluchten hinabstürzen. Ein unterirdischer Gang führte aus Kremna unter dem römischen Lager hindurch an ferner, verborgener Stelle in's Freie hinaus; diesen benützte die Mannschaft um zu Zeiten geraubtes Vieh und Lebensmittel in die Stadt zu schaffen, bis die Feinde der Sache auf die Spur kamen. Von da an sah sich Lydius genöthigt, seine eigene Mannschaft durch Ermordung zu verringern bis auf die unentbehrliche Zahl; auch einige Weiber blieben am Leben und zwar als ein gemeinschaftlicher Besitz. Endlich ging sein bester Wurfmaschinenmeister, mit dem er sich entzweit hatte, zu den Römern über, und schoß aus deren Lager auf die Maueröffnung hin, durch welche Lydius zu spähen pflegte. Der Räuberhauptmann, tödtlich getroffen, ließ noch die Seinigen schwören, das Castell nie zu übergeben, was sie nicht hinderte ihr Wort zu brechen, sobald er den Geist aufgegeben hatte. Allein mit diesem Siege war höchstens Pisidien auf einige Zeit gesichert, das östlich daran stoßende Isaurien selbst dagegen blieb in den Händen der Räuber nach wie vor. Eine Aufzeichnung aus der Zeit Diocletians[1]) spricht hierüber so klar als möglich: „Seit Trebellian gelten die Isaurier als Barbaren, und da ihr Land mitten im römischen Gebiet liegt, so werden sie mit einer neuen Gattung von Schutzwachen wie eine Feindesgrenze umzäunt. Die Oertlichkeit allein schützt sie; denn sie selber sind weder stattlich von Wuchs, noch gefährlich durch Tapferkeit, noch in ihrer Bewaffnung ausgezeichnet, noch besonders klug; ihr einziger Trotz ist die Unzugänglichkeit ihrer Wohnsitze in den Gebirgen."

Rom giebt Isaurien auf und schließt es ein.

Jene neue Gattung von Schutzwachen und die Art ihrer

[1]) Hist. Aug. a. a. O.

4. Abſchnitt. Kriegführung gegen das Räubervolk lernt man im Verlauf des vierten Jahrhunderts bei mehrern Gelegenheiten kennen.[1]) Das Reich wandte nicht weniger als drei Legionen, ſpäter wenigſtens zwei auf dieſen einen Zweck; der Stab derſelben lag wahrſcheinlich zu Tarſus in Cilicien und zu Side in Pamphylien, die Magazine in Paleas, während die Mannſchaft entweder in den Städtchen und Caſtellen des Binnenlandes ſich aufhielt oder in mobilen Colonnen kreuzte. Doch wagte ſie ſich nicht mehr weit in die Gebirge, ſeitdem man die Erfahrung gemacht hatte, daß beim ſteilen Emporklimmen jede römiſche Taktik verloren ſei, ſobald von oben Felsblöcke herabgerollt wurden. In der Ebene mußte man die Iſaurier erwarten, wenn ſie in Cilicien, Pamphylien, Piſidien und Lycaonien auf Raub ſtreiften; da wurden ſie mit Leichtigkeit überwältigt und entweder niedergemacht oder zum Thierkampf in die Amphitheater der vergnügungsſüchtigen großen Städte, wie z. B. Iconium abgeliefert. Aber ſelbſt den ciliciſchen Seeſtrand gelang es nicht immer zu ſchützen; die alte Seeräubernatur brach bei dem Bergvolk bisweilen ſo ſtark hervor, daß ſie längere Zeit hindurch (z. B. um 353) gewiſſe Küſtenſtriche in ihrer Gewalt behielten und die ganze Schifffahrt nöthigten, ſich an die Ufer des gegenüber liegenden Cypern zu halten. Die Belagerung des wichtigen Seleucia trachea, der zweiten Stadt Ciliciens, ſchien ihnen damals nicht zu gewagt; erſt ein großes römiſches Entſatzheer bewog ſie zum Abzug. Darauf gelang es nochmals, ſie in ihrem Berglande mit einem Syſtem von Schanzen und Landwehren für mehrere Jahre einzuſchließen, bis ſie im Jahre 359 wiederum in großen Haufen hervorbrachen und durch ihre Räubereien das Land in Schrecken ſetzten; mit zweckmäßigen Drohungen mehr als mit Strafen ſollen ſie dann abermals zur Ruhe gebracht worden ſein. Ein neuer Aus-

Die Iſaurier wiederum Piraten.

[1]) Notitia dignitatum etc. c. 26, mit Böcking's Anmerkungen. Ammian. Marcell. XIV, 2. 8. XIX, 13. XXVII, 9. Zosim. IV, 20. V, 20. 25.

bruch über Pamphylien und Cilicien, wobei sie ermordeten was ihnen in die Hände fiel, wird zum Jahre 368 berichtet; eine Schaar leichter römischer Truppen mit einem der höchsten Reichsbeamten, dem Neuplatoniker Musonius an der Spitze ließ sich in einer engen Schlucht von ihnen überfallen und niedermachen. Darauf drängte und verfolgte man sie rastlos von Ort zu Ort, bis sie um Frieden baten und denselben gegen Stellung von Geiseln erhielten. Eine ihrer vornehmsten Ortschaften, Germanicopolis, führte wie gewöhnlich, so auch bei dieser Unterhandlung das Wort; von besonders mächtigen Häuptlingen oder Fürsten ist nicht die Rede. Acht Jahre später unter Valens kommen sie von Neuem zum Vorschein; um das Jahr 400 muß der Feldherr Fravitos Cilicien von Räubern reinigen; im Jahre 404 besiegt der Feldherr Arbazacius die Isaurier und läßt sich dann von ihnen bestechen, worauf sie mehrere Jahre nach einander ihr altes Wesen treiben. So ging es bis tief in die byzantinische Zeit hinein mit Angriff, Abwehr und scheinbarer Huldigung. Das kleine, wenig zahlreiche Volk muß völlig verwildert sein; die Römer nahten ihm nur noch als Feinde und es ist begreiflich, aber auch zu bedauern, daß von dem politischen, sittlichen und religiösen Zustande, der sich hier entwickelte, keine Schilderung erhalten ist. Das Verhältniß zu Rom war gewiß in mancher Beziehung dem der Tscherkessen zu Rußland ähnlich, aber in den Hauptpunkten davon verschieden. Isaurien ist hellenisirt gewesen, wenigstens oberflächlich, und hat sich später wieder allmälig barbarisirt; daß dieß aber so ungehindert geschehen konnte, ist für den innern Zustand des römischen Reiches in mehr als einer Hinsicht bezeichnend. — Wir wenden uns nun nach dem südlichen Ufer des Mittelmeeres.

Barbarisirung.

Unter den unglücklichsten Ländern des Römerreiches finden wir auch jetzt wieder Aegypten; wo sich Diocletian einen traurigen Namen machen wird durch grausame Unter-

1. Abschnitt. drückung eines jener Aufstände, an welchen die ägyptische Geschichte seit der Eroberung durch den Sohn des Cyrus so reich ist.

Stimmung der Römer gegen Aegypten.

Die Stimmung des Römers gegen Aegypten ist eine sonderbar gemischte; tiefe Verachtung und strenge Ueberwachung der Eingebornen — sowohl der Aegypter als der colonisirten Griechen und Juden — geht Hand in Hand mit einer alten Ehrfurcht vor den Erinnerungen und Denkmälern der bereits um Jahrtausende rückwärts liegenden Pharaonenzeit und einem noch sehr lebendigen Ueberrest derselben: ich meine jene geheimnißvolle Priesterreligion, deren Isiscultus, Symbole, Weihen und magische Künste zumal die spätrömische Welt am wenigsten entbehren mag. Derselbe römische Präfekt oder Epistratez, welcher vielleicht mit Raub und Grausamkeit über dem Volke waltet, wird doch nach dem hunderthorigen Theben und nach Philä pilgern und seinen Namen auf der Wade des Memnonsbildes einmeißeln lassen,[1]) nebst der Versicherung dessen berühmten Ton bei Sonnenaufgang gehört zu haben. Auch die profane Neugier des Alterthumsforschers und Reisenden, die romantische Sehnsucht der Gebildeten war dem Lande uralter Cultur in reichem Maße zugewandt. Hier spielen die Romane des Xenophon von Ephesus und des Heliodor; in der bunten Geschichte ihrer Liebespaare Anthia und Habrokomes, Theagenes und Chariklea übernehmen ägyptische Räuberbanden so ziemlich die Rolle, welche neuere Schriftsteller italienischen Banditen zu übertragen pflegen, um vollends von dem symbolischen Roman des Synesius zu schweigen, welcher Ereignisse aus der Zeit des Arcadius in ein altägyptisches Gewand kleidet. „Alles was von Aegypten erzählt wird, sagt Heliodor, interessirt hellenische Zuhörer

[1]) Böckh. corpus inscr. græcc. III, fasc. II, wo das ganze fleißige Album der Memnonssäule, der Sprungen u. s. w. verzeichnet ist. — Vgl. auch Nr. 4699. — Die wichtigern lat. Inschr. bei Orelli, Vol. I, §. 8.

„ganz besonders.“[1]) — Auch in die bildende Kunst war das Aegyptische vorzüglich durch Hadrian als Mode eingedrungen, und noch viel später liebte man ägyptische Landschaften, staffirt mit den Wunderthieren, den Barkenfahrten, den Lauben und Strandbauten des allbelebenden Nils, ungefähr wie sich unsere Mode zeitweise der chinesischen Schildereien angenommen hat. Dieser Art ist das berühmte Mosaik von Palestrina.

Verbarrung der Nation.

Doch die wirklichen Verhältnisse waren ernst und furchtbar. Alte Culturvölker, welche nach einer glanzvollen Vergangenheit in die Hände fremder, etwa relativ barbarischer Eroberer gefallen sind und lange Jahrhunderte hindurch ungefragt von Hand zu Hand gehen, nehmen leicht ein Wesen an, welches dem ausländischen Beherrscher als verschlossene Bösartigkeit erscheint, mag es auch nur zum Theil diesen Namen verdienen. Den Anfang hiezu machte die persische Eroberung, welche die Aegypter nicht nur durch Unterwerfung und Druck an sich, sondern auch durch Mißachtung ihrer alten Religion auf das schrecklichste, und zwar bleibend verbitterte. Der einfache Lichtcultus der Perser stieß sich an der massenhaften, halbthierischen Götterwelt ihrer neuen Unterthanen; den Einen war gerade Alles dasjenige unrein, was den andern heilig schien. Daher jene nie endenden Empörungen, die mit Strömen Blutes nicht zu stillen waren. Die darauf folgenden griechischen Herrscher brachten keinen solchen Zwiespalt mit sich; ihr hellenischer Glaube suchte in dem Polytheismus Vorderasiens und Aegyptens nicht die Verschiedenheiten, sondern sehr geflissentlich die Verwandtschaften mit dem ihrigen. Für Alexander den Großen ist Ammon gleich Zeus, den er überdieß für seinen eigenen Erzeuger hält; und wenn der Grieche schon früher nicht daran zweifelte, daß sein Apoll mit dem ägyptischen Horus,

Die Ptolemäer.

[1]) Aethiop. II, 27. *Αἰγύπτιον γὰρ ἄκουσμα καὶ δείγμα πᾶν ἑλληνικῆς ἀκοῆς ἐπαγωγότατον.*

4. Abschnitt. sein Dionysos mit Osiris, seine Demeter mit Isis eins und dasselbe sei, so wird jetzt für den halben Olymp etwas Entsprechendes am Nil aufgefunden. Ptolemäus des Lagus Sohn, welcher bei der Theilung der großen Erbschaft unter die Generale Aegypten für sich bei Seite gebracht hatte, war nebst seinen nächsten Nachfolgern, die das neue Reich einrichteten,[1]) überhaupt bemüht, den Aegyptern in gewissen Dingen entgegenzukommen. Die brutale persische Art, jeden Nationalcharakter ohne Noth mit Füßen zu treten und es dann auf die verzweifeltsten Aufstände ankommen zu lassen, lag nicht in ihrem Interesse; dieses lief auf einen festgeschlossenen, wohlgeordneten Militär- und Beamtenstaat hinaus, mit so viel Druck als eben nöthig war, um alle Geldmittel des Landes in den Schatz des Königs zu leiten, wo trotz der drittbalbhunderttausend Soldaten und der viertausend Schiffe noch immer unglaubliche Summen liegen blieben. Daneben ließ man dem Lande seine alte ursprünglich agrarische Eintheilung in Nomen; sogar sein Kastenwesen war gefahrlos, seit es keine einheimische Kriegerkaste mehr gab; die Priester und ihre Tempelherrschaften hegte und pflegte man sogar mit eigener feierlicher Theilnahme, aber nur indem man sie zugleich beträchtliche Steuern zahlen ließ. Ptolemäus Euergetes baute noch den prachtvollen Tempel von Esne in einem Styl, der von dem altägyptischen kaum merklich abweicht; die Könige seines Geschlechtes ließen sich noch einbalsamiren, freilich auch neben, ja über Isis und Osiris als „erhaltende Götter" verehren. Dieß war das deutlichste Symbol einer Amalgamirung, welche mehr und mehr dadurch erreicht wurde, daß die Griechen sich nicht mehr in Factoreien einschlossen, sondern im Lande zerstreut mitten unter den Aegyptern lebten. Immerhin blieb die neue Welt-

Alexandrien. stadt Alexandrien überwiegend griechisch; von hier strahlte das kosmopolitisch mittheilbar gewordene Griechenthum, welches

[1]) Vgl. Droysen, Gesch. des Hellenismus, Bd. 2.

man den Hellenismus nennt, ſein Licht am hellſten aus. Eine Zeit lang war keine Stadt in der Welt, die ſich mit dieſer hätte meſſen können an Pracht und an äußerlicher wie geiſtiger Regſamkeit, aber auch nirgends mochte ein gleiches Maaß von Verdorbenheit beiſammen ſein wie hier, wo drei Völker (die Juden mitgerechnet), alle an ihrem altnationalen Weſen irre geworden, rein polizeilich gebütet werden mußten.

Die Römerherrſchaft.

Als Auguſtus nach dem Siege von Actium das inzwiſchen etwas herabgekommene Land übernahm,[1]) ſollte es plötzlich nur noch in Bezug auf Rom exiſtiren dürfen, als einträgliche Domäne und als Kornkammer. Keine Provinz wurde ſo überwacht wie dieſe, ſowohl wegen des gefährlichen Volksgeiſtes und bedenklicher Weiſſagungen als wegen der außerordentlichen Wichtigkeit. Ohne kaiſerliche Erlaubniß durfte kein römiſcher Senator noch Ritter die Gegend betreten; die Präfectur von Aegypten war einer der höchſten Vertrauensposten, weil man nirgends ſo eifrig als hier Abfall und Uſurpation zu verhindern ſuchte. Natürlich mußte man ihm auch eine weite Vollmacht laſſen; ſeine äußere Stellung ſollte den Aegyptern noch das alte Königthum vergegenwärtigen, an welches wenigſtens ſeine impoſanten Amtsreiſen erinnern konnten. Da ſah man ihn mit großem Gefolge, worunter auch Prieſter, auf einem jener ſchwimmenden vergoldeten Ziergebäude den Nil auf und nieder fahren, welche der Luxus der Ptolemäer in Gebrauch geſetzt hatte. Von ihm abwärts ſtuft ſich dann regelmäßig das Beamtenſyſtem ab, ungefähr wie man es von den Ptolemäern übernommen; vom Volk iſt am wenigſten die Rede und man weiß nicht ob es auch nur ſeine geringern Beamten ſelber wählen und zu irgend einem andern Zweck als um Huldigungen an die Kaiſer zu beſchließen ſich örtlich verſammeln durfte. Die Beſatzungen, welche das Land gegen innere und

[1]) Vgl. Varges, de statu Aegypti provinciæ rom., Göttingen 1842.

4. Abschnitt. äußere Feinde zu bewachen hatten, sind auch für das sparsame römische System gering; bald nach Augustus entsprachen den acht Millionen Einwohner (worunter eine Million Juden) höchstens 20,000 Mann Truppen. Als einen der wichtigsten strategischen Punkte hatten die Römer, wie später die Araber die Gegend des alten Memphis erkannt, wo der Nil sich zu theilen beginnt; eine Legion lag deßhalb immer in Babylon, dem jetzigen Altkairo. In Friedenszeiten mußten die Soldaten an den Nilkanälen schaufeln, Sümpfe abgraben u. dgl.; Probus brauchte sie sogar bei der Errichtung von Tempeln und andern Prachtbauten. Das Land durfte nicht zu viel kosten, wenn es im erwünschten Maße

Abgaben. nutzbar sein sollte. Rom sorgte dafür durch ungeheure Zumuthungen; ein Fünftheil des sämmtlichen Ertrages an Getreide oder ein theilweises Aequivalent an Gelde als Grundsteuer (wenn nicht vollends der Doppelzehnten und die Grundsteuer) mußten an den Staat abgeliefert werden. Auch die Tempelbesitzungen waren von dieser Leistung nicht frei. Zu den mehr als drittbalb Millionen Zentner Getreide, welche jährlich auf diese Art aus dem Lande gingen, kamen dann noch die Kopfsteuer, und hohe Eingangs- und Ausgangszölle, welche jetzt mehr eintrugen als unter den Ptolemäern, weil sich allmälig die ganze römische Welt an gewisse indische, hauptsächlich durch Aegypten transportirte Waaren gewöhnt hatte. Von den Mündungen des Nils aufwärts bis nach Oberägypten und an's rothe Meer werden die Zollkastelle erwähnt; die Verwalter waren selbst Aegypter, wahrscheinlich weil zu diesem gehässigen Geschäft niemand tauglicher war. Von den Bergwerken war vielleicht nur der geringste Theil nutzbar für den Staat; die kostbaren Mineralien Aegyptens, der Smaragd von Koptos, der röthliche Granit von Syene, der Porphyr des claudianischen Berges, dienten dem Luxus der Kleidung und des Bauens; neben den Arabern, welche ein besonderes Geschick im Auffinden der Gänge hatten, arbeiteten hier Tausende von Verurtheilten

Was die Beschäftigung und den ökonomischen Zustand des Volkes betrifft, so wird man annehmen können, daß Ober- und Mittelägypten, so weit es der Nil bewässerte, fast ganz dem Landbau anheimgefallen waren und daß die lebhafte Fabrikation von Geweben aller Art nebst Glas- und Töpferwaaren sich auf Unterägypten beschränkte, wo das Nildelta mit seinen Seitengegenden überdieß noch für den Landbau die größten Hülfsmittel bot. Im obern Lande dürfen wir uns die großen alten Städte schon ziemlich verlassen und auf ihre unzerstörbaren Tempel und Paläste reducirt vorstellen;[1]) wenigstens hatte die spätere Gründung Ptolemais (bei Girgeh) sie sämmtlich überbelt und war dem damaligen Memphis wenigstens gleich gekommen, was vielleicht nicht gar viel sagen will. Die Bevölkerung des untern Landes war, wie sich mit Sicherheit vermuthen läßt, dem überwiegenden Theile nach ein im Taglohn arbeitendes, nichts besitzendes und sehr wenig bedürfendes Proletariat, dessen Geschäftigkeit, wenigstens in Alexandrien, noch Kaiser Hadrian[2]) mit Verwunderung rühmt: „hier ist keiner müßig; „die einen machen Glas, die andern Papier; wieder andere „sind Weber; Jedermann gehört zu irgend einem Gewerbe und „bekennt sich auch dazu; auch Podagrische und Blinde haben „ihre Beschäftigung und selbst solche deren Hände lahm sind, „liegen nicht müßig." Ob damit eine sehr große Zerstückelung des Grundbesitzes oder im Gegentheil eine Vereinigung in ganz wenigen Händen verbunden war, ist nicht zu entscheiden, indem wir z. B. nicht wissen wie groß in Unterägypten die Tempelgüter und die kaiserlichen Domänen sein mochten; durch jene enorme Abgabe war übrigens auch der freie Grundbesitz faktisch unfrei geworden.

[1]) Schon Germanicus findet von Theben nur noch die **magna vestigia**. — **Tac. Ann. II, 60. Juvenal. XV, 6. Ammian. Marc. XVII, 4.**

[2]) **Hist. Aug. Saturnin. 8.** — In dem marcotischen Gau bei Alexandrien findet noch Sokrates (**Hist. eccl. I, 27**) im fünften Jahrhundert: „viele und volkreiche Dörfer mit prächtigen Kirchen."

4. Abschnitt.

Das Räubervolk der Bukolen.

Daneben wird uns in der Umgebung des jetzigen Damiette ein District, die sogenannten Bukolien, geschildert,[1] wo sich eine alte, vielleicht seit vielen Jahrhunderten vernachlässigte Bevölkerung zu einer Art von Räubervolk ausgebildet hatte. Das Kaiserthum ließ sich in Italien selber bisweilen die Räuberbanden nahezu über den Kopf wachsen; unter den Augen des gewaltigen Septimius Severus[2] und seiner siegreichen Armee durfte der geniale Bulla Felix mit einer Bande von 600 Mann während zweier Jahre die ganze Via Appia brandschatzen; ein paar Jahrzehnde später wird ganz beiläufig[3] an der genuesischen Riviera, bei Albenga, ein vornehmes, reiches Räubergeschlecht erwähnt, welches in eigenen Geschäften 2000 bewaffnete Sklaven aufstellen konnte. Von Isaurien und dem Zustand welchen man dort duldete, ist bereits die Rede gewesen. Mit den ägyptischen Bukolen aber wurde schon Marc Aurel gezwungen Krieg zu führen. „Sie standen auf, sagt Dio, und rissen auch die übrigen „Aegypter zum Abfall fort; es führte sie ein Priester [und] „Isidorus. Zuerst hatten sie einen römischen Hauptmann „überlistet, indem sie ihm, als Weiber verkleidet, sich näher„ten als wollten sie ihm Gold geben zur Freilassung ihrer „Männer; darauf ermordeten sie ihn und seinen Begleiter, „schworen über den Eingeweiden des letztern einen Bund und „aßen dann dieselben ... In offener Schlacht überwanden „sie die Römer, und würden auch bald Alexandrien einge„nommen haben, hätte nicht Avidius Cassius, der aus Sy„rien gegen sie heranzog, sie dadurch gebändigt, daß er ihre

[1] **Dio. Cass. 71, 4. Heliodor I, 5, ff., 28, ff., II, 17, ff.**, auch **VI, 13.** Der Romanschreiber, welcher Aegypten offenbar kannte, darf uns hier als Quelle dienen. Er schrieb wahrscheinlich im vierten Jahrhundert und benützt die Anschauungen dieser Zeit, obschon er seine Geschichte unter der Perserherrschaft spielen läßt.

[2] **Dio. Cass. 76, 10.** Die Frechheit syrischer Räuber ebendas. 75, 2. Ein syrischer Raubdistrikt um Apamea, **Ammian. Marc. XXVIII, 2.**

[3] **Hist. Aug. Proculus. 12.**

„Eintracht aufzulösen und sie zu trennen wußte; denn einen 5. Abschnitt.
„Kampf gegen die ganze wahnsinnige Masse durfte man
„nicht wagen."

Es waren vielleicht kaum ein paar Tausende eigentlicher Bukolen, und man könnte sie, wo es sich um Geschichte des römischen Reiches handelt, wohl übergehen, wenn in diesen Dingen die Zahl entschiede. Dergleichen alte, unterdrückte, in neuer Barbarisirung begriffene Bevölkerungen würden wir im ganzen Reiche noch manche kennen, wenn die Provinzialgeschichte nicht so stumm wäre. — Der Name Bukolen, Rinderhirten, läßt einen Rest der alten Kaste dieses Namens vermuthen; allein sie hatten wahrscheinlich mit keinen Rindern mehr zu thun, ausgenommen etwa mit den geraubten. Einer der mittlern Arme des Nils, unweit vom Meer, nährte Ihr Wohnsitz.
durch seinen Ueberschuß einen großen See, dessen sumpfiges Röhricht rings am Ufer der Wohnsitz, wenigstens der Schlupfwinkel dieser Paria's war; vielleicht der ungesundeste Fleck von Aegypten, den ihnen schon deßhalb kaum Jemand streitig machte. Hier lebten sie theils auf Barken, theils auf Inselchen in Hütten; die kleinen Kinder banden sie an Riemen, welche nur so lang waren, daß sie nicht in's Wasser fallen konnten. Das Schilf war mit Wegen für ihre eigenthümlichen Kanots durchschnitten, wo sich außer ihnen Niemand zurecht fand. Auch von Räuberdörfern ist die Rede, womit jedoch eben jene Ansiedelungen am See gemeint sein können. Zu diesen Bukolen zog sich nun Alles was mit der bürgerlichen Ordnung überworfen war; welche Sitten sich da ausbildeten, lehrt die Geschichte ihrer Empörung unter Marc Aurel; schon das Aussehen der Leute mit ihrem vorn bis auf die Augen, hinten lang herab hängenden Haar war fürchterlich.[1]) — Welche Contraste waren hier auf einem Raum von wenigen Tagereisen beisammen! Das reiche

[1]) Auf Analogien in den Zuständen des modernen Indiens darf hier bloß hingedeutet werden.

4. Abschnitt. industrielle Alexandrien, der Räuberstaat im Sumpfe, und westlich am mareotischen See die letzten jüdischen, in der nahen nitrischen Wüste aber die ersten christlichen Einsiedler. — Die Bukolen selber wollten in der Folge vom Christenthum nichts wissen; noch gegen Ende des vierten Jahrhunderts war unter diesen „wilden Barbaren" kein einziger Christ.[1])

Doch es ist Zeit, auf den Charakter und die besondern Schicksale der Aegypter in der spätern römischen Zeit zu kommen.

Der ägyptische Charakter. „Der Aegypter schämt sich, sagt Ammian,[2]) wenn er „nicht an seinem dürren, braunen Leib Striemen über Strie„men aufzuweisen hat, die ihm wegen Verweigerung von Ab„gaben zu Theil geworden. Man hat noch keine physische „Qual zu erfinden vermocht, die einen recht verhärteten ägyp„tischen Räuber dahin gebracht hätte, seinen Namen zu be„kennen." — Dieß war die Stimmung der untern Klassen gegen die Behörde. Bei jedem allgemeinen Unglück, gleichviel ob Krieg oder Mißwachs, ging die erste Anklage gegen die Regierung; die Gesinnung der Massen war permanent aufrührerisch und wäre es auch gegen bessere Herrscher gewesen. In gewöhnlichen Zeiten offenbarte sich dieß durch

Die Spottsucht. eine giftige Spottsucht, welche zwischen den kriechendsten Schmeicheleien hervorbrechend, keine Grenzen kannte. Eine ehrbare römische Matrone,[3]) welche als Gemahlin eines Präfekten in Aegypten wohnen mußte, erschien dreizehn Jahre lang nicht öffentlich und ließ keinen Aegypter ins Haus, um wenigstens ignorirt zu werden; wer sich aber nicht auf diese Weise schützen konnte, mußte sich die schändlichsten Reden und

[1]) Hieronym. vita S. Hilarion. 43.

[2]) Ammian. Marc. XXII, 16. vgl. XXVIII, 5. u. XXI, 6.

[3]) Seneca, consol. ad Helv. 17. — Diese Spottsucht ist auch der stets wiederkehrende Klagepunkt in der 32sten Rede des Dio Chrysostomus, die den Zustand Alexandriens im ersten Jahrhundert nach Chr. behandelt.

Spottlieder gefallen lassen; „Dinge,[1]) die den Alexandrinern „selbst sehr hübsch vorkommen mochten, dem Betreffenden aber „kränkend." Bei Caracalla geriethen sie damit bekanntlich an den Unrechten; er entschädigte sich durch ein seit Jahren prämeditirtes Gemetzel vieler Tausende. Augustus und Nero[2]) waren klüger verfahren, sie hatten das Gespötte der Alexandriner überhört und sich an ihrem Talent des Schmeichelns und Applaudirens ergötzt.

Aber nicht nur nach oben, sondern auch unter sich zeigten die Aegypter ein Bedürfniß nach Zank und Streit, namentlich eine betrügerische Proceßsucht ohne Gleichen. Da sah man diese sonst düstern Menschen (moestiores) in wilder Schmähung, in glühendem Zorn aufflammen, und wäre es auch nur gewesen, weil man einen Gruß nicht erwiedert, in den Bädern nicht Platz gemacht,[3]) oder sonst irgendwie die bösartige Eitelkeit verletzt hatte. Da der geringste Lärm für Tausende gleichmäßig verbitterter Menschen zum Signal des Ausbruches ihrer innern Gährung dienen konnte, so war immer eine allgemeine Gefahr bei diesen Händeln, und der Oberbeamte, welcher die Ruhe und den Gehorsam Aegyptens auf sich genommen hatte, konnte damit auch eine ganz unmenschliche Repreßion wenigstens beim Kaiser rechtfertigen. — Man wußte, es wurde nicht eher ruhig, bis Blut geflossen war.[4]) Es charakterisirt namentlich Alexandrien, daß hier früher als irgendwo im Reiche, ja vielleicht schon zur Ptolemäerzeit, die Parteinahme für die Wagenlenker des Hippodrom's[5]) regelmäßig zu Mord und Todtschlag führte.

Der Fanatismus.

Eines ist es vorzüglich, was solche uralte, mißverstandene und mißhandelte Nationen zu einer wahnsinnigen Anstrengung entflammen kann: ihre alte Religion, welche obwohl

[1]) Herodian. IV, 9.
[2]) Sueton. Aug. 97. Nero 20.
[3]) Hist. Aug. XXX. Tyr. 22, Firmus 3 u. f., Saturninus 7 u. f.
[4]) Socrates, hist. eccl. VII, 13.
[5]) Philostratus, vita Apollon. V, 26.

4. Abschnitt. entartet und jeder sittlichen Belebung fremd, doch wesentlich die Stelle des verlorenen nationalen Bandes vertritt. So ist den Aegyptern ihr Heidenthum, später selbst ihr Christenthum, der Canal geworden, in welchen sich die unbestimmte verhaltene Wuth ergoß. Das Bedürfniß fanatischen Taumels war vorhanden; über den zufälligen Gegenstand verfügten Zeit und Schicksal. Das heidnische Rom hütete sich, in diesen Dingen Anstoß zu geben; die Kaiser machten Weihen und Opfer mit, wenn sie das Land besuchten; in den Bildwerken treten sie durchaus als altägyptische Könige auf, mit den Beischriften „der Ewiglebende, der Isis-geliebte, der Phtha-geliebte;" Tempel wurden von ihnen oder als Gelübde für sie erbaut, andere vollendet.[1]) Aber innerhalb Aegyptens selbst war hinlänglicher Anlaß zum religiösen Hader gegeben durch die Eifersucht von Tempel zu Tempel, welche sich besonders in abweichender Parteinahme für die heiligen Thiere aussprach. Juvenal und Plutarch haben

Die Thiercultc. uns Genrebilder dieses Inhalts hinterlassen, welche man mit ungetheiltem Ergötzen lesen würde, wenn nicht der Schattenumriß des ältesten Culturvolkes der Erde doch immer etwas Ehrwürdiges hätte, das man ungern völlig in den Staub getreten sieht.[2]) In der einen Stadt hat die Orthodoxie nichts dagegen, wenn man dasselbe Thier verspeist, welches in der andern angebetet wird; in Cynopolis (Hundestadt) wird ein Stör geschlachtet, was die von Oxyrynchus (Störstadt) alsobald durch Opferung und Verspeisung eines Hundes vergelten; darob entsteht zwischen beiden Orten blutiger Krieg,

[1]) Der Gebrauch der Hieroglyphen ist bis auf Caracalla erweislich; ihr Verständniß war noch im ganzen fünften Jahrhundert nicht erloschen. — Vgl. die Einleitung zum betreffenden Abschnitt in Böckh's corpus inscr. græcc. III, fasc. II.

[2]) Juv. Sat. XV. — Vgl. Plutarch de Iside & Os. 72. — Hieronym. adv. Jovinian. II, 7. — Die beiden hier vorkommenden Thiere gehören laut Strabo XVII, 1 noch immer zu den im ganzen Lande verehrten, nicht zu den heiligen Distriktsthieren.

den die Römer durch Strafen ſtillen. So Plutarch; bei dem von Juvenal geſchilderten ſchändlichen Ueberfall der Tentyriten gegen das in trunkenem Feſtjubel ſorgloſe Ombos kömmt es nicht bloß zu den ſcheußlichen Verſtümmelungen und Tödtungen, man theilt ſich auch in die Stücke eines zerſchnittenen Leichnams, wie die Bukolen in jenem oben erzählten Falle.[1]) — Leicht konnte ſich da die Sage bilden, einſt habe ein alter König weislich den verſchiedenen Orten verſchiedene Thierculte anbefohlen, weil ohne die daraus entſtandene ewige Zwietracht das große unruhige Aegyptervolk gar nicht zu bändigen geweſen wäre. — Wir werden in der Ueberſicht des Heidenthums auf dieſe gewaltige Religion, ihre Prieſter und Zauberer und ihr ſtolzes Verhältniß zum griechiſch-römiſchen Heidenthum zurückkommen müſſen.

Die noch immer am Leben befindliche und noch ſpäter bekanntlich im ſog. Koptiſchen fortdauernde ägyptiſche Sprache[2]) war damals nicht mehr die weſentliche Trägerin dieſer Religion. Menſchen aus allen Gegenden des Reiches unterwarfen ſich eifrig dem Modeaberglauben. Das überwiegend griechiſche Alexandrien beſaß vollends in ſeinen Fabriken und an ſeinem Hafen einen ſo fanatiſchen Pöbel als er ſich irgend am Nil finden mochte, was beſonders die Chriſten ſchwer zu empfinden hatten. Um ein volles Jahr kam man hier der Verfolgung des Decius zuvor,[3]) indem ein Wahrſager das Volk mit wilden Improviſationen aufgeregt hatte. Auch hier tritt die ausgebildete Henkersphantaſie zu Tage,

Die Alexandriner.

251.

[1]) Vgl. die Exceſſe der Juden in Aegypten und Cyrenaica unter Hadrian, Dio Caſſ. **LXVIII, 32.**

[2]) Sie war ſonſt noch die vorherrſchende Landesſprache. Vgl. Apoſtelgeſch. **XXI,** V. 37 f. Auch Aegypter von Stande beſchränkten ſich darauf und brauchten zum Umgang mit Griechen Dolmetſcher. So z. B. S. Antonius, deſſen Bibelkunde überdieß auf ein hohes Alter der ägyptiſchen Bibelüberſetzung ſchließen läßt. Vgl. **Athanas. vita S. Anton. col. 473. s.**

[3]) **Euseb. Hist. eccl. VI, 41.**

4. Abſchnitt. wie ſie gedrückten Völkern eigen iſt; man ſticht die Verfolgten mit ſpitzigem Rohr in's Geſicht und in die Augen, ſchleift ſie auf dem Pflaſter, ſchlägt ihnen alle Zähne aus, bricht ihnen die Glieder einzeln, u. dgl. m., der gerichtlichen Folter nicht zu gedenken.[1])

Den Römern war der ganze Charakter dieſes Volkes ſchon in geſelliger Beziehung zuwider; wo man im weiten Reiche mit reiſenden Aegyptern zu thun bekam,[2]) konnte man auf irgend eine grobe Unſchicklichkeit rechnen, „weil ſie von Hauſe aus ſo erzogen waren.“ Vor öffentlichen Perſonen, und mochte es auch der Kaiſer ſein, war ihr freches Schreien und Kreiſchen unleidlich. Um ſo weniger wurden Umſtände gemacht, wenn es galt, Aegypten durch Strafen zur Beſinnung zu bringen. Zu dem allgemeinen Reichsunglück, welches ſeit Mitte des dritten Jahrhunderts in Geſtalt von Krieg und Peſt die Erde entvölkerte, ſollte für dieſes Land noch beſonderes Unheil kommen.

Unglück Aegyptens. 251—268. Unter Gallienus begab es ſich, daß der Sklave eines alexandriniſchen Beamten[3]) auf militäriſche Weiſe mit Ruthen geſtrichen wurde, weil er (ohne Zweifel mit ägyptiſchem Hohn) geſagt hatte, ſeine Sandalen taugten mehr als die der Soldaten. Der Pöbel nahm Partei und es ſammelten ſich Aemilian. dichte Maſſen vor der Reſidenz des Präfekten Aemilian, ohne daß man anfangs gewußt hätte, wem es eigentlich galt. Bald folgen Steine, Schwerter wurden gezückt, Wuth und Lärm ſtiegen grenzenlos; entweder war nun der Präfekt das Opfer des Pöbels, oder (wenn er mit größter Mühe Meiſter wurde) er hatte Abſetzung und Strafe zu erwarten. In dieſer Noth erhob er ſich zum Kaiſer, wie es ſcheint auf

[1]) Wie noch in der chriſtlichen Zeit, im Jahr 415 die Philoſophin Hypatia mit Scherben geſäubert und die Leiche in Stücke zerriſſen wurde, erzählt umſtändlich Socrates **hist. eccl. VII, 15.**

[2]) **Eunap. vitæ philoss., sub Aedesio.**

[3]) **Hist. Aug. XXX. Tyr. 22,** und **Gallien. 4.** Die Motive bleiben doch meiſt dunkel.

Verlangen der Truppen, welche den indolenten Gallienus haßten und gegen die das Land bedrängenden Barbaren einer Anführung bedurften, die von kleinlicher Verantwortlichkeit frei ſein mußte. Er durchzog Aegypten, drängte die eingefallenen Völker zurück und behielt das Getreide im Lande; man durfte eine Rettung hoffen, wie der Occident ſie damals durch Poſtumus und ſeine Nachfolger fand. Aber als Aemilian bereits eine Expedition über das rothe Meer rüſtete, gab ihn Aegypten dem von Gallienus geſandten General Theodotus Preis, der ihn gefangen ſeinem Herrn ſchickte. Vielleicht wurde er an derſelben Stelle im tullianiſchen Kerker zu Rom erdroſſelt, wo einſt Jugurtha den Hungertod geſtorben.

Ob das Land noch insbeſondere der Rache des Gallienus unterlag, iſt nicht bekannt. Jedenfalls hätte es dieſem nicht viel geholfen, denn bald hernach geht ihm Aegypten abermals verloren,[1]) einſtweilen nur für kurze Zeit, allein unter Umſtänden der entſetzlichſten Art, die wir freilich nur ahnen können. Ein Jahr über iſt Macrian Herr des Orientes; was für Kämpfe damals in Alexandrien wütheten, und zwiſchen wem, iſt unbekannt; nachher aber ſchildert der Biſchof Dionyſius die Stadt, wie ſie unkenntlich geworden durch all die Gräuel, wie die große Hauptſtraße, vielleicht jene von dreißig Stadien Länge, ſo öde liegt als die Wüſte des Sinai, wie in den ſtille gewordenen Häfen der Stadt das Waſſer von Blut geröthet iſt, und der nahe Nilkanal voll Leichen ſchwimmt.[2])

261. Macrian.

Nochmals wird Gallienus Meiſter, aber unter ſeinen Nachfolgern Claudius Gothicus und Aurelian läßt die große

1) Manſo, Leben Conſtantin's, S. 468 glaubt Aemilian's Aufſtand erſt in das Jahr 263 verſetzen zu müſſen, und citirt dazu, offenbar aus Verſehen, Hist. Aug. Gallien. c. 9. Aus c. 4. ibid. ließe ſich im Gegentheil ſchließen, daß das Ereigniß vor 259, d. h. vor die Erhebung des Poſtumus zu ſetzen ſei.

2) Bei Euseb. Hist. eccl. VII, 21 und 23. Valeſius bezog dieſe Schilderung auf die Ereigniſſe zur Zeit Aemilians.

4. Abschnitt. Königin von Palmyra, die Enkelin der Ptolemäer, Aegypten,

269. wenigstens Alexandrien zweimal für sich erobern.[1]) Da zeigt

Die palmyrenische Zwischenherrschaft. sich (ähnlich wie damals in mehrern Provinzen) die letzte nationale Regung von größerm Maßstabe bei dem sonst unkriegerischen, gealterten Volke; heftig nimmt man Partei für und gegen Zenobia; Volksheere verstärken (so scheint es) die beiderseitigen Truppen. Die Palmyrener bleiben Sieger; allein nicht lange hernach stürzt ihr eigenes Reich durch den großen Feldzug Aurelians. Jetzt konnte die bisherige pal-

273. myrenische, römerfeindliche Partei unter den Aegyptern nichts als harte Strafe erwarten; vermuthlich durch ihre Verzweiflung erhob sich ein reicher in Aegypten angesessener Seleucier, Firmus, zum Kaiser. Der einzige Referent,[2]) den wir hier-

Firmus. über besitzen, verspricht zwar die drei Firmus, welche damals in Afrika figurirten, nicht mit einander zu verwechseln; er schildert aber denjenigen, um welchen es sich hier handelt, den Usurpator von Aegypten, mit so fabelhaft auseinander laufenden Umrissen, daß man dieselben doch auf mehr als einen Menschen glaubt vertheilen zu sollen. Sein Firmus reitet auf Straußen, kann aber auch einen ganzen Strauß und das Fleisch von Nilpferden verdauen, seiner Bekanntschaft mit den Crocodilen zu geschweigen; selbst einen Amboß läßt er sich auf den Leib legen und darauf mit Hämmern schlagen. Ebenderselbe ist der Freund und Genosse Zenobiens und einer der größten Kaufleute und Fabrikanten von Aegypten. Mit dem Ertrag seiner Papierfabriken allein rühmte er sich ein Heer unterhalten zu können; er stand in großen Lieferungscontracten mit den Arabern so wie mit den Blemmyern, welche den Handel nach dem rothen Meere und dem innern Afrika vermittelten; häufig gingen seine Schiffe nach Indien. Mochte überall sonst der Kaiserpurpur von Offizieren, Provinzialadlichen und Abenteurern aller Art um-

[1]) Zosim. I, 44.

[2]) Hist. Aug. Firmus 2. seq. & Aurelian. 32.

geſchlagen werden, — für Aegypten iſt es ganz bezeichnend, daß auch der Großhändler den Verſuch wagt, nachdem der unaufhörliche Krieg ihn ohnedieß mit Ruin bedroht hat.

Aurelian's Eroberung.

Aurelian aber wollte raſch mit dem „Thronbieb" fertig werden; er ſiegte in einer Schlacht und belagerte ihn dann zu Alexandrien.[1]) Hier ſcheint ſich Firmus mit ſeiner Partei noch ziemlich lange in dem Bereich der alten Königsburg, Bruchion, gehalten zu haben; wenigſtens fand es Aurelian, nachdem er ihn in ſeine Hände bekommen und getödtet, für angemeſſen, jenes ganze, herrliche Stadtquartier[2]) ſchleifen zu laſſen. Da ſank in Schutt der Pallaſt der Ptolemäer, ihre prächtige Gruft, das Muſeion an welches ſich alle geiſtigen Erinnerungen des ſpätern Griechenthums knüpften, und die Rieſenſäulen der Propyläen, über welchen ſich noch ein hoher Kuppelbau erhoben hatte; der verwüſteten Theater, Hallen, Gärten u. ſ. w. nicht zu gedenken. War es Rache? oder folgte der Sieger bloß ſtrategiſchen Gründen? Man vergeſſe nicht, daß gewiſſe Gegenden des Reiches verhungern konnten, wenn das empörte Aegypten, wie noch unter Firmus geſchah, die Ausfuhr zurückhielt. Immer bleibt es aber ein trauriges Zeichen für Herrſcher und Beherrſchte, wenn ſolche Opfer gebracht werden müſſen, um einer Stadt die Fähigkeit der Empörung und Vertheidigung zu benehmen.

276—282.

Saturninus.

Bei den Aegyptern wirkte dergleichen überdieß nur wie ein Reiz mehr. Unter Probus oder ſchon vorher kam einer der tüchtigſten Generale, der Gallier Saturninus, in das Land, den die frechen Alexandriner ſogleich als Kaiſer begrüßten. Entſetzt floh Saturnin vor dieſer Zumuthung nach Paläſtina; da er aber die große Seele des Probus[3]) nicht kannte, hielt er ſich bei weiterem Nachdenken doch für verloren und nahm den purpurnen Peplos eines Aphroditenbildes jammernd

---

[1]) Matter, hist. de l'école d'Alexandrie, I, p. 300.

[2]) Strabo XVII, 1.

[3]) Hist. Aug. Saturnin. 11.

4. Abschnitt. um sich, während ihn die Seinigen adorirten. Sein Trost war: ich werde wenigstens nicht einzig umkommen. Probus mußte ein Heer senden; gegen seinen Willen wurde der unglückliche gefangene Usurpator erwürgt. Später mußte Probus nochmals in Aegypten Krieg führen lassen, weil der schon längst gefährliche nubische Stamm der Blemmyer einen

Die Blemmyer. Theil des obern Landes, namentlich das schon erwähnte Ptolemais am Nil, eingenommen hatte, und zwar mit Connivenz der unheilbar aufrührerischen Einwohner. Diese Blemmyer, ein hageres, braunes, flüchtiges Wüstenvolk[1]) hatten den Transport von den Hafenstädten des rothen Meeres nach dem Nil in ihre Hände bekommen; sie zu unterwerfen oder zu vertilgen war von jeher gleich unthunlich gewesen, und so mußte man von Zeit zu Zeit mit ihnen abrechnen. Auch dießmal wurden die römischen Generale Meister, gewiß nicht ohne Anwendung harter Strafen. — Aber unter Diocletian fällt ganz Aegypten von Neuem ab und zwar für eine Reihe von Jahren, indeß die Kaiser von dem kaum gebändigten Gallien aus zugleich Britannien wieder erobern, einen Usurpator in Carthago bekämpfen, die Einfälle mauriſcher Völker zurückweisen und sonst fast überall an den Grenzen Krieg führen mußten. Während die Blemmyer sich abermals Ober-

286. ägyptens bemächtigten, erhob sich in Alexandria ein sonst

Achilleus. ganz unbekannter Mensch, L. Elpidius Achilleus,[2]) zum

296. Augustus. Erst nach zehn Jahren war Diocletian im Stande, auch hier einzuschreiten. Durch Palästina zog er nach Aegypten, mit ihm[3]) der 22jährige Constantin, dessen große, ma-

---

[1]) **Avienus, orbis terr. descr. Vs. 329.** — Gibbon, Cap. 13. tarirt die Schwierigkeit eines Kampfes gegen solche Völker, denen man nie mit einer großen Armee folgen kann, zu gering.

[2]) Wahrscheinlich ein Nationalägypter; sein Name erinnert an den berüchtigten Minister der letzten Ptolemäer, an den 311 erwählten Patriarchen von Alexandrien, u. A. dieses Namens.

[3]) Nach den Titeln im Edict des Galerius (bei **Euseb. H. E. VIII, 17**) scheint auch dieser dabei gewesen zu sein.

jestätische Gestalt in den Augen der Menschen den Imperator verdunkelte. Abermals eine lange, achtmonatliche Belagerung von Alexandrien, nebst Zerstörung der Aquäducte und, nach der Tödtung des Achilleus, eine abermalige, schreckliche Züchtigung. Die Hauptstadt wird dem vermuthlich höchst erbitterten Heere zur Plünderung überlassen, der Anhang des Thronräubers geächtet und eine Menge Menschen hingerichtet. Als Diocletian einritt, meldet die Sage, gebot er zu morden, bis das Blut seinem Roß an die Knie reichen würde; aber nicht weit vom Thor glitt das Thier auf den Leichen aus und wurde am Knie blutig, worauf dem Mordbefehl sogleich Einhalt gethan wurde.[1]) Ein ehernes Pferd bezeichnete noch lange die Stelle. In Mittelägypten wurde die Stadt Busiris gänzlich zerstört. Nicht besser ging es den Oberägyptern; hier hatte der reiche Stapelplatz Coptos, wo die Blemmyer sich vorzüglich mochten festgesetzt haben, dasselbe Schicksal wie Busiris.[2]) Bei diesem Anlaß aber traf Diocletian (wie Eutrop sagt, sein christlicher Bearbeiter Orosius dagegen verschweigt) auch viele umsichtige Anordnungen, die nachher eine bleibende Geltung behielten. Dazu gehört ohne Zweifel, daß er, den Blemmyern gegenüber, einen andern afrikanischen Stamm von der großen Oase her, die Nobaten, in den bleibenden Sold des Reiches nahm und ihnen ein bisheriges, wenig einträgliches Stück römischen Gebietes oberhalb Syene abtrat, wo sie fortan als Grenzhüter wohnen sollten.[3]) Es war nicht seine Schuld, daß dergleichen Auskunftsmittel bei der Erschöpfung der Heere und der Kassen zur Nothwendigkeit geworden waren, und daß man den Nobaten und den Blemmyern gleichwohl noch eine Art von Tribut bezahlen mußte. Ganz diocletia-

Diocletians Rache.

Die Südgrenze.

[1]) Malalas, l. XII, ed. Bonn. p. 309,

[2]) Euseb. chron. und Zonaras XII, 31 nehmen für die Katastrophe dieser beiden Städte einen frühern Zug des Kaisers nach Aegypten an, ersterer zum Jahr 294 (d. h. nach unserer Rechnung 291).

[3]) Procop. bell. pers. I, 15.

4. Abſchnitt. niſch iſt aber die Art und Weiſe, wie man ſie in Eid und Pflicht nahm; auf der Grenzinſel Philä, welche übrigens neue, ſtarke Befeſtigungen erhielt, wurden Tempel und Altäre für gemeinſchaftliche Sacra zwiſchen ihnen und den Römern neu erbaut oder doch die vorhandenen neu geweiht und mit beiderſeitigen Prieſterſchaften beſtellt. Die beiden Wüſtenvölker waren ägyptiſchen Glaubens, die Blemmyer mit beſonderer Neigung zu Menſchenopfern; ſie erhielten oder behielten jetzt auch das Recht, zu gewiſſen heiligen Zeiten das Iſisbild von Philä in ihr Land abzuholen und es dort eine beſtimmte Zeit zu behalten. Noch ſchildert uns eine Inſchrift[1]) den feierlich auf dem Nil ſich bewegenden Barkentempel mit dem Bild der Göttin.

Auch eine neue Stadt tauchte ſeitdem in Oberägypten, nahe bei dem zerſtörten Coptos auf: Maximianupolis, welche der Kaiſer nach dem Namen ſeines älteſten Mitregenten benannte. Vielleicht war es ein bloßer Garniſonsort, vielleicht liegt darunter das alte, nur umgetaufte Apollinopolis.[2])

Hebung Alexandriens. Selbſt das tief in Jammer verſenkte Alexandrien erhielt wenigſtens einigen Troſt; Diocletian wies der Stadt wieder beſtimmte Kornvertheilungen zu, eine Gnade, welche längſt ſehr viele auch außeritaliſche Städte genoſſen. Dafür rechneten fortan die Alexandriner die Jahre[3]) nach ſeiner Regierungszeit; dafür errichtet ihm der Präfekt Pompeius im Jahre 302 die mit Unrecht nach ſeinem eigenen Namen benannte Säule, welche noch die Weiheinſchrift trägt: dem heiligſten Autokrator, dem Stadtgenius[4]) Alexandreia's, dem unbeſiegten Diocletian. Von einem ältern Prachtbau entnommen oder für einen unvollendeten beſtimmt, ragt der

---

1) Böckh, corp. inscr. gr. l. c. N. 4943.

2) Vgl. Böcking, notitia imperii I, p. 320.

3) Vgl. l'art de vérifier les dates, Einleitung.

4) Böckh, corp. inscr. gr. l, c. N. 4681. Man wird Πολιοῦχος kaum anders überſetzen können.

rieſige Monolith noch jetzt aus den kaum mehr kenntlichen Reſten des Serapeum's empor.

Die Alchymie.

Endlich meldet eine ſpäte[1]) und theilweiſe entſtellte Notiz: Diocletian habe damals die Schriften der alten Aegypter über die Hervorbringung von Gold und Silber zuſammenſuchen und verbrennen laſſen, damit die Aegypter nicht mehr aus dieſer Quelle Reichthümer ſchöpfen und in dem daher entſtandenen Uebermuth ſich gegen Rom empören möchten. Man hat dagegen ſehr einleuchtend bemerkt, daß Diocletian die Bücher wohl zu ſeinem eigenen und des Reiches Gebrauch würde wohl behalten haben, wenn er an die Möglichkeit der Alchymie geglaubt hätte. Aber aus lauter wohlgemeinter Aufklärung, wie Gibbon annimmt, ging ſein Schritt doch auch ſchwerlich hervor. Vielleicht hing die ägyptiſche Goldmacherei mit anderm ſcheußlichem Aberglauben zuſammen, welchem der in ſeiner Art fromme Fürſt damit begegnen wollte.

Aufhören der Uſurpation.

Mit Diocletian hören nun die Empörungen Aegyptens plötzlich für eine geraume Zeit auf. Hatte ſeine Weisheit etwa in der That dem Lande weſentlich zu helfen, den Charakter der Einwohner zu beſſern oder wenigſtens ſie auf die Dauer einzuſchüchtern vermocht? Genügten die neuen allgemeinen Reichseinrichtungen, um ihnen die Empörung zu verleiden und unmöglich zu machen? Die wahrſcheinlichſte Erklärung wurde ſchon früher angedeutet: Zunächſt hinderte allerdings die Theilung der Herrſchergewalt das Aufkommen eingeborner und localer Uſurpatoren in den Provinzen; ſeit Conſtantin aber fand die ägyptiſche Leidenſchaft in den kirchlichen Streitigkeiten einen Tummelplatz, der den ſinkenden Kräften der unglücklichen Nation allmälig angemeſſener war als das verzweifelte Ankämpfen gegen römiſche Beamte und Armeen. Der meletianiſche und der arianiſche Streit beginnen dieſe lange Reihe theologiſcher Aufregungen, ſobald

---

[1]) **Suidas, sub v. Diocletianus,** nebſt mehrern Spätern. — Es iſt, wie Gibbon bemerkt, die älteſte vorhandene Erwähnung der Alchymie.

4. Abſchnitt. das Chriſtenthum proclamirt iſt; aber auch die Heiden wehren ſich hier wie nirgends im Reiche für ihre Religion durch blutige Aufſtände.[1])

In einer Beziehung war Aegypten, wie ganz Africa, der ſicherſte Beſitz des damaligen römiſchen Reiches; abgeſehen von einer Anzahl halbwilder Nationen, deren Einfälle man bei einiger Aufmerkſamkeit leicht zurückweiſen konnte, hatte es die Wüſte in ſeinem Rücken. Während die Rhein-, Donau- und Euphratgrenze von ſtarken, feindlichen Nationen bedroht war, genügten hier verhältnißmäßig geringe, paſſend vertheilte Garniſonen.[2]) Denn das konnte in jener Zeit noch Niemand ahnen, daß einſt von Arabien aus ein religiöſer und erobernder Fanatismus den ganzen Süden und Oſten des Römerreiches in ſeinem unwiderſtehlichen Siegeslauf vor ſich aufrollen und ſich aſſimiliren würde. — Die Nordküſte von Afrika war im dritten Jahrhundert gewiß ungleich bevölkerter als ſie ſeitdem je wieder geweſen iſt. Die Monumente Algeriens, die große Zahl der ſpäter nachweisbaren Biſchofsſitze, die beträchtliche geiſtige Bewegung und die derſelben entſprechende Stellung in der ſpätrömiſchen Literatur laſſen auf einen Zuſtand ſchließen, den man nicht nach der verhältnißmäßigen Armuth an äußern Ereigniſſen beurtheilen darf. Vor Allem war das von Cäſar hergeſtellte Carthago durch ſeine Lage eine der erſten Städte des Reiches[3]) geworden, allerdings auch eine der gefährlichſten. Die verworfenen Sitten,[4]) welche die Stadt ſpäter auch zum Capua der tapfern Vandalen machten, mögen ganz außer Berech-

Nordafrika.

[1]) Socrates, Hist. eccl. III, 2; V, 16. Sozom. V, 10.

[2]) Ihre Aufſtellung in der ſpätern Zeit giebt die Notitia imp. Rom. I, cap. 25, 28, II, cap. 23, 24, 29, 30.

[3]) Auson. ordo nob. urb. Neben Rom und Conſtantinopel: tertia dici fastidit.

[4]) Salvian. l. c. lib VII & VIII. Noch zur chriſtlichen Zeit blieb ein geheimnißvoller Cultus eines dæmon coelestis übrig, und zwar bei den Chriſten ſelbſt.

nung bleiben; der von ſchon der Dido geſtiftete Tempel der himmliſchen Göttinn, der „Aſtroarche," war dem Reiche fatal, weniger durch die gefälligen Hierodulen als durch die aufreizenden Orakel die er ſpendete[1]) und durch die Unterſtützung, die er mehr als einer Uſurpation verlieh. Der Purpurmantel, welcher über das löwenthronende, Blitz und Scepter haltende Bild herunterhing, hat mehr als eines Gegenkaiſers Schultern bedeckt. — Auch jetzt wieder, beim Auftreten Diocletians, ſtellt ſich ihm in Afrika ein gewiſſer Julian entgegen, von deſſen Herkommen und weiterm Schickſal man gar nichts weiß,[2]) er müßte denn die ſogenannten Quinquegentianer oder Fünfvölker angeführt haben, gegen welche Maximian zu Felde ziehen mußte und von welchen wir nicht viel mehr wiſſen. Sie waren ohne Zweifel Mauretanier,[3]) d. h. aus der weſtlichen Hälfte von Nordafrika, wo der Atlas wie heutigen Tages eine Reihe kleiner Völker beherbergen mußte, welchen angriffsweiſe ſchwer beizukommen war; eine ernſtliche Occupation hatte man von ihrer Seite nicht zu befürchten, wenn die römiſchen Beamten nicht mit Willen ihre Pflicht verſäumten.[4]) Maximian nahm ſich erſt nach einer Reihe von Jahren die Muße zu dieſem Kriege, woraus wir ſchließen dürfen, daß die Gefahr keine der dringendſten war und daß die Kornlieferungen nach Italien nicht unterbrochen worden waren. Bei dem bis ins vorhergehende Jahr andauernden Abfall Aegyptens hätte das Reich des afrikaniſchen Getreides weniger als je entrathen können.

Julian und die Quinquegentianer.

297.

[1]) Vgl. **Hist. Aug. Macrin. 3. Pertinax 4.**

[2]) Die einzige Erwähnung in **Aurel. Vict. Cæss.** und (anders) in der **Epit.** — Außerdem eine verdächtige Münze.

[3]) Manſo's Beweis, a. a. O. S. 325. f. Mit der libyſchen Pentapolis haben ſie nichts zu thun.

[4]) S. **Ammian. Marc. XXVII, 9** und beſ. **XXVIII, 6.**

Fünfter Abſchnitt.

Das Heidenthum und ſeine Göttermiſchung.

Numeriſches Verhältniß der Chriſten zu den Heiden. — Das Chriſtenthum als Kirche; ſeine Anziehungskraft; ſeine Verfaſſung; ſeine wahre Stärke.

Das Heidenthum. — Die klaſſiſche Religion; ihre frühe Neutraliſirung; Grad ihrer Fortdauer; Abſterben einzelner Theile. — Der populäre Cultus. — Stellung der Mythologie zur Kunſt, zum Theater und zur Poeſie; Nevoſcenus und Calpurnius; Abneigung einzelner Dichter.

Die Göttermiſchung und Götterverwechſelung. — Vermengung der Entwicklungsſtufen des Polytheismus. — Active Göttermiſchung: die galliſchen Gottheiten werden romaniſirt.

Paſſive Göttermiſchung. — Die Gottheiten Vorderaſiens; Baal in Syrien, Paläſtina und Rom; die große Göttinn als Aſtarte, Urania, Atargatis; der Tempel von Hierapolis; die Verſchnittenen; Adonis; die große Mutter und der Atys Phrygiens; ihr Eindringen in Rom; das große Jahresfeſt; der tyriſche Hercules; die Tempel Vorderaſiens.

Die ägyptiſchen Götter. — Religionszuſtand Aegyptens; Abſterben der Prieſterweisheit; Fortdauer der Hierarchie. — Das Serapeion und Alexandrien. — Canopus. — Die heiligen Thiere. — Die Iſispriester. — Iſis bei den Griechen und Römern; ihre Nebengötter; die Kaiſer als Iſisdiener. — Die Iſisprocession; das Iſisſchiff. — Willkürliche Auffaſſung dieſes Götterkreiſes.

Gänzliche Hingebung an die Fremdgötter. — Elagabal und Alexander Severus. — Die Pantheen. — Zerſplitterung des Heidenthums.

Fünfter Abschnitt.

Das Heidenthum und seine Göttermischung.

5. Abschnitt. Numerisches Verhältniß der Religionen.

Die letzte Zeit des Diocletian und Maximian ist durch die Martern und Blutströme der großen Christenverfolgung in einen schrecklichen Ruf gekommen. Man hat sich vergebens bemüht, den Umfang derselben und die Zahl der Opfer auch nur annähernd zu ermitteln, ja es fehlt schon die Grundlage jeder Berechnung, nämlich ein zuverlässiges Datum über die Zahl der um jene Zeit überhaupt im römischen Reich vorhandenen Christen. Nach Ständlin hätten sie die Hälfte der Gesammtbevölkerung ausgemacht, nach Matter ein Fünftheil, nach Gibbon bloß den Zwanzigstel, nach La Bastie ein Zwölftheil, welches vielleicht der Wahrheit am nächsten kömmt. Noch genauer dürfte man für den Westen ein Fünfzehntheil und für den Osten ein Zehntheil annehmen.[1])

Sehen wir jedoch einstweilen von dem numerischen Verhältniß ab und betrachten wir den damaligen innern Zustand der beiden großen streitenden Organismen, Christenthum und Heidenthum.

Eine hohe geschichtliche Nothwendigkeit hatte das Christenthum auf Erden eingeführt, als Abschluß der antiken Welt, als Bruch mit ihr, und doch zu ihrer theilweisen Rettung und Uebertragung auf die neuen Völker, welche als

[1]) Chastel, Hist. de la destruction du Paganisme dans l'emp. d'Orient, p. 36.

5. Abschnitt. Heiden ein bloß heidnisches Römerreich vielleicht gänzlich barbarisirt und zernichtet haben würden. Sodann aber war die Zeit gekommen, da der Mensch in ein ganz neues Verhältniß zu den sinnlichen wie zu den übersinnlichen Dingen treten sollte, da Gottes- und Nächstenliebe und die Abtrennung vom Irdischen die Stelle der alten Götter- und Weltanschauung einnehmen sollten.

Das Christenthum.

Bereits hatten drei Jahrhunderte das Leben und die Lehre der Christen in eine feste Form gebracht; die beständige Bedrohung und die häufigen Verfolgungen hatten die Gemeinde vor frühzeitigem Verfall bewahrt und es ihr möglich gemacht, den schwersten innern Zwiespalt zu überwinden. Sie hatte sowohl die ascetischen Schwärmer (Montanisten u. a.) als die speculativen Phantasten, welche das Christenthum zum Rahmen platonischer und orientalischer Philosopheme machen wollten (die Gnostiker), glücklich von sich ausgeschieden; mit dem neusten und gewaltigsten Versuche dieser Art, dem Manichäismus, hatte der Kampf nur erst begonnen; die Vorboten des Arianismus — Streitigkeiten über die zweite Person der Gottheit — schienen so viel als beseitigt; endlich war der mannigfach obwaltende Zwist über einzelne Punkte der kirchlichen Disciplin in dieser Zeit der ecclesia pressa noch nicht so gefährlich als später in den Jahrhunderten der herrschenden Kirche, welche von solchen Dingen Anlaß nahm zu bleibenden Spaltungen.

Gar vielen Dingen war noch innerhalb des Christenthums selbst freier Platz gegönnt, die man später nicht mehr damit vereinigen konnte. Im vierten und fünften Jahrhundert verwundert man sich erst recht, wie es möglich war, die Speculation und die symbolische Schriftauslegung eines Origenes in der Kirche zu dulden; aber auch in mehrern Andern, die der werdenden und kämpfenden Kirche als Väter gegolten, erkennt man in der Folge halbe Ketzer. Von all zu verschiedenen Seiten her, all zu verschieden gebildet und aus allzu abweichenden Beweggründen traten die Catechumenen

in die alte Kirche ein, als daß eine völlige Gleichheit der Lehre und des Lebens möglich geweſen wäre. Die idealen Menſchen voll geiſtiger Tiefe und praktiſcher Hingebung waren gewiß die kleine Minderzahl wie in allen irdiſchen Dingen; die große Maſſe hatte ſich angezogen gefühlt durch die in den Vordergrund geſtellte Sündenvergebung, durch die verheißene ſelige Unſterblichkeit, durch das Myſterium, welches die Sacramente umgab und gewiß für Manchen nur eine Parallele der heidniſchen Myſterien war. Den Sklaven lockte die chriſtliche Freiheit und Bruderliebe, manchen Unwürdigen endlich das ſehr bedeutende Almoſen, welches namentlich von der Gemeinde zu Rom in einem wahrhaft univerſellen Maße geſpendet wurde.[1])

Seine Anziehungskraft.

Die große Anzahl heldenmüthiger Martyrien, welche von Zeit zu Zeit in der ausartenden Gemeinde die Spannkraft herſtellen und eine immer neue Todesverachtung pflanzen, beweiſt viel weniger für die innere Vollkommenheit der Kirche als man wohl annimmt. Es hat ſchon Märtyrer in Maſſe für alles Mögliche gegeben, und wäre es auch nur der Wagen Dſchaggernaut's. Der feſte Glaube an einen ſofortigen Eintritt in den Himmel begeiſterte gewiß auch manchen innerlich unklaren und unmoraliſchen Menſchen zur freiwilligen Hingabe des Lebens, deſſen Werthſchätzung ohnedieß in jener Zeit der Leiden und des Despotismus eine geringere war als in den Jahrhunderten der germaniſch-romaniſchen Welt. Zeitweiſe herrſchte eine wahre Epidemie der Aufopferung; die Chriſten drängten ſich zum Tode und mußten von ihren Lehrern ermahnt werden ſich zu ſchonen. Bald werden die Märtyrer die leuchtenden Ideale alles Lebens; ein wahrer Cultus knüpft ſich an ihre Gräber, und ihre Fürbitte bei Gott wird eine der höchſten Hoffnungen des Chriſten.

Die Verfaſſung der Kirche zeigt um dieſe Zeit bereits die Anfänge einer eigentlichen Hierarchie. Zwar blieb den

Die Kirchenverfaſſung.

[1]) Euseb. Hist. eccl. IV, 23. VI, 43. VII, 5.

5. Abschnitt. Gemeinden die Wahl der Geistlichen, oder wenigstens die Bestätigung, aber mehr und mehr schieden sich diese als „Kleros" von den „Laien" aus; es entstanden Rangunterschiede zwischen den Bischöfen je nach dem Rang ihrer Städte und mit besonderer Rücksicht auf die apostolische Stiftung gewisser Gemeinden. Die Synoden, welche der verschiedensten Ursachen wegen gehalten wurden, vereinigten die Bischöfe noch insbesondere als höhern Stand. Unter ihnen selbst zeigte sich aber schon im dritten Jahrhundert schwere Ausartung; wir finden manche von ihnen in weltlichen Pomp versunken, als römische Beamte, als Kaufleute, ja als Wucherer; das sehr grelle Beispiel des Paul von Samosate wird mit Recht als ein keineswegs vereinzeltes betrachtet.[1]) Natürlich meldet sich neben der Verweltlichung auch der schroffste Gegensatz: das Zurücktreten aus Zeit, Staat und Gesellschaft in die Einsamkeit, das Eremitenwesen, dessen Ursprung uns nebst manchen andern der eben berührten Punkte noch insbesondere beschäftigen wird.

Eine große verbreitete Literatur, welche mehrere der ausgezeichnetsten neuern Geschichtswerke mit umfaßt, giebt die Ausführung des Obigen im Einzelnen, je nach dem Standpunkte, welchen der Verfasser einnimmt und der Leser verlangt. Daß der unsrige nicht der der Erbaulichkeit sein kann, welcher z. B. bei Neander seine gute Berechtigung hat, wird man uns nicht verargen.

Wahre Stärke. Suchen wir nun in kurzem die wahre Stärke der christlichen Gemeinde beim Beginn der letzten Verfolgung uns zu vergegenwärtigen, so lag dieselbe also weder in der Zahl, noch in einer durchgängig höhern Moralität der Mitglieder, noch in einer besonders vollkommenen innern Verfassung, sondern in dem festen Glauben an eine selige Unsterblichkeit, welcher vielleicht jeden einzelnen Christen durchdrang.[2])

[1]) Schlosser, Univ. hist. Uebersicht d. alten Welt, III, 2. S. 119.

[2]) Lactantius. Divin. Inst. III. 12 schließt seine Untersuchung über das höchste Gut mit den Worten ab: Id vero nihil aliud potest esse quam immortalitas.

Wir werden zeigen, daß die ganze Bemühung des ſpätern Heidenthumes demſelben Ziele zu ging, nur auf düſtern, labyrinthiſchen Nebenwegen und ohne jene ſiegreiche Ueberzeugung; es konnte auf die Länge die Concurrenz des Chriſtenthumes nicht ausbalten, weil dieſes die ganze Frage ſo unendlich vereinfachte. — Zweitens war hier dem politiſchen Bedürfniß der alten Welt, die ſeit der römiſchen Gewaltherrſchaft an allem Staatsweſen irre geworden, ein neuer Staat, eine neue Demokratie geboten, ja eine neue bürgerliche Geſellſchaft, wenn ſie ſich rein hätte erhalten können. Viel antiker Ehrgeiz, draußen im Römerſtaat ohne Stellung, bedrobt, zum Schweigen gebracht, hat ſich in die Gemeinden, auf die biſchöflichen Stühle gedrängt, um wenigſtens irgendwo etwas zu gelten; andererſeits mußte aber auch den Beſten und Demüthigſten die Gemeinde ein heiliger Zufluchtsort ſein gegen den Andrang des verdorbenen, bald in Fäulniß begriffenen römiſchen Weſens und Treibens.

Das Heidenthum.

Dieſen mächtigen Vorzügen gegenüber finden wir das Heidenthum[1]) in voller Auflöſung begriffen, ja in einem ſolchen Zuſtande, daß es auch ohne den Zutritt des Chriſtenthums kaum noch lange fortlebend zu denken iſt. Nehmen wir z. B. an, Mohammed hätte in der Folge ſeinen fanatiſchen Monotheismus ohne alle Einwirkung von chriſtlicher Seite her zu Stande bringen können, ſo hätte das Heidenthum am Mittelmeer dem erſten Angriff deſſelben ſo gewiß erliegen müſſen als die Heidenthümer Vorderaſiens. Es war ſchon allzu tödtlich geſchwächt durch innere Zerſetzung und neue willkürliche Miſchung.

[1]) Aus der hiehergehörigen Literatur ſind vorzüglich zu nennen: Tzſchirner, der Fall des Heidenthumes (herausg. von Richter, unvollendet); Beugnot, hist. de la destruction du Paganisme en occident, 2 vol.; Chastel, hist. de la destr. du Paganisme dans l'empire d'Orient. — Ecermann, Lehrb. d. Religionsgeſch. und Mythol. Bd. II, S. 205. ff.

5. Abſchnitt.

Die Staatsreligion.

Die Staatsreligion des Kaiſerthums, von welcher ausgegangen werden muß, war allerdings der griechiſch-römiſche Polytheismus, wie er ſich durch die Urverwandſchaft und ſpätere Amalgamirung dieſer beiden Culte gebildet hatte. Aus Naturgottheiten und Schutzgöttern aller möglichen Lebensbeziehungen war ein wunderbarer Kreis übermenſchlicher Geſtalten erwachſen, in deren Mythus doch der antike Menſch überall ſein eigenes Bild wieder erkannte. Die Beziehung der Sittlichkeit zu dieſer Religion war eine überaus freie, ja dem Gefühl jedes Einzelnen anheimgeſtellt geweſen; die Götter ſollten zwar das Gute belohnen und das Böſe beſtrafen, allein man gedachte ihrer weit mehr als Geber und Hüter des Daſeins und Beſitzes denn als hoher ſittlicher Mächte. Was die verſchiedenen Myſterien dem Griechen noch außer ſeinem Volksglauben gewährten, war nicht etwa eine reinere Religion, noch weniger eine weiſe Aufklärung für Eingeweihte, ſondern nur ein geheimer Ritus der Verehrung, welcher die Götter dem Myſten beſonders geneigt machen ſollte. Eine wohlthätige Wirkung lag in der wenigſtens dabei ausgeſprochenen Bedingung reiner Sitten, ſowie auch in der Belebung des Nationalgefühls, welches hier wie bei den feſtlichen Spielen den Hellenen mehr als je begeiſterte.

Ihre frühe Neutraliſirung.

Dieſer Religion gegenüber hatte die Philoſophie, ſobald ſie ſich über die kosmogoniſchen Fragen erhob, die Einheit des göttlichen Weſens mehr oder weniger deutlich ausgeſprochen. Damit war der höchſten Religioſität, den ſchönſten ſittlichen Idealen die Bahn eröffnet, freilich auch dem Pantheismus und ſelbſt dem Atheismus, welche dieſelbe Freiheit gegenüber dem Volksglauben in Anſpruch nehmen konnten. Wer die Götter nicht läugnete, erklärte ſie pantheiſtiſch als Grundkräfte des Weltalls, oder ſtellte ſie, wie die Epicureer, müſſig neben die Welt hin. Auch ein eigentlicher „Aufklärer" miſchte ſich in die Frage: Euhemeros, welcher die Götter zu ehemaligen Regenten, Kriegern u. ſ. w.

machte und die Wunder rationalistisch durch Betrug und Mißverständnisse entstehen ließ; eine falsche Fährte, von welcher sich aber später die Kirchenväter und Apologeten bei der Beurtheilung des Heidenthums beständig irre führen ließen. — Diesen ganzen Gährungszustand hatten die Römer neben der griechischen Cultur mit übernommen, und die Beschäftigung mit diesen Fragen wurde bei ihren Gebildeten Sache der Ueberzeugung wie der Mode. Neben allem Aberglauben entwickelte sich in den höhern Schichten der Gesellschaft ein systematischer Unglaube. Die Mode hörte aber mit dem dritten Jahrhundert, unter der Einwirkung der großen Gefahren des Reiches, sichtbar auf und eine gewisse Gläubigkeit begann vorzuherrschen, die allerdings weniger der alten Staatsreligion als den Fremdculten zu Gute kam. Uebrigens war in Rom der alte einheimische Cult so enge mit dem Staatswesen verflochten und die betreffende Superstition so stark gegründet,[1] daß sowohl der Ungläubige als der Fremdgläubige offiziell römisch fromm sein mußte, sobald es sich um das heilige Feuer der Vesta, um die geheimnißvollen Unterpfänder der Herrschaft, um die Staatsauspicien handelte; denn die Ewigkeit Roms hing von diesen Heiligthümern ab. Die Imperatoren selber waren nicht bloß Pontifices maximi mit bestimmten rituellen Verpflichtungen, sondern schon ihr Beiname Augustus bezeichnet eine übernatürliche Weihe, Berechtigung und Unantastbarkeit, und es ist keine bloße Schmeichelei, wenn der späteste Aberglaube ihnen den Rang von Dämonen zuwies,[2] nachdem bereits das Christenthum ihrer seit dreihundert Jahren gebräuchlichen Apotheose, ihren Tempeln, Altären und Priesterthümern ein Ende gemacht hatte.

[1] Vgl. Gerlach und Bachofen, Geschichte der Römer. Bd. I, Abthl. 2. S. 211 ff.

[2] Firmicus Maternus libri Matheseos II, c. 33. — Die wunderbaren Heilungen, welche man zu Alexandrien schon von Vespasian verlangt, Tacit. Histor. IV, 81.

5. Abſchnitt.

Grad ihrer Fortdauer.

Nun iſt gar nicht daran zu zweifeln, daß auch dieſe echte griechiſche und römiſche Religion noch in der ſpäteſten Zeit des herrſchenden Heidenthums bei vielen Einzelnen nicht verdrängt war durch die fremden Gottheiten, nicht erſetzt durch Magie und Beſchwörung, nicht verflüchtigt durch philoſophiſche Abſtraction. Dieß iſt unmöglich direkt zu beweiſen, weil die Verehrung der alten Götter die der neuen nicht ausſchloß, und weil bei der weiter zu berührenden Götterverwechſelung unter dem Namen eines alten Gottes ein neuer und umgekehrt verehrt werden konnte. Allein die Vermuthung läßt ſich kaum ablehnen, wenn man noch hie und da das alte naive Verhältniß des geſunden antiken Menſchen zu Göttern und Schickſal mit überzeugender Kraft hervorbrechen ſieht. „Dich verehre ich, ruft Avienus[1]) der Nortia, „der etruskiſchen Fortuna zu, ich den Vulſinii gebar, der zu „Rom wohnt, zweimal geehrt durch das Proconſulat, der „Dichtung geweiht, ſchuldlos und unbeſcholten, glücklich durch „mein Weib Placida und durch die ſtarke, lebhafte Kinder„ſchaar. Das Uebrige mag ſich erfüllen nach dem Geſetz des „Schickſals.“ — Bei Andern behauptete ſich wenigſtens die alte Religion mit ihrer Weltanſchauung ſehr nachdrücklich neben den neuen Zuthaten. Dieſer Art mochte wohl der Glaube Diocletian's ſein, wenigſtens iſt er der etruskiſchen Haruſpicin treu geblieben,[2]) welche an ſeinem Hofe noch nicht wie ſpäter bei Julian im Kampfe liegt mit den neuplatoniſchen Beſchwörern; ſein Schutzgott iſt und bleibt Jupiter, und das Orakel welches er in einer hochwichtigen Sache beräth, iſt das des mileſiſchen Apoll. Seine Moralität und Religioſität, wie ſie ſich z. B. in den Geſetzen ausſpricht, hat wohl am meiſten Aehnlichkeit mit derjenigen des

Die Religion Diocletians.

---

[1]) Bei Wernsdorf, poetæ latt. min. V, pars II.

[2]) De mort. pers. 10, 11. Seine Sorge wegen eminöſer Blitze, Const. M. orat. ad sanctor. cœt. c. 25. — Vgl. S. 47. f.

Decius;[1]) im Cultus der guten Kaiſer,[2]) namentlich des als Dämon verehrten Marc Aurel, ſchließt er ſich außerdem an Alexander Severus an. — Hinwiederum darf man annehmen, daß manche Beſtandtheile und Conſequenzen der alten Religion bereits völlig abgeſtorben und vergeſſen waren. So gehörte vielleicht jene Maſſe kleiner römiſcher Schutzgottheiten für Bagatellſachen, ſo ſehr ſich auch die chriſtlichen Schriftſteller[3]) darüber als über etwas Beſtehendes empören, größtentheils in das Gebiet der Antiquitäten.[4]) Man gedachte ſchwerlich mehr beim Feuerheerd des Gottes Lateranus, beim Salben der Unxia, beim Gürten der Cinxia, beim Baumſtutzen der Puta, bei den Knoten der Fruchthalme des Nodutis, bei der Bienenzucht der Mellonia, bei der Hausſchwelle des Limentinus u. ſ. w.; denn eine ganz andere, verallge-

Abſterben einzelner Theile.

[1]) (Eine Weiheinſchrift Diocletian's an Mithras kommt allerdings vor bei Orelli Nr. 1051, eine an Sol und eine an Belenus bei Bertoli: **le antichità d'Aquileja Nr. 71** und **643.** — Sein Tempelbau in Antiochia gilt nur klaſſiſchen Göttern, dem olympiſchen Zeus, der Nemeſis, dem Apoll und der Hecate; vgl. Malalas **XII.** Ueber die Religion des Gallienus, welcher in der Reichsneth alle alten Götter als Erhalter auf ſeinen Münzreverſen anruft, vgl. Creuzer, „zur röm. Geſch. und Alt. Kunde." Ob er auch die ägyptiſchen und orientaliſchen Gottheiten verehrte, die auf den damaligen alexandriniſchen und aſiatiſchen Stadtmünzen mit ſeinem und der Salonina Bilde vorkommen, iſt wohl nicht ganz ſo ſicher, wie die treffliche Abhandlung annimmt.

[2]) **Hist. Aug. Marc. Aurel. c. 19.** — Aus einem Kalender der ſpätern Zeit des vierten Jahrhunderts (Kollar, **Analecta Vindobon. I.**) lernen wir, daß damals noch die Geburtstage (**natales**, welches auch den Tag des Reichsantritts bezeichnen kann) folgender Kaiſer gefeiert wurden: Auguſtus, Veſpaſian, Titus, Nerva, Trajan, Hadrian, Marc Aurel, Pertinax, (Septimius?) Severus, Alexander Severus, Gordian, Claudius Gothicus, Aurelian, Probus, ſowie natürlich Conſtantin und ſein Haus. — Freilich auch der Cultus des Antinous dauerte noch bis in's vierte Jahrhundert.

[3]) **Arnob. adversus Gentes l. I & IV** zu Anfang. — **Lactant. Inst. divin. I, 20.**

[4]) **Sie kommen nämlich weder in den Inſchriften noch in den Denkmälern vor.**

5. Abſchnitt. meinernde Anſicht des Genien- und Dämonenweſens hatte ſich ſeit langem der Gemüther bemächtigt. Vieles von jener Art war wohl ganz local römiſcher Glaube geweſen und geblieben. — Vollends bewahrte Griechenland noch in der Kaiſerzeit mit Vorliebe ſeine örtlichen Culte und Geheimdienſte. Pauſanias, welcher im zweiten Jahrhundert Hellas beſchrieb, giebt mannigfach Zeugniß von der in jeder Stadt, jeder Landſchaft beſonders geſtalteten Götter- und Heroenverehrung, nebſt den verſchiedenen Prieſterthümern, welchen dieſelbe oblag; daß er die Myſterien beſchweigt, war für ihn eine heilige Pflicht, für deren Uebertretung ihm freilich die Nachwelt ſehr dankbar ſein würde.

Der populäre Cultus.

Wie nun der römiſche Staat gewiſſer Sacra durchaus zu ſeinem Fortbeſtehen bedurfte, ſo daß man z. B. bis tief in die chriſtliche Zeit hinein das heilige Feuer durch die veſtaliſchen Jungfrauen hüten ließ, ſo hatte ſich auch das Privatleben von der Wiege bis zum Grabe völlig mit den religiöſen Gebräuchen durchdrungen. Im Hauſe ſchon gehörten Opfer und Schmauſerei untrennbar zuſammen; auf den Straßen der Städte begegnete man jenen theils ſchönen und würdigen, theils bachantiſch ausgelaſſenen Zügen und Aufführungen, welche den griechiſchen wie den römiſchen Feſtkalender füllen, und auch auf dem Lande war des Opferns bei Kapellen, Höhlen, Kreuzwegen und unter alten mächtigen Bäumen kein Ende. Der neubekehrte Arnobius erzählt, wie er als Heide Andacht empfunden, wenn er an Baumſtämmen mit bunten Bändern umſchlungen, an Felsblöcken mit Spuren des darauf gegoſſenen Oeles vorüberging. Es wird uns ſchwer, dieſem ganz äußerlich erſcheinenden, oft ſehr frivolen Cultus den ſittlich religiöſen Gehalt abzugewinnen, und Mancher wird ihn geradezu läugnen. Und erhebt ſich nicht nach anderthalb Jahrtauſenden über die Feſt-Andacht des katholiſchen Südländers faſt dieſelbe Frage? Eine durchaus ſinnliche Muſik umrauſcht das Hochamt und begleitet von Kanonenſalven unterbrochen das Sacrament;

ein belebter Markt, eine reichliche Zehrung, laute Freude aller Art und Abends das unerläßliche Feuerwerk bilden den zweiten Theil des Feſtes. Wer daran ein Aergerniß nehmen will, dem kann es Niemand wehren, nur vergeſſe man nicht, daß dieſe äußern Begehungen nicht die ganze Religion ſind und daß die höchſten Gefühle in jedem Volk anders erregt werden wollen. Denkt man ſich das chriſtliche Gefühl der Sündhaftigkeit und der Demuth aus der alten Welt, die deſſen einmal nicht fähig war,[1]) hinweg, ſo wird man auch ihren Götterdienſt richtiger würdigen.

Stellung der Mythologie.

Das Detail der Mythologie, welches niemals Glaubensſache geweſen war, gab man freilich ſchon lange völlig Preis, noch ehe Lucian daraus eine vergnügliche Poſſe gemacht hatte. Die chriſtlichen Apologeten, welche eine Auswahl alles Schändlichen aus den verſchiedenſten Mythen zuſammenſuchen und durch Mißverſtändniß und Vermiſchung des Ungleichartigen auch den Schein der Lächerlichkeit auf den alten Glauben überhaupt werfen, ſind hierin nicht ganz aufrichtig; ſie mußten wiſſen, daß die Anklagen dieſer Art, welche ſie aus den alten Dichtern und Mythographen ſchöpften, nur geringſten Theils auf ihr Jahrhundert paßten; mit demſelben Recht könnte man z. B. den Proteſtantismus für die Abgeſchmacktheiten in manchen Legenden haftbar erklären. Das religiöſe Bewußtſein der Maſſen hatte mit dem Mythus nicht mehr viel zu ſchaffen, es begnügte ſich mit dem Daſein der einzelnen Gottheiten als Herrſcher und Schützer der Natur und des Menſchenlebens. Wie vollends die damalige Philoſophie die Mythen zerſetzte, wird noch beſonders zu erwähnen ſein. Aber die Heiden gaben der chriſtlichen Polemik doch immer wieder die Waffen in die Hände durch die dramatiſche Darſtellung einzelner und zwar oft der anſtößigern Mythen.

Die Mythen in der Kunſt.

Denn Ein Gebiet gehörte der Mythologie noch an, wo ſie als Herrſcherin bis in die ſpäteſte Zeit ſchaltete: das der

[1]) Die Demuth bei Stoikern wie Epiktet beſtätigt als Ausnahme nur die Regel.

5. Abſchnitt. Kunſt und der Dichtung. Homer, Phidias und die Tragiker hatten einſt die Götter und Heroen ſchaffen helfen, und nun lebte in Stein, Farbe, Maske, Schrift und Ton fort was aus dem Glauben entſchwunden war. Aber es wird mehr und mehr ein Scheinleben. Die Schickſale der bildenden Kunſt und die Urſachen ihres Verfalls werden uns noch insbeſondere beſchäftigen; hier muß nur bemerkt werden, daß ſie der alten Mythologie um ſo weniger zur Stütze dienen konnte, als ſie in die Dienſte der mythiſirenden Philoſophie und ſelbſt der Fremdculte trat. — Das Drama war großentheils und vielleicht völlig verdrängt durch die Localpoſſe (Mimus) und durch die ſchweigende Pantomime mit Muſik und Tanz,[1]) wobei jede religiöſe Beziehung, die einſt das alte attiſche Drama zum Gottesdienſt machen konnte, von ſelbſt wegfiel. Die Beſchreibung des prächtigen korinthiſchen Ballettes „Paris auf dem Ida," im zehnten Buche des Apulejus, belehrt uns, wie ſelbſt in Griechenland zur Zeit der Antonine das Theater nur noch der Augenluſt diente. Und hier dürfen wir wenigſtens noch ein edel ſtiliſirtes Kunſtwerk vorausſetzen, während in den lateiniſchen Gegenden des Reiches, zumal in den nur halb, nur durch Militärcolonien romaniſirten, dieſe Aufführungen zur größten Rohheit ausarten mußten, wenn die Theater überhaupt ſich noch zu etwas Dramatiſchem bergaben und ſich nicht mit Gladiatorſpielen, Thierhetzen und dergleichen begnügten. Die ſkurrile Seite der Mythologie ließ man ganz abſichtlich überwiegen;[2]) alle Ehebrüche Jupiters, auch wenn er dabei als Thier verwandelt auftrat, alle Scandale der Venus kamen hier unter lautem Gelächter zur Darſtellung; ſelbſt in die gewöhnlichen Poſſen (Mimen) miſchte man Göttererſcheinungen ein, wahrſcheinlich von derſelben Gattung.

Die Mythen auf der Bühne.

[1]) Auch wohl mit Geſang. Meyer, Anthol. lat. ep. 954.

[2]) Vgl. u. a. Arnobius, adv. gentes IV. pag. 151 u. VII. pag. 238. — Firmicus de errore, pag. 10.

Ein ariſtophaniſches Publikum konnte dergleichen ertragen ohne an den Göttern ſelbſt irre zu werden; in einer kranken Zeit dagegen war es der Gnadenſtoß für die alte Religion überhaupt. — Geben wir von dieſer Sphäre, in welcher der Balletmeiſter und der Maſchiniſt walteten, zu der Kunſtpoeſie über, ſo weit wir ſie in den wenigen erhaltenen Sachen vom Ende des dritten Jahrhunderts verfolgen können, ſo zeigt ſich zwar noch ſtellenweiſe ein großes Talent mythologiſcher Behandlung, welche ſogar hundert Jahre ſpäter in Claudian ihren brillanteſten Vertreter findet; allein die letzte Spur von innerer Ueberzeugung iſt längſt erloſchen. Das Gedicht eines gewiſſen Reposianus[1]) z. B., welcher um das Jahr 300 geblüht haben mag, ſchildert das Beilager des Mars und der Venus durchaus mit derſelben Abſicht, welche wir in den Pantomimen vorausſetzen dürfen: ſinnlich hübſche Bilder, wobei es auf eine Gemeinheit mehr oder weniger nicht ankömmt. Venus, die auf den Kriegsgott wartet, vertreibt ſich die Zeit mit Tanzen, und der Dichter ſchildert mit einem ſehr entwickelten Sinn für die Coketterie ſeiner Zeit ihre einzelnen Attituden; dann ruft er, als Mars erſcheint, zu deſſen Entkleidung den Cupido, die Grazien und die Mädchen von Byblos herbei. Aber welch ein Mars iſt dieß! ebenſo abſichtlich ungeſchlacht als die Göttin bubleriſch. Bleiſchwer läßt er ſich auf das Blumenlager niederfallen und bei der Schilderung ſeines Schlafes wird dem Leſer ſelbſt das lüſterne Köcheln nicht erſpart. Wenn z. B. Rubens ſich auf ſeine Weiſe in dem antiken Mythus ergeht, ſo kann er wieder verſöhnen durch den Eindruck einer zwar verirrten aber gewaltigen Energie; hier aber ſtehen wir auf der letzten möglichen Stufe der Entwürdigung der alten Götterſage, ohne durch etwas Anderes als durch hübſche Verſe entſchädigt zu werden. Ein ſatyriſcher Chriſt hätte es nicht zweckmäßiger anfangen können, und man wäre in der That

Die Mythen in der Poeſie.

Reposian.

[1]) Bei Wernsdorf, poëtæ lati. m. IV, pars I.

5. Abſchnitt. zu einer derartigen Erklärung bereit, wenn nicht das niedliche Bild des Cupido dazwiſchen träte, welcher die abgelegten Waffen des Mars neugierig muſtert, ſie mit Blumen ausputzt, und ſich nachher beim polternden Eintritt des eiferſüchtigen Vulcan unter den Helm verkriecht. — Es gab indeß auch Dichter, welchen die Mythologie als eine ausgetretene Straße gänzlich verleidet war. „Wer hat nicht ſchon, „ruft Nemeſian aus, den Jammer der verwaisten Niobe be„ſungen, und die Semele, und ... (nun folgen dreißig Hera„meter Mythentitel). Das Alles hat eine Schaar großer „Dichter vorweggenommen und die ganze Sage der alten „Welt iſt ausgenützt.“[1]) Der Poet wendet ſich daher zu den grünen Wäldern und Haiden, doch nicht um eine Landſchaftsdichtung zu ſchaffen, ſondern um auf ſein eigentliches Thema, die Zucht der Jagdhunde zu kommen. Nachher, wenn er damit zu Ende ſein wird, gedenkt er auch die Thaten ſeiner Gönner, der Cäſaren Carinus und Numerianus zu beſingen. — Ein ähnliches Gefühl hatte ſchon ſeit langer Zeit, namentlich bei den Römern, der didaktiſchen Poeſie jene auffallend vortheilhafte Stellung gegenüber der epiſchen verſchafft; allein ſo mit dürren Worten hatte man wohl dieſen Vorzug noch nie ausgeſprochen.[2]) — Ein ſehr liebliches Gedicht mythologiſchen Inhalts, der „Bacchus“ des Calpurnius Siculus (Eclogе III.), mag hier noch beſonders angeführt werden, weil es auf merkwürdige Weiſe abhängig iſt von Werken der bildenden Kunſt; es erinnert an die Gemäldebeſchreibungen des Philoſtratus, die es freilich im Styl weit übertrifft. Da fehlt auch der greiſe Silenus nicht, welcher als Kindswärter den kleinen Bacchus auf den Armen wiegt, zum Lachen bringt, ihm mit Caſtagnetten vorſpielt, ſich gutwillig von ihm an Ohren, Kinn und Bruſthaar zupfen läßt;

Abneigung einzelner Dichter.

Calpurnius.

---

[1]) Nemes. Cynegeticon. Vs. 47. Omnis et antiqui vulgata est fabula secli. — Vem J. 283.

[2]) Vgl. Juvenal. sat. I. Anfang.

nachher lehrt der heranwachſende Gott die Satyrn die erſte Weinleſe, bis ſie von dem neuen Trank berauſcht, ſich mit Moſt bemalen und Nymphen entführen. Dieſes Bachanal, wobei der Gott auch ſeinen Panthern aus dem Miſchkruge zu ſaufen gibt, iſt eines der letzten antiken Werke von lebendiger Schönheit.[1])

Man wird indeß nach all Dieſem zugeben, daß die Mythologie eher eine Laſt als eine Stütze für die ſinkende klaſſiſche Religion war. Von der philoſophiſchen Deutung, womit man die Mythen aufrecht zu halten und zu rechtfertigen ſuchte, wird weiterhin die Rede ſein.

Die Götter-miſchung.

Aber dieſe klaſſiſche Religion war noch auf andere Weiſe getrübt und gebrochen, nämlich durch Miſchung mit den Gulten der unterworfenen Provinzen und des Auslandes. Wir ſtehen im Zeitalter der vollendeten Theokraſie (Göttermiſchung).

Dieſelbe war eingetreten nicht durch die Völkermiſchung im Reiche,[2]) oder durch Willkür und Mode allein, ſondern durch einen uralten Trieb der vielgötteriſchen Religionen,

---

[1]) Ueber die ſpätern, merkwürdigen Schickſale der Mythologie bei den chriſtlichen Dichtern und ihre Einmiſchung in die chriſtliche Kunſt ſ. Piper, Mythologie und Symb. der chriſtlichen Kunſt, Bd. I. — Von Auſonius abwärts werden die Götter mehr und mehr theils zur bloßen Decoration und Redensart, theils zu abſtracten Symbolen für Lebensbeziehungen. Außer Marcianus Capella iſt vorzüglich bezeichnend für dieſen Uebergang das **Epithalamium Auspicii et Aëllæ**, von einem gew. Patricius, welchen Wernsdorf (**IV, II**) in das vierte, Meyer (**Anthol. lat.**) offenbar mit größerm Recht in das ſechste Jahrhundert verſetzt. In der conſtantiniſchen Zeit konnte man noch nicht ſo willkürlich mit dem Mythus umgehen und z. B. Cupido weiblich als Schweſter der Venus auffaſſen.

[2]) Garniſonswechſel, Handel und Sklavenweſen hatten z. B. Aegypter und Aſiaten nach der deutſchen Grenze geführt. **Tac. Ann. XIV, 42** von den Sklaven in Rom: **nationes in familiis habemus, quibus diversi ritus, externa sacra aut nulla sunt . . .**

5. Abschnitt. sich einander zu nähern, die Aehnlichkeiten aufzusuchen und zu Identitäten zu erheben. Zu allen Zeiten ist dann aus Parallelen dieser Art die reizende Idee einer gemeinsamen Urreligion hervorgegangen, die sich jeder auf seine Weise ausmalt, der Polytheist anders als der Monotheist.[1]) So suchten und fanden sich, theils unbewußt, theils mit philosophischem Bewußtsein, die Bekenner ähnlicher Gottheiten vor denselben Altären. Man erkannte die hellenische Aphrodite gern wieder in der Astarte der Vorderasiaten, in der Athyr der Aegypter, der himmlischen Göttinn der Carthager, und so ging es der Reihe nach mit einer ganzen Anzahl von Gottheiten. Dieß ist es auch, was noch in der spätern römischen Zeit vorzüglich beachtet werden muß; die Göttermischung ist zugleich auch eine Götterverwechselung; die Fremdgottheiten verbreiten sich nicht nur neben den einheimischen, sondern sie werden denselben je nach der innern Verwandtschaft geradezu substituirt.

Die Götterverwechselung.

Als eine zweite Ursache der Theokrasie erkennt man die gewissermaßen politische Anerkennung, welche der Grieche und Römer, ja der Polytheist überhaupt den Göttern anderer Völker zollt. Sie sind ihm Götter, wenn auch nicht die seinigen. Kein strenges dogmatisches System hütet hier die Grenzen des heimischen Glaubens; so strenge auch die vaterländischen Superstitionen gewahrt werden, so fühlt man doch gegen die fremden eher Neigung als Haß. Einzelne feierliche Götterübertragungen von Land zu Land werden von Orakeln und andern überirdischen Mahnungen geradezu befohlen; so die des Serapis von Sinope nach Alexandrien unter Ptolemäus dem Ersten,[2]) und die der großen pessinuntischen Mutter nach Rom während des zweiten punischen Krieges. Bei den Römern war es dann fast zum be-

Götterübertragungen.

[1]) Ein Urmonotheismus aller Völker wird z. B. vertheidigt von Lactantius, Div. Inst. II, 1.

[2]) Daß Serapis schon früher in Aegypten verehrt wurde, kommt hier nicht in Betracht.

wußten, halbpolitiſchen, halbreligiöſen Princip geworden, die Götter der vielen unterworfenen Nationen nicht zu beleidigen, eher ihnen Verehrung zu erweiſen, ja ſie unter die eigenen Götter aufzunehmen. Das Benehmen der Provinzen war hiebei ein ſehr verſchiedenes; der Kleinaſiate z. B. kam bereitwillig entgegen; der Aegypter dagegen hielt ſich ſpröde, und überſetzte, was er von Ptolemäern und Römern annahm, in ſeinen Ritus und ſeine Kunſtform, während ihm der Römer den Gefallen that, die ägyptiſchen Götter wenigſtens annähernd auch in ägyptiſcher Geſtalt zu verehren. Der Jude endlich ließ ſich mit der römiſchen Religion gar nicht ein, indeß die Römer von gutem Ton ſeinen Sabbath beobachteten und die Imperatoren im Tempel auf Moriah zu beten kamen. Es geſtaltet ſich, wie wir ſogleich ſehen werden, eine theils mehr active, theils mehr paſſive Göttermiſchung.

Eine dritte Urſache des Ueberhandnehmens der Fremdculte lag in der Furcht und Angſt, welche den gegen die bisherigen Götter ungläubig gewordenen Heiden verfolgt. Jetzt hieß es nicht mehr in dem ſchönen Sinn früherer Jahrhunderte „Götter überall", ſondern der Denkende ſuchte täglich neue Symbole, der Gedankenloſe täglich neue Fetiſche, die um ſo willkommener waren, je ferner und geheimnißvoller ihre Herkunft ſchien. Die Verwirrung mußte hier noch aus einem beſondern Grunde ſich vervielfältigen. Der Polytheismus alter Culturvölker lebt nämlich auf allen ſeinen Entwicklungsſtufen[1]) zugleich fort, als Fetiſchismus betet er fortwährend zu Aerolithen und Amuleten, als Sabäismus zu Geſtirnen und Elementen, als Anthropomorphismus theils zu Naturgöttern, theils Schutzgöttern des Lebens, — während die Gebildeten innerlich ſchon längſt dieſe Hüllen abgeſtreift haben und zwiſchen Pantheismus und Monotheismus ſchwanken. Und nun wirken alle dieſe Stadien

Vermiſchung der Entwicklungsſtufen.

[1]) Die zum Theil ſchon auf uralter Völkermiſchung beruhen können.

5. Abſchnitt. der verſchiedenen Heidenthümer kreuzweiſe auf das römiſch-griechiſche Heidenthum ein und umgekehrt. Merkwürdige Ergebniſſe, allerdings nicht ſelten von der traurigſten Art, werden uns berichtet. Nero war in der römiſchen Religion erzogen; bald verachtete er ſie und hielt ſich nur noch an die ſyriſche Göttinn; auch von dieſer fiel er ab, behandelte ihr Bild mit bübiſchem Hohn und glaubte fortan nur noch an ein Amulet, das ihm ein Mann aus dem Volke geſchenkt und dem er nun täglich dreimal opferte.[1])

Dieſes Beiſpiel, welches ſtatt vieler dienen könnte, enthält einen Wink über den Cultus der fremden Götter überhaupt. Man nahte ihnen nicht wie den alten Olympiern; herausgeriſſen aus ihren nationalen Umgebungen, ohne Zuſammenhang mit dem römiſchen Leben, Staatsweſen und Klima konnten ſie dem Römer nur als unheimliche, dämoniſche Mächte gegenüber ſtehen, welchen bloß durch Myſterien und magiſche Begehungen beizukommen war. Und dieſe Art von Cultus demoraliſirte dann auch das Verhältniß zu den alten nationalen Göttern.

Active Theokraſie.

Verfolgen wir zunächſt die (vom römiſchen Standpunkt aus geſprochen) active Göttermiſchung, wobei die Römer mehr die Gebenden als die Empfangenden waren.

Es ergiebt ſich von ſelbſt, daß dieß Verhältniß hauptſächlich bei denjenigen Völkern eintrat, welche Rom in halbbarbariſchem Zuſtande übernommen hatte, und bei welchen es mit ſeiner Religion auch ſeine überwiegende Bildung geltend machen konnte, alſo bei Gallien, Hiſpanien und Britannien. Leider iſt uns nur der Religionszuſtand Galliens einigermaßen bekannt, und auch dieſer faſt nur durch Weiheinſchriften[2]) und Bildwerke.

Die galliſchen Götter.

Die ſpätern Römer, in ihrem wahrhaft univerſellen Aberglauben, machten zwar in Gallien ſo gut als anderswo den

---

[1]) Sueton. Nero. c. 56.

[2]) Eine Auswahl bei Orelli, inscr. lat. sel. I. cap. IV. §. 36, 37.

örtlichen Cultus mit, ſoweit er noch am Leben war; ſie fragten nicht bloß die Druiden über die Zukunft, wie oben erzählt wurde (S. 93, f.), ſondern ſie nahmen auch an eigentlichen Weiben Theil. So feierte der ſpätere Kaiſer Peſcennius Niger in Gallien einen Geheimdienſt mit, zu welchem nur enthaltſame Menſchen geladen werden durften.[1]) Allein man übertrug keinen galliſchen Gott nach Italien,[2]) Africa oder Griechenland. (Denn wenn z. B. der keltiſche Sonnengott Belenus in Aquileja, andere keltiſche Gottheiten in Salzburg und Steyermark, der Apollo Grannus zu Lauingen in Schwaben u. ſ. w. vorkommen, ſo ſind dieß nicht Uebertragungen aus der Zeit der Theokraſie, ſondern die uralte keltiſche Bevölkerung dieſer Gegenden giebt ein letztes Zeugniß ihres Daſeins ab, ehe Germanen, Slaven und Avaren die Alpen überzogen). In Gallien ſelber bemühte man ſich nach Kräften, der Volksreligion ein römiſches Gewand anzulegen. Die Götter nehmen nicht bloß römiſche Namen, ſondern auch die Kunſtform des klaſſiſchen Anthropomorphismus an. Taran muß Jupiter heißen und als ſolcher abgebildet werden, Teutates als Mercurius, Heſus oder Camulus als Mars. Andere Gottheiten behalten wenigſtens ihren alten Namen bei, entweder allein oder neben dem römiſchen: Belenus oder Apollo Belenus; häufig auch Apollo Grannus, Mars Camulus, Minerva Beliſana u. ſ. w. Dann werden den romaniſirten Göttern noch beſondere Beinamen gegeben, die man theils von Oertlichkeiten ableitet, theils nur durch Vermuthungen oder gar nicht zu erklären weiß: Diana Abnoba

[1]) **Hist. Aug. Pescennius. c. 6.**

[2]) Die in römiſchen Sammlungen zerſtreut verkommenden Inſchriften galliſcher Götter mögen entweder bloß nach Rom verſchleppt oder von Galliern, welche daſelbſt wohnten, geſetzt worden ſein. Vgl. **Orelli I. c. N. 1960. 1978. 2001. 2006.** — Daß **Caracalla** laut Dio **LXXVII, 15** den Apollo Grannus verehrte, hatte ſeinen ſpeciellen Grund in der Verzauberung, die ihm durch vermeintliche Kelten (nämlich Alamannen) angethan ſein ſollte.

5. Abſchnitt. (die Bezeichnung des Schwarzwaldes); Diana Ardoinna (vielleicht die Ardennen); Mars Vincius (Vence in Südfrankreich); Hercules Magusanus und Saranus (beſonders in den Niederlanden); Mars Lacavus (zu Nismes); Apollo Toutiorix (zu Wiesbaden); oder man giebt dem romaniſirten Gott eine nichtromaniſirte, vielleicht verwandte Gottheit bei, ſo dem Apoll den Veriugodumnus (in Amiens), die Sirona (in Bordeaux und in Süddeutſchland, etwa als Diana oder Minerva aufzufaſſen, wie ſonſt Beliſana). Weiter aber reicht die Romaniſirung nicht; eine ganze Menge von Gottheiten behalten ihre keltiſchen Namen meiſt mit dem Vorwort Deus (a), Sanctus (a), ſelbſt Auguſtus (a), welches hier ohne Beziehung auf den Kaiſertitel geſagt iſt. Man iſt auf den erſten Blick verſucht, alle dieſe Götter für local zu halten und manche ſind es ohne Zweifel, wie der Veſegus in Bergzabern, der Nemauſus in Nismes, die Aventia in Aventicum, der Veſontius in Beſançon, der Luxovius in Luxeuil, die Celcia in Cilly; andere aber tragen keine ſolche Deutung mit ſich, z. B. der Abellio in Convennes, die Acionna in Orleans, der Agbo in Bagnères, der Bemilucius in Paris, die Hariaſa in Köln, der Intarabus in Trier, und manche kommen an weit auseinander gelegenen Orten vor, der Taranucus in Heilbronn und in Dalmatien, die Waſſergöttinn Nehalennia in Frankreich und in den Niederlanden. Wie gerne man die Götter romaniſirte, wo es möglich war, zeigen dann wieder die römiſchen Gattungsnamen für jene zahlreichen kleinern Collectivgottheiten: Matres, Matronen, Campeſtres (Feldgeiſter), Silvanen (Waldgeiſter), Bivien, Trivien, Quadrivien (Götter der Kreuzwege), Prorumen und Vicanen (Genien der Nachbarſchaft) u. ſ. w. Die Sulevien und Comedoven, welche in daſſelbe Geſchlecht gehören, müſſen der Ueberſetzung widerſtrebt haben. In dem „Genius des Ortes," dem „Genius des Gaues" kann man ſtrenge genommen nur römiſche Verehrungsweiſe darthun, keltiſche aber vermuthen.

Der Rückſtrom dieſer occidentaliſchen Religionen auf Rom ſelber war, wie geſagt, ungemein gering oder geradezu null.

Paſſive Theokraſie.

Ganz anders verhielt es ſich mit den uralten Kulturvölkern des Orientes, Perſern, Aegyptern, Kleinaſiaten und Semiten. Den letztern kam ſchon die geographiſche Ausdehnung ihrer Anſiedelungen ſehr zu Statten; denn nicht erſt in Syrien lernten die Römer ihren Götzendienſt kennen; ſeit vielen Jahrhunderten war durch Phönicien und Carthago am ganzen Mittelmeer und ſelbſt über die Säulen des Herakles hinaus ſemitiſche Religion verbreitet worden; mit der allmäligen Einverleibung Spaniens, Africa's und der Inſeln übernahm Rom eine Maſſe puniſchen Gebietes und puniſchen Cultus. Man hatte Carthago gehaßt, nicht aber ſeine Götter. Dagegen ſchien der perſiſche Dualismus, namentlich in ſeiner ſpätern orthodoxen Erneuerung durch die Saſſaniden, aller Miſchung und Vermittlung mit dem römiſch-griechiſchen Götterkreis ſo ſehr zu widerſtreben als der jüdiſche Monotheismus; — da bot ſich eine ältere, abgöttiſch ausgeartete Metamorphoſe des Parſenthumes dar, und aus dieſer entlehnte Rom den Mithras.

Die Götter Vorderaſiens.

Die **Vorderaſiaten** vom Euphrat bis an das Mittelmeer, den Archipel und den Pontus, mit welchen billig begonnen wird, ſind zwar keineswegs von einem und demſelben Stamme, allein ihre Religionen liegen ſchon ſeit uralten Zeiten dergeſtalt durcheinander, daß wir ſie hier, wo es ſich um ſo ſpäte Epochen handelt, als Eins betrachten müſſen; die Ermittelung der Urſprünge gehört nicht hieher und würde uns weit ſeitab führen. Sodann war lange vor den römiſchen Siegen über Antiochus den Großen eine andere Göttermiſchung vorgegangen, nämlich diejenige des vorderaſiatiſchen mit dem griechiſchen Cultus ſeit der Gräciſirung Kleinaſiens und noch mehr zur Zeit der Nachfolger Alexanders; und dieſe ging parallel mit der Miſchung der griechiſchen und der orientaliſchen Bildung und Sprache. Die prächti-

5. Abſchnitt.

gen griechiſchen Städte, welche in unbegreiflicher Fülle überall in den Diadochenländern aus der Erde wachſen, behalten zwar mit ihrer helleniſchen Sprache, Stadtverfaſſung und Sitte auch die helleniſchen Götter bei; dafür hält ſich auf dem Lande, zumal in einiger Entfernung vom Meere, bald mehr bald weniger hartnäckig die alte Sprache, und kommt ſogar in der ſpätern Zeit bei der innern Müdigkeit des griechiſchen Bildungselementes wieder mehr zu Kräften. In Paläſtina, freilich unter dem Schutz einer höchſt excluſiven Religion und Lebensweiſe, erhält ſich das Aramäiſche trotz der fürchterlichſten geſchichtlichen Stürme; in Syrien, ſobald es ſich um populäre Wirkſamkeit und nicht mehr um klaſſiſche Eleganz handelt, fällt man in die Landesſprache zurück, wie ſich im zweiten Jahrhundert bei dem Gnoſtiker Bardeſanes, im vierten bei dem heiligen Ephrem zeigt, und wie die ſyriſche Bibelüberſetzung außerdem zur Genüge beweiſt. Wie es ſich in ſprachlicher Hinſicht mit Kleinaſien verhielt, iſt nicht näher bekannt.[1]) Mit der Volksſprache aber hielten ſich auch die Volksgötter aufrecht.

Die Grundlage der betreffenden Religionen[2]) iſt im Ganzen der Geſtirndienſt, aber bis zur Unkenntlichkeit getrübt durch ein Götzenthum, welches theils als fremde Zuthat, theils als nothwendige innere Entwicklung gelten mag. Ein umſtändlicher Opferdienſt ſuchte die Götter zu verſöhnen durch Darbringung hauptſächlich des thieriſchen Lebens, wozu auch regelmäßige wie außerordentliche Menſchenopfer gehörten. Dieſe hielten ſich beſonders in den Gegenden phöniciſcher Cultur mit ungemeiner Hartnäckigkeit und überlebten den Sturz und den Wiederaufbau von Carthago noch lange, ſo daß ſelbſt Tiberius mit den ſtrengſten Strafen dagegen einſchreiten mußte.[3]) Das höchſte Götterpaar, Baal und Aſtarte

[1]) Vgl. den bedeutenden Wink Apoſtelgeſch. 14, Vs. 5. 11 ff. freilich über eine Stadt des tiefen Binnenlandes.

[2]) Vgl. C. Schwenck, die Mythologie der Semiten.

[3]) Tertullian. Apolog. 9.

(Sonne und Mond, Morgenſtern und Abendſtern) lebte in der römiſchen Zeit noch unter den verſchiedenſten Namen und Perſonificirungen in zahlreichen Tempeln fort, als Herr und Herrinn alles Lebens. Aus dem alten Teſtament kennt man Baal-Sebub, Baal-Peor, Baal-Berith u. ſ. w., deren Namen allerdings längſt vergeſſen ſein mochten. In Palmyra ſcheint Baal ſich in zwei Gottheiten, für Sonne und Mond, getheilt zu haben, als Aglibol und Malachbel, die auf einem ganz ſpäten palmyreniſchen Relief des capitoliniſchen Muſeums dargeſtellt ſind,[1]) mit dem römiſch-griechiſchen Namen des Donators: Lucius Aurelius Heliodorus, Sohn des Antiochus Hadrianus. In dem prächtigen und überaus großen und hohen Tempel zu Emeſa lag der ſchwarze Stein, ein Aerolith, welcher als Bild des Sonnengottes Elagabal[2]) galt und bis in weite Ferne als ſolcher verehrt wurde. Sein Prieſter ging in langer, goldgeſtickter Purpurtunica und einem Diadem von Edelſteinen einher. Im Tempel von Hierapolis ſtand neben der berühmten ſyriſchen Göttinn (wovon unten) das goldene Bild des Baal als Zeus, auf einem von Stieren gezogenen Wagen. Zu Heliopolis (Baalbek) wurde Baal in einer ganz ſpäten, halbrömiſchen Perſonification verehrt; ſein goldenes Bild trug nicht bloß die Geißel des römiſchen Sonnengottes, ſondern auch den Blitz Jupiter's. Erſt Antoninus Pius hatte auf den coloſſalen Unterlagen eines alten Tempels den neuen erbaut, deſſen Ruinen noch jetzt den ihm damals ertheilten Namen eines Weltwunders rechtfertigen.[3]) Der

Baal in Syrien

[1]) Wenn nicht trotz des Halbmondes bloß die Prieſter ſtatt der Gottheiten gemeint ſein ſollten.

[2]) Die Bedenken Schwenck's (S. 197) gegen die Sonneneigenſchaft des Elagabal kann ich nicht theilen. — Heliodor am Ende ſeiner **Aethiopica** nennt ſich einen Emeſener und zwar *τῶν ἀφ' Ἡλίου γένους*, aus dem Geſchlecht der Sonnenkinder.

[3]) **Malalas XI. pag. 119.** — Vgl. **Macrob. Sat. I. 23.** Der Cultus ſollte aus Aegypten ſtammen.

5. Abschnitt. Name des Zeus, welchem Antonin das Heiligthum widmete, darf uns nach dem oben gesagten nicht irre machen, wenn der alte Ortsname auf Baal, und der griechische auf Helios lautet. Dieser Tempel war wie derjenige zu Emesa durch seine Orakel weit berühmt, die man auch brieflich erhalten konnte, was bei asiatischen Orakeln nicht selten vorkömmt. Zweifelhaftere und weniger bedeutende Spuren des Baalsdienstes unter den Kaisern mögen übergangen werden; genug, daß dieser Cultus, mehr oder weniger umgestaltet,

In Palästina. noch immer eine Hauptandacht Vorderasiens war, welcher gerade einige der allerwichtigsten Tempel gewidmet waren, und also wahrscheinlich noch viele andere, von denen wir keine Kunde haben. Vielleicht war der Gott Carmel, der auf dem gleichnamigen Berge einen Altar besaß und Orakel gab, auch eine Umbildung des Baal.[1]) Auf dem Vorposten dieses Cultus gegen Süden steht Marnas, der Gott von Gaza, wenn er wirklich eine Form des großen Gottes gewesen ist. Er war es, welcher die christlichen Lehrer und Einsiedler jener Gegend noch das ganze vierte Jahrhundert hindurch in Verzweiflung setzte,[2]) und die Gegend von Gaza zu einem fast unzerstörbaren Schlupfwinckel des Heidenthumes machte. Wir werden ihm als persönlichem Feinde des heiligen Hilarion wieder begegnen.

In Rom. Schon dieser alte semitische Hauptgott drang nun gewiß in mehr als einer Gestalt in die römische Religion ein. Römer die im Orient lebten oder gelebt hatten, mochten ihn als Zeus, Jupiter anbeten, ganz besonders aber muß die Verehrung des Sonnengottes, die in der spätern Zeit so sehr überhand nimmt, sich wesentlich zwischen Baal und Mithras getheilt haben, während man an den alten Sol-Helios weniger dachte. Sodann erhielt Elagabal wenigstens für einige Jahre eine große, solenne Stelle in dem römischen

---

[1]) 1. Könige 18, Vs. 19. Tacit. Hist. II, 78.

[2]) Hieronym. vita s. Hilarionis. 14. 20. Sozom. V, 9. 10. VII, 15.

Götterkreis durch den wahnsinnigen Jüngling, welcher auf dem Thron der Welt den Namen des Gottes annahm, dessen Priester er früher gewesen und noch war. Als dieser Antoninus Bassianus den schwarzen Stein von Emesa nach Rom brachte (zwischen 218 und 222), konnte man sagen, daß die Theokrasie sich ihrer Vollendung nähere. Der neue Gott erhielt einen großen Tempel und colossale Opfer, bald auch eine Gemahlinn. Der Kaiser ließ nämlich das Bild und die Schätze der himmlischen Göttinn aus dem Tempel von Carthago kommen und vermählte dieselbe mit dem Elagabal, wogegen sich mythologisch gar nichts vorbringen ließ. Rom und Italien mußten diese Vermählung auf das Festlichste begehen. Auch das Palladium, das Feuer der Vesta und andere altrömische Heiligthümer brachte er in den Tempel des neuen Gottes. Nach der Ermordung des kaiserlichen Priesters soll der Stein wieder nach Syrien verabfolgt worden sein, wahrscheinlich wegen der scheußlichen Erinnerungen, die sich daran knüpften.[1])

Die große Göttinn.

Allein viel gewaltiger als der Baalsdienst ist im römischen Reiche derjenige der großen vielnamigen Göttinn repräsentirt. Sie ist im Verhältniß zum Sonnengott der Mond, in weiterm Sinne aber die Mutter alles Lebens, die Natur; von alten Zeiten her hat Vorderasien sie mit wildem bachantischem Taumel gefeiert, wie es einer von allen sittlichen Beziehungen entblößten Gottheit zukam; Jubelgeschrei und Klagegeheul, rasender Tanz und trauernder Flötenklang, Prostitution der Weiber und Selbstentmannung der Männer haben von jeher diesen Cultus des sinnlichen Naturlebens begleitet; ein nicht sehr ausgedehnter, aber in seinen Formen je nach Ländern und Zeiten verschieden ausgeprägter Mythus hat sich um diese Feiern herumgesponnen und noch ganz spät den Römern Anlaß zu wunderlichen Mysterien gegeben.

---

1) Die bekanntern Quellen: Herodian, Dio Cassius und die Hist. Aug.

5. Abſchnitt. Wir ſehen einſtweilen ab von der ägyptiſchen Iſis, welche eine verwandte Nebenform dieſer großen Göttinn iſt, und verfolgen dieſe letztere unter ihren noch im dritten Jahrhundert nachweisbaren Geſtalten.

Aſtarte. Das alte Teſtament kannte und verabſcheute ſie als Aſtbareth, und noch immer gab es in Phönicien Tempel der Aſtarte; Lucian kannte einen ſolchen in Sidon. Er ſpricht davon beiläufig in der berühmten Schrift „von der ſyriſchen Göttinn," welche uns hier zunächſt als Quelle der Thatſachen intereſſirt, nicht weniger aber, weil ſie die Stellung des frivolen, griechiſch gebildeten Syrers zu ſeinem heimiſchen Cultus ſo merkwürdig bezeichnet. Nirgends hat er den Hohn ſo weit getrieben als hier, wo er ſich naiv ſtellt und den Styl und den ioniſchen Dialekt des ehrlichen alten Herodot nachahmt um die ganze gloriöſe Lächerlichkeit jenes Götzendienſtes recht unmittelbar wirken zu laſſen. Hier lernt man aber auch erkennen, welche Bilder die Jugend des Spötters umgeben und beherrſchen mußten, bis er mit allen Culten und allen Religionen brach. Ein Athener hätte dieſe Bücher nicht ſchreiben können.

Urania. Von Phönicien aus verbreitet ſich derſelbe Dienſt unter dem Namen der „himmliſchen Göttinn" weit über das Mittelmeer, und vermiſcht ſich mit dem klaſſiſchen Cultus; die Griechen erkennen ſie als Aphrodite urania, die Römer als Venus cöleſtis an, und dieſe Namen bekommen ſpäter auch in den eigentlich ſemitiſchen Ländern Geltung. Man dachte dabei nicht an Aphrodite als Göttinn der Liebe und des Liebesreizes, ſondern als Erzeugerinn.[1]) Die Inſel Cypern, wo griechiſche und ſemitiſche Bildung ineinander floſſen, war dieſer Göttinn vorzüglich geweiht, Paphos und Amathunt ſprichwörtlich für ihren Dienſt. Auch die Inſel Cythere (Cerigo) und das Heiligthum des Berges Eryx in

[1]) Ob Aphrodite überhaupt und ſelbſt ihr Name ſemitiſchen Urſprungs ſei? Vgl. Schwenck, a. a. O. S. 210.

Sicilien gehörten der Urania; in Carthago war ſie wenigſtens in ihrer ſpätern Umbildung die wichtigſte Gottheit, und ſelbſt in dem Namen der Stadt Gades, Gadeira (Gadir) liegt vielleicht die Räumlichkeit eines alten Uranientempels angedeutet. Dieſe Heiligthümer waren ganz anders angelegt als die Göttertempel der Griechen; da ſtand unter freiem Himmel in hoher unbedeckter Niſche[1]) das Idol, öfter nur ein Stein von koniſcher Form; Gitter, Hallen und Höfe, wo man Schaaren von Tauben hegte, umgaben das Sanctuarium; auch freiſtehende Pfeiler kommen in dieſen Anlagen vor, wobei man ſich an die Pfeiler Jachin und Booz vor dem Tempel von Jeruſalem erinnert.

Eine Umgeſtaltung des Namens Aſtarte iſt Atargatis, die Göttinn welche oben menſchliche, unten Fiſchgeſtalt hatte. Auch ſie beſaß ohne Zweifel noch ihre einſt berühmten Tempel zu Ascalon, in der Nähe des alten philiſtäiſchen Fiſchgottes Dagon, und anderswo. In ganz ſpäter, gräciſirter Geſtalt thronte ſie in dem berühmten Tempel von Hierapolis im nördlichen Syrien, welchen Lucian ſchildert und welcher noch bis in das vierte Jahrhundert ſich unberührt erhalten haben mag. Hinten in einem erhöhten Raum,[2]) den nur die Prieſter betraten, ſah man neben dem ſchon erwähnten Baal-Zeus das goldene Bild der Göttinn auf einem mit Löwen beſpannten Wagen.[3]) Ihre Attribute waren von den verſchiedenen griechiſchen Göttinnen entlehnt; in den Händen Scepter und Spindel, um den Leib den Gürtel der Urania, auf dem Haupte Strahlen und Mauerkrone, nebſt einem Steine welcher des Nachts den ganzen Tempelraum

Atargatis.

Der Tempel v. Hierapolis.

---

1) Ein Sacellum dieſer Art als bekannter Gegenſtand in einem pompejan. Gemälde **Antichità di Ercol. III, 52.** Der Tempel von Paphos öfter auf römiſchen Kaiſermünzen.

2) Im Tempel von Baalbek iſt ein ſolcher Ober oder Thalames noch nachzuweiſen.

3) Möglicherweiſe ſaß ſie auf den Löwen ſelbſt, der Ausdruck iſt unklar.

5. Abſchnitt.

erleuchtete.[1]) Außerdem hatten ſich aber noch verſchiedene griechiſche oder gräciſirte Gottheiten in dem Tempel eine Stelle verſchafft; ſo ein bärtiger bekleideter Apoll, welcher ſich bewegte wenn man ein Orakel verlangte; dann erhoben ihn die Prieſter und trugen ihn herum wie er ſie leitete; vorwärts galt als ja, rückwärts als nein auf die geſtellten Fragen; er ſoll dabei ſtark geſchwitzt haben. Auch ein Atlas, ein Hermes, eine Ilithyia ſtanden im Innern, draußen aber, bei oder an dem großen Altar, welcher vor der Hauptpforte der Tempel im Freien zu ſtehen pflegte, ſah man eine Unzahl eherner Bilder, Könige und Prieſter vom höchſten Alterthum bis auf die Seleucidenzeit darſtellend, in der Nähe auch eine Anzahl Geſtalten aus dem homeriſchen Sagenkreiſe. Allein das Merkwürdigſte waren überhaupt nicht die Bilder, ſondern der Cultus von deſſen wüſter Maſſenhaftigkeit man nur hier einen vollſtändigen Begriff erhält. In dem großen Tempelhofe gingen heilige Stiere, Pferde, zahme Löwen und Bären frei herum; dabei war ein Teich voll heiliger Fiſche, in der Mitte ein Altar, zu welchem täglich Andächtige laut Gelübde hinſchwammen um ihn zu bekränzen. Um den Tempel war ein Volk von Flötenbläſern, entmannten Prieſtern (Galli) und raſenden Weibern angeſiedelt, welche mit pomphaften lärmenden Prozeſſionen, mit Opfern und aller möglichen Unſitte ihre Zeit hinbrachten. Ganz dem Wahnſinn geweiht erſcheint zumal das Frühlingsfeſt, zu welchem ſich eine ungeheure Wallfahrt aus ganz Syrien in Hierapolis einfand. Bei dieſem Anlaß wurde nicht bloß ein halber Wald mit Opfern aller Art (Thieren, Gewändern, Koſtbarkeiten) verbrannt, ſondern auch die Re-

[1]) Mit dem Semeien, welches zwiſchen beiden Göttern in der Mitte ſtehen ſoll, hat Lucian (a. a. O. 33) wahrſcheinlich ſeine Leſer zum Beſten, wie mit mehrern andern Einzelheiten, wo der Spott mit ihm durchgeht.

crutirung der Galli ſcheint ſich daran[1]) angeſchloſſen zu haben, indem der wüthende Taumel viele Unglückliche ergriff, daß ſie ſich durch Selbſtentmannung der Göttinn weihten. Und dieſer Tempel war einer der geehrteſten von Vorderaſien, und zu ſeinen Schätzen hatte Cappadocien wie Aſſyrien, Cilicien wie Phönicien beigeſteuert. Weithin leuchtete er mit ſeinen ioniſchen Säulenreihen von einem Hügel rings über die Stadt, ruhend auf Mauerterraſſen mit gewaltigen Propyläen. Merkwürdiger Weiſe findet ſich in dieſem Tempelbezirk, wo es ſo bunt hergeht, auch das Vorbild der ſpätern Säulenheiligen; aus den Propyläen ragten zwei enorme Steinpfeiler[2]) (Sinnbilder der Zeugungskraft) empor, dergleichen in ganz Kleinaſien, ſo weit ähnliche Culte reichten, hie und da vorkamen, und auf dieſe ſtieg alljährlich ein Menſch, um daſelbſt ſieben Tage und ſchlafloſe Nächte zu beten; wer ſeine Fürbitte wünſchte, trug ein angemeſſenes Geſchenk an den Fuß des Pfeilers. Konnte man ſpäter in der chriſtlichen Zeit ſolche Denkmäler eines ruchloſen Cultus beſſer entſündigen, als wenn ein heiliger Büßer hinaufſtieg um droben nicht Wochen, ſondern Jahrzehnde hindurch auf ſeine Weiſe Gott zu dienen?[3])

Aphaca.

Ein beſonders ſcheußlicher Dienſt dieſer Göttinn endlich, welche hier wiederum als Aphrodite bezeichnet wird, knüpfte ſich an den einſamen Tempel in dem Hain von Aphaca auf

---

[1]) A. a. O. 49. 50 will Lucian offenbar Beides verknüpfen. Die meiſten Verſchnittenen mochten indeß Sklaven ſein, welche durch Schenkung ihrer Herrn an die Tempel gelangten. Vgl. Strabo XI, Ende.

[2]) Die φαλλοὶ τριηκοσίων ὀργυιῶν a. a. O. 28. beruhen entweder auf einer abſichtlichen Uebertreibung Lucians oder auf einer falſchen Lesart für τριάκοντα. Man rechne nach, welche Pfeiler das gäbe, die Orgyie zu $5^2/_3$ Fuß gerechnet.

[3]) Wobei es nicht in Betracht kömmt, daß ſpätere Byzantiner z. B. den heil. Ephrem auf einer eigentlichen Säule abbilden.

5. Abſchnitt. dem Libanon. Die Hurerei und die Unzucht der Verſchnittenen ſetzte hier jede Scham bei Seite; und doch kamen Jahr aus Jahr ein die Andächtigen und warfen die koſtbarſten Geſchenke in den See in der Nähe des Tempels und warteten auf das Wunder, nämlich auf die Feuerkugel, welche von der Höhe des Gebirges her erſcheinen und ſich dann in das Waſſer ſenken ſollte. Man glaubte, das ſei Urania ſelber.[1])

Neben dieſer großen vielgeſtaltigen Lebensmutter tritt nun, ebenfalls unter den verſchiedenſten Formen, eine Perſonification des von ihr Hervorgebrachten, des im Lenz Aufblühenden und im Winter Abſterbenden auf. Bald iſt es ihr Sohn, ihre Tochter, bald auch ihr Gemahl und beſonders ihr Liebling. Auf den wilden Jubel der Lenzfeſte folgt ſpäter das Trauern und Klagen um den Hingeſchiedenen, womit der Schmerz der großen Göttinn gefeiert wird. Wie in Aegypten Iſis um den getödteten Oſiris, ſo trauert in Phö-
Adonis. nicien die himmliſche Aphrodite um Adonis, den „Herrn," welcher dann auf Cypern völlig heimiſch und auch in den griechiſchen Cultus tiefeingedrungen iſt, ſo daß ihn Rom als griechiſche Göttergeſtalt aufnehmen konnte. Vorzüglich prächtig wurde dieſer Dienſt aber in Alexandrien gefeiert, wo er auch noch die Einführung des Chriſtenthums um ein Jahrhundert überdauerte, allerdings wohl ſchwerlich mehr in derjenigen Fülle, die Theokrit unter den erſten Ptolemäern in ſeinen Adoniazuſen (Idylle XV) ſchildert. Das Feſt ſchloß mit einer Frauenproceſſion an die Meeresküſte, wobei man das Adonisbild in die Fluth verſenkte. Auch in Antiochien waren die Adonien eines der hartnäckigſten heidniſchen Feſte.[2])

Konnte dieſer Gott kraft ſeiner unvordenklichen Stellung im klaſſiſchen Götterkreiſe als ein griechiſch-römiſcher gelten,

---

[1]) Euseb. vita Const. III, 55. Zosim. I, 58. Sozom. II, 5.

[2]) Ammian. Marc. XXII, 9. Das Eindringen des Adonisdienſtes in das Abendland, Firmicus, de errore etc. p. 14.

ſo war dieß weit weniger der Fall mit einer andern, ſpeciell kleinaſiatiſchen Geſtaltung deſſelben. In Phrygien und den Nachbarlanden lernen wir nämlich die große Göttinn als Cybele, als Magna mater, als Acdeſtis, als Dindymene, als Berecynthia, als Peſſinuntis u. ſ. w. kennen und neben ihr als Geliebten den Atys oder Attis,[1]) um deſſen Entmannung und Tödtung geklagt wird. Der alte Tempel von Peſſinunt mit ſeinen fürſtlich herrſchenden Prieſtern und ſeinen großen Einkünften hatte zwar längſt ſein Idol und ſeinen Cultus nach Rom gegeben und noch früher[2]) hatten auch die Griechen die Göttinn unter verſchiedenen Namen adoptirt, ſo daß man überall ihres Bildes mit der Mauerkrone und mit dem Löwengeſpann gewohnt war und in Rom ſich auch die entmannten phrygiſchen Prieſter gefallen ließ. Aber man hielt wenigſtens Anfangs darauf, daß dieſer Schwarm von Eunuchen, Flötenſpielern, Hornbläſern, Paukenſchlägerinnen u. ſ. w. ſich nicht aus der römiſchen Bevölkerung ergänzte; wollte man ihnen das einmal bewilligte Betteln und Terminiren in der Folge nicht mehr wehren, ſo diente dieß vielleicht nur um ſo mehr dazu, dieſen Cult vom eigentlichen römiſchen Leben getrennt zu halten. Auf Geheiß der ſibylliniſchen Bücher und des Orakels von Delphi hatte man ihn angenommen; ihn freiwillig weiter zu verbreiten in die Provinzen war das republikaniſche und lange Zeit auch das kaiſerliche Rom nicht geneigt. Unter Schiffleuten, Dieben, entlaufenen Sklaven und Mördern findet Juvenal den weinbetrunkenen Eunuchen in einer Winkelwirthſchaft ſchlafend;

Die große Mutter und Atys.

Ihr Eindringen in Rom.

[1]) Vgl. **Zoega, Bassirilievi XIII**, mit Welckers Anmerkgn. — Eine ſehr alte Umgeſtaltung der großen Lebensmutter iſt anerkannter Maßen auch die Artemis von Epheſus, die denn auch in ſpät römiſchen Exemplaren öfter als „vielgeſtaltige Natur und Mutter aller Dinge" benannt wird.

[2]) Der gewöhnlichen Anſicht nach zur Zeit der großen Peſt am Anfang des peloponneſ. Krieges 430 v. Chr. Das Metroon zu Athen diente zugleich als Staatsarchiv.

5. Abschnitt. neben ihm liegt das Tamburin. Durch ihre Bettelei aber drängen sich die Priester der Göttermutter mit ihren phrygischen Kappen schon weiter und weiter in das Haus des reichen Römer's hinein, und hängen sich einstweilen an den Aberglauben der Weiber, welche für die geschenkten Eier und abgetragenen Kleider sich guten Rath geben lassen gegen die drohenden Fieber des Spätsommers.[1]) Von dieser Aufwartung der Galli bei der Toilette der vornehmen Dame war kein großer Schritt mehr zu ihrer Aufnahme in die Domesticität und zum persönlichen Mitmachen. Superstitionen griffen in jener Zeit um so leichter um sich, je abgeschmackter sie waren. Bald finden wir Inschriften von Priestern der großen Mutter, Archigallen und Erzpriesterinnen mit römischen Namen; die Heiligthümer dieses Cultus fangen an, sich über ganz Italien und Gallien zu verbreiten. Es bilden sich herumziehende Priesterschaften, welche als ein wahrer Auswurf der Gesellschaft haufenweise von Ort zu Ort reisen und im Namen des kleinen Götterbildes das sie auf dem Rücken eines Esels mit sich führen, die unverschämteste Bettelei treiben. Weibisch gekleidet und geputzt singen und tanzen sie zu Tamburin und Flöte, peitschen und verstümmeln sich blutig,[2]) um sich dann durch Diebstahl und namenlose Ausschweifung schadlos zu halten. So werden die Bettelpriester bei Lucian und Apuleius zur Zeit der Antonine geschildert. Später muß wenigstens in Rom dieser Cultus der großen Göttinn wieder eine ehrbare Seite gehabt und namentlich die Castration aufgehört haben, indem sonst die öffentlich durch Denkmäler eingestandene Theilnahme vieler sehr angesehenen Leute sich nicht erklären ließe. Von den eigenthümlichen Mysterien, welche sich mindestens seit dem dritten Jahrhundert daran anschlossen, wird weiter die Rede sein.

Zunahme dieses Cultus.

---

[1]) **Juvenal Sat. VI. 511.** vgl. mit **VIII, 172 seq.**

[2]) Vgl. **1. Könige 18. Vs. 28.**

Das große Jahresfeſt im April gab durch ſeine ſymboliſchen Begehungen, die man längſt nicht mehr verſtand, den Kirchenſchriftſtellern [1]) beſondern Anſtoß. Es begann mit der Frühlingsnachtgleiche; da wurde im Walde eine Pinie gefällt — derjenige Baum unter welchem Atys ſich verſtümmelt hatte — und in Prozeſſion zu dem Tempel der Göttinn getragen, welcher z. B. zu Rom an dem palatiniſchen Berge lag. Eine beſondere Würde, die der Baumträger (Dendrophoren) wird ſpäter mehrfach in Inſchriften erwähnt; die Galli erſchienen bei dieſem Anlaß mit aufgelöſten Haaren und ſchlugen ſich wie in raſendem Schmerze auf die Bruſt. Am zweiten Tage ſuchte man unter Trompetenſchall den verirrten Atys; der dritte heißt der Bluttag, weil ſich die Galli dem Andenken des Atys zu Ehren im Schatten der mit Veilchenkränzen und einem Bilde des unglücklichen Jünglings geſchmückten Pinie verwundeten. Dieß ſind Tage der düſtern, wilden Trauer, ſogar einer Art von Faſten. Am vierten Tag, den ſogenannten Hilarien, ging Alles in ausgelaſſene Freude über, und dabei hielt ganz Rom mit, wahrſcheinlich weil ein älteres Frühlingsfeſt ſich mit dieſem verſchmolzen hatte; ſonſt galt die Feier der Aufnahme des Atys unter die Unſterblichen. Der fünfte Tag war eine Pauſe; am ſechsten wurde das Bild der Göttinn — ein Kopf von ſchwarzem Stein in eine ſilberne Geſtalt eingelaſſen — nebſt den heiligen Geräthen an das Waſſer (zu Rom an das Flüßchen Almo) gefahren, daſelbſt gewaſchen und dann in barfüßigem, ausgelaſſenem Zuge zum Tempel zurückgebracht.

So wenig der Abendländer dieſes Feſt nach ſeinem urſprünglichen mythologiſchen Sinn würdigen konnte, ſo ſtark muß die Gewöhnung und der willkommene Anlaß zum Unfug gewirkt haben. Die Ceremonie war in der Folge eine von denjenigen, von welchen ſich die Heiden gar nicht trennen wollten und trotz der verſchiedenen Monate möchte das

[1]) Beſ. Arnob. adv. gentes V. — Die Stellen bei Zoega. a. a. O.

5. Abſchnitt. Aufſtellen des Maibaums vor den Kirchen, in Italien piantar il Maggio, ein letzter Nachklang des Feſtes der großen Mutter ſein. — Eine andere Folge dieſes Cultus darf man zum Theil in der Zunahme des Eunuchengefolges vornehmer Römer und Römerinnen vermuthen. Im vierten Jahrhundert iſt dieſe verſchnittene Hausdienerſchaft ſelbſt in frommen chriſtlichen Familien[1]) etwas das ſich von ſelbſt verſteht, das aber als bloße orientaliſche Mode ſich nicht ſo leicht Bahn gebrochen hätte, wäre man nicht durch den Schwarm der peſſinuntiſchen Göttinn an den keineswegs erfreulichen Anblick jener halbſchlächtigen Menſchen gewöhnt geweſen.

Die Verſchnittenen im Hauſe.

Noch eine andere Geſtalt der großen Göttinn mag hier nur kurz erwähnt werden: die Anaïtis (Enyo) der öſtlichen Kleinaſiaten, mit nicht minder ausgelaſſenem Cultus. Ihr gehörte die mächtige Tempelherrſchaft zu Comana in Cappadocien, mit ihren zahlreichen Hierodulen beider Geſchlechter. Man glaubt ſie wieder zu erkennen[2]) in der ſchon altrömiſchen Kriegsgöttinn Bellona, deren Prieſter ſich alljährlich in wildem Taumel die Arme zerſchnitten. Später, im dritten Jahrhundert, gab es ſogar Myſterien unter dieſem Namen, wobei das Blut des Bellonenprieſters auf einem Schilde aufgefangen und an die Einzuweihenden vertheilt wurde.[3])

Anaïtis.

---

[1]) **Hieronym. vita S. Hilar. 14. Epist. 22. ad. Eustoch. c. 16 & 32** u. a. a. O. — Noch Domitian hatte für den ganzen Umfang des römiſchen Reiches jegliche Caſtration ſtrenge verboten, **(Ammian XVIII, 4)** und noch der Gardepräfect des Septimius Severus, Plautian, hatte nur auf die gewaltſamſte Weiſe ſeiner Tochter Plautilla ein Eunuchengefolge verſchaffen können **(Dio. Cass. LXXV, 14. s.)**

[2]) Schwenck, a. a. O. S. 271. u. f., wo die Bellonenfeier wohl irrig vom 3. Juni **(Ovid. Fasti. VI, 199)** auf den Bluttag der großen Mutter, verlegt und damit identificirt wird.

[3]) Bei **Apuleius. Metam. VIII** ruft der Bettelprieſter vier Perſonificationen der großen Göttinn nach einander an: **Dea Syria, ... et Bellona, et mater Idæa, cum suo Adone Venus domina. . .**

Außer dieſen beiden großen Gottheiten der Semiten darf hier noch eine dritte nicht übergangen werden, obſchon ihre Einmiſchung in die griechiſch-römiſche Religion nicht der Kaiſerzeit, ſondern der Urzeit angehört: nämlich der Melkart der Phönicier, von welchem der griechiſche Herakles nur eine Seite iſt. Sein Cultus, wenn auch jetzt unter römiſchem Namen, reichte von jeher ſo weit als die phöniciſchen und carthagiſchen Niederlaſſungen und einer ſeiner berühmteſten Tempel war derjenige bei Gades (Cadix). In Italien und Griechenland hätte man ſich mit der klaſſiſchen Auffaſſung des Sohnes des Zeus und der Alcmene begnügen können, allein die ſpätere Göttermiſchung nahm auch den ſogenannten tyriſchen Hercules ausdrücklich in ihr großes Pantheon auf. Eine unteritaliſche Inſchrift aus der Zeit des Gallienus iſt ihm gewidmet, ungefähr wie in neuerer Zeit die Namen und die Copien weit entfernter Gnadenbilder auf manchen Altären wiederholt werden. Hercules von Tyrus.

Mit allem bisherigen ſind wir nun doch nicht im Stande, ein wahrhaft lebendiges Bild des Religionszuſtandes von Kleinaſien und Syrien in der ſpätern Kaiſerzeit zu entwerfen. Die Miſchung war jedenfalls eine ſehr verſchiedene, je nachdem das griechiſche Leben überhaupt durchgedrungen oder gehemmt worden war. Einen trüben Eindruck machen immer jene herrlichen Tempel griechiſch-römiſchen Styles,[1]) die für irgend ein formloſes aſiatiſches Götzenbild erbaut waren, wo ſich alſo das Edelſte und Schönſte in den Dienſt der häßlichſten Befangenheit begab, weil vielleicht irgend eine Tempelherrſchaft liegende Gründe, Gelder und Almoſen genug beiſammen hatte um einen Luxusbau erſten Ranges zu unternehmen. Und zwar trieb der wachſende Aberglaube auch die Griechen und Römer Kleinaſiens mehr und mehr dieſen Altären orientaliſcher Götter zu, ja ſelbſt neu auf- Die Tempel Vorderaſiens.

[1]) Das Prachtwerk von Texier, Descr. de l'Asie mineure, giebt u. a. den gewaltigſten Bau des Binnenlandes, den Tempel von Aizani.

5. Abschnitt. tauchenden Gottheiten, wenn nur der Dolmetscher oder Priester derselben eine genügende Frechheit besaß. Man kennt aus Lucian jenen Betrüger Alexander, welcher im zweiten Jahrhundert mit seinem kleinen Schlangengott zuerst die einfältigen Paphlagonier von Abonoteichos, bald aber ganz Kleinasien und die vornehmsten römischen Beamten zum Besten hatte.

Leider fehlen genügende Nachrichten über die spätere Existenz jener Tempelherrschaften überhaupt, welche Strabo zur Zeit des Augustus in nicht unbeträchtlicher Zahl gekannt hatte.[1]) Selbst bei Palmyra ist das Verhältniß unklar, in welchem die kriegerische und handeltreibende Aristocratie zu dem großen Sonnentempel und seinen Schätzen stand. Wie viele stumme Ruinen birgt nur dieß Vorderasien der Römerzeit! anzufangen von dem herrlichen Petra in Arabien, von der Säulenstadt Gerasa östlich vom Jordan — beides Orte, die aus den Schriftstellern der Kaiserzeit kaum dem Namen nach bekannt wären, wenn nicht die neuern Reisenden mit Erstaunen die einsame Pracht wieder entdeckt hätten.

Die ägyptischen Götter.

Bei der Aufnahme vorderasiatischer Gottheiten hatte es sich schlechthin um eine neue Superstition und um eine Erweiterung des Götterdienstes gehandelt; ein neues Bildungselement kam mit diesem Cultus nicht nach Rom. Ganz anders imposant treten die Götter Aegyptens in der großen Mischung auf. Es begleitete sie die uralte Ehrfurcht des Griechen vor der ägyptischen Priesterweisheit, in welcher man Theologie, Astronomie, Naturbeobachtung, Heilkunde und Mantik gleichmäßig vollendet zu finden hoffte. Hier handelte es sich nicht um rasende Verschnittene, sondern um eine Priesterkaste, welche einst die Pharaonen und ihr Volk beherrscht und die größten Denkmäler hinterlassen hatte.

Diese Kaste erscheint allerdings schon bedeutend herabgekommen zur Zeit der Ptolemäer, und ihre Tempelgüter werden ohne Widerstand zu Tragung der Staatslasten herbei-

[1]) Strabo XI. 14. XII, 2, 3, 5, 8. XIV, 5. XVI, 2. u. a. a. O.

gezogen. (S. oben S. 134). Das alte Vorurtheil zu Gunſten ihrer geheimen Weisheit iſt geſchwunden, ſeitdem auf der Düne des Delta die Stadt Alexanders ſich erhoben hat, wo griechiſche Gelehrte und griechiſch gebildete Aegypter die größte Werkſtätte des damals modernen kritiſchen Sammelns, Forſchens und Wiſſens aufſchlagen. Der macedoniſche König, ſeine Beamten und Soldaten werden nicht mehr von den Tempeln aus gelenkt, und ſeitdem lohnt es ſich auch nicht mehr der Mühe, das große alte Syſtem prieſterlichen Wiſſens aufrecht zu halten. Strabo, bei Anlaß ſeines Beſuches zu Heliopolis in Unterägypten,[1]) erzählt: „wir ſahen auch große Häuſer, in welchen die Prieſter wohnten, einſt Philoſophen und Aſtronomen; aber Corporation „und Tradition ſind dahin, wenigſtens ließ ſich kein Vorſteher dieſer Art ſehen, ſondern nur Opferer und Cuſtoden, „welche den Fremden die Sehenswürdigkeiten des Tempels „erklärten." Man zeigte u. a. die Stelle, wo einſt Plato dreizehn Jahre gewohnt haben ſollte ohne den Prieſtern das Weſentliche ihrer Geheimniſſe abgewinnen zu können; — jetzt dagegen wurde derjenige unter gebildeten Leuten ausgelacht, welcher von dieſen Dingen Aufhebens machen wollte. Allein von der Seite des Aberglaubens erobert Aegypten bald den Einfluß wieder, den es von Seiten des Wiſſens eingebüßt hat.

Die Prieſterweisheit.

Für's Erſte iſt die alte Religion noch im Lande ſelbſt außerordentlich ſtark befeſtigt. (S. 141 ff.) Sie verdankte dieß theils dem angeborenen Trotze des Aegypters, der ſeine Nationalität auf keine Weiſe beſſer gegen die fremden Herrſcher wahren konnte, theils ihrem althergebrachten Organismus. Kein Volk der alten Welt hatte ſein ganzes Leben ſo völlig von heiligen Lehren und Vorſchriften abhängig gemacht, wie das ägyptiſche. Die beſten Kräfte der Nation ſind hier ſeit Jahrtauſenden darauf gewandt worden, das

Religionszuſtand Aegyptens.

[1]) Strabo l. XVII.

5. Abſchnitt. Verhältniß zum Ueberirdiſchen durch Symbole zu verherrlichen; Tempelbau, Feſte, Opfer und Begräbniß nehmen einen Raum ein, neben welchem das bürgerliche Leben, der Ackerbau und der Handel nur eine untergeordnete Geltung können behauptet haben. Ein ſolcher Zuſtand, der nie gründlich abgeſchafft oder durch etwas weſentlich Neues verdrängt worden war, mußte noch auf das ſtärkſte nachwirken. Noch ſtanden die meiſten Tempel unberührt; was Cambyſes und die Perſer zerſtört hatten, davon hielt ein leidenſchaftlicher Abſcheu das Andenken ſelbſt in der römiſchen Zeit friſch. Die Prieſter, welche noch die Paläſte bei und an den Tempeln inne hatten, thaten ohne Zweifel das Mögliche, um die Orakel und Opfer in Glanz und Ehren zu halten und die Prozeſſionen durch die weiten Hallen und Hofräume, durch die Alleen von Sphinxen und Widdern mit alter Pracht zu feiern. Wenn wir annehmen dürften, daß die ganze Hierarchie noch in demſelben Umfang fortgedauert habe, wie ſie unter den Ptolemäern nachzuweiſen iſt,[1]) ſo würde dieß ein Heer von geweihten Perſonen ausmachen. Zwar hatte man dieſer gefährlichen Macht die Die Hierarchie. Spitze abgebrochen; die Ptolemäer hatten den Oberprieſter ihrer eigenen vergöttlichten Perſon mit dem Oberprieſter von ganz Aegypten identificirt und ihm ſeinen Sitz in Alexandrien angewieſen; auch die Römer wußten ſich zu helfen, wenigſtens unter Hadrian verſah dieſe Stelle eines „Oberprieſters von Alexandrien und ganz Aegypten" ein Römer L. J. Veſtinus, der zugleich Vorſteher des Muſeion's von Alexandrien war.[2]) Aber die Maſſe der Prieſter beſtand ohne Zweifel fortwährend aus Aegyptern; da war der Prophetes, welcher Orakel ſpendete oder gewiſſe beſonders heilige Opfergebräuche vollzog; die Hieroſtolen, welche die Garde-

[1]) Für das Folgende ſ. Böckh, corpus inscr. græc. III, fasc. II, Einleitung.

[2]) Womit Strabo XVII, 1 zu vergleichen.

robe der Götterbilder beſorgten; die Pterophoren, welche Flügel auf den Köpfen trugen; die Hierogrammateis, welche einſt alle heilige Weisheit verwalteten, jetzt aber ſchon zu Traumdeutern degradirt ſein mochten; die Horoscopen oder Sterndeuter; die Paſtophoren, welche in den Proceſſionen die Gebäuſe mit den Götterbildern trugen; die Sänger; die Stempeler der Opferthiere; die Hüter der heiligen Thiere; die verſchiedenen Rangklaſſen der Einbalſamirer und Grabwärter; endlich zahlreiche Tempelſklaven, welche theils wie Mönche in freiwilliger Clauſur lebten, theils als Terminirbettler herumgingen. Vollſtändig oder unvollſtändig erhalten, hatte dieſe ganze große Schaar nur das eine Intereſſe: den ägyptiſchen Aberglauben mit allen Kräften aufrecht zu halten, und auch den Römern ſo viel als irgend möglich zu imponiren.

Neben einer großen Anzahl mehr oder weniger local gedachter Götter hatten überall die allgemeinen ägyptiſchen Gottheiten Iſis, Oſiris, Anubis ihre Tempel. In Alexandrien und mehrern andern Städten kam hinzu der aus Sinope geholte, vorgeblich mit Oſiris als Todtengott verwandte Serapis, deſſen Tempel als eines der Wunder der antiken Baukunſt galt und von Anbauten umgeben war, welche ſeit dem Untergang des Muſeion's unter Aurelian die noch immer höchſt wichtigen wiſſenſchaftlichen Anſtalten u. a. die eine große Bibliothek enthielten. Es iſt der Mühe werth, die Ausſage Rufin's,[1]) ſo fabelhaft und undeutlich ſie klingt, in Betreff dieſes außerordentlichen Gebäudes anzuhören, weil ſich hier klarer als ſonſt erkennen läßt, wie ſehr ſich der Helleniſmus in dieſer Heimath alles Aberglaubens der nationalen Denkweiſe zu fügen wußte. Das Serapeion, auf hundertſtufigem Unterſatz hoch über die Stadt emporragend, ſcheint ein rieſiger Gewölbebau geweſen zu ſein, der auf allen vier Seiten mit Kammern, Treppen und geheimen Gängen, oben

Das Serapeion.

[1]) Hist. Eccl. II. 23. seq. Ammian. XXII, 16. Avieni orbis descr. Vs. 374.

3. Abschnitt. sogar mit Priesterwohnungen und Zellen für Büßer umgeben war; dann lief ein vierfacher Porticus entweder um das Gebäude selbst oder erst um einen Hof herum. An dem ganzen Tempel war das prachtvollste Material, auch Gold und Elfenbein nicht gespart. In der großen mittlern Halle stand das Bild des Gottes, überaus colossal, so daß es mit den ausgestreckten Händen die beiden Seitenmauern berührte;[1]) es war nach Art der Chryselephantinstatuen aus verschiedenen Metallen über einen hölzernen Kern zusammengesetzt, die nackten Theile von irgend einer wahrscheinlich geheiligten Holzart. Die Wände waren mit Erz bekleidet, hinter welchem die alexandrinische Phantasie eine zweite Bekleidung von Silber und eine dritte, innerste von Goldblech vermuthete. Der ganze große Raum war dunkel und also auf künstliche Beleuchtung berechnet; nur an dem Festtag, da man das Bild des Sonnengottes auf Besuch zu Serapis brachte, wurde in einem bestimmten Augenblick eine kleine Oeffnung gegen Osten aufgedeckt, durch welche plötzlich der glühende Sonnenschein auf die Lippen des Serapisbildes fiel, und dieß nannte man den Sonnenkuß. Andere optische und mechanische Künste, wozu der Tempel wie ein Theater eingerichtet gewesen sein muß, werden nicht näher bezeichnet, oder sie sind von durchaus märchenhafter Art, wie die Geschichte von dem Magnet in der Decke, welcher das aus dünnem Eisenblech gefertigte Sonnenbild in der Luft schwebend erhielt, was später bekanntlich auch vom Sarge Mohammed's berichtet wird. Der Tempel war sonst noch, wie die Serapistempel überhaupt, berühmt für die sogenannte Incubation; Kranke nämlich schliefen daselbst oder schickten Andere zum Schlafen hin, um in gottgesandtem Traum[2]) das Mittel der Genesung zu erfahren; eine Methode, welche die Grie-

[1]) Oder hätte berühren können; bei dem sonst als Zeus stylisirten Serapis wären ausgestreckte Arme zu auffallend.

[2]) Tacit. Hist. IV, 81.

chen in ihren Aſklepiostempeln ebenfalls anwandten und welche Anlaß gab, die beiden Götter geradezu mit einander zu identificiren. — Uebrigens war in der ganzen Stadt jede Wand, jeder Thürpfoſten mit einem Symbol des großen Gottes bezeichnet, wozu noch zahlloſe Tempel, Kapellchen und Bilder aller übrigen Gottheiten auf allen Gaſſen kamen.[1] Jene Einrichtung auf betrügeriſche Phantasmagorie u. dgl. glaubte man freilich auch in andern Tempeln zu finden oder vorausſetzen zu dürfen; ſo war in dem Tempel eines Gottes, der in dem lateiniſchen Bericht als Saturn bezeichnet wird,[2] das große Bild an die Wand angelehnt und innen hohl, ſo daß ein Prieſter hineinſteigen und durch den offenen Mund reden konnte; die Tempelleuchter hatte man zu plötzlichem Erlöſchen präparirt. Doch war vielleicht gar Manches dieſer Art kein abſichtlicher Betrug, ſondern eine von Jedermann zugeſtandene und gekannte Maſchinerie zum Behuf der großen ſymboliſchen Feiern, an welchen das alte Aegypten von jeher reich war; wer dabei den einfältigen Fanatismus hatte, durchaus an Wunder zu glauben, dem widerſprachen natürlich die Prieſter nicht. Wir werden dieſelben allerdings mit Theurgie und Geiſterbannung beſchäftigt finden, allein ſie ſtehen ſelber mitten in dem Wahne, wenigſtens nicht ganz als Betrüger außerhalb deſſelben. Denn der Aberglaube war hier die eigentliche Lebensluft geworden; noch ganz ſpät treibt die ägyptiſche Götterfamilie neue Schößlinge, wie z. B. Serapis ſelbſt und der häßliche Canopus, welcher in der gleichnamigen Deltaſtadt als ein Krug mit menſchlichem Kopf und Extremitäten verehrt wurde.

Alexandrien überhaupt.

Canopus.

---

[1] **Strabo XVII. 1**: die Stadt iſt voll von geweihten Stellen und von Tempeln. **Ruſin. l. c.**

[2] Auch **Eutychius Alex. p. 435 ed. Oxon.** kennt einen Saturnstempel mit einem großen ehernen Bilde; es könnte aber hier wie bei Ruſin doch wieder Serapis genannt ſein, welcher öfter mit Saturn identificirt wird.

5. Abſchnitt. Zu Strabo's Zeit war Canopus mit ſeinen Wirthshäuſern der Lieblingsausflug der Alexandriner geweſen; der Nilkanal, auf welchem man hinausfuhr, war Tag und Nacht belebt durch Barken voller Weiber und Männer, welche zum Flötenſpiel tanzten und ſich aller Ausgelaſſenheit ergaben.[1] Damals war noch ein Serapistempel, wo man ebenfalls Kurträume hatte, das Hauptgebäude der Stadt; ſpäter tritt das Heiligthum des Canopus ſelbſt in den Vordergrund und wird im vierten Jahrhundert eine hohe Schule aller Zauberei.[2]

Die heiligen Thiere. Von der Fortdauer und Rivalität der Thierculte[3] iſt ſchon im vierten Abſchnitt die Rede geweſen. Jeder Nomos oder Diſtrikt verehrte ſein beſonderes Thier, das Schaf, den Wolf, den Pavian, den Adler, den Löwen, den Bock, die Spitzmaus u. ſ. w. Allgemeine Verehrung genoſſen vor Allem die beiden berühmten Stiere: der Mnevis, welcher beim Tempel von Heliopolis in einer Kapelle noch zu Strabo's Zeit unterhalten wurde, und der Apis, in welchem die Seele des Oſiris fortleben ſollte, zu Memphis. Es gab nicht zu jeder Zeit einen ſchwarzen Stier mit weißem Stirnfleck und mondförmigem Seitenfleck; im vierten Jahrhundert mußte einſt lange darnach geſucht werden.[4] Fand man ihn, ſo wurde er in ehrfurchtsvoller Proceſſion, ſammt der Kuh die ihn geboren, nach Memphis geführt, wo ihn hundert Prieſter in Empfang nahmen und in den Tempel brachten, der ihm zum Stalle dienen ſollte. Hier und in dem davor liegenden Hof beſchauten ihn die Fremden und fanden in jeder ſeiner Bewegungen eine Vorbedeutung. Als er einſt dem Germanicus nicht aus der Hand freſſen wollte, ahnte den

[1] Nach Ammian XXII, 16 rühmt die fröhlichen Wirthshäuſer und die milde Luft. Hadrian in ſeiner Villa bei Tibur hatte ſich u. a. Herrlichkeiten der alten Welt auch ein Canopus im Kleinen hinbauen laſſen.

[2] Ruſin. Hist. eccl. II, 26.

[3] Die verſchiedenen Erklärungen ſtellt zuſammen Plutarch. de Iside et Osiride 72.

[4] Ammian. XXII, 14. vgl. Hist. Aug. Hadrian. c. 11.

Leuten nichts Gutes. — In Arſinoë gab es noch immer Prieſter, welche die dort göttlich verehrten Crocodile zu zähmen, wenigſtens zu füttern verſtanden. — Unter den zahlloſen göttlich verehrten Naturweſen durfte endlich das mächtigſte, dem ganz Aegypten ſein Daſein verdankte, nicht fehlen; der Nil hatte ſein eigenes Prieſtercollegium von Eunuchen, welche ihn mit Opfern „bewirtheten und wohlleben ließen," damit er es dem Lande wieder vergelte. Conſtantin, der ſie laut Euſeb[1]) abgeſchafft haben ſoll, blieb bei der bloßen Abſicht ſtehen, wenigſtens ſind ſie nachher noch lange vorhanden. Was er thun konnte, beſchränkte ſich vielleicht auf die Uebertragung des Nilmeſſers von Serapeum in eine chriſtliche Kirche.

Die Iſisprieſter.

Von den übrigen ägyptiſchen Prieſtern, wie ſie bis zur Zeit Trajan's waren, ſchildert Plutarch[2]) mit etwas zu viel Ehrfurcht die Iſisprieſter, und deutet ihre Bräuche und Ceremonien nach Kräften ſinnbildlich aus. Ihre Abzeichen waren vorzüglich das weiße Linnenkleid und das geſchorene Haupt; ſie lebten mit einer gewiſſen Abſtinenz und mieden manche Speiſen um nicht fett zu werden und ſonſt noch aus allen möglichen ſymboliſchen Gründen; ſelbſt das Meer und das Salz ſcheuten ſie. Ihrem Cultus fehlt bei all der ewig wiederkehrenden Trauer doch völlig die erhabene Würde; ein wildes Klaggeheul, bachantiſche Geberden vertreten deſſen Stelle; hier wird ein Eſel vom Fels herabgeſtürzt, dort ein vergoldeter Ochſe in einem ſchwarzen Mantel herumgeführt; ein eigenthümliches Lärminſtrument, das Siſtrum, ſoll mit ſeinem Getöſe den ſchlimmen Typhon (das zerſtörende Princip) abhalten. Manches in dieſem Cultus trägt den Stempel ſpäter, müſſiger Erfindung oder Ausdeutung; das Iſisbild wird in verſchiedenen Farben, bald dunkel, bald hell bekleidet, um Tag, Nacht, Feuer, Waſſer, Leben und Tod

---

[1]) Vita Const. IV, 25, vgl. mit Liban. pro templis p. 182.

[2]) Plutarch. de Iside et Osiride, passim.

5. Abschnitt. zu versinnlichen; die Räucherungen sind nach Tageszeiten verschieden, des Morgens Harz, um die Dünste der Nacht zu verscheuchen, des Mittags Myrrhen, des Nachts das aus sechszehn Ingredienzen während beständigen Betens bereitete Kyphi, welches auch in trinkbarer Gestalt dargestellt wurde; ein Specificum, dessen Bestandtheile sich alle sinnbildlich auslegen ließen, dessen Wirkung aber narkotisch gewesen sein muß.

Das Uebermaß. Plutarch, der seinen Gegenstand durchaus mit Ernst behandelt, giebt doch zu verstehen, daß auch unter den Aegyptern Menschen vorhanden waren, welchen des Aberglaubens und besonders des Thiercultes zu viel wurde. „Während „die Schwachen und Einfältigen, sagt er, in eine ganz unbedingte Superstition verfallen, müssen kühnere und trotzigere Menschen auf gotteslängnerische, wilde Gedanken gerathen." — Es wird nun zu erörtern sein, wie Vieles von dieser Religion das blühende und später das sinkende Rom sich aneignete und in welchem Sinne.

Abgesehen von der bloß künstlerischen Aneignung, welche namentlich zur Zeit Hadrian's eine ganze Anzahl ägyptischer Figuren und Decorationsformen nach Rom brachte, ist es fast ausschließlich der Kreis der Isis, welcher seit Jahrhunderten in der griechischen und römischen Religion Aufnahme gefunden hatte.

Isis bei den Griechen. Isis — die Erde und zwar das gesegnete Aegypten selber, und Osiris — der befruchtende Nilstrom, sind beide schon von den Aegyptern selbst als allgemeinere Symbole alles Lebens gefaßt und so zum Eintritt in den Göttercult anderer Völker ausgerüstet worden. Eine Nebenbedeutung, welche das Götterpaar vielleicht von semitischer Seite erhielt, nämlich als Mond und Sonne, tritt schon zur Zeit Herodot's fast in den Hintergrund; die Griechen vereinigen sich, in Isis die Demeter, in Osiris den Dionysos zu erkennen, ohne deßhalb die Eigenschaft der Isis als Mondgöttinn gänzlich aufzugeben; ja sie erhält der Reihe nach Antheil an den

Geſchäften der verſchiedenſten göttlichen Weſen,[1]) als Göttinn der Unterwelt, der Träume, der Entbindung, ſogar als Meerbeherrſcherinn. Seitdem Aegypten durch Alexander's Eroberung in den großen Umfang griechiſch-orientaliſchen Lebens aufgenommen worden, verbreitet ſich der Iſisdienſt noch weiter in der ganzen griechiſchen Welt,[2]) und geht endlich auch auf Rom über, wo er ſeit Sulla, und zwar die erſten hundert Jahre nicht ohne ſtarken öffentlichen Widerſtand, auftritt. Iſis bei den Römern iſt begleitet einerſeits wohl von ihrem Gemahl Oſiris, doch viel häufiger von Serapis als dem Oſiris der Unterwelt; von dem hundsköpfigen Anubis (einem Baſtard des Oſiris, der als Bote zwiſchen den Göttern und der Unterwelt mit Hermes identificirt wird); endlich von Horus, gräciſirt Harpocrates, welchen die Iſis erſt nach dem Tode des Oſiris geboren. — Mit der mythologiſchen Urbedeutung dieſer Weſen würde man indeß, auch wenn ſie unbeſtritten wäre, nicht ausreichen zur Ermittelung desjenigen Sinnes, welchen die Römer damit verknüpften. Serapis wird neben ſeiner Bedeutung als Heilgott auch ein Sonnengott,[3]) wie eine ganze Anzahl von Fremdgöttern und ſelbſt von heimiſchen in dieſe Bedeutung ausmünden müſſen; wiederum benimmt ihm dieß keineswegs die Herrſchaft über die Seelen in Leben und Tod. In ähnlicher Weiſe werden Iſis und die übrigen einerſeits zu Göttern des Heiles im weitern, der Heilung im engern Sinne umgedeutet, ohne deßhalb die Beziehung zur Unterwelt zu verlieren. Auf dieſem Stadium iſt Iſis ſchwer zu ſcheiden von der dreigeſtaltigen Unterweltsgöttinn Hecate, welche am Himmel als Luna, auf Erden als Diana, in der Unterwelt als Proſerpina herrſcht. Bei den Elegiendichtern iſt ſie dagegen die gefürchtete oft geſühnte Herrinn über Liebesſachen.

Iſis bei den Römern.

Ihre Nebengötter.

[1]) Vgl. Pauly, Realencyclop. der claſſ. A. W., Artikel Iſis, von Georgii.

[2]) Wie ſich Iſiscultus in die Nähe des Delphiſchen Tempels drängte (nach Tiberca), erzählt Pauſan. X, 32.

[3]) Zahlreiche Inſchriften, u. a. bei Orelli I. cap. IV, §. 32.

3. Abſchnitt. Je mehr Lebensbeziehungen ihrer Herrſchaft unterthan werden, deſto weniger wird es möglich, ihr Weſen, wie es die Spätrömer auffaßten, unter eine gemeinſchaftliche Definition zu bringen; findet man ſie doch nach den verſchiedenſten Metamorphoſen ſogar als Fortuna, als Tyche wieder,[1]) der rein philoſophiſchen Ausdeutung gar nicht zu gedenken, welche zuletzt in ihr die große Allgottheit entdeckte. Auch die Geſtalt der Göttinn hatte ſich längſt romaniſirt und den bekannten ägyptiſchen Kopfſchmuck abgelegt; das Coſtüm der Prieſterinn ſcheint dasjenige der alten Göttinn verdrängt zu haben; ein Mantel mit Franſen, unter den Brüſten mit der Tunica eigenthümlich zuſammengeknüpft, und in der Hand das Siſtrum — dieß ſind in Gemälden und Bilderwerken jetzt die bleibenden Kennzeichen.

Steigerung des Iſisdienſtes. Der Iſisdienſt verbreitete ſich mit den römiſchen Waffen bis an die Grenzen des Reiches, in den Niederlanden wie in der Schweiz und in Süddeutſchland; er durchdrang auch das Privatleben viel gründlicher und auch früher als der Cultus der großen ſemitiſchen Göttinn. Kaiſerliche Gunſt genoß er erſt ſeit Veſpaſian, der ſchon in Alexandrien dem Serapis ausdrückliche Andacht erwies; ſein Sohn Domitian baute dann in Rom ein Iſium und Serapium, nachdem die beiden Gottheiten ſich bisher wenigſtens innerhalb der Stadtmauern mit Winkeltempeln begnügt hatten. Später gab es in Rom ſogar mehrere nicht unbedeutende Heiligthümer der Göttinn. In dem zu Pompeji aufgefundenen, ſechszehn Jahre vor der Verſchüttung bereits reſtaurirten Iſistempel giebt eine geheime Treppe und eine leere Vertiefung hinter dem Piedeſtal, welches die Bilder trug, ſowie ein kleines Nebengebäude mit Souterrain einigen Anlaß zu Vermuthungen; allein zu großen und blendenden Phantasmagorien findet man weder

[1]) Womit der Schutz, welchen Iſis ihrem Geweihten gegen die als Zufall gedachte Fortuna gewährt (**Apul. metam. XI.**) keineswegs im Widerſpruche ſteht.

den Raum noch die Anſtalten genügend, was indeß die Phantaſie der Archäologen und Dichter nicht gehindert hat, über dieſes ziemlich geringe Gebäude bunte Gedanken zu Tage zu fördern. Die Iſispriester, in den größern Städten zu zahlreichen Collegien vereinigt (als Paſtophoren u. ſ. w.), genoſſen noch im erſten Jahrhundert durchgängig einen ſchlechten Ruf, u. a. als Gelegenheitsmacher bei Liebſchaften, zu deren Schutz ſich Iſis und ihre Tempel, wie oben bemerkt, ebenfalls hatten hergeben müſſen. Mit der tiefſten Verachtung behandelt Juvenal[1]) den geſcherenen Schwarm im Linnenkleid, welcher ſich mit prieſterlichem Klaggeheul in das Gemach der vornehmen römiſchen Dame drängt, das die Eunuchen der großen ſyriſchen Göttinn ſo eben verlaſſen haben. Die letztern bettelten bloß, der im Anubiscoſtüm auftretende Anführer der Iſispriester dagegen darf obendrein droben und Bußen auflegen für gewiſſe angenehme Sünden; und gälte es auch ein Bad in der Tiber mitten im Winter — er wird Gehorſam finden, denn die Dame hat einen feſten Glauben und meint ſelber im Schlaf der Iſis Stimme zu hören. — Vom zweiten Jahrhundert an erhält dann der Iſisdienſt wie derjenige der Magna mater einen höhern Ton und wahrſcheinlich auch größere Würde durch die Theilnahme der Kaiſer und der höhern Stände.[2]) Der Unterſchied im Vergleich mit der frühern Uebung war ſo groß, daß die Anſicht entſtehen konnte, erſt Commodus oder Caracalla hätten dieſen Cultus nach Rom gebracht. Bei den großen Proceſſionen giebt es fortan Pauſae, d. h. Haltplätze, vielleicht mit beſonderer baulicher Ausſchmückung. Commodus ließ einen ſolchen Feſtzug in einer Halle ſeiner Gärten in Moſaik darſtellen. Er ſelber, als Prieſter geſchoren, pflegte bei ſolchen Anläſſen das Bild des Anubis zu tragen und mit deſſen Schnauze die nebenan gehenden Iſispriester arg auf den Kopf zu treffen. Bei weitem die umſtändlichſte Schilderung

Die Kaiſer als Iſisdiener.

[1]) Juvenal. Sat. VI. 522.

[2]) Hist. Aug. Commodus 9. Pescennius 6. Carac. 9.

5. Abſchnitt. einer Iſisproceſſion jedoch, welche für die Opferzüge dieſer Zeit überhaupt zum Maßſtab dienen kann, giebt Apulejus, im letzten Buch ſeiner Metamorphoſen. Die Scene iſt in

Die Iſisproceſſion. das ausgelaſſene Corinth verlegt. Der Zug beginnt im heitersten Carnevalsſtyl, mit den bunten Masken von Soldaten, Jägern, Gladiatoren, prächtig friſirten Frauenzimmern, Magiſtratsperſonen, Philoſophen (mit Mantel, Stab, Pantoffeln und Bocksbart), Vogelſtellern und Fiſchern; dann folgt ein zahmer Bär als alte Dame verkleidet auf einem Tragſtuhl, ein Affe als Ganymed mit einer Mütze und orangefarbenem Kleidchen, in der Hand einen goldenen Becher, ſogar ein Eſel mit angeſetzten Flügeln zum Pegaſus traveſtirt, und nebenherlaufend ein gebrechliches Männchen als Bellerophon. Nun erſt eröffnet ſich die eigentliche Pompa; weißgekleidete, bekränzte Frauen, die Toilettedienerinnen der Iſis, ſtreuen Blumen und Wohlgerüche und geſticuliren mit Spiegeln und Kämmen; eine ganze Schaar beiderlei Geſchlechtes folgt mit Lampen, Fackeln und Kerzen, wie zur Huldigung an die Geſtirngottheiten; darauf Saitenſpieler, Pfeifer und ein weißgekleideter Sängerchor; dann die Flötenſpieler des Serapis, eine rituelle Tempelmelodie blaſend, nebenein Herolde um Platz zu ſchaffen. Sodann kommen die Eingeweihten jedes Standes und Alters, in weißem Linnenkleid, die Frauen mit geſalbtem Haar und durchſichtigem Schleier, die Männer glatt geſcheren; die Siſtren, die ſie rauſchend ſchwingen, ſind je nach dem Vermögen von Silber und ſelbſt von Gold. Jetzt erſt folgen die eigentlichen Prieſter mit den geheimnißvollen Symbolen der Göttinn: Lampe, Altärchen, Palmzweig, Schlangenſtab, offner Hand, und mehrern Gefäſſen von beſonderer Form; andere tragen die eigentlichen Götter, das Bild des Anubis mit halbſchwarzem, halbgoldenem Hundskopf, eine aufrecht ſtehende Kuh, eine myſtiſche Kiſte; endlich folgt der Oberprieſter, die goldene Urne mit Schlangenhenkeln, welche die Göttinn ſelber darſtellte, an die Bruſt drückend. In dieſer Ordnung bewegt ſich der Zug

aus der Stadt Corinth, wohin der Romanſchreiber ſeine Scene verlegt, zum Meer hinab. Hier wird das bunt mit Hieroglyphen bemalte „Iſisſchiff“ unter vielen Ceremonien mit Wohlgerüchen und Weihgeſchenken gefüllt und Angeſichts der am Strand aufgeſtellten Heiligthümer den Wellen übergeben; die Inſchrift ſeines Segels „für glückliche Schifffahrt im neuen Jahre“ und das anderweitig bekannte Datum des überall von den Römern gefeierten „navigium Isidis,“ der fünfte Merz, geben die Erklärung des ganzen Feſtes, welches die Eröffnung des während des Winters geſchloſſenen Meeres verherrlichen ſollte.[1]) Denn gerade in dieſer ihrer ſpäteſten, nichtägyptiſchen Eigenſchaft als Herrſcherinn der See genießt Iſis am Mittelmeer ausdrückliche Verehrung, und die Corinther an ihren beiden ſchiffreichen Golfen mußten ihr beſonders ergeben ſein. Die Proceſſion kehrt in den Tempel zurück, vor deſſen Pforte ein Prieſter von einer hohen Kanzel herab einen Glückwunſch oder Segen ſpricht über den Kaiſer, den Senat, die Ritter, das römiſche Volk, die Schifffahrt und das ganze Reich; er ſchließt mit der Formel λαοῖς ἄφεσις, welche mit dem ite, missa est! des chriſtlichen Gottesdienſtes gleichbedeutend iſt. Bei dieſer ganzen Feier unterſcheiden ſich die fröhliche und andächtige Menge und die Eingeweihten der Myſterien, von welchen im folgenden Abſchnitt die Rede ſein wird.

Das Iſisſchiff.

Was bei dieſem und andern Anläſſen von heiligen Schriftzeichen theils hieroglyphiſcher theils ſonſtiger geheimer Art erzählt wird, kann in der Thatſache richtig ſein; aber der römiſche, griechiſche, galliſche Iſisprieſter, der dieſe Schriften verwahrte und vielleicht nachmalen und ableſen konnte, verſtand doch ſicherlich nichts davon. Ja weit entfernt, irgend

Wörtliche Auffaſſung.

[1]) Man fuhr auch wohl das Schiff auf einem Wagen durch die Stadt. Der Feſtzug dieſes carrus navalis (Schiffwagen) iſt ſehr wahrſcheinlich die Grundform des neuern Carnevals, welcher allerdings der Faſten wegen nicht auf dem 5. Merz bleiben konnte, ſondern ein bewegliches Feſt wurde.

5. Abschnitt. eine tiefsinnige Wissenschaft aus dem priesterlichen Aegypten zu entlehnen, dessen starke Seite ohnedieß nicht mehr die Lehre war, nahm Rom selbst die vielgenannten Götter ohne alle theologische Treue in willkürlich verändertem Sinne auf. In Betreff der Isis wurde dieß bereits bemerkt; ein anderes sprechendes Beispiel ist die Gestalt des Harpocrates, dessen Geberde (mit dem Finger nach dem Munde) den von Isis gesäugten andeuten soll; in der trefflichen capitolinischen Statue aus hadrianischer Zeit findet man nun statt des ägyptischen Götzen einen jungen Amorin, der mit dem Finger auf den Lippen Stille gebietet, als Deus silentii. Dagegen mußte Anubis, obwohl man ihn für identisch mit Hermes hielt, seinen Hundskopf beibehalten, der sich dann über einem menschlichen Körper mit römischer Draperie sonderbar widerlich ausnimmt.

Einen Inbegriff der Symbole dieses ganzen Kreises gewähren die hie und da vorkommenden bronzenen Hände, welche als Ex-voto's von Wöchnerinnen an die geburtshelfende Isis erkannt werden sind.[1]) Die Finger in schwörender Haltung, die innere wie die äußere Fläche der Hand sind völlig bedeckt mit Attributen, Mysteriengeräthen und Brustbildchen der Gottheiten Isis, Serapis, Osiris und Anubis, nur daß letztere als Dionysos und Hermes dargestellt sind. Die Aufzählung jener Symbole gehört nicht hieher; vielleicht entsprachen sie ebenso vielen Anrufungen in der Noth.

Gänzliche Hingebung an die Fremdgötter.

Mit den bisher genannten Fremdgottheiten ist die Mischung der Culte noch lange nicht erschöpft; Manches was dahin gehört, wird passender erst im folgenden Abschnitt beiläufig behandelt werden. Bisher war nur von den offiziell anerkannten und allgemein verbreiteten Sacra peregrina die Rede; dem einzelnen Andächtigen blieb es unbenommen, nach Wunsch die Bilder und Symbole aus allen Landen

[1]) U. a. bei Montfaucon, Ant. expl. II. p. 330, kleine Ausg. p. 78.

und Religionen maſſenweiſe um ſich zu häufen. Wie verſchieden und dabei wie bezeichnend war hierin die Subjectivität der beiden ungleichen Vettern, Elagabal und Alexander Severus! Erſterer trägt ſeine ſemitiſchen Götzen, die Palladien Rom's und die Steine des Oreſt aus dem Dianentempel von Laodicea mechaniſch auf einen Haufen zuſammen; wie der ſchwarze Stein von Emeſa mit dem Bilde der Urania von Carthago vermählt wird, ſo heirathet der kaiſerliche Prieſter ſelbſt die oberſte Veſtalin; ja er ſoll die Abſicht ausgeſprochen haben, ſein Centralheiligthum auch zum Vereinigungspunkt für den Gottesdienſt der Samaritaner, der Juden und der Chriſten zu machen. Alle Götter ſollten ſeines großen Gottes Diener ſein, alle Myſterien ſich in dem Prieſterthum deſſelben concentriren. Alexander Severus dagegen feiert von allen Religionen die Stifter als Ideale der Menſchheit und ſtellt ihre Bilder in ſeiner Hauskapelle zuſammen, wo nun Abraham und Chriſtus Platz fanden neben Orpheus als vorgeblichem Gründer der helleniſchen Myſterien und Apollonius von Tyana als neuphiloſophiſchem Wunderthäter; auch die beſten unter den frühern Kaiſern [1]) waren daſelbſt aufgeſtellt, wie er ihnen denn noch außerdem auf dem Forum des Nerva koloſſale Statuen ſetzte; eine zweite Kapelle enthielt die Statuen Virgils, Cicero's, Achill's und anderer großer Männer; der edle unglückliche Fürſt ſucht ſich aus dem Beſten was er kennt, einen neuen Olymp zuſammen. Was aber im Kaiſerpallaſt zu Rom im Großen geſchah, wiederholte ſich gewiß mannigfach im Kleinen. Manche der Edelſten hätten gerne dem Chriſtenthum die ihnen zugänglichen Seiten abgewonnen; noch begieriger aber mochte der gemeine Aberglaube zu den chriſtlichen Myſterien aufblicken,

Elagabal.

Alexander Severus.

[1]) Wozu als Parallele Hist. Aug. Tacit. c. 9 zu vergleichen iſt. Divorum templum fieri iussit, in quo essent statuæ principum bonorum etc. Beſondere die Statuen Marc Aurels ſtanden noch zur Zeit des Diocletian in vielen Häuſern unter den Dii penates Hist. Aug. Marc. Aur. c. 18. 5.

3. Abschnitt. mit welchen es ja eine besondere Bewandtniß haben mußte, weil sie ihren Bekennern eine so merkwürdige Haltung im Leben und im Sterben mittheilten. Es ist schwer, sich dieses aus Abscheu und Lüsternheit gemischte Gefühl mancher Heiden lebendig vorzustellen, und eine unmittelbare Kunde davon ist kaum vorhanden, wenn man nicht die Geschichte vom samaritanischen Zauberer Simon [1]) dahin rechnen will. Von der philosophischen Annäherung der beiden Religionen wird im Folgenden die Rede sein.

Wenn nun einmal die Scheu vor den Fremdgöttern völlig verschwunden war, wenn man namentlich in dem orientalischen Cultus den übermächtigen Reiz des Geheimnißvollen fand, so war überhaupt nicht mehr vorauszusagen, wo diese Aneignung des Fremden inne halten werde.[2]) Schon drangen mit der neuplatonischen Philosophie und mit dem Manichäismus nicht bloß persische, sondern selbst indische Religionsprincipien in die römische Welt ein; was sich irgend ein geheimnißvolles Ansehen geben und auf eine Affinität mit dem römischen Götterwesen Anspruch machen konnte, war der Aufnahme sicher.

Die Pantheen. Es sind gerade aus dieser spätern römischen Zeit zahlreiche Inschriften vorhanden, welche „allen Göttern und Göttinnen," „allen Himmlischen," „der Versammlung der Götter" u. s. w. gewidmet sind. Ohne Zweifel gedachte man dabei auch der fremden Götter, deren Keiner beleidigt werden sollte. Oft übertrug man auch die Attribute einer ganzen Anzahl einheimischer und fremder Gottheiten auf Eine Gestalt, die dann als Deus Pantheus, als „allgöttlicher Gott" bezeichnet wurde. So kommt Silvanus Pantheus, Liber Pantheus vor; an Bildern der Fortuna sieht man

[1]) Nebst den Andeutungen, welche **Euseb. Hist. Eccl. II, 1.** dazu giebt. Die Secte Simon's existirt unter Constantin noch und drängt sich „wie Pest und Aussatz" in die Kirche ein.

[2]) Rom als **templum mundi totius** bei **Ammian. XVII, 4.**

außer dem ihr zukommenden Ruder und Füllhorn auch den Brustharnisch der Minerva, den Lotos der Isis, den Donnerkeil des Jupiter, das Hirschfell des Bacchus, den Hahn des Aesculap u. s. w. Es ist dieß vielleicht nur ein compendiöser Ausdruck für die ganze Götterschaar und muß somit wohl unterschieden werden von dem philosophischen Monotheismus, welcher (vgl. unten) eine wirkliche Identität sämmtlicher Götter in einem höchsten Wesen anerkannte.

Es giebt eine bekannte Aussage des Philosophen Themistius,[1]) aus einer beträchtlich spätern Zeit, da der Kaiser Valens als Arianer die rechtgläubigen Christen auf das bitterste verfolgte. „Es dürfe, meinte der Philosoph, die „Glaubenszwietracht unter den Christen nicht befremden; sie „komme gar nicht in Betracht neben der Masse und der „Confusion der verschiedenen heidnischen Glaubensansichten. „Denn da gebe es über dreihundert Secten, sintemal die „Gottheit auf verschiedene Weise verherrlicht sein wolle und „nur um so viel größern Respekt genieße, je weniger ihre „Erkenntniß gleichmäßig Jedermanns Sache sei." — Die angegebene Zahl möchte wohl hoch genommen sein, auch schließen sich diese heidnischen Secten, Dogmata, in der Regel nicht aus wie die christlichen, so daß man mehrern zugleich angehören konnte. Allein schon dreihundert verschiedene Arten der Götterverehrung, selbst wenn sie sich nicht widersprachen, zeugen von einer Zersplitterung des Heidenthums, welche durch die bloßen Fremdgötter nicht hervorgebracht worden wäre. Wir werden nun zu zeigen haben, wie nicht bloß durch die Gegenstände, sondern vorzüglich durch die innern Principien des Cultus eine unendliche Mannigfaltigkeit in die verfallende heidnische Religion hinein kommen mußte, während zugleich große durchgehende Tendenzen auf Vereinfachung hindrängen.

Zersplitterung des Heidenthums.

[1]) Socrates, hist. eccl. IV. 32.

Sechster Abſchnitt.

Die Unſterblichkeit und ihre Myſterien. Die Dämoniſirung des Heidenthums.

Religiöſer Charakter des dritten Jahrhunderts. — Das Jenſeits und der Heidenhimmel. — Mangel der wahren Grundbedingungen dieſes Glaubens.

Die neuen Myſterien als Umweg zur Unſterblichkeit. — Amor und Pſyche. — Die Geheimlehre des Bacchus und der Hekate. — Die Sabaziosweihen und die Taurobolien. — Die Verheißungen der Iſis; ihre Traumbotſchaften und Myſterien. Illuſion oder Symbolik?

Der Mithrasdienſt; ſein Urſprung und ſeine Bildwerke. — Die Bedeutung des Mithras als Gott der Krieger; als Seelenführer. — Die mithriſchen Prüfungen und Grade. — Lokale und zeitliche Unterſchiede. — Die Mithrashöhlen. — Miſchung mit andern Cultus und mit ſpeculativen Ideen. — Sol invictus comes. — Aurelian.

Der Manichäismus und ſeine Unſterblichkeitslehre. — Die Verfolgung.

Neue Beziehungen des Göttlichen zum Irdiſchen. — Die bisherige Magie und ihre Erneuung. — Die Aſtrologie; ein Verſuch zu ihrer Verſittlichung; der heidniſche Firmicus; der Sterndeuter und das Kaiſerſchickſal. — Einzelheiten des Syſtems.

Stellung der Philoſophie zur religiöſen Kriſis. — Die Neuplatoniker; ihr bedingter Monotheismus; ihre Seelenlehre; die aſcetiſche Richtung und ihre Ideale: Pythagoras und Apollonius von Tyana. — Einwirkung des Orients.

Die Neuplatoniker als Beſchwörer; Plotinus, Porphyrius und Jamblichus; das Beſchwörungsſyſtem; die Rangordnung und Erſcheinungsart der Geiſter. — Lehre von den Träumen und Inſpirationen. — Verhältniß zur Aſtrologie. — Einzelne Wunder aus dem Leben dieſer Philoſophen. — Kaiſer Julian.

Dämoniſirung der Götter und Heroen auch im Volksglauben. — Der dämoniſirte Monotheismus. — Ammianus Marcellinus. — Die Sonnendiener. — Die Charakterloſen.

Sonſtiger Aberglaube. — Die Haruſpicin. — Die Orakel. — Die Vorbedeutungen. — Die Zauberei im Leben, am ſpätern Kaiſerhofe, bei den Philoſophen. — Dämonenglaube der Chriſten. — Bannung von Menſchenſeelen. — Evocation von Leichnamen bei Heiden und Chriſten. — Magiſcher Gebrauch todter Körper; die Todtenhand. — Beſchauung menſchlicher Eingeweide. — Macht des Wahns.

Schluß. Die chriſtlichen Apologeten. — Die Zerſetzung des Heidenthums bahnt dem Chriſtenthum den Weg.

Sechster Abschnitt.

Die Unsterblichkeit und ihre Mysterien. Die Dämonisirung des Heidenthums.

Religiöser Charakter des dritten Jahrh.

Neben dem alten Götterdienst und den eingeführten Fremdculten hatte sich die gebildete Welt, wie oben bemerkt, früher in einem Unglauben gefallen, welcher im günstigen Falle philosophisch gefärbt war. Mit dem dritten Jahrhundert, unter dem Einfluß der großen Unglücksfälle des Reiches, war jedoch unter den höhern Classen eine große Sinnesänderung eingetreten; sie näherten sich einestheils der Wundergier und dem Aberglauben des gemeinen Volkes, anderntheils entstand für sie ein neues geistiges Medium, welches die Philosophie mit dem potenzirtesten Aberglauben zu verbinden wußte: der sogenannte Neu-Platonismus.

So wenig im damaligen Leben diese beiden Richtungen getrennt waren, so wenig werden sie sich in unserer Darstellung durchgängig trennen lassen. Es ist ganz unmöglich zu sagen, wo der Populärglaube aufhört und wo der philosophische Aberglaube anfängt; der letztere erkennt den erstern in der Regel an, um ihn seinem System, namentlich seiner Dämonenlehre unterzuordnen.

Die einzelnen Phänomene, die zunehmende Wundersucht und der heidnische Fanatismus, die Mystik und die schwärmerische Abstinenz sind auf jedem Blatt der Geschichte des dritten Jahrhunderts kenntlich verzeichnet. Die Gesammt-

6. Abſchnitt. wahrnehmung aber iſt die, daß das ganze Verhältniß zum Ueberſinnlichen ſich verrückt hatte und weſentlich anders geworden war. — Zunächſt zeigt ſich dieß bei Betrachtung der Anſichten über das letzte Schickſal des Menſchen ſelber.

Die Jenſeitigkeit.

Die Feinde des Chriſtenthums machen es ihm zum beſtändigen Vorwurf, daß es ſei eine Religion des Jenſeits, welche das Erdenleben nur als trübe, prüfungsreiche Vorbereitungszeit für ein außerirdiſches, ewiges Leben auffaſſe; ſie rühmen dagegen das lebensfrohe Heidenthum, welches die antiken Menſchen gelehrt habe, hienieden ihre Kräfte, Anlagen und Beſtimmungen auf die Jedem angemeſſene Weiſe durch- und auszuleben. — Es muß nun zunächſt feſtgeſtellt werden, daß das Heidenthum des dritten Jahrhunderts auf dieſes Lob, oder wie man es nennen will, keinen ungetheilten Anſpruch mehr machen kann, daß es ebenfalls eine Religion des Jenſeits geworden war. Die chriſtliche Dogmatik ſtellt ihre Lehre von Tod und Unſterblichkeit erſt an das Ende der Lehre vom Menſchen, im vorliegenden Fall müſſen wir damit anfangen, weil das ganze Verſtändniß der ſpätheidniſchen Religion an dieſem Punkte hängt.

Der jammervolle Zuſtand des Staates und der bürgerlichen Geſellſchaft hatte gewiß großen Antheil an der Ausbildung dieſer Jenſeitigkeit, doch erklärt er dieſelbe nicht völlig. Aus unerforſchlichen Tiefen pflegt ſolchen neuen Richtungen ihre weſentliche Kraft zu kommen; durch bloße Folgerungen aus vorhergegangenen Zuſtänden ſind ſie nicht zu deduciren. Die frühere heidniſche Anſicht gönnte dem Menſchen wohl eine Fortdauer nach dem Tode, allein in bloßer Schattengeſtalt, als ein kraftloſes Traumleben; wer weiſer ſein wollte, redete nach ägyptiſcher oder aſiatiſcher Lehre von einer Seelenwanderung; nur ganz wenigen Freunden der Götter wurde der Aufenthalt im Elyſium oder auf den Inſeln der Seligen vorbehalten. Mit der Criſis des Heidenthumes wird der Kreis dieſer Bevorzugten auf einmal erweitert, und bald nimmt Jedermann die ewige Seligkeit in Anſpruch. An

Der Gerechtenhimmel.

zahlloſen Sarkophagen findet man Züge von Tritonen und Nereiden, für dieſe ſpäte Zeit oft recht ſchön dargeſtellt; es iſt die Reiſe nach den Inſeln der Seligen gemeint. Vorzüglich aber laſſen die Grabſchriften in dieſer Beziehung keinen Zweifel übrig.[1]) „Ihr unglücklichen Ueberlebenden, heißt „es etwa, beweint dieſen Todesfall; Ihr Götter und Göttinnen aber freuet Euch über den neuen Mitbürger!" — Anderswo wird in aller Form zugeſtanden, daß erſt jenſeits das wahre Leben beginne. „Jetzt erſt lebſt Du Deine ſelige „Zeit, fern von allem Erdengeſchick; hoch im Himmel genießeſt Du mit den Göttern Nektar und Ambroſia." Auch für Kinder, für achtjährige Mädchen wird dieſe ſelige Unſterblichkeit verlangt. „Ihr hochgelobten Seelen der Frommen, führet die ſchuldloſe Magnilla durch die elyſiſchen Haine „und Gefilde in Eure Wohnungen!" — Selbſt ein zehnmonatliches Kind wird redend eingeführt: „meine himmliſche, „göttliche Seele wird nicht zu den Schatten gehen; das Weltall „nimmt mich auf, und die Geſtirne; die Erde hat nur den „Leib, der Stein meinen Namen empfangen." Ein Wittwer will auch ſchon das Sternbild kennen, wo ſeine Gattinn wohnt, es iſt die Krone der Berenice in der Nähe der Andromeda.[2]) Beſcheidener lautet das Gebet eines Sohnes: „Götter der „Unterwelt, eröffnet meinem Vater die Haine, wo purpurn „ein ewiger Tag leuchtet." Eine deutliche Hoffnung des Wiederſehens wird ebenfalls ausgeſprochen, doch erſt auf einem ſpätheidniſchen Steine des vierten Jahrhunderts.[3]) Auch eine andere Conſequenz des Unſterblichkeitsglaubens

[1]) Vgl. Meyer, **Anthologia lat. N. 1182, 1195. 1246, 1262, 1265, 1282, 1318, 1329, 1401, 1402** u. a. O. Wie bedingt noch die Hoffnungen der ſpätern Stoiker in dieſer Beziehung waren, zeigt **M. Antonin. III. 3. X,31. XI, 3. XII, 5. 14.** u. a. a. O.

[2]) Von dieſer Bedeutung der Geſtirne wird unten noch die Rede ſein. — Vgl. S. Hieronym. **epist. 23**, wo eine Wittwe ihren Mann in die Milchſtraße verſetzt.

[3]) Meyer, a. a. O. N. 1318.

6. Abſchnitt. ſcheint nicht zu fehlen: der Glaube an die Fürbitte für die Ueberlebenden; ein hoher Beamter ſpricht: „Wie ich für „Euer Heil geſorgt auf Erden, ſo bin ich nun auch unter „den Göttern [1]) dafür bemüht.“ Man hat mit Unrecht mehrern dieſer Inſchriften einen chriſtlichen Urſprung geben wollen, was durch die ganz deutlichen mythologiſchen Zuthaten hinreichend widerlegt wird. — Daß im diocletianiſchen Zeitalter dieſe Unſterblichkeitsidee allgemein verbreitet war beweist auch die Warnung, welche Arnobius [2]) den Heiden zuruft: „Schmeichelt euch nicht mit leerer Hoffnung, wenn „aufgeblaſene Weiſe behaupten, ſie ſeien aus Gott geboren „und den Geſetzen des Schickſals nicht unterworfen; nach„dem ſie einigermaßen ſittlich gelebt, ſo ſtehe ihnen der Hof „Gottes offen und ſie könnten nach ihrem Tode ohne Hin„derniß dahin als in ihre Heimath emporſteigen.“ — Das Beſte an der Sache war, daß fortan wenigſtens die ſo tief gewurzelte Anſicht von einem irdiſchen Fatum nicht mehr in ſo ausgeſprochener Feindſchaft mit der Sittlichkeit ſtand, ſeitdem eine jenſeitige Beſtimmung des Menſchen anerkannt wurde.

Mängel dieſes Glaubens.

Zu dieſem fromm lautenden Glauben ſchienen in der That vom heidniſchen Standpunkte aus weiter nichts zu gehören als ein aufgeklärter Monotheismus und eine ſtreng gefaßte Sittlichkeit, wie ſie z. B. unter den Stoikern im Princip und zum Theil auch im Leben vorhanden geweſen war. Allein ſo einfach geſtaltete ſich für die damaligen Menſchen dieſes Problem nicht; zwiſchen ſie und die höchſten Fragen ihres Daſeins hatten ſich zahlloſe Götter und Götterſyſteme ſchichtweiſe gelagert und mit dieſen dämoniſchen Gewalten mußte unterhandelt werden. Selbſt wo ſich in dieſer Zeit der Heide zu einem ſogenannten Monotheis-

[1]) **In superis**, wobei es freilich ungewiß bleibt, ob der Sprechende nicht ſelber geradezu als Gott gedacht wird.

[2]) **Adversus gentes II. p. 86.**

mus aufſchwang, werden wir ihn auf merkwürdige Weiſe gebunden finden an die Idee untergeordneter göttlicher Weſen, welche auf ihre Weiſe gefeiert und geſühnt ſein wollen. — Die Sehnſucht nach der Unſterblichkeit, weit entfernt durch einen unmittelbaren ſittlich-religiöſen Akt ſich dem Ewigen zutrauensvoll an den Buſen werfen zu können, mußte ſich zu einem weiten Umweg entſchließen. Nun hatten ſich von jeher an die antiken Gottesdienſte gewiſſe Geheimdienſte angehängt, welche den Eingeweihten dem Gotte näher brachten und zugleich mehr oder weniger deutliche Beziehungen auf eine beſſere Unſterblichkeit enthielten, als die ſchattenhafte des gewöhnlichen Hades war. In den helleniſchen Myſterien der Demeter wie des Dionyſos ſchließt ſich dieſe Hoffnung an die Feier des Sterbens und Wiederauflebens der Natur, zumal des Saatkorns an, ohne daß ſie als das Weſentliche dieſer Gulte in den Vordergrund träte. Dieſe Myſterien wurden noch immer gefeiert; Kaiſer und Vornehme, wenn ſie nach Griechenland kamen, ließen ſich gerne einweihen. Noch jene berühmte Zuſchrift des chriſtlichen Firmicus an die Söhne Conſtantin's [1]) denuncirt die Weihen von Eleuſis, die kretiſchen Myſterien des Dionyſos, die Sacra der Korybanten als etwas Fortbeſtehendes; ja wir dürfen vielleicht annehmen, daß die Maſſe von Myſterien, von welchen Griechenland im zweiten Jahrhundert zur Zeit des Pauſanias wimmelte,[2]) ſämmtlich oder größtentheils wenn auch in verkümmerter Form am Leben blieben bis in die theodoſiſche Zeit.[3])

Die alten Myſterien.

[1]) **I. Firmicus: de errore profanarum religionum, passim.** — Vor ihm bei mehrern chriſtlichen Apologeten, beſonders eifrig behandelt bei **Arnob. adv. gentes, V.**

[2]) Ein beſonders intereſſantes Beiſpiel ſtatt vieler, das Orakel des Trophonios bei Lebadea, **Pausan. IX, 39.**

[3]) Vgl. **Zosim. IV, 3.** wo der Proconſul von Achaja dem Kaiſer Valentinian I. vorſtellt, wie ohne die Myſterien dem Griechen das Leben unerträglich ſein würde.

6. Abſchnitt.

Allein ſo merkwürdig dieſe myſtiſchen Begehungen an ſich ſein mögen, ſo dürfen ſie uns doch hier nicht näher beſchäftigen, weil ſie mehr zurückdeuten in das frühere Griechenthum und ganz beſonders weil ſie local, ſogar an Bürgerrechte gebunden waren und ſich alſo nicht weiter verbreiten konnten. Aus demſelben Grunde müſſen hier die römiſchen Myſterien der Bona Dea u. dgl. übergangen werden.

Die neuen Myſterien.

Ganz anders verhält es ſich mit den *univerſellen*, über den ganzen römiſchen Länderkreis verbreiteten *Myſterien der Kaiſerzeit*, die vorzugsweiſe den fremden Göttern gefeiert wurden.

Es iſt nicht die Schuld der neuern Forſcher, wenn hier das Weſentliche oft unbekannt, wenn Vieles bloße Vermuthung bleibt. Von vornherein muß bemerkt werden, daß die qualitative wie die quantitative Theilnahme an dieſen Geheimdienſten nach einzelnen Reichsgebieten, Ständen, Bevölkerungsmaſſen großentheils ein Räthſel iſt. Es können dabei Tauſende, aber vielleicht auch Hunderttauſende mehr oder weniger eingeweiht geweſen ſein; es kann einzelnen Ländern zufällig oder aus innern Gründen ganz daran gefehlt haben, oder die betreffenden Zeugniſſe — Inſchriften und Bildwerke — liegen noch unter der Erde. Eine durchgehende Wahrnehmung aber iſt als ſicher anzunehmen: dieſe Myſterien ſind ſchon frühe, zum Theil ſchon zur Zeit der Republik in Rom vorhanden, nur in untergeordneter, ſelbſt mißachteter Geſtalt; mit dem dritten Jahrhundert jedoch ſteigt auf einmal die Theilnahme ſowohl in Betreff der Zahl als der Bedeutung der Myſten, woran ſich auch ein neuer, tieferer Gehalt knüpfte, deſſen Mittelpunkt die Verheißung der *Unſterblichkeit* bildete.[1])

[1]) Die beſondere Hingebung an einen „Gott“ führt allein zur ſeligen Unſterblichkeit. Sehr deutlich ſagt dieß die griechiſche Grabſchrift von Air, bei Millin, **Voyage dans les Dep. du Midi, II. p. 198**, „Unter den Todten ſind zwei Schaaren, die Einen irren auf Erden „umher, die Andern tanzen mit den ätheriſchen Geſtirnen; zu letztern gehöre ich, da ich einen Gott zum Führer erhalten.“

Amor und Pſyche.

Am Eingang in dieſes Labyrinth ſtehen die beiden ſchönen Geſtalten Amor und Pſyche.[1]) Es mag ſein, daß ſie ſchon früher auf einzelnen Denkmälern vorkommen; Thatſache iſt, daß von den bekannten Marmorgruppen keine über das zweite Jahrhundert hinaufſteigt, und daß die Beiden, getrennt oder in Liebkoſung vereinigt, von da an bis in die ſpäteſte heidniſche Zeit namentlich an Sarkophagen ſehr häufig wiederholt werden, daß auch die erſte und einzige umſtändliche Aufzeichnung ihres Mythus, bei Apulejus, aus der Zeit der Antonine ſtammt. Das Gewand, in welches hier der Mythus ſich hüllt, iſt allerdings ein orientaliſches Mährchen, deſſen Einzelheiten keine ſtrenge Beziehung geſtatten; der Sinn des Ganzen aber iſt offenbar das Schickſal der menſchlichen Seele. Göttlichen Urſprunges, iſt ſie doch abgefallen und unterliegt im Erdenleben dem Irrthum; durch Prüfungen und Läuterungen muß ſie wieder vorbereitet werden zur Fähigkeit eines ſeligen Lebens; der himmliſche Eros, der ſich ihrer annimmt und ſie als ſeine Braut heimführt, iſt eine Offenbarung der Gottheit, welche die verlorene Menſchheit wieder an ſich zieht und mit ſich vereinigt.

Es iſt nicht bekannt, daß mit dieſem Symbol zur römiſchen Zeit beſondere Dienſte oder Weihen verbunden geweſen wären. Es bezeichnete nur im Allgemeinen eine gewiſſe Sinnesweiſe. Der Kreis der Kunſtwerke und der poetiſchen Andeutungen erweitert ſich dann noch zu mancherlei Seitenbildern; Pſyche als Schmetterling wird durch eine Reihe von Scenen hindurch dargeſtellt, wie z. B. Pallas ſie dem von Prometheus geſchaffenen Menſchen auf das Haupt ſenkt, wie ſie dann dem Geſtorbenen wieder entſchwebt und von Hermes zur Unterwelt geführt wird, — hieran aber ſchließt ſich[2]) als deutliches Sinnbild der endlichen Erlöſung der an

[1]) Vgl. Creuzer, Symbolik, Bd. III, S. 536. ff.

[2]) An dem bekannten ſpätrömiſchen Sarkophag eines Kindes im capitoliniſchen Muſeum.

6. Abschnitt. den Fels geschmiedete Prometheus, welchen Herakles durch einen Pfeilschuß von dem Adler befreit; fortan lebt er göttlich auf dem Olymp.

Von diesem allgemeinen Symbol spätrömischer Sehnsucht nach der Unsterblichkeit gehen wir nun zu denjenigen Mysterien über, in welcher sich ein analoger Inhalt zu erkennen giebt.

Die Mysterien des Bacchus.

Vielleicht müssen hievon die damals noch im Reiche verbreiteten Bacchusmysterien ausgeschlossen werden. Ihr Gehalt in dieser Zeit ist nicht mehr zu ermitteln; [1]) man weiß bloß, daß dabei noch immer das Fleisch von Zicklein roh und blutig verzehrt wurde und daß die Mysten in ihrem heiligen Wahnsinn sich mit Schlangen umwanden.

Schon näher dem Unsterblichkeitsglauben verwandt erscheinen die Mysterien der dreigestaltigen Unterweltsgöttinn

Der Hecate.

Hecate (als Luna, Diana und Proserpina). Die Schriftsteller sagen gar nichts darüber; allein in den Inschriften wird dieser Dienst parallel mit den bedeutendsten Mysterien, denjenigen des Mithras und der großen Mutter genannt, kann also wohl nicht unwichtig gewesen sein. An einem zu Hermannstadt in Siebenbürgen befindlichen Bilde dieser Diva triformis bemerkt man Reliefstreifen; welche allerlei Scenen und Grade der Weihe darzustellen scheinen. Welche bedeutende Mittel auf diesen Geheimdienst gewandt wurden, läßt sich aus der Anlage des von Diocletian in Antiochien 365 Stufen tief unter der Erde angebrachten Hecatetempels [2]) schließen.

Der Venus.

Die späteste Gestalt der Venusmysterien, deren noch hin und wieder [3]) Erwähnung geschieht, ist ebenfalls unbekannt.

[1]) Arnob. V. spricht von Bacchanalien überhaupt, I. Firmicus pag. 9. speciell von den kretensischen und thebanischen. — Laut Creuzer, Bd. III, bezieht sich die bacchische Geheimlehre auf die Seelenwanderung, nicht auf die reine Unsterblichkeit.

[2]) Malalas, l. XII.

[3]) Z. B. bei Arnob. adv. gentes. V. — Bei Ferrett, musæ lapidariæ, p. 240 rühmt sich ein gerettter Geist: Nam me sancta Venus sedes non nosse silentum Iussit, et in cœli lucida templa tuli[t].

Die wichtigſten Geheimdienſte aber bezogen ſich auf einige Fremdgötter.

Des Sabazios.

Zweierlei Myſterien ſchloſſen ſich an den phrygiſchen Cultus an. Die eine, ältere, ſchon in der Blütbezeit Griechenlands vorkommende Form iſt der Geheimdienſt des Sabazios,[1]) welcher vielleicht bei den alten Thraciern mit dem Sonnengott, bei den Phrygern mit Attys zuſammenfällt, in Griechenland aber meiſtens als eine Perſonification des Dionyſos galt, und als ſolcher auch einen öffentlichen Cultus genoß. Nach aſiatiſcher Art war dabei lärmender Geſang mit Cymbeln und Tamburins und der wilde Sikinnis-Tanz die Hauptſache. Von den geheimen Weiben, wie ſie in der griechiſchen Zeit gefeiert wurden, iſt wohl das Aeußerliche des Rituals bekannt: Umhängen eines Hirſchkalbfelles (Nebris), Trinken oder Beſprengen aus Miſchkrügen, Reinigungen u. ſ. w., zum Schluß der Ausruf „ich floh das Böſe und fand das Gute," ſowie das Herumtragen einer Wanne oder Wiege. Von der geheimen (nach Creuzer cosmogoniſchen) Lehre aber weiß man nichts und darf ſich auch um ſo weniger einen hohen Begriff davon machen, als das Ende und für die Meiſten wohl auch das Ziel der Weiben in nächtlicher Ausſchweifung der gröbſten Art beſtand, was dem ganzen Sabaziosdienſt ſchwere Mißachtung zuzog. — Später iſt derſelbe im Römerreich ziemlich verbreitet, möglicher Weiſe mit einem neuen religiös-philoſophiſchen Inhalt; auch tritt er in eine Art von Verbindung mit dem unten zu beſprechenden Mithrascult. Jetzt — wenn nicht ſchon früher — wurde den Myſten unter ſymboliſchen Sprüchen eine goldene Schlange in das Kleid geſenkt und unten wieder herausgezogen, vorgeblich zum Andenken an die Liebe des Zeus und der Demeter.[2]) Dann wurde man in das Innerſte des Heiligthums eingeführt, indem man die Worte ſprechen mußte: „aus dem Tamburin

[1]) Vgl. Pauly, Real Encyclop. Bd. VI, Art. Sabazius.

[2]) Arnob. adv. gentes. V.

6. Abschnitt. „habe ich gegessen, aus der Cymbel habe ich getrunken, ein „Eingeweihter bin ich nun" — anderer unbedeutsamer Formeln zu geschweigen. Es läßt sich übrigens vermuthen, daß wenigstens im dritten und vierten Jahrhundert diese Sabazioseweihen außer einer neuen Bedeutung auch eine ehrbarere Haltung möchten angenommen haben. Die christlichen Schriftsteller,[1]) welche in der goldenen Schlange eine offenbare Entlarvung des Satans sehen, der sich endlich hier mit seinem eigenen Namen nenne, hätten sicher nicht geschwiegen, wenn die Ceremonie noch mit allgemeiner Unzucht geendigt hätte. Zudem müssen sich sehr angesehene Leute daran betheiligt haben; Firmicus (um 340) spricht von solchen, die im Purpurgewand, Gold und Lorbeer im Haare, hinzutreten.

Deren Steigerung.

Viel merkwürdiger, leider aber nicht viel genauer bekannt, ist die zweite, neuere Gattung phrygischer Mysterien im Römerreich: die Taurobolien, welche sich direkt an die Gestalten der großen Mutter und des Attys anschlossen und eine unmittelbare Verheißung der Unsterblichkeit enthielten.[2])

Die Taurobolien.

Seit den Antoninen finden sich Inschriften, wonach der großen Mutter und dem Attys ein Taurobolium (Stieropfer) und ein Kriobolium (Widderopfer) dargebracht wurden; der Opferer aber rühmt sich, er sei:

IN. AETERNVM. RENATVS

d. h. auf ewig wiedergeboren. Von der Lehre, die diese Hoffnung vermittelte, weiß man nichts, und von dem Ceremoniell nur Unvollständiges. Der klassische Ort der Weihen befand sich zu Rom am vaticanischen Berg, von wo aus eine beständige Mittheilung nach den Provinzen könnte stattge-

[1]) Vgl. u. a. Arnob. adv. gentes V. Jul. Firmicus de errore. pag. 23. seq. & 34.

[2]) Die Inschriften u. a. bei Orelli I. cap. IV. 1899 seq. cap. V. 2319 seq. — Die Hauptschilderung bei Prudentius, peristeph. X. Vs. 1011. s. Ein Fragment bei Meyer, Anthol. lat. N. 605. — Vgl. Marmora Taurinensia. Tom. I.

funden haben. Die übliche Zeit war Mitternacht (meso-nyctium). Nachdem man unter der Erde eine tiefe Grube gemacht und mit einem vielfach wie ein Sieb durchlöcherten Bretterboden bedeckt hatte, ſtellte ſich darunter der Einzuweihende,[1]) angethan mit Goldſchmuck und ſymboliſcher Kleidung; während oben die Opferthiere, Stier und Widder, bisweilen auch noch eine Ziege, geſchlachtet wurden, ſuchte er mit Geſicht, Haaren und Kleid möglichſt viel von dem niederrinnenden Blut derſelben aufzufangen.[2]) Allein mit dieſer ekelhaften Feierlichkeit war noch nicht Alles gethan; man mußte nun die blutgetränkten Kleider öffentlich und zwar dauernd tragen und ſich damit der Verehrung wie dem Spotte ausſetzen. Es ſcheint ſogar, daß dieſe Reinigung durch Blut nur für einen Zeitraum von zwanzig Jahren gültig war und dann wiederholt werden mußte, ohne Zweifel unbeſchadet der oben genannten Ewigkeit. Und dennoch war es eine der verbreitetſten Weihen, und man vollzog ſie nicht bloß für die eigene Perſon, ſondern auch für andere, für das Heil des kaiſerlichen Hauſes, ja für ganze Städte, wenigſtens im zweiten und dritten Jahrhundert.[3]) Wie die Ceremonie modificirt wurde, wenn ganze Corporationen ſie

Die Statuen der.

[1]) Prudentius a. a. O. ſchränkt dieß auf den Summus Sacerdos (der großen Mutter?) ein, ohne Zweifel mit Unrecht, da die Inſchriften die Eingeweihten neben den Prieſtern erwähnen. Taurobolus aber war jeder Eingeweihte. Auch Frauen erhielten Weihe und Prieſterthum. Uebrigens treten hier oder für das Prieſterthum der großen Mutter überhaupt ganze Collegien von Quindecemvirn auf, und zwar in galliſchen wie in italiſchen Inſchriften. — Von einem etruskiſchen Ritus, welcher mit dem Opferblut gewiſſer Thiere die Unſterblichkeit erzielen wollte und in den „acherontiſchen Büchern" verzeichnet war, erzählt **Arnob. adv. gentes, II pag. 87.**

[2]) Dieſer Akt iſt wohl am eheſten unter der Redensart **vires excipere** verſtanden, welche man ſonſt auf die Teſtikeln oder auf die Hörner des Stieres bezieht.

[3]) Wie ſich der Charakter des Taurobolismus im vierten Jahrhundert verändert haben mochte, bleibt dahin geſtellt.

6. Abſchnitt. mitmachten, iſt gänzlich unbekannt. Es kam vor, daß die große Mutter, wahrſcheinlich durch Traumgeſichte, ſolche Weihen anbefahl. So ſchwer es nun fallen mag, mit dieſen rohen Gebräuchen höhere Gedanken zu verbinden, ſo lag doch in den Vires æternæ, dem ewigen Weiheblut (des Stieres) ein Troſt für die raffinirte Zeit. Ein Eingeweihter, noch dazu Proconſul von Africa und Stadtpräfekt von Rom, dankt [1]) ganz ernſtlich den Göttern dafür, daß ſie nunmehr ſeine Seele hüten wollen.

Daß Attys auf den Weihesteinen, zumal den ſpätern, oft Menotyrannus heißt, beweist ſeine urſprüngliche Einerleiheit oder ſpätere Identification mit dem kleinaſiatiſchen Men, dem Mondgott [2]) und dient weiter nicht zur Erklärung dieſer Myſterien.

Die Iſismyſterien.

Wichtiger und jedenfalls von edlerm Styl waren die Myſterien der Iſis, welche auch in der Literatur deutlichere Spuren zurückgelaſſen haben. Es wurden nämlich für ſie Proſelyten geworben durch Bücher, welche weſentlich im Intereſſe dieſes Dienſtes geſchrieben ſcheinen. So vor Allem die Metamorphoſen des Apulejus, dann auch der ebenfalls noch im zweiten Jahrhundert abgefaßte [3]) Roman des Xenophon von Epheſus, von der Liebe der Anthia und des Habrokomes. Hier iſt Iſis die Gottheit, welche rettend und ſchützend über dem von zahlloſen Abenteuern bedrängten Paare waltet. Und Iſis ſelber hat ſich gebeſſert; ſie giebt nicht, wie früher in ſo manchen ihrer Tempel, Gelegenheit zur

---

[1]) Bei Orelli a. a. O. 1900.

[2]) **Strabo XII.** 3 und 8. — Es iſt derſelbe **Deus Lunus**, welcher zu Carrhä in Meſopotamien jenen weltberühmten Tempel hatte. **Hist. Aug. Carrac. 6 & 7.**

[3]) Die Beweiſe hiefür in der **Biographie univ., art. Xénophon l'éphésien.** — Beiläufig mag auf einen Wink des **Ammian. Marcell. (XVI. 12.)** aufmerkſam gemacht werden, welcher die Iſismyſterien in Gallien noch zu Anfang des vierten Jahrhunderts als beſtehend vorausſetzt. Ein eingeweihter Alamanne nennt nämlich ſeinen Sohn Serapis.

Unzucht, ſondern ſie bewahrt die Keuſchheit des Mädchens, deren Triumph der lobenswerthe Inhalt mehrerer dieſer ſpätrömiſchen Romane iſt.

Es ſoll hier nicht von den alten echten Iſisfeſten Aegyptens die Rede ſein, wobei der zerriſſene Oſiris geſucht und wieder gefunden wurde,[1]) ſondern von dem univerſellen iſiſchen Geheimdienſt der römiſchen Kaiſerzeit. Sinn und Gehalt deſſelben werden um ſo weniger genau zu ermitteln ſein, als ſelbſt der populäre Iſisglaube der Römer eine ſchwankende, abwechſelnde Form hatte. Die einzige zuſammenhängende Auskunft giebt Apulejus in dem oben genannten letzten Buche der Metamorphoſen, allerdings in einem ſolchen Sinne, daß man ungewiß bleibt, ob aus ſeinem Lucius mehr der ſpeculative Philoſoph oder der gläubige Myſte ſpricht. Eins aber bleibt außer allem Zweifel: auch dieſe an ſich ſehr bunten Myſterien verhießen eine ſelige Unſterblichkeit. Die „Königin Iſis," die ſich als Mutter Natur und Grundform alles göttlichen Weſens zu erkennen giebt, verlangt von dem unglücklichen Lucius als Preis ſeiner Wiederverwandlung aus dem Eſel in einen Menſchen, er ſolle nicht vergeſſen, daß fortan ſein ganzes Leben bis zum letzten Athemzuge ihr gehöre. „Du wirſt aber glücklich leben, glorreich durch meinen Schutz; und wenn du einſt „deine Zeit durchlaufen haſt und in die Unterwelt gehſt, „ſo wirſt du auch dort mich finden wie du mich hier ſiehſt, „leuchtend über dem Dunkel des Acheron, herrſchend über „die ſtygiſchen Tiefen, und als Bewohner der elyſiſchen Gefilde wirſt du zu meiner Gnade beten ohne Unterlaß." Freilich im gleichen Athemzug verſpricht Iſis auch ſchon ein langes Leben auf Erden, wenn Lucius ihr durch emſigen Dienſt und durch Caſteiung wohlgefällig ſein würde, und nachher verheißt ihm der Oberprieſter unmittelbaren Schutz und Sicherheit gegen das gewöhnliche von den Sternen be-

Die Unſterblichkeit.

Das Erdenglück.

[1]) In Aegypten dauerten auch dieſe bis tief in das vierte Jahrh. fort. I. Firmicus, de errore, pag. 3. s. — Lactant. Divin. Inst. I, 21.

6. Abſchnitt.

dingte Menſchenſchickſal. Es ſcheint, man fand noch Glauben für ſolche Vorſpiegelungen.

Sehr tief ging wohl die heilige Belehrung nicht, die dem Einzuweihenden, vorgeblich aus hieroglyphiſchen Büchern, gegeben wurde; das äußere, pomphafte Ceremoniell tritt gar zu ſehr in den Vordergrund, als daß ein höheres, geiſtiges Element, eine Sinnesänderung, auch nur eine daurende Aſceſe das Gemüth des Myſten hätte ergreifen können. Wurde er wirklich darüber aufgeklärt, daß Iſis die Natur und zugleich die Summe alles göttlichen Weſens ſei, oder iſt dieß bloß perſönliche, tendenzhaft ausgeſprochene Anſicht des Apulejus? — wir wiſſen wie geſagt, nur ſo viel, daß dieſe Myſterien auch eine der damals beliebten Arten waren, ſich durch gewiſſe Ceremonien und magiſche Künſte gegen Unglücksfälle im irdiſchen Leben und gegen ein trübes Jenſeits oder gegen die gänzliche Zernichtung nach dem Tode zu verſichern. Das Einzige was bei dieſen Weihen auf eine ſyſtematiſche Behandlung des geiſtigen Menſchen hindeutet, ſind die beſtändigen, gewiß nicht ganz unwillkürlichen Träume, während welcher man den Willen der Iſis über alle und jegliche Angelegenheiten vernimmt. Neben eigentlichem Betrug von außen, der ja dem Schlafenden Träume in's Ohr flüſtern kann, iſt doch auch eine daurende, künſtlich genährte Nervenaufregung gar wohl denkbar. Die äußern Bräuche dagegen ſind entweder halb mißverſtanden aus Aegypten herübergenommen oder auf eine eigenthümlich erregbare Phantaſie berechnet. Die Vorbereitungen während der Belehrung waren die in den meiſten Myſterien üblichen: Enthaltung von Wein, Fleiſchſpeiſen und Wolluſt für ganze zehn Tage, ein Bad, Beſprengungen mit Weihwaſſer u. dgl.; Freunde und Miteingeweihte bringen Pathengeſchenke. In der durch Traumgeſichte beſtimmten Weihenacht verharrt man im Tempel, zuerſt in rauhem Linnenkleid, dann wechſelt man zwölfmal das Gewand und erhält zuletzt einen geblümten Rock und die mit myſtiſchen Thierfiguren bemalte olympiſche Stola.

Träume und Weihen.

Von den Aufzügen und Erſcheinungen, die dem Myſten zu Theil wurden, darf Lucius nur ſo viel andeuten, daß er ſymboliſch ſterben und durch die Gnade der Iſis wieder aufleben mußte (precaria salus). „Ich durchſchritt die Pfor„ten des Todes, ich betrat die Schwelle der Proſerpina, und „nachdem ich durch alle Elemente gefahren, kehrte ich zu„rück. In der Mitte der Nacht ſah ich die Sonne in ih„rem hellſten Schein. Vor die untern und die obern Götter „trat ich hin und betete ſie in der Nähe an.“ Dieß ſind Dinge, über welche man nie ins Klare kommen wird. Soll man für jede einzelne Weihe denjenigen Aufwand optiſcher und dioramatiſcher Künſte vorausſetzen, welcher nach unſerem Maßſtabe zu einer auch nur äußerlichen Illuſion nöthig wäre? Wohl beſaß man, wie bei anderer Gelegenheit erzählt werden wird, hinlängliche Mittel, um die damaligen Menſchen an dieſe oder jene Beſchwörung und Geiſtererſcheinung glauben zu machen, allein die Sinnesweiſe dieſer Zeit war doch noch genugſam von dem Werthe alles Symboliſchen durchdrungen, um auch durch bloße rituell impoſante Vorzeigung von Sinnbildern einen tiefen Eindruck auf die Phantaſie hervorzubringen. Unſere jetzige Welt dagegen iſt dergeſtalt mit Abneigung und Hohn gegen das Symboliſche getränkt, daß wir einen andern Geſichtspunkt kaum verſtehen können. Mancher ſtellt ſich z. B. als ungetheilten Bewunderer der antiken Kunſt, und doch iſt das bloß Andeutende, Beziehungsſchwere derſelben ſeiner modernen Seele im Innerſten zuwider. Dieſe Kunſt erſcheint eben erſt in ihrer wunderbaren Größe, wenn man ihre verlorene Ergänzung mit hinzurechnet, nämlich den griechiſchen Volksgeiſt, welcher ihr entgegen kam und ſie zu deuten wußte.

Illuſion oder Symbolik?

Doch wir kehren in den Iſistempel von Corinth zurück. Es iſt die Zeit gegen Morgen; Lucius in ſeinem bunten Kleid, eine brennende Fackel in der Hand, einen Strahlenkranz von Palmblättern um das Haupt, ſteht auf einer hölzernen Eſtrade vor dem Bild der Göttinn; plötzlich öffnet

6. Abſchnitt. ſich vor ſeinen Augen der Vorhang, und die draußen im Schiff des Tempels verſammelte Menge erblickt ihn als lebendes Bild der Sonne. Feſtliche Schmäuſe beſchließen die Feier.

Die wahre sacrosancta civitas iſt aber dem Iſisdiener Rom ſelbſt, wo denn auch Lucius in der Folge beim Tempel der Iſis campenſis ſein Quartier aufſchlägt. Im folgenden Jahr wird er im Traume ermahnt, auch des Oſiris nicht zu vergeſſen, und ſich an einen beſtimmten Paſtophoren zu wenden, welcher natürlich ſeinerſeits ſchon von Lucius geträumt haben muß. Nach allerlei Schwierigkeiten, zum Theil pecuniärer Art, empfängt der fromme Dulder auch die Weihen des Oſiris; dieſer „allergrößte der alleroberſten Götter" verſpricht ihm ſogar ausdrücklich ſeinen Segen für die von ihm angetretene Advocatenlaufbahn und bezeichnet ihn, wiederum in einem Traumgeſicht, zum Mitgliede des Paſtophorencollegiums. Der Verfaſſer giebt keine nähere Schilderung dieſer Weihen.

Weit die mächtigſte Geheimreligion aber, ebenfalls mit dem Anſpruch auf Erlöſung und Unſterblichkeit, war der Mithras. Mithrasdienſt.[1])

Die älteſte perſiſche Religion kennt einen Sonnengott Mithras, welchem ſpäter die Lehre Zoroaſters, da ſie ihn nicht beſeitigen konnte, die Stelle eines Mittlers zwiſchen Ormuzd und Ahriman, Licht und Finſterniß zuwies. Mithras wird der erſte der himmliſchen Ized's, und (mit Beziehung auf den Sonnenuntergang) auch ein Schutzherr des Todtenreiches, er richtet die Seelen auf der Brücke Dſchinewat. Vor Allem aber iſt er der Schützer der Erde, des Feldbaues, der Fruchtbarkeit, deren Symbol — der Stier — ihm von

[1]) Hierüber zahlreiche Schriften von Lajard, Hammer-Purgſtall, Seel, u. a. Beſonders iſt zu verweiſen auf Creuzer, Symbolik Bd. I. Das Mithreum von Neuenheim, von demſelben; — Niclas Müller: Mithras; — G. Schwenck: die Mythologie der Perſer, S. 185 ff.

uralten Zeiten her angehörte. Zahlreiche Anrufungen auf ihn sind im Zendavesta erhalten.

Man würde aber irre gehen, wenn man die Züge dieses alten Mithras des rechtgläubigen Persiens in dem Mithras des sinkenden Römerreiches unverändert wiederfinden oder voraussetzen wollte. Diejenige Ueberlieferung, welche zu den Römern gelangte, war eine ketzerische, d. h. sie ging von einer den Magiern feindlichen Religionspartei im Perserreiche aus; sodann erhielt man sie erst aus zweiter Hand und also wahrscheinlich sehr getrübt, nämlich bei Anlaß des Vertilgungskrieges, welchen der große Pompeius gegen die meist aus Cilicien gebürtigen Seeräuber führte.[1]) Dieselben feierten, heißt es, verschiedene Geheimdienste, und brachten auch den des Mithres auf, welcher sich seitdem erhalten hat. Auf welchen Wegen und in welcher Form hatte sich dieß Stück persischen Glaubens in Kleinasien festgesetzt? war es ein Ueberbleibsel aus der Zeit des großen Perserreiches, oder erst später (s. unten) nach dem Mittelmeere verschleppt? Die ganze Mithrasforschung ist an neugierigen Hypothesen überreich, und wir müssen uns hüten, diesen Vorrath ohne Noth zu vermehren; doch gestatte uns der Kenner wenigstens eine Frage: hat etwa der Mithrasdienst erst bei den cilicischen Piraten als martialische Räuberreligion diejenige Fassung angenommen, welche ihn später vorzugsweise zur römischen Kriegerreligion geeignet machte? Die cilicischen Seeräuber.

Zahlreiche Reliefs, bisweilen von sehr großem Maßstab, in den meisten Antikensammlungen Europa's, stellen den räthselhaften Mythus dar, ohne ihn zu erklären. Sie sind fast sämmtlich von geringem Kunstwerth, und im besten Fall kaum älter als die Antonine. Man sieht eine Höhle, über welcher in der Regel der auffahrende und niederfahrende Sonnenwagen oder auch Sonne und Mond angedeutet sind. In der Höhle kniet ein Jüngling in phrygischer Tracht — es ist Mithras — auf einem Stier, dem er einen Dolch in Die Mithrasbilder.

[1]) Plutarch, vita Pomp. c. 24.

den Hals ſtößt. Aus dem Schweif des Stieres ſprießen Aehren; ein Hund ſpringt an den Stier heran, eine Schlange leckt ſein Blut, ein Scorpion nagt an ſeinen Hoden. Dieſe Thiere aber, welche den Mithras bei der Tödtung des Stieres zu unterſtützen ſcheinen, gehören nach der echten perſiſchen Lehre dem Ahriman, woraus man jene obige Folgerung zieht, daß man nämlich dieſe ganze Abzweigung des Mithrasdienſtes eine heterodoxe geweſen ſei.[1]) Zu jeder Seite ſteht ein Fackelträger, der eine mit gehobener, der andere mit geſenkter Fackel, ohne Zweifel Phosphoros und Heſperos, Morgenſtern und Abendſtern, oder Sinnbilder von Morgen und Abend überhaupt, wie jener doppelte Sonnenwagen. Ueber Mithras erſcheint ein Rabe, bekanntlich der Vogel der Weiſſagung, vielleicht auch als Vogel der Schlachtfelder zu deuten. Ein Löwe oder Löwenkopf, der bisweilen rechts in der Ecke ſichtbar wird, ſoll noch ein Symbol des Lichtes, der Sonne ſein.

Uebergehen wir zahlreiche andere Zuthaten, die auf den einzelnen Mithrasſteinen vorkommen,[2]) und fragen wir nach der Bedeutung, welche dieſe Bilder für Diejenigen haben konnten, welche ſie errichteten.

Mithras als Kriegergott.

Urſprünglich ſollte Mithras offenbar als Herr der äußern phyſiſchen Welt verherrlicht werden; der Stier den er durchbohrt, iſt die Erde die von dem allbefruchtenden Licht ge-

[1]) Creuzer (Neuenheim S. 17 ff.) nimmt an, Mithras ſei ſchon vor der Diadochenzeit beim Verfall des reinen perſiſchen Lichtcultus das Centrum eines neuen Polytheismus geworden, der ſich aus einer Miſchung perſiſcher und vorderaſiatiſcher Beſtandtheile bildete. Es ſind zwar wiederum lauter Lichtgötter, aber götzenhaft perſonificirte. Das Gebiet dieſer neuen Religion würde von Armenien und Cilicien bis an den Indus gereicht haben. — Man wußte übrigens im römiſchen Reiche, daß dieſer Cultus nicht orthodox perſiſch war. Vgl. **Firmicus, de errore etc. pag. 8... dicitis in his templis rite sacrificari *non* Magorum ritu persico etc.**

[2]) S. die in den Hauptſachen vollſtändige Ueberſicht in der Abhandlung von K. Müllers Mithras.

zwungen wird, Aehren zu tragen, oder der Weltstoff überhaupt, oder wie man sonst diese Verbindung von Zeugung und Tod erklären will. Ob dieß aber noch in der römischen Zeit der Hauptgedanke war, den man mit dieser Gestalt verband, ist höchst zweifelhaft. Die Inschriften[1]) geben einen Wink anderer Art; sie lauten: dem unbesiegten Gott Mithras, — der unbesiegten Sonne Mithras, — der Sonne, dem unbesiegten Begleiter u. s. f.; die letztgenannte Inschrift ist zudem eine der häufigsten auf den Münzen[2]) Constantin's des Großen, welcher vielleicht sein Lebenlang sich nicht völlig von dem Aeußerlichen des Mithrasglaubens losmachte. Der Unbesiegte war sicher zugleich der Siegspender und also vorzugsweise der Kriegsgott, eine Eigenschaft, die nach neuern Forschungen[3]) auch schon im altpersischen Mithras wenigstens secundär angedeutet sein soll. Endlich ist Mithras der Führer der Seelen, die er aus dem Erdenleben hinaus, in welches sie gefallen, wieder zum Lichte emporleitet, von dem sie ausgegangen sind. Und hieran knüpft sich das Gefühl der spätern römischen Welt; sie hat es nicht bloß aus den Religionen und der Weisheit der Orientalen und der Aegypter, noch weniger erst aus dem Christenthum entlehnt, daß das Erdenleben ein bloßer Uebergang zu einem höhern Leben sei; ihr eigener Schmerz und das Innewerden ihrer Alterung sagen ihr deutlich genug, das irdische Dasein sei lauter Beschwerde und Bitterkeit.[4])

Mithras als Seelenführer.

---

[1]) Vgl. Orelli l. c. I, cap. IV, §. 34. und cap. V, § 17. Eine Inschrift, N. 1912, nennt Mithras den unbegreiflichen Gott, IMDEPRENSIVILIS, was auch die neuern Erklärer sich zu Herzen nehmen mögen.

[2]) Den eigentlichen Mithras der Höhlenreliefs durfte man freilich nicht zum Münzrevers entweihen; seine Stelle vertritt die gewöhnliche Gestalt des Sonnengottes, mit Strahlenglanz, Globus oder Geißel.

[3]) Schwenck, a. a. O. S. 201.

[4]) Porphyrius, de antro nympharum, in der Mieyllischen Ausgabe des Homer, p. 235.

6. Abſchnitt. Der Mithrasdienſt wird eine, und vielleicht die bedeutendſte der erlöſenden Religionen des ſinkenden Heidenthumes.

Allein der antike Menſch hat das Gefühl des Elends ohne das Gefühl der Sünde; mit der Sündenvergebung durch das Wort iſt ihm daher nicht geholfen; er bedarf einer Erlöſung von ganz beſonderer Art. Um dem rettenden Gott ſich anſchließen zu können, muß jeder Einzelne ſein eigener Erlöſer ſein durch furchtbare freiwillige Leiden, mit welchen man es hier ernſthafter nahm als in allen andern Myſterien. So entſtanden bei den Mithrasweihen jene ſogenannten Prüfungen, gegen welche das Taurobolium und die Iſisprüfungen als wahres Kinderſpiel erſcheinen. Die Dinge, um welche es ſich hier handelt, waren gewiß nicht bloß erſonnen um die Unberufenen und die Maſſe abzuhalten, ſie heißen „Züchtigungen“ und müſſen Manchem das Leben gekoſtet haben.[1]) Es gab achtzig verſchiedene Momente der Züchtigung, als da ſind: Hungerfaſten bis auf fünfzig Tage, Schwimmen in weitem Umkreis, Berührung des Feuers, Liegen im Schnee bis auf zwanzig Tage, Aengſtigungen aller Art, zweitägige Geißelung, Liegen auf einem Marterbette, Aushalten in qualvollen Stellungen, auch ein nochmaliges Faſten in der Wüſte u. ſ. w. Sieben verſchiedene Stufen der Einweihung werden genannt, nur iſt die Reihenfolge nicht ganz ſicher, darunter ein Rabengrad, Kriegergrad, Löwengrad; die oberſten hießen Väter. Man weiß nicht bei welchen dieſer Grade die einzelnen Weihen eintraten, welche die chriſtlichen Zeitgenoſſen geradezu als Sacramente bezeichnen. Beim Löwengrad wuſch man die Hände mit Honig und gelobte ſie rein zu halten von aller Miſſethat.[2]) Irgendwo kam auch Brod und ein Becher Waſſer vor, ſelbſt ein entſündigendes Bad;[3]) dann ſuchte man dem „Mithras-

Die mithriſchen Prüfungen.

Die Grade.

[1]) Die Stellen bei Creuzer, d. M. v. Neuenheim S. 24 und 71.

[2]) **Porphyr. de antro. p. 234.**

[3]) **Tertullian. de præscript.** ſpricht hier von einer förmlichen **expiatio delictorum**, was dahingeſtellt ſein mag. Dann aber läßt er eine

krieger“ mit einem Schwert einen Kranz auf das Haupt zu werfen, den er mit der Hand wegfangen und an die Schulter drücken mußte, weil Mithras ſelber ſein Kranz, ſeine Krone ſei. Im Hinblick auf die vielen Kaiſer, Hofleute und Mächtigen der Erde, welche dieſen Cultus mitmachten, hat man beharrlich vermuthet, es ſei mit den Weihen und Züchtigungen nicht ſo genau genommen worden, und Vieles davon möchte zum Symbol, ja zur bloßen Redensart eingeſchrumpft geweſen ſein. Wer konnte z. B. einem Commodus befehlen, ſich jenen wunderlichen Qualen zu unterziehen! und wie gefällig waren nicht die Hierophanten der verſchiedenen Myſterien gegen hohe Perſonen überhaupt! — Allein die Ausſagen über die Wirklichkeit jener Züchtigungen lauten viel zu beſtimmt, als daß man ſie mit Hypotheſen beſeitigen dürfte.[1]) Nur Eines kann man gerne zugeben: daß der Ritus einer Verehrung, die durch keine gemeinſame Hierarchie gebütet und geleitet war, in den verſchiedenen Gegenden des Reiches ſich ſehr verſchieden geſtalten mochte. So weit dem Schreiber dieſes bekannt iſt, ſind Diejenigen Mithrassteine, welche direkte Andeutungen jener Leiden enthalten, ſämmtlich am Rhein, in Tyrol und in Siebenbürgen gefunden; es ſind diejenigen von Heddernheim unweit Frankfurt, von Neuenheim bei Heidelberg, von Apuleum unweit Carlsburg, von Sarmizegetbuſa ebenfalls in Siebenbürgen und das höchſt bedeutende von Mauls in Tyrol, welches ſich jetzt zu Wien befindet; hier ſtellen zwei Reihen kleiner Bilder zu den Seiten des Hauptreliefs die Martern einzeln dar: das Qualbette, das Stehen im Schnee und im Waſſer, das Sengen am Feuer u. ſ. w. Die vielen in Italien ge-

Locale u. zeitliche Unterſchiede.

ſymbeliſche Handlung folgen, welche die Auferſtehung bezeichnete, imaginem resurrectionis, und dieß iſt ſicher ein echter Zug. — Mehrere Grade ſind genannt in der Inſchrift bei Orelli. N. 2343.

[1]) Die Stelle Hist. Aug. Commod. 9. liefert keinen Gegenbeweis. Es darf hier erinnert werden an die abſchreckende Enthaltſamkeit der manichäiſchen Electi, der chriſtlichen Anachoreten u. ſ. w.

6. Abſchnitt. fundenen Steine dagegen zeigen nichts von dieſer Art. Die einzelnen Logen des Ordens (wenn man dieſe verfänglichen Ausdrücke nicht zu ſtrenge nehmen will) können eben in Aufnahme, Lehre und Cultus ſehr von einander abgewichen ſein. Sodann ſtammen jene oben aufgezählten Denkmäler wohl erſt aus dem dritten Jahrhundert, einer Zeit der Gährung für das Heidenthum, welches damals im Gefühl ſeiner innern Auflöſung ſich partiell herzuſtellen, zu ſteigern bemüht war und ſtellenweiſe einen plötzlichen Fanatismus entwickelte. Wer kann nun ſagen, ob hier neben den örtlichen Unterſchieden nicht auch zeitliche mitwirkten?

Die erwähnten Mithrassteine nördlich von den Alpen und der Donau rühren nach aller Wahrſcheinlichkeit und zum Theil erweislich von römiſchen Kriegern her. Welche Geltung nahm der Eingeweihte im täglichen Lagerverkehr ein? Wie hing dieſe ganze Andacht mit der kriegeriſchen und politiſchen Aufgabe der höhern Offiziere zuſammen? Bildete ſie ein wirkſames Band unter denſelben? Hatte ſie ſittlichen Antheil daran, als das römiſche Weſen ſich in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts noch einmal aufraffte? — alle dieſe Fragen bleiben unbeantwortet, ſo lange die Mithraslehre nur aus den wenigen Stellen meiſt chriſtlicher Die Mithreen. Autoren bekannt iſt. Der Fundort der Mithrassteine ſind künſtliche oder natürliche Höhlen, bisweilen auch Freibauten, oft von wenigen Fuß in's Gevierte, deren Hinterwand das Relief einnahm; ein Raum der höchſtens ein paar Menſchen faßt; wenn ſich eine Menge einfand, ſo muß man ſich dieſelbe draußen ſtehend denken. Selbſt das große Heddernheimer Mithreum iſt keine 40′ lang und von ſeiner 25′ Breite bleibt der Nebenzellen wegen nur ein 8′ breiter Gang übrig. In dem kleinen Neuenheimer Mithreum von 8′ in's Gevierte war das Innere überdieß verſtellt mit Altären und Bildwerken verwandter Gottheiten, wie z. B. Hercules, Jupiter, Victoria, auch fanden ſich Geſchirre, Lampen u. a. Fragmente vor. Die baulichen Zuthaten, reich-

verzierte Säulen u. dgl. zeigen, daß ſich dieſe Heiligthümer keineswegs dem Blick zu entziehen ſuchten. Wer hätte ſie auch zu entweihen gewagt? Die Soldaten, welche hier Geheimdienſte feierten, waren die Herrn der Welt.[1])

Viel prächtiger und größer darf man ſich die Mithrashöhle in Rom vorſtellen, (wo ſie in den capitoliniſchen Hügel hineinging)[2]) ebenſo diejenigen in den übrigen großen Städten des Reiches. In Alexandria lag das Heiligthum tief unter der Erde;[3]) als man es in der chriſtlichen Zeit wieder aufgrub, um eine Kirche dorthin zu bauen, ging noch die dunkle Sage von vielen Ermordungen, die ſich an dieſer Stätte zugetragen, und wirklich mochten Manche ob den „Züchtigungen“ das Leben eingebüßt haben; nur ſchrieb man, als ſich wirklich Todtenſchädel vorfanden, dieſelben irrig Solchen zu, welche hier zum Behuf der Eingeweideſchau und zur Seelenbeſchwörung ſeien geſchlachtet worden. Der Mithrasdienſt hatte damit nichts zu thun, wohl aber war die ägyptiſche Phantaſie von Hauſe aus mit ſolchen Gräueln ganz erfüllt, wie wir ſehen werden.

Gegen hundert Reliefs und Inſchriften[4]) beweiſen die Verbreitung dieſes Dienſtes durch das ganze Reich; Tauſende mögen noch unter der Erde verſchüttet liegen, und es iſt nur zu wünſchen, daß die Ausgrabung immer in ſolche Hände falle, wie zu Heddernheim und Neuenheim geſchehen. Vielleicht kann der Inhalt einer einzigen wohlerhaltenen

---

[1]) Eines von den merkwürdigſten Mithreen, über einer Quelle zwiſchen Felſen, bei St. Andeol unweit Viviers an der untern Rhone, beſchreibt u. a. **Millin, voyage dans les dép. du midi, II, p. 116** mit Abb.

[2]) Daß es außerdem noch andere Speläen oder Mithraeshöhlen in Rom gab, läßt ſich aus der Inſchrift Orelli N. 2346 ſchließen.

[3]) *Κατὰ βάθους πολλοῦ*, nicht **mirae altitudinis**, wie der Ueberſetzer ſagt. **Socrates Hist. eccl. III. 2 V. 16 Sozom. V. 7. Ruſin. II. 22.**

[4]) S. Gremer a. a. O. S. 65.

6. Abſchnitt. Mithrashöhle ein entſcheidendes Licht auf dieſen merkwürdigſten aller ſpätern Geheimculte werfen.

Miſchung mit andern Culten

Allerdings iſt derſelbe nicht unberührt geblieben von dem großen Strom der übrigen Superſtitionen dieſer Zeit. Für's Erſte gab es Manche, die der Myſterien gar nicht genug bekommen konnten und ſich deßhalb bei der dreigeſtaltigen Diana, dem Taurobolium der großen Mutter, den bacchiſchen Gulten, dem Iſisdienſt und bei Mithras zugleich verſicherten — eine Fuſion aller heidniſchen Geheimdienſte, die allerdings erſt im Laufe des vierten Jahrhunderts zur Regel wurde,[1]) ſchon vorher aber gewiß nicht ſelten war. Unter Mitwirkung der Lehre von der Einheit alles göttlichen Weſens mußte man vollends gleichgültig werden gegen alle ſcharfe Abgrenzung der einzelnen Culte, ſo daß der eine von dem andern Manches annahm. Auch die neuplatoniſche Philoſophie miſchte ſich in den Mithrasglauben wie in alle Geheimniſſe, und einem ihrer nahmhafteſten Anhänger, dem Porphyrius, verdanken wir die faſt einzige Aufzeichnung von heidniſcher Seite über dieſen Gegenſtand. Nur verfolgt dieſe oft angeführte Schrift über die Nymphengrotte[2]) leider nicht ſowohl den damaligen Beſtand, als vielmehr die urſprüngliche Bedeutung deſſelben, und auch dieſe in einſeitigem, willkürlich ſymboliſirendem Schulintereſſe.[3]) Da erfahren wir, die Grotte ſei ein Bild des Kosmos, der Welt; deßhalb habe ſchon Zoroaſter in den Gebirgen Perſiens eine blumige, quellenreiche Höhle geweiht zu Ehren des Weltſchöpfers und Lenkers Mithras; in dieſer Urhöhle ſeien die Symbole der Weltelemente und Weltzonen angebracht; von hier ſeien ſeitdem alle Höhlenmyſterien ausgegangen. An-

und ſpeculativen Ideen.

---

[1]) Die abendländiſchen Inſchriften dieſes Inhaltes bei Beugnot, vol. I. passim. und bei Orelli a. a. O. Schon bei Apuleius Metam. XI. heißt der Oberprieſter der Iſis in Corinth ſelber Mithras.

[2]) Außerdem vgl. Porphyr. de abstinentia IV, 16.

[3]) Vgl. Schwenck a. a. O. S. 213.

dererseits aber knüpft sich die ganze Schrift an die von Homer[1]) besungene Grotte auf Ithaka, und verlegt den Heerd der Symbolik in diese. Porphyrius hat jene bodenlose Manier, welche sich bemüht, in den Mythen Alles identisch zu finden, und einen Anklang immer an den andern zu hängen. Einzelne beiläufige Winke aber sind von großem Werthe, wenn er z. B. die nördliche und die südliche Thür seiner Welthöhle den zur Erdengeburt herniedersteigenden und den zu den Göttern durch den Tod emporsteigenden Seelen, der Genesis und der Apogenesis zuweist, und sich überhaupt mehrfach auf Leben und Läuterung der Seelen bezieht.

Sol invictus.

Endlich lag eine natürliche Verwandtschaft für Mithras bereit in der Person des griechisch-römischen Sonnengottes, mochte man sich denselben als Apoll oder von diesem getrennt als Sol, Helios denken. Es wird wohl nie zu ermitteln sein, wie weit Mithras in diesen aufging; vielleicht ist Sol invictus, der seit Mitte des dritten Jahrhunderts auf Münzen und Inschriften häufiger wird, überall als Mithras aufzufassen,[2]) wenn er auch öffentlich nur als Sonnengott abgebildet wurde. Der Sonnendienst früherer Kaiser mochte sich an semitischen Cult anlehnen, z. B. bei Elagabal, und bei Aurelian[3]) bleibt man noch einmal völlig im Ungewissen, welcher Art seine Religion gewesen. Seine Mutter war Sonnenpriesterinn in einer Ortschaft an der untern Donau, und wenn Jemand sie für eine jener weiblichen Mithrasgläubigen halten will, von welchen sie hie und da die Rede ist, etwa für eine „Löwinn," so liegt hierin wenigstens keine Unmöglichkeit. Nach der Plünderung des Sonnentempels

Aurelian.

[1]) Odyss. XIII, 102—112, 346 ff.

[2]) Der Beiname invictus, sogar invictus comes, kommt auf Inschriften auch dem Hercules öfter zu, vgl. Orelli l. c. I. N. 1541 s., allein es ist wohl möglich, daß man bei der alten Sonneneigenschaft des Hercules zugleich auch an Mithras dachte. Wie dieser ὁ θεὸς ἐκ πέτρας, so heißt Hercules «in petra» Orelli, l. c. 1543.

[3]) Hist. Aug. Aurelian. 4. 31. 41.

6. Abschnitt. von Palmyra dagegen befiehlt er dessen Herstellung durch einen seiner Generale und fügt bei: „ich will an den Senat schreiben und ihn ersuchen, einen Pontifex zu senden, der den Tempel wieder einweihen mag" — was den gewöhnlichen römischen Ritus voraussetzt, obwohl es sich um das Heiligthum eines semitischen Baal handelt. In Rom selbst aber baut er einen überaus großen und prächtigen Sonnentempel, in welchem er 15,000 Pfund Goldes niederlegt (denn mit dieser Angabe ist gewiß kein anderer Tempel gemeint), und dieses Gebäude lehnte sich mit seiner Rückseite so in den quirinalischen Berg hinein, daß sich der Gedanke an eine mithrische Andeutung nicht unbedingt abweisen läßt.[1]) Denn Mithras ist und bleibt „der Gott aus dem Felsen,"[2]) und schon deßhalb mußten alle seine Weihestätten etwas höhlenartiges haben, auch wenn die Höhle nicht wesentlich das Symbol der sichtbaren Welt sein sollte. Daß auch auf den Bildwerken die Stiertödtung in einer Höhle vorgeht, wurde bereits erwähnt. Auf Aurelians Münzen kommt Sol invictus vor. — Das Verhältniß der nächstfolgenden Kaiser zum Mithrascult ist ungewiß;[3]) bei Anlaß Constantins werden wir noch einmal auf diesen Punkt zurückkommen.

Der Manichäismus.

Es wird vielleicht Bedenken erregen, wenn wir an den Mithrascult hier den von Persien her in das römische Reich eingedrungenen Manichäismus kurz anreihen, da er nicht zu den Mysterien gehört. Allein als christliche Secte ist er einmal nicht zu betrachten, vielmehr als eine besondere erlösende, überwiegend heidnische Religion. Ob er unter römischen Händen auch eine mehr römischheidnische Gestalt an-

[1]) **Zosim. I, 61:** Aurelian „stellte darin die Bilder des Helios und des Beles auf." Also jedenfalls noch eine Sonnengottheit neben Baal. Oder Aglibol und Malachbel? s. oben S. 179.

[2]) **Firmicus Matern. de errore etc. p. 26.** — Mithras ist nämlich aus einem erhitzten Felsen geboren.

[3]) Auf Münzen des Caracalla sollen mithrische Aufschriften vorkommen. Bei Probus häufig **sol invictus**, aber hier mit der Quadriga.

genommen als er im Sassanidenreich besitzen konnte, bleibt 6. Abschnitt.
dahingestellt, ebenso sein späteres Eindringen in die christliche Kirche. Er durchkreuzt mit seinem Dualismus einstweilen ganz eigentlich den klassischen Glauben, indem er Alles in lauter Symbole auflöst, durch welche die beiden großen Grundprincipien, Licht und Finsterniß, Gott und Materie sich äußern. Das höchste Hervorgebrachte, der Christus dieses Systemes, (mit offenbarem Anschluß an Mithras) ist Weltseele, Sohn des ewigen Lichtes, und Erlöser, aber kaum eine Person; seine historische Erscheinung wird in einem Scheinkörper gedacht. Die Erlösung ist denn auch kein einmaliger Akt, etwa ein Opfertod, sondern eine fortwährende; aus dem sittlich unfreien Zustand des Kampfes zwischen Geist und Materie (oder zwischen der guten und bösen Seele) hilft Christus dem einzelnen Menschen beständig empor zum Lichtreich. Wie weit da von einer streng persönlich gefaßten Unsterblichkeit die Rede sein konnte, wird schwer zu entschei- Seine Unsterblichkeit.
den sein: der „Grundbrief" der Secte redet allerdings von einem „ewigen und glorreichen Leben," und dieß war es vermuthlich auch was den römischen Proselyten am meisten einleuchtete. Das Weitere dieses merkwürdigen Systemes gehört nicht hieher. — Der Stifter Mani hatte selber noch Apostel ausgesandt und trotz aller Verfolgung die Anfänge einer Hierarchie in seiner Gemeinde hinterlassen. Kaum zehn oder zwanzig Jahre nach seinem Martertode war seine Lehre 272—275.
schon weit im römischen Reiche verbreitet. Ein kaiserliches Rescript an den Proconsul von Africa, Julian,[1]) beweist 287.
dieß für Africa proconsularis. Es müssen hier beträchtliche (eher 296).
Unordnungen auf Veranlassung der neuen Secte vorgekommen sein, auch wußte man, daß dieselbe nach Art mehrerer orientalischen Religionen sich gegen die römische nicht fried-

[1]) Mit reichen Varianten in Hänels Ausgabe des **Cod. Theodos.** und **Cod. Gregor. XIV. IV.** In Datum und Ueberschrift sind entweder die Namen oder die angenommene Jahrzahl und der Ort falsch.

Die Manichäerverfolgung.

lich, sondern ausschließend verhalte, und überdieß war sie als eine persische doppelt verdächtig und verhaßt. Diocletian war in der übelsten Stimmung; er befahl, die Anstifter sammt ihren Büchern zu verbrennen, und die übrigen Theilnehmer theils ebenfalls zu tödten, theils (wenn es Leute vom Rang der Honorati oder sonst von einer Dignität seien) sie in die Bergwerke zu senden, unter Einziehung ihres Vermögens. Das Motiv ist wesentlich die Feindseligkeit der neuen Religion gegen die alte, welche letztere sich hier im heiligsten Rechte fühlt, als eine urzeitliche Stiftung der Götter und Menschen. — Von dieser auffallenden Erwähnung an verlieren wir den Manichäismus für mehrere Jahrzehnde aus den Augen. Bis zu Constantins Tode kann er keine bedeutende Rolle mehr gespielt haben, wenigstens wird er in dem großen Ketzeredict [1]) nicht mit Namen genannt. Erst im fünften Jahrhundert erhebt er sich für einige Zeit zum gefährlichsten Feinde der Kirche.[2])

Die obige Auseinandersetzung zeigt, daß die späten Heiden nicht mehr bloß um Fruchtbarkeit, Reichthum und Sieg zu den Göttern beteten; eine dunkle Sorge um das Jenseits hat sich ihrer bemächtigt und treibt sie zu den sonderbarsten Lehren und Weihen.

Aber auch das Diesseits erscheint jetzt in einem andern Lichte. Bei Anlaß der Isismysterien wurde kurz darauf hin-

---

[1]) Euseb. vita Const. III. 64. Sozom. II. 32. Daß Constantin sich auch über die Manichäer Bericht erstatten ließ, meldet Ammian. Marc. XV, 13.

[2]) Schließlich braucht kaum erwähnt zu werden, daß außer diesen besondern Culten auch allerlei geheime magische Mittel die Unsterblichkeit zuwege bringen sollten. Arnob. II. pag. 87 spricht davon: Neque quod Magi spondent, commendaticias habere se preces, quibus emollitæ nescio quæ potestates vias faciles præbeant ad cœlum contendentibus subvolare. . . .

Neue Beziehungen des Göttlichen zum Irdischen.

gedeutet, wie man durch den mühsam zu erwerbenden Schutz Einer großen Gottheit nicht bloß dem Untergang der Seele sondern auch dem trüben, von den Gestirnen abhängigen Erdenschicksal zu entgehen hoffte. Es wird nun zu zeigen sein, wie alles Ueberirdische in einem andern Verhältniß zum Erdenleben stand als früher, wie astrologische, magische und dämonische Beziehungen über die frühern Opfer, Orakel und Sühnungen das Uebergewicht bekamen. Vorhanden waren sie immer gewesen [1]) und schon Homer hatte als Urbild aller Magie die Circe geschildert. Plato redet von herumziehenden Wunderthätern, welche durch geheime Begehungen Segen und Fluch zu Wege bringen wollten; anderwärts finden sich Zauberer, welche Witterung und Fruchtbarkeit, Sturm und Meeresstille in ihrer Gewalt haben. Thessalien ist und bleibt bis tief in die Kaiserzeit das klassische Land zumal des Liebeszaubers, durch Sprüche sowohl als Gebeimmittel. Das alte Italien stand jedoch hierin neben Griechenland schwerlich zurück, da z. B. die Götterbeschwörung, die dem Tullus Hostilius so übel bekam, selbst im altrömischen Cultus ihre Stelle hatte. Wie die Magie in eine Masse abergläubischer Hausmittel für Krankheiten u. dgl. ausmündete, zeigt das achtundzwanzigste und das dreißigste Buch des Plinius hinlänglich. Besonders nahmhaft war die Zauberei der Etrusker, Sabiner und Marser, also der meisten alten Bewohner Mittelitaliens. Abgesehen von magischen Heilungen aller Art trauten die Römer von jeher diesen Künsten die Verzauberung von Kornfeldern, das Wettermachen, die Erregung von Liebe und Haß, die Verwandlung in Thiere und vieles andere zu. Dieser Glaube reflectirte sich dann in den merkwürdigsten Spukgestalten, u. a. der

Die bisherige Magie.

[1]) Vgl. Seldan, Geschichte der Hexenprozesse, S. 23 ff., wo der Beweis geleistet ist, daß die alten persischen Magier keine Zauberer waren und daß die Römer mit Unrecht ihre eigene Magie auf sie zurückführten.

6 Abſchnitt. blutausſaugenden Lamien und Empuſen. Wohl dem, welcher ſich reichlich mit rettendem Gegenzauber ſchützte! Man behing ſich zu dieſem Zweck mit Amuleten von oben bis unten; ja es exiſtirte ein ganzes großes Syſtem magiſcher Vertheidigung, aus welchem beiläufig noch einzelne Züge mitgetheilt werden ſollen.

Wenn man die große Menge von einzelnen überlieferten Zügen dieſes Zauberweſens überblickt, ſo möchte man glauben, daß die ganze alte Welt davon gänzlich beſtrickt und im täglichen Leben unaufhörlich dadurch geängſtigt geweſen ſei. Und dennoch thaten dieſe früher vereinzelt auftretenden Superſtitionen der alten Religion lange nicht ſo ſtarken Abbruch, d. h. ſie ſtörten das naive Verhältniß des Menſchen zur Gottheit lange nicht ſo ſehr, als der ſpätere ſyſtematiſche Aberglaube, welcher namentlich ſeit der Kaiſerzeit zu herrſchen begann.

Die Aſtrologie. Zunächſt iſt hier von der Sterndeutung zu reden, welche als ein altes Vorrecht des Orientes galt und deren Adepten auch in der Regel noch Chaldäer heißen, obwohl ſie nur geringſten Theils wirklich aus dem Lande am untern Euphrat ſtammen mochten. Wenigſtens haben die bekanntern unter ihnen, der Thraſyllus des Tiberius, der Seleucus und Ptolemäus des Otho, griechiſche Namen. Außer der babyloniſchen Weisheit berief man ſich übrigens auch auf ägyptiſche, welche an die Namen Petoſiris und Necepſo geknüpft iſt, die als Autoren der verbreitetſten aſtrologiſchen Schriften galten.

Ihre Unſittlichkeit. Abgeſehen davon, daß die Sterndeuter ſich mit der bloßen Aſtrologie nicht immer begnügten, ſondern noch zu andern ſchrecklichern Erforſchungsweiſen der Zukunft die Hand boten, lag ſchon in der Sterndeutung allein die ſtärkſte Veranlaſſung zur Gottloſigkeit. Der conſequent aſtrologiſch Geſinnte wird aller ſittlichen Erwägung und aller Religion ſpotten, da ſie ihm gegen das aus den Sternen erkannte Fatum weder Troſt noch Hülfe gewähren können. Die

Praxis dieſer geheimen Wiſſenſchaft iſt es vorzugsweiſe, welche z. B. die Kaiſer des erſten Jahrhunderts mit dem grauenvollſten Fluche beladen hat. Unaufhörlich werden die Chaldäer verbannt, weil man aus ihrer Wiſſenſchaft kein kaiſerliches Vorrecht machen kann, weil alle Welt ihre Weiſſagung in Anſpruch nimmt, und eben ſo oft werden ſie zurückgerufen, weil man ihrer nicht mehr entrathen will. Wer dann nach Rom zurückkehrte mit den Schwielen von den Feſſeln, die er auf irgend einer Inſel des ägäiſchen Meeres getragen, der war gewiß, daß man ſich um ihn ſtreiten würde.[1] Der Inhalt dieſer Wiſſenſchaft iſt kurz der, daß für alle möglichen relativen Stellungen der Planeten zu den Zeichen des Thierkreiſes ein Verzeichniß von entſprechenden Schickſalen erfunden wird. Die Stunde entſcheidet über Alles; man kann Horoſcope ſtellen für das alltäglichſte Vorhaben, z. B. eine Spazierfahrt, einen Gang in's Bad, wie für das ganze Leben eines Menſchen, wenn man nur die Conſtellation im Augenblick ſeiner Geburt kennt. — Wer noch die Augen offen behielt, ſah die Nichtswürdigkeit des ganzen Betruges ein und konnte ihn handgreiflich nachweiſen.[2] Wie ſollten die Conſtellationen irgend eine beſtimmte durchgehende Schickſalsbedeutung haben können, da ſie ja zu derſelben Stunde für den Beobachter in Meſopotamien ganz anders ſich geſtalten als an der Donau oder am Nil? Warum haben die Menſchen, die zu derſelben Stunde geboren werden, nicht daſſelbe Schickſal? Warum ſoll die Conſtellation der Geburt den Vorzug haben vor derjenigen der Empfängniß? Warum ſchützt die größte Verſchiedenheit der Geburtsſtunde nicht vor ganz gleichartigem Untergang, z. B. bei Erdbeben, Eroberung, Sturm auf der See u. dgl.? Und ſoll ſich das vorgebliche hohe Sternenfatum etwa auch auf Fliegen, Würmer und anderes Ungeziefer ausdehnen? Es

Ihre Nichtigkeit.

[1]) Juvenal. VI, 553. s.

[2]) So z. B Favorinus bei A. Gellius XIV. 1.

6. Abschnitt. wird sogar nicht ohne Ahnung gefragt, ob es nicht noch mehr Planeten geben möchte als die (damals) bekannten? Und zuletzt geben alle besonnenen Menschen zu, daß es gar kein Glück sei, die Zukunft zu wissen und jedenfalls ein Unglück, etwas falsches darüber zu erfahren.

Aber alle Vernunftgründe der Welt konnten diese sogenannte Wissenschaft nicht ausrotten bei einem Volke, dem schon in der Blüthezeit seiner Cultur die Idee einer göttlichen Weltordnung, eines alldurchdringenden Systems sittlicher Zwecke fremd geblieben war und das jetzt mehr als je über alle Schicksalsfragen in Ungewißheit und Angst schwebte. Der Aberglaube war hier ein um so dringenderes Bedürfniß, je mehr die natürliche Energie verschwand, womit der Einzelne dem Fatum Trotz geboten hatte. In der spätern Kaiserzeit sucht sich jedoch die Astrologie auf dieselbe merkwürdige Weise zu versittlichen, wie so manche früher verrufene Geheimculte.[1]) Es ist hierüber ein vollgültiges Zeugniß vorhanden in den „acht Büchern Matheſis" des heidnischen Firmicus Maternus,[2]) welcher bald nach Constantins Tode schrieb. Am Ende des zweiten Buches dieser vollständigen Theorie des ganzen Sternglaubens wird dem Astrologen eine lange feierliche Vermahnung ertheilt, welche den Zweck hat, diesem ganzen Treiben das Compromittirende, Unheimliche, Düstere zu benehmen.[3]) Der Mathematicus soll einen göttlichen Wandel führen, sintemal er mit Göttern umgeht; er erweise sich zugänglich, rechtschaffen, nicht geldgierig; er gebe

Versuch einer Versittlichung.

Der heidnische Firmicus.

[1]) Der Uebergang zeigt sich schon bei Alexander Severus, welcher laut **Hist. Aug. Al. Sev. 45** die Astrologen von Staatswegen besoldete und also öffentlich anerkannte.

[2]) **Firmici Materni, Matheseos libri VIII, ed. Basil. 1551.** (Einige Lücken ausgefüllt von Lessing. S. dessen sämmtliche Werke, Ausgabe von Lachmann, Bd. IX.) Die Identität mit dem gleichnamigen christlichen Verfasser der Schrift: **de errore profanar. religionum** wird gänzlich aufgegeben.

[3]) Eine ähnliche Absicht tritt bei **Ammian. Marc. XIX, 12** zu Tage.

ſeinen Beſcheid öffentlich und bedeute den Fragenden von vorn herein, daß er ihm laut antworten werde, um auf dieſe Weiſe die unerlaubten und unſittlichen Fragen abzuſchneiden. Er muß Weib und Kinder haben und ehrbare Freunde und Bekanntſchaften; er verkehre mit Niemand insgeheim, ſondern zeige ſich unter den Leuten, halte ſich aber von allem Hader fern und nehme gar keine Fragen an, die auf Jemandes Schaden oder Untergang, auf Befriedigung von Haß und Rache abzielen. Er zeige ſich durchgängig als Ehrenmann und verbinde mit ſeinem Beruf keine wucheriſchen Geldgeſchäfte (wie demnach die verrufenen Aſtrologen häufig mögen gethan haben). Eide ſoll er weder leiſten noch verlangen, namentlich nicht in Geldſachen. Er ſuche auf Irrende in ſeiner Umgebung wohlthätig einzuwirken und überhaupt nicht bloß durch förmliche Entſcheide aus den Geſtirnen, ſondern auch durch freundſchaftlichen Rath die leidenſchaftlichen Menſchen auf die rechte Bahn zu leiten. Nächtliche Opfer und Ceremonien, öffentliche wie geheime, möge er meiden; ebenſo die Circusſpiele, damit Niemand glaube, ſeine Gegenwart hänge mit dem Sieg einer Partei, der Grünen oder der Blauen zuſammen. Die immer ſehr bedenkliche Frage über die Genitura, das Horoſcop eines Dritten beantworte er nur zögernd und verſchämt, damit es nicht ausſehe, als wollte er irgend Jemand einen Vorwurf aus dem machen, was böſe Sterne für ihn beſchloſſen haben. Das Wort **decretum**, Beſchluß, iſt nämlich der ſtets wiederkehrende techniſche Ausdruck.

Der Aſtrolog und das Kaiſerſchickſal.

Bei weitem die gefährlichſte Zumuthung an die Aſtrologen, welche in den erſten zwei Jahrhunderten des Imperiums ihnen und ihren Kunden ſo oft den Untergang gebracht, war die Anfrage über das Schickſal des Kaiſers. Der Cäſarenthron ohne Dynaſtie war jederzeit umgeben von Ehrgeizigen, die aus den Sternen zu wiſſen verlangten, wann und wie der Kaiſer ſterben und wer auf ihn folgen würde. Auch dieſer Frage weiß jetzt die Theorie aus dem Wege zu

6. Abschnitt. geben. Firmicus Maternus setzt auseinander, man könne über das Schicksal des Kaisers überhaupt nichts wissen, weil dasselbe den Sternen nicht unterworfen sei, sondern unmittelbar von der höchsten Gottheit geleitet werde. Der Kaiser als Herr der Welt, hat den Rang eines jener vielen Dämonen, welche als schaffende und erhaltende Mächte von der Gottheit über die Welt gesetzt sind, und deßhalb wissen die Sterne, die eine niedrigere Potenz vorstellen, nichts über ihn zu sagen. Die Haruspices, wenn sie das kaiserliche Schicksal durch Eingeweideschau ermitteln sollen, sind in demselben Falle, sie pflegen die Adern und Fibern absichtlich durcheinander zu wirren, um nicht Antwort geben zu müssen. — Diese Zugeständnisse halfen jedoch im vierten Jahrhundert der Astrologie nicht mehr viel; verflochten mit allen andern Arten des Aberglaubens hatte sie den Thron und das Christenthum zugleich gegen sich und unterlag mit der Magie und den übrigen Zauberkünsten den gemeinsamen Verboten und Verfolgungen.

Das System. Der Raum erlaubt nicht, aus dem Lehrgebäude des Firmicus einen Auszug mitzutheilen, auch wird ihn heutigen Tages Niemand ganz durchlesen, als wer entweder selbst von diesem Wahn befangen ist oder wer den Autor neu herausgeben will, wozu es bei der Seltenheit der ältern Editionen wohl Zeit sein möchte. Die eigentlichen Geheimnisse, für deren Bewahrung der Verfasser von seinem Adressaten (Mavortius Lollianus, einem hohen Beamten) einen schweren Eid beim höchsten Gotte verlangt, sind in den beiden letzten Büchern enthalten: nämlich das Verzeichniß derjenigen Constellationen, welche den Menschen zum Mörder, Blutschänder, Mißgebornen, oder zum Gladiator, zum Advokaten, zum Sklaven, zum Findling u. s. w. machen. Diesem abscheulichen Wahnsystem zufolge müßte jede sittliche Zurechnung aufhören, und ohne Zweifel war dieß die Meinung der frühern, gewissenlosen Chaldäer gewesen; allein so weit hat die neu erwachte Moralität bereits gewirkt, daß der Autor des con-

stantinischen Zeitalters sich nach einer sittlichen Ausgleichung umsehen muß, die bei ihm vielleicht in der That mehr ist als eine bloße Ausrede. Er glaubt nämlich (B. I. Cap. 3) man könne auch den furchtbarsten Decreten der Sterne Widerstand leisten, durch vieles Gebet und eifrige Verehrung der Götter; so habe Socrates Sternenhalber alle Leidenschaften gehabt und sichtbar auf dem Antlitz getragen, sie jedoch Tugendhalber bemeistert. „Denn den Sternen gehört „was wir leiden und was uns wie mit Feuerbränden stachelt „(d. h. die Leidenschaften), der Göttlichkeit des Geistes aber „gehört unsere Kraft zum Widerstande.“ Vorzüglich ist das Unglück der Guten und das Glück der Bösen die Wirkung der Gestirne. — Dieser Trost erscheint aber doch nur äußerlich an das System angeschraubt und nimmt sich schwach aus neben der in genauer Ordnung auf einigen hundert Folioseiten vorgetragenen Theorie des Unsinns, welche damit anfängt, unter die sieben Planeten die einzelnen Temperamente und die Glieder des Leibes, unter die zwölf himmlischen Zeichen dagegen die Farben, Geschmäcke, Klimata, Gegenden, Lebensstellungen und Krankheiten zu vertheilen. Der Krebs z. B. bedeutet den scharfen salzigen Geschmack, die helle und weißliche Farbe, die Wasserthiere und kriechenden Thiere, das siebente Klima, die stillen oder fließenden Wasser, die mittelmäßigen Menschen und alle Krankheiten des Herzens und des Zwerchfells. Dagegen giebt der Astrolog die Menschenracen und die Völkercharactere im Ganzen frei; es genügt ihm, wenn die Individualitäten von den Sternen bedingt sind. — Die vielen sonstigen Curiosa, welche hin und wieder in dem Buche vorkommen, dürfen uns hier nicht weiter aufhalten.[1])

Moralische Ausrede.

Es ist in diesem System mehrfach von einem höchsten Gotte die Rede, welchem alle andern übermenschlichen We-

[1]) Von der frühern astrologischen Literatur spricht Firmicus besonders II. Proœm. und IV. Proœm., 10, 11, 16.

6. Abſchnitt. ſen als bloße Mittelmächte unterthan ſind. Konnte denn die Philoſophie ſich nicht ein für allemal dieſes höchſten Gottes bemächtigen und einen vernünftigen Theismus geltend machen?

Stellung der Philoſophie.

Es iſt ein demüthigendes Zeugniß für die Unfreiheit des menſchlichen Geiſtes gegenüber den großen geſchichtlichen Mächten, daß die damalige Philoſophie, zum Theil durch wahrhaft edle Perſönlichkeiten vertreten und mit aller Erkenntniß der alten Welt ausgerüſtet, ſich gerade hier auf die dunkelſten Nebenpfade verlor, und daß wir ihr wenigſtens für den Anfang des vierten Jahrhunderts keine andere Stelle als zwiſchen zweierlei Aberglauben anweiſen können, obwohl ſie in moraliſcher Beziehung einen Fortſchritt ausmacht.

Mit dem geiſtigen Umſchwung [1]) ſeit dem Ende des zweiten Jahrhunderts geht das Ausſterben der alten philoſophiſchen Schulen parallel; Epicureer, Cyniker, Peripatetiker u. ſ. w. verſchwinden, ſelbſt die Stoiker, deren Sinnesweiſe ſich mit den beſten Seiten des römiſchen Charakters ſo enge verbunden hatte. Neben einem ſehr entwickelten theoretiſchen Skepticismus hatte der offene Hohn eines Lucian die Nichtigkeit aller Sectenunterſchiede proclamirt,[2]) während doch bereits als Reaction eine neue Lehre, dogmatiſcher als alle frühern und alſo gewiſſermaßen in Harmonie mit der neuen religiöſen Regung, vor der Thür wartete. Es war dieß der

Die Neuplatoniker.

Neu-platonismus. Vor ihm her ging eine ſonderbare Befreundung mit orientaliſchem Aberglauben und ein emſiges Forſchen in den Erinnerungen an die alte, längſt verſchollene Schule des Pythagoras, deſſen Weisheit man ebenfalls für orientaliſchen Urſprunges hielt; ſonſt wurde aus dem platoniſchen Syſtem ſelber das Weſentliche für den neuen Bau entlehnt. Der Träger der Schule in der mitt-

---

[1]) Vgl. H. Ritter, Geſchichte der Philoſophie, Bd. IV. — Tſchirner, Fall des Heidenthums, S. 404 ff.

[2]) Vgl. u. a. ſeine Schrift: das Gaſtmahl, oder die Lapithen.

lern Zeit des dritten Jahrhunderts, Plotinus, erscheint als bedeutender Denker, und das System in seinem mystischen Schwung als ein möglicher Gewinn gegenüber dem öden Skepticismus, welcher vorher geherrscht hatte. Es liegt etwas Wahres und noch mehr poetisch Schönes in der Lehre von dem Ausfluß aller Dinge aus Gott, in bestimmten absteigenden Graden des Daseins, je nach der größern oder geringern Mischung mit der Materie. Kein System hat der menschlichen Seele einen höhern Rang angewiesen; sie ist eine unmittelbare Emanation aus dem göttlichen Wesen und kann sich zeitweise ganz mit demselben vereinigen, wobei sie dann über alles gewöhnliche Leben und Denken hinausgehoben ist. Wir haben es jedoch weniger mit der Schullehre zu thun, als mit der praktischen, sowohl moralischen als namentlich religiösen Stellung, welche der Neuplatonismus seinen Jüngern anwies oder gestattete. Es wiederholt sich hier die alte und neue Erscheinung, daß ein speculatives System wider Vermeinen nur das Band, der zufällige Zusammenhalt, keineswegs aber der herrschende Mittelpunkt ist für Richtungen und Kräfte, die auch ohne sein Zuthun vorhanden wären. 6. Abschnitt

Bedingter Monotheismus.

Diese späteste Philosophensekte des Alterthums zeigt, wie vor Allem bemerkt werden muß, durchaus keinen Fortschritt nach der Seite des Monotheismus hin, welcher bei vielen frühern Denkern weit mehr ausgebildet erscheint als in dem „Einen," dem „Einen schlechthin," oder wie sonst die neuen Benennungen der höchsten Gottheit oder des Urwesens lauten, das zwar bewußt, aber in pantheistischer Weise der Welt innewohnend gedacht wurde. Daneben nahm man den ganzen Polytheismus in das System herein in Gestalt des Glaubens an die Dämonen, welche als Untergötter den einzelnen Ländern, der Natur, den Lebensbeziehungen vorstehen sollten. Sie sind von jeher in der griechischen Religion vorhanden, aber in sehr schwankender Gestalt, bald mehr bald weniger von den Göttern unterschieden und trübe

Dämonen.

6. Abschnitt. schon von der Philosophie nicht ohne Willkür in theologische Systeme verwoben. Später giebt ihnen der Volksglaube in der Regel eine unheimliche, gespenstische Gestalt, und betrachtet sie wohl hie und da als Rächer des Bösen und als Beschützer, doch vorherrschend als Sender von Krankheiten.[1]) Die neuplatonische Philosophie faßte sie, wie wir sehen werden, als demiurgische Mittelwesen auf.

Die alten Götter waren auf diese Weise überflüssig, wenn sie nicht geradezu selber in diese Reihe eintraten und sich dämonisirten. Von der vulgären Mythologie ließ sich natürlich jetzt kein Gebrauch mehr machen, und so wurden die Mythen sinnbildlich ausgedeutet, als Hüllen physischer, religiöser und sittlicher Wahrheiten, wobei bisweilen die verschrobensten Erklärungen zu Tage kamen, gerade wie beim Euhemerismus, wovon diese Tendenz die Kehrseite bildet. In der Lehre von der Menschenseele, so hoch dieselbe auch als göttliche Emanation gestellt wird, reicht das System nicht bis zur ewigen Seligkeit, sondern nur bis zur Seelenwanderung, die sich allerdings bei den Besten zu einer Versetzung in bestimmte Gestirne modificirt; wir sahen, daß die Ueberlebenden bisweilen das betreffende Sternbild zu errathen meinten. Ja schon hienieden wurden den Eingeweihten bisweilen, doch gerade den Frühern und Bessern nur höchst selten, Augenblicke der Seligkeit zu Theil, da sie Gott zu schauen glaubten.

Seelenwanderung.

Wesentlicher als diese Theosophie, ja ein bedeutendes Zeichen des Jahrhunderts ist das Zusammentreffen der Neuplatoniker mit der in der Zeit liegenden Richtung auf Moralität und Ascese. Diese wird wohl als etwas specifisch Christliches der freien antiken Sittlichkeit gegenübergestellt, wie die christliche Diesseitigkeit der antiken Jenseitigkeit, aber mit eben so geringem Rechte, sobald man das Heidenthum des dritten Jahrhunderts in's Auge faßt. Auch hier er-

Ascetische Richtung.

---

1) Die schauerliche Geschichte vom Pestdämon zu Ephesus, Philostrat. vita Apollon. IV, 10.

kennen wir eine merkwürdige Vorahnung oder Spiegelung deſſen was das folgende Jahrhundert bringen ſollte.

und Ideale.

Der Neuplatonismus nämlich ſtellt heidniſche Ideale auf, Lebensgeſchichten begnadigter Götterfreunde, welche in unbedingter Enthaltſamkeit lebend, bei allen berühmten Völkern des Alterthums herumreiſen, deren Weisheit und Myſterien ergründen und durch ihren beſtändigen Verkehr mit der Gottheit ſich zu Wunderthätern und übermenſchlichen Weſen entwickeln. Mit der allzu genau hiſtoriſch bekannten Perſon des göttlichen Plato ſelber wurde dieß nicht verſucht, obwohl er in der Schule immerhin ein dämoniſches Anſehen genoß; ein gewiſſer Nikagoras von Athen z. B., der zur Zeit Conſtantin's die Wunder Aegyptens beſuchte, hat in den Grüften von Theben ſeinem Namen das Gebet beigeſchrieben: „auch hier ſei mir gnädig, Plato!“[1]) Dafür lag Pythagoras ſchon weit genug in mythiſcher Ferne, um zu einer Bearbeitung ſeines Lebens in dieſem Sinne einzuladen, die denn auch von Jamblichus (zur Zeit Conſtantin's) unternommen wurde, nachdem noch deſſen nächſter Vorgänger Porphyrius den Pythagoras mehr in hiſtoriſch beſonnener Weiſe geſchildert hatte.

Pythagoras.

Andererſeits war das Leben des Wunderthäters Apollonius von Tyana, obwohl es erſt in das erſte Jahrhundert nach Chriſtus fiel, dunkel und außerordentlich genug geweſen, um zum Tendenzroman verarbeitet werden zu können, und bereits unter Septimius Severus unterzog ſich Philoſtratus dieſer Aufgabe.[2]) Es iſt hier nicht die Stelle, dieſes höchſt merkwürdige Buch zu analyſiren, wir müſſen nur auf den ſonderbaren Compromiß hinweiſen, welchen hier

Apollonius von Tyana.

[1]) **Boeckh, corp. inscr. gr. III, fasc. II. N. 4770.**

[2]) Die frühere Anſicht von einer polemiſchen Tendenz des Philoſtratus gegen die Chriſten oder auch nur von einer abſichtlichen Parallel mit Chriſtus wird jetzt völlig aufgegeben. Vgl. Ritter, a. a. O. S. 494 N. — Reſte einer andern Tradition über Apollonius, welcher als Wunderthäter für ganze Städte durch ſog. Telesmata auftritt, finden ſich bei **Malalas. X. ed. Bonn. p. 264 seq.**

6. Abſchnitt. die alte griechiſche Subjectivität mit der orientaliſchen Wunderſucht und Caſteiung geſchloſſen hat. Derſelbe Apollonius, welcher barfuß im Linnenkleid einhergeht, keine thieriſche Nahrung noch Wein genießt, kein Weib berührt, ſein Vermögen verſchenkt, Alles weiß [1]) und kennt — ſelbſt die Thierſprachen —, in Hungersnoth und Aufruhr wie ein Gott auftritt, Wunder über Wunder thut, Dämonen austreibt und Todte erweckt, dieſer nämliche übt den vollen griechiſchen Cultus der Perſönlichkeit und zeigt bisweilen das eitle Selbſtgefühl eines verzogenen Sophiſten. Zunächſt iſt er von gutem Hauſe, ſchön von Geſtalt, ſpricht rein attiſch, und hat ſchon als Knabe die ſämmtlichen Syſteme hinter ſich; Huldigungen aller Art nimmt er mit größter Gravität in Empfang; er weiß ſchon ſehr früh, daß der Punkt erreicht ſei, da er nicht mehr zu forſchen, ſondern das Erforſchte mitzutheilen habe. Von Demuth iſt überhaupt noch keine Spur zu entdecken, vielmehr ſucht der heilige Mann Andere zu demüthigen und wer zu ſeinen Vorträgen lacht, den erklärt er für beſeſſen und beſchwört ihn demgemäß. Manche Züge dieſes Bildes entlehnte hundert Jahre ſpäter Jamblichus, um ſein Pythagorasideal damit auszuſtatten, das ſonſt zum Theil auf der mehr oder weniger echten alten Tradition beruht. Auch Pythagoras, um ſich als eine „von Apoll geführte Seele," ja als menſchgewordener Apoll auszuweiſen, muß jetzt nicht bloß aſcetiſch leben, ſondern auch Wunder thun, vom Carmel an die Meeresküſte niederſchweben, Thiere beſchwören, an mehrern Orten zugleich ſein u. dgl. m.

Einwirkung des Orients.

Die Vorbilder der in dieſen Idealgeſtalten perſonificirten beſchaulichen Aſceſe hat man offenbar in den Büßern der verſchiedenen orientaliſchen Religionen zu ſuchen, von den jüdiſchen Naſiräern und Therapeuten bis zu den enthaltſamen Magiern Perſiens und den indiſchen Fakirs, welche den Grie-

[1]) „Ich weiß alle Sprachen der Menſchen und auch das, wovon ſie ſchweigen", ſagt Apollonius ſelber. I. 19.

chen als Gymnoſophiſten recht wohl bekannt waren. Aber auch die theoretiſch zur Sittlichkeit leitende Lehre von dem Abfall der Menſchenſeele, von ihrer Verunreinigung durch die Materie, von der Nothwendigkeit ihrer Reinigung iſt orientaliſchen, und zwar am eheſten indiſchen Urſprunges.[1]) Nur hätte weder die Buße noch ihre ſpeculative Begründung allein von Oſten her Eingang gefunden, wären die Gemüther nicht von Hauſe aus in einer gleichartigen Bewegung begriffen geweſen. Einzelne merkwürdige Berührungen des Syſtems mit dem Chriſtenthum, ja ein gegenſeitiger Einfluß des einen auf das andere konnten ebenfalls nicht ausbleiben.

Die Neuplatoniker als Beſchwörer.

Dieſe Schule nun, die ſich nach Plato nannte, läßt ſich auf den allerdumpfſten Aberglauben ein und geht zeitweiſe förmlich in Magie und Theurgie auf. In jener großen Stufenreihe aus Gott emanirter Weſen wirkt nämlich Geiſt auf Geiſt und Geiſt auf Natur in magiſcher Weiſe, und den Schlüſſel zu dieſer Magie beſitzt der Eingeweihte; was man von jenen halbmythiſchen Thaumaturgen, von einem Pythagoras oder Apollonius in dieſer Beziehung glaubte, das traute man auch ſich ſelber fortwährend zu. Die Neuplatoniker leben als Rhetoren, Sophiſten, Erzieher, Sekretäre wie die Philoſophen der frühern Kaiſerzeit; mitten aus dieſer Thätigkeit aber erheben ſie ſich bisweilen auf einmal zur Beſchwörung von Göttern, Dämonen und Seelen, zu Wunderkuren und geheimnißvollem Spuk der verſchiedenſten Arten.

Plotinus. 205—270.

Bei dem Edelſten der Schule, dem Aegypter Plotinus, tritt dieſe Seite nicht beſonders hervor;[2]) ſeine ſittliche

[1]) Ritter, a. a. O. S. 414 ff. Tzſchirner, a. a. O. S. 590. Ob in den Neuplatonikern dieſe Lehre bis zu einem lebendigen Gefühl der Sündhaftigkeit führte, bleibt doch immer ſehr ungewiß. Der Hochmuth dauert fort.

[2]) Vgl. das Leben Plotin's von Porphyrius, beſonders c. 7. — Für das Folgende die **vitæ philosophorum** des Eunapius, Ausg. von Boiſſonade und Wyttenbach.

6. Abschnitt. Reinheit und Casteiung, wozu er auch Andere, selbst viele vornehme Römer zu begeistern weiß, gewährt ihm wie von selbst die Gabe der Ahnung und Weissagung; zur Beschwörung schreitet er wie es scheint, nur gezwungen. Gleichwohl behielt er ein übermenschliches Ansehen, und so lange es Heiden gab, „erkalteten seine Altäre nicht.“ Bei seinem
geb. 233. Schüler, dem Phönicier Porphyrius bemerkt man sogar eine
Porphyrius. direkte Abneigung gegen die Magie, ja er zweifelt an der ganzen Dämonologie seiner Schule und zieht sich dadurch deren schweres Mistrauen zu. Auf seine Einwürfe erfolgte eine Antwort, welche unter dem unrichtigen Titel „von den Mysterien der Aegypter“ bekannt ist und vielleicht ebenfalls
Jamblichus. mit Unrecht dem Cölesyrier Jamblichus zugeschrieben wird, der unter Constantin als das Haupt der Schule zu betrachten war.[1]) Man kennt aus dem alten Indien und aus dem germanischen Mittelalter die oft großartige Mystik eines mehr oder weniger bewußten Pantheismus; hier dagegen handelt es sich um eine Mystik des Polytheismus, dessen Götter freilich zu Dämonen verschiedenen Stufenranges ohne bestimmte Persönlichkeit abgeblaßt sind. Wie diese Geister zu verehren, zu rufen, zu unterscheiden seien, wie das ganze Leben des gottgeliebten Weisen in derartigem Cultus aufgehen müsse, das ist in Kürze der Inhalt des traurigen Machwerkes, und nur allzusehr neigt dann die Schule des vierten Jahrhunderts überhaupt nach dieser Entartung hin; ja sie erkennt in der Theurgie eine wesentliche Waffe zum Kampf gegen das Christenthum. Von da an war ihre sonstige platonische Doctrin und Speculation bloße Zuthat.

Das Beschwörungssystem. Ein flüchtiger Blick auf dieses System der Dämonenbannung ist hier nicht am unrechten Orte. Die Möglichkeit derselben beruht darauf, daß die Seele des Bannenden

[1]) Nach Ritter a. a. O. rührt die Schrift von dem Aegypter Abammon her. Immerhin vertritt sie die spätern neuplatonischen Schulansichten und kann nicht als vorherrschend ägyptisch gelten.

ſich in einen abſolut leidenloſen Zuſtand verſetze und eine innige bis zur Identität geſteigerte Einheit mit dem betreffenden Geiſterweſen eingehe; das letztere wird nicht ſowohl durch Bann oder Zwang herabgerufen, als vielmehr die Seele hebt ſich zu ihm empor. Selbſt was von äußerlichen Gegenſtänden bei der Bannung gebraucht wird, iſt hier nicht bloßes Symbol, ſondern es hat eine myſtiſche Verwandtſchaft mit dem betreffenden Göttlichen. Von dem „Einen", dem ſich ſelbſt genügenden oberſten Gott iſt zwar auch die Rede, aber ſich mit ihm zu vereinigen iſt die Sache ſehr Weniger, und der Einzelne gelangt dazu ohnedieß nur nachdem er die Dämonen verehrt und ſich mit ihnen vereinigt hat. Die zum Theil aus jüdiſcher Theologie entlehnten Rangſtufen der geiſtigen Weſen vom höchſten Gott abwärts ſind: Götter, Erzengel, Engel, Dämonen, Herrſchaften, Heroen, Gebieter und Seelen;[1]) die letztern ſind das ganz Individuelle, und von ihnen aufwärts nähern ſich die Geiſter immer mehr der Einheit oder Weſenheit. Die ſämmtlichen acht Stufen werden in einer großen Tabelle claſſificirt nach Form, Art, Veränderlichkeit, Auftreten, Schönheit, Schnelligkeit, Größe, Lichtglanz u. ſ. w. Weſentlicher ſind ihre Verrichtungen und Gaben in Beziehung auf den Menſchen. Die Götter reinigen die Seelen vollkommen, und ſchenken Geſundheit, Tugend, Aufrichtigkeit, langes Leben; die Erzengel ebenſo, nur nicht ſo genügend und dauernd; die Engel löſen die Seelen von den Banden der Materie und reichen ähnliche Gaben, nur mehr in ſpeciellem Sinn; die Dämonen ziehen die Seelen zu den natürlichen Dingen abwärts, beläſtigen den Leib, ſenden Krankheiten und Strafen ꝛc. die Heroen führen die Seelen zur Beſchäftigung mit den ſinnlich wahrnehmbaren Dingen und regen ſie zu großen und edeln Thaten an, verhalten ſich aber ſonſt ähnlich wie

Rangordnung der Geiſterwelt.

[1]) Allgemeinere Geltung hatten indeß nur Götter, Dämonen, Heroen und Seelen.

6. Abſchnitt. die Dämonen; die Herrſchaften haben die Leitung der weltlichen Dinge, und geben weltliche Güter und Lebensbedürfniſſe; die Gebieter gehören zum ganz Materiellen und geben nur Irdiſches; die Seelen endlich, wenn ſie erſcheinen, treiben zur Zeugung an, benehmen ſich jedoch nach ihrem Werthe ſehr verſchieden. Jeder Geiſt erſcheint mit einem Gefolge des nächſtfolgenden Ranges, die Erzengel z. B. mit Engeln u. ſ. w. Die guten Dämonen bringen ihre Wohlthaten gleich mit ſich; die Rachedämonen zeigen künftige Martern bildlich an; die böſen Dämonen kommen mit reißenden Thieren. Alle dieſe Geiſter haben auch ihre Körper, nur ſind ſie um ſo unabhängiger davon, je höher ſie in der Rangordnung ſtehen. Wird etwas im Ritual verfehlt, ſo finden ſich ſtatt der gerufenen böſe Geiſter[1]) ein, welche ſich in die Geſtalt jener verkappen, der Prieſter kann ſie aber an ihrer hochmüthigen Prahlerei erkennen. Ein richtig vollzogenes Ritual dagegen hätte ſeine Folge ſelbſt wenn der Beſchwörende kein Wiſſender wäre, „denn nicht die Erkenntniß vereinigt den Opferer mit dem Gotte, ſonſt trügen die bloßen Philoſophen dieſe Ehre ausſchließlich davon.“ Der Widerſtreit dieſer ſacramentalen Indifferenz der Perſon mit der oben verlangten Leidenloſigkeit und ſonſtigen Vorbereitung der Seele ſpringt in die Augen, allein es kommen hin und wieder noch größere Inconſequenzen in dieſem Buche vor. — Nun erfährt man auch Einiges von dem äußern Apparat und von den Formeln. Im Gegenſatz zu der ſonſtigen neuplatoniſchen Lehre, welche bloß unblutige Opfer geſtatten will, wird hier mit einer offenbar ägyptiſchen Zuthat für jeden Gott die Opferung desjenigen Thieres verlangt, welchem er präſidirt, und mit welchem er alſo magiſch verwandt iſt. Sonſt gilt es Steine, Kräuter, Wohlgerüche u. dgl. m. Gegen die ſchlechten Manieren gewiſſer ägyptiſcher Beſchwörer, gegen ihre rohen Drohworte

Die böſen Geiſter.

[1]) Ueber dieſe ſog. Antitheï vgl. Arnob. adv. gent. IV. p. 134.

an die Götter wird ausdrückliche Verwahrung eingelegt; dergleichen wirke nur auf gewiſſe geringere Dämonen und die Chaldäer vermieden es durchaus. Auch die magiſchen Schriftzüge, deren ſich Manche bedienen, bringen höchſtens eine geringe und undeutliche Erſcheinung zuwege und demoraliſiren den Beſchwörer, der dann leicht in die Gewalt der böſen, trügeriſchen Dämonen fällt.

Zuverläſſigkeit der Beſchwörungen.

Treten wir einen Augenblick aus dieſem Nebel des Wahnes heraus, um zu fragen: wie weit der objective Thatbeſtand bei den Erſcheinungen möchte gegangen ſein? Denn mit bloßen Phantaſiebildern hat man es nicht zu thun. — Bekanntlich ſollen die Geiſterbanner des jüngſtvergangenen Jahrhunderts ſich vorzüglich der Lanterna magica bedient haben, deren Bilder ſich auf ſtarken, zugleich narkotiſch wirkenden Dämpfen reflectirten. Etwas Aehnliches ging auch bei den Beſchwörern zur Zeit des Porphyrius vor; es iſt ausdrücklich von einer Kunſt die Rede, welche aus gewiſſen mit Feuer angemachten Dämpfen zur günſtigen Stunde die Scheinbilder der Götter in der Luft erſcheinen läßt. Jamblichus oder Abammon läßt hier keinen Betrug gelten; eine wahre magiſche Wirkung finde wohl Statt; allein er behauptet, Scheingeſtalten dieſer Art, welche verſchwinden müſſen ſobald der Dampf ſich zertheilt, würden von denjenigen Prieſtern, die jemals wahrhaft göttliche Geſtalten geſehen, nur wenig geachtet; die Magie erreiche damit gleichſam nur eine äußere Hülle, ein Schattenbild der Gottheit. Wenn aber nicht auf dieſe, ſo wurde auf irgend eine andere Art durch äußerliche Phantasmagorien die gewünſchte Erſcheinung zu Stande gebracht, worüber ſich die Kenner der antiken Optik und Mechanik verſtändigen mögen. Wie weit der Theurg ſich dabei eines Betruges bewußt war, wie weit er denſelben als einen „frommen“ rechtfertigte, bleibt natürlich ungewiß. Daß es ſich aber oft um eine wirkliche Erſcheinung und nicht bloß um ekſtatiſche Verzückungen und Hallucinationen han-

6. Abſchnitt. delte, erhellt aus den vielen Bannungen in Gegenwart Mehrerer.

Träume. Jamblichus, oder wer ſonſt die Schrift verfaßt haben mag, weiß außer den Geiſterbannungen auch noch über andere Fragen aus dem Gebiet des Uebernatürlichen Auskunft. Er erzählt z. B. von den gottgeſandten Träumen, ſie kämen nicht im vollen Schlafe, ſondern in halb oder ganz wachem Zuſtande höre der Menſch kurze geflüſterte Worte „thue dieß oder jenes"; er fühle ſich von einem geiſtigen Weben umfangen, und erblicke dabei bisweilen ein reines und ruhiges Licht. Dagegen wird die weiſſagende Bedeutung der gewöhnlichen Träume nur ſehr niedrig angeſchlagen.

Inſpirationen. Von einzelnen göttlich Inſpirirten heißt es, ſie lebten überhaupt ein göttliches, kein animaliſches Leben mehr, und fühlten deßhalb weder Feuer noch Stichwunden, noch ſonſtige Martern; übrigens könne die göttliche Gegenwart auch bloß die Seele oder nur einzelne Theile des Leibes afficiren, ſo daß Einige tanzen und ſingen, Andere ſich hoch aufrichten, in der Luft ſchweben, ja von Feuer umwallt erſcheinen, wobei ſich göttliche Stimmen bald laut bald leiſe hören laſſen. Viel niedriger ſteht die freiwillige magiſche Aufregung durch gewiſſe Räucherungen, Tränke oder Formeln u. dgl., ſo daß man im Waſſer, in der reinen Nachtluft, in der Sonne, an gewiſſen Mauern, die mit geweihten Zeichen bedeckt ſind, das Verborgene und Zukünftige erkennt. Es geht aber ein ſolcher Strom von Ahnung und Weiſſagung durch die ganze ſichtbare Welt, d. h. das Syſtem will ſich ſo wenig den einzelnen Volksaberglauben entgeben laſſen, daß man auch aus Steinchen, Ruthen, Hölzern, Korn u. ſ. w., ja ſelbſt aus den Reden der Verrückten die Zukunft herausleſen mag. Auch der Vögelflug wird von göttlichen Kräften geleitet zur Erzweckung von Zeichen, ſo daß ſelbſt dieſe ſprichwörtliche Freiheit ſich zur Unfreiheit verkehrt.

Verhältniß zur Aſtrologie. Auf die gewöhnliche Aſtrologie wird als auf einen zweckloſen Umweg, ja als auf einen Irrthum

ziemlich geringschätzig herabgesehen, indem gar nicht die Constellationen und Elemente das Schicksal entscheiden, sondern die Stimmung des Weltganzen in dem Augenblick, da die Seele in das Erdenleben niedersteigt. Dieß hat jedoch die Astrologen nicht gehindert, mit dem System in Berührung zu treten, wie z. B. Firmicus Maternus an vielen Stellen zeigt. — Ein Zug ist es (beiläufig bemerkt), der den ungriechischen, wahrhaft barbarischen Ursprung der Beschwörungstheorie klar beweist, nämlich das unverholene Wohlgefallen an dem Abracadabra fremder, namentlich orientalischer Anrufungen, die man zwar nicht aus Jamblichus, wohl aber anders woher kennen lernt, und deren sich manche bis in die gegenwärtig cursirende Zauberliteratur fortgeerbt haben.[1]) Diese Fremdnamen haben das Vorrecht, nicht bloß weil sie die ältern, oder weil sie unübersetzbar sind, sondern weil sie eine „große Emphase" in sich haben, d. h. sehr eindringlich und bezeichnend lauten. Die neuerlich beklagte Kraftlosigkeit mancher Beschwörungen habe keinen andern Grund als den, daß man in griechischer Neuerungssucht an dem altehrwürdigen Ritual geändert hätte. „Die Barbaren allein sind ernst von Sitten, beständig in ihren Gebetsformeln und deßhalb auch gern erhörte Freunde der Götter!"[2])

6. Abschnitt.

Das wesentlich Barbarische.

Dieses abgeschmackte System, vielleicht nur von Wenigen buchstäblich angenommen, hat doch im Ganzen die Philosophie des vierten Jahrhunderts mehr oder weniger beherrscht und kein gebildeter Heide ist davon völlig unberührt geblieben. Aus dem Leben der Philosophen selbst, wie Eunapius sie schildert, strömt uns der Aberglaube wie

Einzelne Wunder.

[1]) Wir schreiben dieses in einem Augenblick, da jeder alte Grabhügel, jede Schloßruine von Schatzgräbern durchwühlt wird und da gewisse Bände von Horst's „Zauberbibliothek" und von Scheible's „Kloster" nicht mehr bloße wissenschaftliche Curiositäten, sondern leider! gefährliche Bücher geworden sind.

[2]) Schon Aelian. var. hist. II, 31 sagt mit Nachdruck: [illegible]

6. Abſchnitt. ein grauer Qualm entgegen. Jamblichus läßt z. B. ſeine Schüler in der Meinung, daß er beim Beten zehn Ellen hoch über der Erde ſchwebe und goldfarbig ausſehe; in den warmen Bädern zu Gadara in Syrien ruft er aus den beiden Quellen die Genien Eros und Anteros hervor, die als Knaben jener mit goldenem dieſer mit dunkelleuchtendem Haar zu großem Staunen der Schüler und Gefährten erſcheinen und ſich an ihn anſchmiegen bis er ſie wieder in die Quellen zurückſchickt. Sein Schüler Aedeſius, der die Hexameter vergeſſen hat, welche ihm ein Gott im Weihetraum vorgeſagt, findet ſie beim Erwachen in ſeine linke Hand geſchrieben, die er deßhalb ſelber anbetet. Die Philoſophin Soſipatra von Epheſus wird von Kindheit an durch zwei Dämonen erzogen, die ſich zuerſt bei ihrem Vater in Geſtalt von Feldarbeitern verdungen hatten; auch ihr ganzes ſpäteres Leben iſt durch und durch magiſch und divinatoriſch bedingt. Andere zum Theil ſehr bunte Geſchichten übergehen wir. Es verſteht ſich, daß dieſe Philoſophen keineswegs unter ſich einig waren, im Leben ſo wenig als in der Lehre.

Zwietracht der Beſchwörer.

Innerhalb der neuplatoniſchen Schule ſelbſt findet ſich ein ziemlich frühes Beiſpiel boshaften Zaubers, welchen der Alexandriner Olympius dem großen Plotinus anzuthun ſucht. In Gegenwart des Jamblichus und mehrerer Andern citirt ein Beſchwörer den Apoll; aber Jamblichus beweiſt, daß die Erſcheinung nichts anderes als die Scheingeſtalt (das εἴδωλον) eines neulich gefallenen Gladiators ſei. Was der Eine zu Stande bringt, erklärt in der Regel der Andere für eine Kleinigkeit. Der Philoſoph Maximus bringt es im Tempel der Hekate zu Epheſus in Gegenwart Vieler ſo weit, daß das Bild lächelt und die Fackeln in deſſen Händen ſich von ſelbſt entzünden; der Karier Euſebius aber findet, das ſei gar nichts Beſonderes. In der ſpätern Zeit, als das ſinkende Heidenthum alle ſeine Kräfte zuſammennahm, mußten freilich die Mißhelligkeiten etwas zurücktreten; es bildete ſich jene große confuſe Miſchung aus Philoſophie,

Magie und allen Myſterien, welche der Zeit Julian's ihre Phyſiognomie verleiht. Je mehr ſich unter Conſtantin und ſeinen Söhnen die Theurgie in's Geheimniß hatte zurückziehen müſſen,[1]) um ſo maßloſer machte ſie ſich jetzt für kurze Zeit geltend, nachdem ſie den trefflichen aber zum Unglück beſtimmten Fürſten ſchon vom Jünglingsalter an mit ihrem Wahn umhüllt hatte. Sein Lehrer Aedeſius hatte ihm geſagt: „wenn du einſt an den Myſterien Theil nimmſt, ſo „wirſt du dich ſchämen, überhaupt nur als Menſch geboren „zu ſein.“ Man darf ſich billig wundern, daß ein ſo für die Geiſterwelt Eingenommener ſich doch zu einem ſo bedeutenden Regenten und Krieger entwickeln konnte. — In dieſer ganz ſpäten Zeit geſtaltete ſich das zierliche Canopus an der ägyptiſchen Küſte zu einer Art von Unterrichtsanſtalt für alle Magie,[2]) zur „Quelle dämoniſchen Treibens.“ Der Zulauf war außerordentlich, beſonders als einer der Söhne der Soſipatra, Antoninus, ſich daſelbſt niederließ, der zwar ſelber keine Theurgie trieb, aber als Prophet und Ascet ein übermenſchliches Anſehen genoß. Wer zu Fuß oder zu Schiff nach Canopus kam um ſeine Andacht zu verrichten, ſprach nachher in der Regel bei Antoninus vor und hörte ſeine Weiſſagungen. „Dieſe Tempel, klagte er oft, werden „bald Gräber werden!“ — was denn auch eintraf als ſie zu Klöſtern umgebaut und mit Reliquien von Märtyrern verſehen wurden. —

Julian.

Eine merkwürdige Doppelwirkung mußte aus dieſem Treiben hervorgehen. Einerſeits forderte das Syſtem ſittlichen Wandel und Entſagung; andererſeits war nichts mehr geeignet, die Reſte wahrer heidniſcher Sittlichkeit und Religioſität aufzuzehren als dieſe excluſive, nur auf Eingeweihte berechnete Beſchwörungskunſt, die den großen Haufen boch-

Dämonisirung der Götter und Heroen im Volksglauben.

[1]) Eunapius giebt an mehreren Stellen, namentlich im Leben des Aedeſius, zu erkennen, wie ſehr man ſich zu Zeiten fürchtete und zu ſchweigen wußte.

[2]) S. oben S. 198. Vgl. Ruffn. II, 26. Eunap. in Aedesio, pag. 41 seq. (vet. ed. pag. 73 seq.)

6. Abſchnitt. müthig im Dunkel gehen ließ, und ihn vielleicht an ſeinen alten Göttern und Helden vollends irre machte. Denn während der Mythus geläugnet oder ſinnbildlich ausgelegt wurde, nahm man die Götter ſelbſt als Dämonen in Anſpruch, und ordnete auch die Heroen nach Belieben in das Syſtem ein. Als unter Conſtantin[1]) eine Anzahl Tempel durchſucht und die goldenen und ſilbernen Beſtandtheile von den zuſammengeſetzten Götterbildern zum Einſchmelzen weggenommen wurden, wunderten ſich viele Heiden, daß im Innerſten der Tempel und der Bilder ſelbſt kein Dämon, kein weiſſagendes Weſen, ja nicht einmal ein ſchattengleich vorbeihuſchendes Geſpenſt ſich vorfand. Man hatte die menſchlich ſchöne Kunſtform des Gottes ganz von ſeinem Weſen als Dämon trennen gelernt. — Eine beſondere Erwähnung verdient der ſeit dem dritten Jahrhundert ſehr geſteigerte Cultus Achill's in dieſem dämoniſchen Sinne.[2]) Er erſcheint den Anwohnern der Ebene von Troja. — bezeichnend genug — nicht mehr als das Ideal von Heldenſchönheit, ſondern nur noch in ſchreckenerregender Geſtalt.

Der dämoniſirte Monotheismus.

Aus dem bisherigen ergiebt ſich nun auch, was es mit dem ſpätheidniſchen Monotheismus auf ſich hat. Ganz gewiß gab es noch immer reine Seelen und ſcharfe Denker, die im Geiſt früherer, beſſerer Zeiten an der Einheit Gottes feſthielten. Bei den Meiſten aber iſt dieſes Bewußtſein getrübt durch dämo-

Ammian. niſche Zuthaten. Man wird z. B. das Heidenthum eines Ammianus Marcellinus nicht gering achten können, da er einer

---

[1]) Euseb. Vita Const. III. 57.

[2]) S. eben S. 107. Philostrat. vita Apollon. IV. 11. Maxim. Tyr. or. 9. Zosim. IV, 18. V. 6. — Ein koloſſales Beiſpiel des Dämonenglaubens, bei Dio Cass. LXXIX. 18: unter Elagabal erſcheint ein Dämon in Geſtalt Alexanders des Gr. an der Donau und reiſt von da mit einem Schwarm von 400 bachantiſchen Dämonen (oder Menſchen) über Byzanz nach Chalcedon, wo ſie alle nach gewiſſen Opfern verſchwinden.

der Bessern des vierten Jahrhunderts war und den philosophischen Beschwörern am Hofe seines Helden Julian in die Karten sah; aber wie bedingt ist sein Monotheismus! Die einzelnen Götter bleiben, wenn auch nicht direkt als Dämonen, so doch als fast persönlich gewordene Eigenschaften: Nemesis ist ein erhabenes Recht der handelnden Gottheit, heißt aber dabei Tochter der Justitia; Themis ist das ewige Gesetz, muß aber doch persönlich gedacht den Auspicien vorstehen; Mercur heißt **mundi velocior sensus**, d. h. etwa das Bewegungsprincip des Weltganzen; endlich leitet eben doch Fortuna die menschlichen Schicksale. Die höchste Gottheit muß bei den meisten dieser spätern Heiden ihre erste Eigenschaft, nämlich die Persönlichkeit an die Untergötter und Dämonen abgeben, auf welche sich dann der Cultus fast ausschließlich bezieht. Vielleicht am meisten Persönlichkeit behält sie bei den Sonnendienern, welche alle Götter auf die Sonne zurückführten und diese letztere als ein physisches und geistiges Princip alles Daseins betrachten.[1]) Es scheint, daß Constantin diesem Glauben wenigstens äußerlich zugethan war, wenn er ihn auch in mithreischer Weise auffaßte, wovon unten ein Mehreres. Seinem Vater Constantius Chlorus wird sehr ausdrücklich der Cultus des Einen, wahren Gottes zugeschrieben — wenn nicht Euseb[2]) auch hier wieder die Unwahrheit gesagt und einen gewöhnlichen

Die Sonnendiener.

---

[1]) Dieser Anschauungsweise hat Macrobius ein Denkmal gestiftet, **Saturn. I. 17 ff.** — Der christliche Firmicus, **14**, legt der Sonne eine ergötzliche Rede an die Bekenner sämmtlicher auf sie gedeuteten Mythen in den Mund: Einige ersäufen mich im Nil, andere entmannen und bewcinen mich, andere durchstoßen meine zerfetzten Glieder mit sieben Speeren; wieder andere kochen mich im Topf, u. s. w. „Betrauert „den Liber, heißt es, betrauert die Proserpina! betrauert den Atys! betrauert den Osiris!“ wohl, nur daß es ohne Abbruch meiner Würde geschehe! Ihr sollt mich nicht durch alle Gräber schleifen! Zum Tageslicht hat mich Gott geschaffen, und das ist mir genug.

[2]) **Vita Const. I. 17 und 27.**

Mithrasdienst zum reinen Monotheismus idealisirt hat. Es gab auch wohl hie und da, in dieser Zeit der Mischung aller Religionen, Uebergänge aus dem Judenthum in das Heidenthum und Parsenthum, wie z. B. bei den cappadocischen Hypsistariern (d. h. Verehrern eines höchsten Gottes) zu Anfang des vierten Jahrhunderts, welche eigentliche Monotheisten waren, bei ihrer bloß provinciellen Geltung jedoch hier nicht weiter in Betracht kommen dürfen.[1]) Endlich äußert sich stellenweise ein ganz werthloser Monotheismus, bei Solchen, die gerne mit allen Winden segeln und jeden Anstoß vermeiden wollten, als Constantin durch sein Toleranzedikt alle Standpunkte verrückt hatte. Dieser Art ist das Gebet eines jener Panegyriker, welche oben charakterisirt wurden.[2]) „Wir flehen zu Dir, ruft er aus, höchster Urheber aller Dinge, dessen Namen so viele sind „als Du den Völkern Zungen gegeben hast, ohne daß wir „wissen, welchen Namen Dein eigener Wille verlangt! es sei „nun in Dir eine göttliche Kraft und Intelligenz, durch „welche Du in die ganze Welt ergossen Dich mit allen Elementen vermischest und ohne irgend eine Kraft von außen „Dich selbst bewegest, — oder Du seiest eine Macht über „allen Himmeln und schauest auf dieses Dein Werk aus „einer höhern Burg hernieder; — wir bitten und flehen zu „Dir, daß Du uns diesen Fürsten auf ewig erhaltest.“ Man sieht, der Redner läßt die Wahl frei zwischen einem immanenten und einem außerweltlichen Gott, und wenn er nachher diesem unbestimmten höchsten Wesen noch Allmacht und Allgüte zuschreibt, so hebt er dieß doch gleich wieder auf durch die trotzige Schlußphrase: „Wenn Du dem Verdienste

Die Charakterlosen.

[1]) Vgl. Ullmann, Gregorius v. Nazianz, S. 558 ff. Die auf S. 562 behandelten syrischen Eudemiten sollen eine ganz heidnische, vielleicht von parsischer Seite angeregte Monotheistensekte gewesen sein, welche zwar mehrere Götter annahm, aber nur einen als Allherrscher mit Feuerdienst verehrte.

[2]) Paneg. IX. (Incerti ad Const. M. vem J. 313) cap. 26.

„seinen Lohn verweigerst, so hat entweder Deine Macht oder „Deine Güte aufgehört.“ Dieser gallische Rhetor vertritt eine gewiß sehr große Zahl von Unentschiedenen und Vorsichtigen, welche den Erfolg abwarten wollten.

Sonstiger Aberglaube.

Nachdem wir den philosophischen Dämonenglauben und seinen Einfluß auf den heidnischen Monotheismus betrachtet, wird es nöthig sein, noch einen Blick auf diejenigen Superstitionen und magischen Begebungen der Uebergangszeit zu werfen, welche mehr dem Populäraberglauben angehören. Eine scharfe Trennung ist, wie bemerkt wurde, unmöglich.

Die Haruspicin.

Vieles von diesen Dingen ist die bloße Fortsetzung des früher Ueblichen. So dauert z. B. die etruskische Haruspicin noch immer fort, und zwar im erhöhten Glanze, nachdem sie bekanntlich im ersten Jahrhundert dem Aussterben nahe gewesen war.[1]) Sie ist die officielle Götterbefragung am kaiserlichen Hofe und genießt außerdem einer bedeutenden Privatpraxis wenigstens in Italien.[2]) Im engern Sinne betrifft sie die Erforschung der Zukunft aus den Eingeweiden der Thiere und dem Vögelflug, das Errathen des göttlichen Willens aus dem Blitz, selbst das Herabziehen des Blitzes,[3]) die Regeln der Städtegründung u. a. m., aber sie hatte sich im Verlauf der Zeit mit dem übrigen Aberglauben, zumal chaldäisch-astrologischem vermischt, und auch die Schriftsteller unterscheiden sie nicht immer gehörig von den übrigen Zweigen der Theurgie.

Die Orakel.

Auch die Orakel,[4]) d. h. die von bestimmter heiliger Stätte ausgehenden Antworten auf Anfragen über die Zu-

[1]) Tacit. Annal. XI. 15. Und zwar damals „weil die fremden Superstitionen überwegen.“

[2]) Der Beweis z. B. in den spätern Verboten, Cod. Theodos. IX. 16, vom Jahr 319.

[3]) Noch gegen Alarich und seine Gothen in's Werk gesetzt, Zosim. V. 41. — Ein interessanter Bescheid der Haruspices (nach dem J. 276), der sich mit einiger Gewaltsamkeit auf das Haus Habsburg deuten läßt, Hist. Aug. Florian. c. 2.

[4]) Ant. van Dale, de oraculis, Amstelod. 1683. Als Sammlung immer noch brauchbar.

kunft waren noch keineswegs verstummt, obwohl ihnen in den herumziehenden Beschwörern eine furchtbare Concurrenz an die Seite getreten war. Die verschiedenen heidnischen Religionen im ganzen Reiche waren einig in der Annahme begnadigter Orte und Stellen, wo man den Willen der Götter deutlicher als sonst vernehmen konnte, und so gab es Orakeltempel, Orakelquellen, heilige Erdspalten, Grotten u. s. w. in allen Provinzen, oft aus sehr alter vorrömischer Zeit, mit allen möglichen Arten der Befragung und der Antwort. In dieses Gebiet gehört schon das oben erwähnte Uebernachten in den Tempeln des Aesculap und Serapis, zur Erzweckung von Heilträumen,[1]) wobei sich oft eine sehr gebildete Gesellschaft zusammen fand. — Allerdings hatten die großen, officiellen, politischen Consultationen aufgehört, oder die Fragenden hüllten sich in's tiefste Geheimniß und wandten sich dann lieber an Beschwörer; allein wenn auch keinem Krösus mehr in Herametern gerathen wurde, über den Halys zu gehen, so erhielten sich doch die namhaftern Orakel noch alle im Gang durch Pilger der verschiedensten Stände und Interessen, die ihre Gaben darbrachten; Pausanias besuchte die in Griechenland befindlichen der Reihe nach aus Frömmigkeit und Curiosität.[2]) In Betreff Delphi's reicht eine zwar spärliche, doch nie auf lange Zeit unterbrochene Reihe von Zeugnissen bis auf Constantin herab und knüpft später noch einmal an. Einzelne Erwähnungen der hellenischen und kleinasiatischen Orakel von Abä, Delos, Milet, Colophon, ꝛc. geben ebenfalls noch in ziemlich späte Zeit, und man darf sich nicht durch die Kirchenschriftsteller irre machen lassen, bei welchen es fast zum Dogma geworden ist, die Orakel seien seit Christi Geburt zum Schwei-

Die Orakel in Griechenland.

[1]) Der Gott befahl oft keine medicinischen, sondern ganz abergläubische Wundermittel, wie aus einer griech. Inschrift des Aesculapstempels auf der Tiberinsel in Rom erhellt, s. Gruter. Thes. Inscr. p. 71.

[2]) Sein gutes Vertrauen, daß die Prophetie überhaupt noch nicht ausgestorben sei, X, 12.

gen gebracht. Am ehesten möchte dieß noch von dem uralten Dodona gelten. Rom hatte und befragte noch zu Zeiten seine sibyllinischen Bücher, welche für die Schicksale des Staates im Großen das höchste Orakel waren; doch scheint sich gegen die letzte vorconstantinische Oeffnung derselben, zur Zeit des Barbareneinfalls unter Aurelian, eine aufgeklärte oder andersgläubige Partei im Senat geregt zu haben.[1]) Das beliebteste auch von Kaisern befragte Privatorakel in der Nähe von Rom war dasjenige des herrlichen Fortunentempels von Präneste, welcher von hoher Terasse herab weit über die Gegend leuchtete. Neben den „pränestinischen Loosen" behaupteten die sonst sehr angesehenen Schicksalstempel von Antium und Tibur nur einen untergeordneten Rang. In Oberitalien genoß noch die warme Quelle von Aponus unweit Padua einen großen Credit nicht nur um ihrer Heilkräfte sondern auch um ihrer Orakel willen,[2]) die wenigstens dem Claudius Gothicus in virgilischen Herametern ertheilt wurden. Auch die Quelle des Clitumnus unweit Spoleto mit ihrer bis heute so wunderlieblichen Umgebung war ohne Zweifel noch immer eine geweihte Stätte dieser Art, wie zur Zeit[3]) des jüngern Plinius; an dem einzigen erhaltenen von den vielen Tempeln und Kapellen, die einst den Ort schmückten, hat man in frühchristlicher Zeit christliche Embleme angebracht, wahrscheinlich nur um die weissagenden Dämonen wegzubannen.

In Africa stand bis auf die Zeit Diocletians die himmlische Göttin zu Carthago in hohem divinatorischem Ansehen. Selbst Gallien ist nicht ganz ohne Orakel, wenigstens giebt die halbwarme Quelle beim Apollstempel zu Autun[4]) Entscheide über Eid und Meineid.

---

[1]) Hist. Aug. Aurel. c. 19. s. Die nächste Oeffnung der Bücher, durch Marentius, s. bei Zosim. II. 16.

[2]) Hist. Aug. Claud. Goth. c. 10., wo statt Apennino Aponino zu lesen ist. — Claudian. Eidyll. VI.

[3]) Plin. Epist VIII. 8.

[4]) Panegyr. VII. (Eumen. Constantino) cap. 21.

6. Abſchnitt.

Orakel im Orient.

Von den Orakeln der öſtlichen Gegenden des Reiches finden ſich einzelne fortlaufende Nachrichten über den Aesculapstempel zu Aegä, den des ſarpedoniſchen Apoll zu Seleucia und den Tempel von Mallos, alle drei in Cilicien, ſowie über den Venustempel zu Paphos auf Cypern, das tempelloſe Orakel auf dem Berg Carmel, und mehrere Heiligthümer Aegyptens. Von den großen Tempeln des aſiatiſchen Binnenlandes war vielleicht keiner ohne Anſprüche dieſer Art;[1]) aus demjenigen zu Baalbek wurde noch zu Ende des vierten Jahrhunderts das Götterbild periodiſch herausgetragen und weiſſagte (wie jener Apoll zu Hierapolis, S. 184) durch die Richtung, die es ſelber den Tragenden anwies; andere, gewöhnliche Beſcheide erlangte man brieflich und durch Symbole. — Merkwürdig iſt die emſige Götterbefragung der Palmyrener, welche ſich an den ſarpedoniſchen Apoll und an die himmliſche Aphrodite zu Aphaca wenden, um über die Dauer ihres Reiches Auskunft zu erhalten.

Die Omina.

Zu einer zuverläſſigen Statiſtik des Orakelweſens in der conſtantiniſchen Zeit wird man indeß aus begreiflichen Urſachen nie mehr gelangen. Es ging damit parallel eine beſtändige, tägliche Befragung der Zukunft durch Beobachtung mancher ganz äußerlicher Zufälligkeiten, die der Aberglaube in das Gebiet der Omina gewieſen hatte. Das ſehr beliebte Aufſchlagen des Virgil iſt eines von den geiſtreichern Mitteln dieſer Art; eine Knechtſchaft unter viel geſchmackloſerem Wahnglauben haben wir in der Einleitung bei Anlaß des Septimius Severus kennen gelernt (S. 11 u. 12), welcher außer den Omina auch noch der Traumdeutung, der Aſtrologie, der Magie, den attiſchen Myſterien u. ſ. w. huldigte. Zu der altrömiſchen Superſtition hatte ſich im

[1]) Ueber den caſtaliſchen Quell zu Daphne bei Antiochien, welcher beſonders durch ſeine Orakel über die Schickſale des Thrones berühmt war, vgl. Ammian. Marc. XXII. 12. — Das ſpätere Aufhören der Orakel berührt u. a. Symmachus. Ep. IV. 33.

Laufe der Zeit die der unterworfenen Völker und des Orientes gemiſcht; während man zu jeder Stunde durch Omina und Portenta ſich erſchrecken und beſtimmen ließ, befragte man das chaldäiſche oder ägyptiſche Stundenbüchlein für jeden Schritt, den man aus dem Hauſe thun wollte. Von Mariminus Daza erzählt Euſeb, er habe ohne Weiſſagung und Orakel nichts mit den Fingern von der Stelle zu rücken gewagt.[1])

Die Magie im Leben.

Hätte es aber nur dabei ſein Bewenden gehabt! Theils um etwas Zukünftiges zu erfahren, theils um es magiſch zu bewirken, griff der Römer der frühern Kaiſerzeit nicht ſelten zu den abſcheulichſten Mitteln, wobei in der Regel dieſelben Chaldäer gebraucht wurden, die ſonſt aus den Sternen die Zukunft herauslaſen. Oft waren ſchon die Zwecke verbrecheriſch, die man erreichen wollte, und da fiel in Betreff der Mittel vollends jede Bedenklichkeit weg. Als Germanicus mit tödtlicher Magie umgeben und dadurch wirklich zu Tode geängſtigt wurde,[2]) kam es neben dieſem großen Frevel nicht in Betracht, daß vorher ohne Zweifel andere Mordthaten hatten Statt finden müſſen, um dem Zauberer die nöthigen Theile von Menſchenkörpern zu ſchaffen. Aber auch wenn es keinen poſitiven Zauber, kein „Anthun" galt, ſondern bloße Erforſchung der Zukunft oder Abwendung eines Unheils, waren doch oft die Begehungen von furchtbarer Art. Die Beſchauung menſchlicher Eingeweide hörte, ſo lange es ein Heidenthum gab, nie völlig auf; das Anſinnen eines freiwilligen Todes für den Kaiſer Hadrian hat ſeinem Liebling Antinous das Leben gekoſtet; das Zerſtückeln von Leichen zum Behuf magiſchen Zwanges, das Beſchwören derſelben zu einem Scheinleben, endlich die Beſchwörung von Seelen waren noch immer allbekannte, keineswegs ſel-

---

[1]) Euseb. Hist. eccl. VIII, 14.

[2]) Tacit. Ann. II, 69.

6. Abſchnitt. tene Mittel der Divination, zahlreichen geringern Zaubers, namentlich der Liebestränke gar nicht zu gedenken.[1])

In welches Verhältniß traten nun dieſe magiſchen Uebungen zu der neuen Richtung des dritten Jahrhunderts auf heidniſche Religioſität und Moralität und zu der neuplatoniſchen Philoſophie?

Die Magie am ſpätern Kaiſerhofe; Was von den geheimen Wiſſenſchaften nicht geradezu verbrecheriſch und abſcheulich war, dauerte ohne Anfechtung fort und wurde ſogar officiell unterſtützt, wie denn der fromme Alexander Severus den Haruspices und Aſtrologen Staatsbeſoldungen zuerkannte und ſie zu Vorträgen über ihre Fächer verpflichtete. Was weiter ging und nur durch Verbrechen erkauft werden konnte, deſſen enthielten ſich wenigſtens die meiſten Kaiſer, namentlich als das raſtloſe Kriegsleben dem Hofe einen kräftigern, geſundern Ton verliehen und Decius die Herſtellung der alten Religion zum Staatsziel erhoben hatte. Noch der abergläubige Diocletian erſcheint in dieſer Beziehung, ſo viel bekannt iſt, tadellos, während wir ſeine Mitregenten ſchon wieder in wüſtes Unweſen verſunken finden werden.

bei den Philoſophen. Was aber die Neuplatoniker betrifft, ſo berührte ſich ihre Dämonenlehre allzu unmittelbar mit einzelnen Theilen der gewöhnlichen Zauberei, als daß nicht eine enge Complicität hätte eintreten müſſen; ja ihre Geiſterbannung überhaupt iſt zum Theil ein Ausfluß des orientaliſchen und occidentaliſchen Zauberglaubens im Volke.

Dämonenglaube der Chriſten. Drittens gehen die Chriſten in ihrem theils judaiſirenden, theils populären Dämonenglauben mit den Heiden parallel und zweifeln nicht im Geringſten daran, daß es zahlreiche, ſtark auf das Menſchenleben wirkende, durch Menſchen zu bannende Mittelmächte gebe, die als gefallene Engel, oder als Giganten, d. h. als Söhne der Engel und der Töchter

[1]) Für den Zauberverdacht im täglichen Leben gegen Ende des zweiten Jahrhunderts iſt beſonders die „Apologie“ des Apulejus zu vergleichen.

der Menſchen gedacht werden.[1]) Allein dieſe Geiſter ſind durchaus böſe, dem Reiche Gottes und dem Heil der Menſchen abgeneigt; manche halten ſie für Urheber des Unheils in der Natur, z. B. der Erdbeben und Seuchen, wie in der ſittlichen Welt; ja ſie ſind die Urheber des ganzen thörichten und ſündenreichen Heidenthumes, wozu ſie das Menſchengeſchlecht verführt haben um es unrettbar in ihrer Gewalt zu behalten. — Dieſe Anſichten ſind alt und zum Theil ſchon aus dem Judenthum herübergenommen, bildeten ſich aber ſpäter noch ſchärfer aus. Als Zeugen aus der Zeit kurz nach der großen diocletianiſchen Verfolgung wollen wir Lactantius[2]) hören: „Dieſe überirdiſchen und irdiſchen Dämonen wiſſen Vieles Künftige, aber nicht Alles; den eigentlichen Rathſchluß Gottes wiſſen ſie nicht. Sie ſind's, die ſich beſchwören laſſen durch Magier, auf deren Anrufung ſie die Sinne des Menſchen mit blendendem Gaukelwerk betrügen, ſo daß er nicht ſieht was iſt, ſondern zu ſehen glaubt was nicht iſt.... Sie bringen Krankheiten, Träume, Wahnſinn, um die Menſchen immer mehr durch Schrecken an ſich zu ketten.... Man darf ſie aber nicht etwa deßhalb aus Furcht verehren, denn ſie ſind nur ſchädlich, ſo lange man ſie fürchtet; bei Nennung Gottes müſſen ſie fliehen, und der Fromme kann ſie ſogar zur Angabe ihres eigenen Namens zwingen.... Sie haben die Menſchen gelehrt, Bilder verſtorbener Könige, Helden, Erfinder u. ſ. w. zu machen und göttlich zu verehren; hinter den Namen derſelben verbergen ſie aber nur ſich ſelber, wie hinter Masken. Die Magier freilich rufen den Dämon nicht bei dieſem bloß vorgeſchobenen Götternamen, ſondern bei ſeinem wahren, überirdiſchen...." Weiterhin wird zugegeben, die Dämonen wohnten wirklich in den Tempeln und thäten

Lactantius.

[1]) Die Stellen aus den Kirchenvätern geſammelt bei L. Ueberl, Entwicklung des paulin. Lehrbegriffs, Anhang.

[2]) Lactant. Divin. Instit. II. 14. 5.

6. Abschnitt. Wunder, Alles um die unglücklichen Menschen in ihrem Wahnglauben zu bestärken; ihr Vorauswissen der Zukunft das sie als ursprünglich göttliche Geister in der That besäßen, wendeten sie dazu an, in den Orakeln bisweilen die Wahrheit zu künden, damit es nachher das Ansehen gewinne, als hätten sie die Thatsachen selber vollzogen. — Aus der-

Arnobius. selben Zeit rühren auch die Aeußerungen des Arnobius[1]) her, welcher den ganzen objectiven Thatbestand der Zauberei in einem sehr weiten Umfange zugiebt und z. B. gerade darin einen Hauptunterschied zwischen Christus und den Magiern findet, daß jener seine Wunder durch die Kraft seines Namens, diese dagegen die ihrigen bloß durch Hülfe der Dämonen zu Stande gebracht hätten. Auf die Wunder des Simon Magus, namentlich auf seinen feurigen Wagen wird als auf etwas Allbekanntes hingewiesen. Freilich könne man nicht wissen, ob nicht bei allen Berufungen und Bannungen immer nur Einer und Derselbe, nämlich Satan erscheine.

Dieses mußte vorausgeschickt werden um das Maaß des noch herrschenden allgemeinen Zauberwahns einigermaßen zu bezeichnen. Vielleicht waren die Besten dieser Zeit nicht gänzlich darüber hinaus. Die Beispiele der einzelnen Zaubergattungen werden das Nähere ergeben.

Bannung von Menschenseelen

Die neuplatonischen Beschwörer kannten, wie oben bemerkt, als eine eigene Kategorie die Bannung von Menschenseelen. Unabhängig von ihrem System und lange Zeit vor demselben[2]) kam dieselbe auch sonst häufig vor, weil von den Verstorbenen jederzeit mancherlei wichtige Auskunft erwartet und der Todte in mehrern alten Religionssystemen gradezu als Genius betrachtet wurde. In den zwei ersten Jahrhunderten ist oft von solchen, zum Theil unter schrecklichen Umständen vollzogenen Bannungen die Rede, wobei

[1]) Advers. gent. I, p. 25. IV, p. 134. — Aehnliche sehr starke Stellen bei Tertullian, Apolog. 22. 23. S. auch Euseb. Hist. eccl. VII. 10.

[2]) Als uralte griechische Uebung schon im XI. Buche der Odyssee.

man bloß an die Canidia des Horaz und an Nero zu erinnern braucht. Das dritte Jahrhundert zeigt uns zunächſt Caracalla,[1]) der ſich in wahnſinnigem Fieber von ſeinem Vater Severus und ſeinem ermordeten Bruder Geta mit Schwertern verfolgt glaubt und nun eine Menge Seelen beſchwört, um von ihnen die Art der Heilung zu erfragen; Commodus, auch Severus ſelbſt erſchienen auf den Ruf, aber den letztern begleitete ungerufen die Seele Geta's, und der entſetzte Beſchwörer vernahm keinen Troſt, ſondern nur wilde Drohungen. Von den ſpätern Kaiſern[2]) wird zwar nichts Aehnliches mehr berichtet, allein die Seelenbannung blieb im Gebrauche und die chriſtlichen Schriftſteller reden öfter davon mit Abſcheu als von etwas beſtehendem, ja die Anklagen ſowohl als die Verbote dieſes Inhaltes reichen bis weit in die chriſtliche Zeit hinein.[3]) Nur ſind ſie in der ſpätern Zeit nicht immer auszuſcheiden von den allgemeinen Anklagen und Verboten gegen das Verbrechen des ſogenannten Veneficium's, welches außer der Giftmiſcherei auch jede andere unerlaubte Wirkung durch äußere Mittel umfaßt. Man rechnete dahin z. B. die Zaubermittel, durch welche die Wagenführer des Circus ſich den Sieg zu verſchaffen meinten. Es gab in Rom noch immer „Lehrer der böſen Künſte," und wer ihnen nicht ſeinen eigenen Sohn in die Lehre geben mochte, verſuchte es etwa mit einem beſonders anſtelligen Sklaven. Noch um die Mitte des vierten Jahrhunderts findet ſich ein ſardiniſcher Sklave, welcher ſehr geübt war, „ſchadenbringende Seelchen hervorzulocken und „Geſpenſtern Weiſſagungen abzunöthigen."

Evocation von Leichnamen.

Allein der wahre Zauberer verſtand es auch, einer Leiche für kurze Zeit das Leben wiederzugeben und ſie zum Spre-

[1]) Dio Cass. LXXVII, 15.

[2]) Daß den Imperatoren Tacitus und Florian der Schatten ihrer Mutter erſchien (Hist. Aug. Flor. 4), war nicht Folge einer Beſchwörung.

[3]) Ammian. Marc. XIX. 12. XXVI. 3. XXVIII. 1.

6. Abſchnitt.

chen zu bringen. Die Heimath dieſer grauenvollen Kunſt iſt unſtreitig Aegypten. Apulejus im zweiten Buche der Metamorphoſen verlegt eine ſolche Scene auf das Forum von Lariſſa in Theſſalien, wo es ſonſt an einheimiſchen Zauberern nicht fehlte; gleichwohl muß ein Aegypter Zachlas, in weißem Linnenkleid, mit geſchorenem Haupte, auftreten um durch dreimaliges Auflegen gewiſſer Kräuter auf Mund und Bruſt der Leiche und durch leiſes Gebet zur aufgehenden Sonne das Wunder zu vollbringen. Eine andere Geſchichte dieſer Art, ohne apuleiſchen Humor mit grellem ägyptiſchem Detail erzählt, findet ſich bei Heliodor;[1] hier beſchwört eine Mutter ihren im Kampf getödteten Sohn, und die Leiche ſpricht Wahrheit, während es im obigen Falle zweifelhaft bleibt, ob der Zauberer nicht ein falſches, lügenhaftes Leben in den Körper gebannt hat. Der Autor, unter der Maske des weiſen Prieſters Kalaſiris, mißbilligt freilich dieſes Leichenbeſchwören und ſtellt auch bei einem andern Anlaß[2] dieſer niedrigen Mantik eine höhere echt ägyptiſche Weisheit gegenüber, welche gen Himmel blicke, mit den Göttern umgehe u. ſ. w.; allein dieß ſind Ausreden des vierten Jahrhunderts, als die Staatsgewalt in Sachen der Zauberei keinen Scherz mehr verſtand, oder auch vielleicht Nachwirkungen der edlern, plotiniſch-porphyriſchen Schullehre, die ſich von der operativen Magie mit Willen fern hielt. —

Auch bei den Chriſten.

Was ſoll man aber denken, wenn einzelne Beiſpiele der Leichenbeſchwörung bei frommen chriſtlichen Prieſtern vorkommen, und zwar nicht erſt im Mittelalter, ſondern im vierten und fünften Jahrhundert? Der heilige Spiridion (Spyridon), Biſchof von Trimithunt auf Cypern,[3] der ſpäter beim niceniſchen Concil anweſend war, hatte eine Tochter Irene, welcher ein Bekannter einen werthvollen Gegenſtand

[1] Heliodor. Aethiop. VI. 14.

[2] Aethiop. III. 16. 17. vgl. IV. 5. 7. 12.

[3] Socrates Hist. eccles. I. 12. Sozomenus I. 11. Aus Rufin. I. 5.

anvertraut hatte; ſie ſtarb darüber und Spiridion, der den Schatz zurückgeben ſollte und den Ort der Verwahrung nicht wußte, rief ſeine Tochter mit Namen, bis ſie ihm aus dem Grabmal heraus die gewünſchte Kunde gab. Ein ſpäterer Erzähler beſchönigt dieß mit den Worten: „er flehte, Gott „möge ihm vor der Zeit die verheißene Auferſtehung an ei„nem Beiſpiel zeigen," während es ſich doch offenbar um einen Reſt heidniſchen Glaubens handelt. — Aus den letzten Jahren des weſtrömiſchen Reiches wird eine viel bedeutender motivirte Leichenbeſchwörung [1]) berichtet, welche in dem Zuſammenhang dem ſie angehört, einen großen Eindruck macht. Der heilige Severin, in der tiefſten Noth ſeiner Gemeinden an der Donau, ruft einen geſtorbenen Presbyter zum augenblicklichen Erwachen, und frägt ihn, ob er geſtatte, daß ſein Leben noch einmal von Gott verlangt werde? der Todte aber flieht, man möge ihn in der ewigen Ruhe laſſen und ſinkt von Neuem entſeelt zurück. Hier liegt allerdings ſchon eine ganz andere pſychologiſche Anſchauung zu Grunde, und zwar eine weſentlich chriſtliche, auf welche wir nicht näher eingehen können.

Magiſcher Gebrauch todter Körper.

Zum Schluſſe muß des Mißbrauches einzelner Theile von Leichen als Mittel zu magiſchen Zwecken gedacht werden. Wir müßten tief in die Urſprünge aller Magie hinabſteigen, wenn wir die primitiven Formen dieſes beſondern Wahnglaubens ermitteln ſollten; genug, daß von Menſchenfleiſch und Menſchenknochen bei den verſchiedenſten Zaubergattungen die Rede iſt, ſowohl bei der bloßen Erforſchung der Zukunft als bei dem magiſchen Wirken auf Andere. Urſprünglich mochte es auf den Schatten Desjenigen abgeſehen ſein, von deſſen Leiche die Stücke genommen waren, allein dieſe Beziehung macht ſich ſpäter nicht mehr mit Deutlichkeit geltend; das Mittel iſt ein allgemeines geworden, und es ließe ſich von der griechiſchen Zeit abwärts ein langes Verzeichniß

[1]) Eugippius, vita S. Severini cap 16.

6. Abſchnitt. von einzelnen Beiſpielen ſeiner Anwendung zuſammenſtellen. Doch ein einziger ſehr bezeichnender Fall kann uns die widerliche Wanderung durch dieſes Gebiet der Nacht erſparen. Man erinnert ſich der bekannten herodoteiſchen Erzählung vom Schatz des Rhampſinit und von der abgehauenen Hand des Diebes, wobei vielleicht ſchon eine magiſche Vorſtellung vorauszuſetzen iſt: die rechte Hand iſt nächſt dem Schädel immer der begehrteſte Theil der Leiche geweſen. Nun begiebt es ſich unter Conſtantin und zwar wiederum in Aegypten, dem Vaterland alles wüſten Zaubers, daß eine abgehauene Hand zu magiſchen Künſten gebraucht werden ſoll,[1]) und zwar iſt es Niemand anders als der große Athanaſius von Alexandrien, welchem aufgebürdet wird, er habe einem Biſchof der meletianiſchen Sekte aus der Thebais, Namens Arſenius, zu jenem Zweck die Hand abhauen, ja ihn ermorden laſſen. Auf der Synode zu Tyrus, Angeſichts der erſten Biſchöfe des Reiches, wagen ſich die ägyptiſchen Geiſtlichen, ſeine Gegner, nicht bloß mit der Anklage, ſondern mit dem vorgeblichen corpus delicti hervor; eine wirkliche Hand — „ob von einem abſichtlich Ermordeten oder ſonſt „Geſtorbenen, weiß Gott allein" — wird den heiligen Vätern unter die Augen gelegt. Athanaſius macht die Anklage wohl glänzend zu nichte, indem er den lebendigen, unverſtümmelten Arſenius mitten in das Concil hineinführt, allein daß eine Behauptung wie jene und zwar in einem ſolchen Kreiſe gewagt werden durfte, ſpricht ganz unwiderleglich für die Allgemeinheit des Wahnes und für das häufige Vorkommen der Uebung.

Die Todtenhand.

Beſchauung menſchlicher Eingeweide.

Von einem andern Princip geht die Beſchauung menſchlicher Eingeweide aus, welche ſchon in alten Zeiten und bei den verſchiedenſten Völkern[2]) namentlich an Kriegsgefangenen geübt wurde. Sie iſt weſentlich divinatoriſcher Art,

[1]) Socrates, hist. eccles. I, 27. s. Sozomenus, II, 23.

[2]) Strabo III, 3 erzählt es z. B. von den Luſitaniern.

doch ſchließt ſich daran unvermeidlich auch eine operative Magie an oder wird von den Berichterſtattern ohne Weiteres vorausgeſetzt, weil der populäre Glaube an den magiſchen Werth einzelner Leichentheile zu feſt gewurzelt iſt, um ſich mit dem bloßen Extiſpicium zu begnügen. Auch für die Fortdauer dieſes Gräuels reicht ein einziges Beiſpiel zum Beweiſe hin. Unter den faſt durchgängig überaus abergläubigen Fürſten dieſer Zeit wird Marentius, der Sohn des Maximianus Herculius, insbeſondere beſchuldigt, ſchwangere Weiber, auch Kinder zum Zweck der Eingeweideſchau aufgeſchnitten und durch geheime Begehungen die Dämonen herbeigerufen zu haben. Obſchon Euſebius dieſes erzählt,[1]) der vom Heidenthum durchaus nicht immer die richtigſten Begriffe hat und auch nicht immer die Wahrheit ſagen will, ſo läßt ſich doch bei der bösartigen Roheit des Marentius kein gegründeter Zweifel gegen dieſe Ausſage erheben. Es befremdet dann auch nicht mehr, was eine andere Quelle[2]) meldet, daß er noch zwei Tage vor ſeinem Ende das blutbefleckte Palatium verließ und eine Privatwohnung bezog, weil ihm dort die Rachedämonen keinen Schlaf mehr gönnten. Aehnliches war ohne allen Zweifel das ganze dritte Jahrhundert hindurch häufig vorgekommen. — Uebrigens iſt mit dieſen beiden Gattungen der magiſche Gebrauch der Menſchenleiber keineswegs erſchöpft; ſympathetiſche Wirkungen wurden z. B. auch mit dem Blute erzweckt, in welchem nach der herrſchenden Anſicht die eigentliche Lebenskraft liegen ſollte. Es wird eine Geſchichte dieſer Art ſchon von Marc Aurel berichtet,[3]) die eben ſo traurig als ſchmutzig wäre, wenn man ſie für wahr halten müßte, und die ſelbſt als Fabel einen übeln Schein auf die Zeit wirft, deren Gebildete daran glauben konnten.

---

[1]) Euseb. Hist. eccl. VIII, 14. vita Const. I, 36.

[2]) Panegyr. IX, 16.

[3]) Hist. Aug. Marc. Aur. c. 19.

6. Abſchnitt.

Macht des Wahns.

In Betreff dieſes ganzen Zauberweſens wird nun die Geſchichte ewig umſonſt nach dem objectiven Thatbeſtande fragen. Heiden, Juden und Chriſten waren gleichmäßig überzeugt, daß Geiſter und Todte beſchworen werden könnten und in der That häufig beſchworen würden; es handelt ſich auch nicht wie beim Hexenweſen der letzten Jahrhunderte um etwas gewaltſam in die Menſchen Hineinverhörtes, ſondern um hundert rückſichtsloſe, freie und deßhalb ſehr verſchieden lautende Ausſagen, von zum Theil ſehr beſonnenen und ſittlich ehrenwerthen Schriftſtellern. Wie Vieles bewußter Betrug, wie Vieles bloße pia fraus und wie Vieles Selbſttäuſchung und ekſtatiſche Viſion war, iſt und bleibt ein Räthſel, wie bei den neuplatoniſchen Beſchwörungen. Denn jedes Jahrhundert hat ſeine eigene Anſicht von dem Ueberſinnlichen in und außer dem Menſchen, in welche ſich die Folgezeit nie ganz hinein verſetzen kann.

Mit der bisherigen Darſtellung des Heidenthumes gedenken wir bloß die weſentlichen Richtungen des damaligen Glaubens bezeichnet zu haben. Wenn alle Spuren im Einzelnen aufgeführt werden ſollten, wenn alle abweichenden Auffaſſungen der Götterwelt überhaupt, wenn ſogar aller einzelne Amuletdienſt und Symboldienſt hergezählt werden könnte, in einem Jahrhundert, da ſich Mancher mit der Anbetung eines einzigen Schlängleins als Agathodämon begnügte und weiter an Nichts glaubte — dann würden vielleicht die dreihundert Sekten, die der Philoſoph Themiſtius kannte, (S. 209) wenigſtens hypothetiſch nachzuweiſen ſein. Mit dieſem „vielgötteriſchen Wahnſinn“ [1]) ſollte nun das Chriſtenthum noch einmal in einen entſcheidenden Kampf treten. Dieſer hatte zum Glück auch eine literariſche Seite. Die rationellen Vertheidiger des Chriſtenthums in dieſer Zeit der Criſis, der

Die chriſtl. Apologeten.

[1]) Euseb. vita const. II. 45. ἡ πολύθεος πλάνη.

ſchon oft angeführte Arnobius und Lactantius haben für uns einen noch höhern Werth durch ihre Darſtellung des ſinkenden Heidenthumes. Zwar ſtehen ſie auf den Schultern ihrer Vorgänger, namentlich des Clemens von Alexandrien, allein ſie bringen auch viel Neues, für das Jahrzehnd der Verfolgung und die damaligen Stimmungen wahrhaft Bezeichnendes. Das höchſt achtungswerthe Buch des Lactantius giebt ſich als das Reſultat tiefer und vielſeitiger Studien zu erkennen; die Schrift des Arnobius iſt als raſch hineingeworfener Erguß des düſtern, glühenden Unwillens eines Neubekehrten der unmittelbarſte Zeuge des Momentes. Das durchgehende leidenſchaftliche Mißverſtändniß des Heidenthumes in Betreff ſeines Urſprunges und ſeiner Entwickelungen ſtört den jetzigen Leſer nicht mehr; er weiß was von dem Euhemerismus dieſer Kirchenſchriftſteller zu halten iſt und nimmt die koſtbaren Aufſchlüſſe aller Art, welche neben dieſem Irrthum liegen, mit Begierde an.

Die Zerſetzung des Heidenthums bahnt dem Chriſtenthum den Weg.

Ziehen wir die letzten Reſultate aus dem Bisherigen, ſo findet ſich, daß nicht nur die Zerſetzung des Heidenthumes als ſolche dem Chriſtenthum im allgemeinen günſtig war, ſondern daß die einzelnen Symptome derſelben mannigfach eine Vorahnung des Chriſtenthums, eine Annäherung an daſſelbe enthielten. Vor Allem war die Göttermiſchung an ſich ganz geeignet, einer neuen Religion den Boden zu ebnen. Sie entnationaliſirte das Göttliche und machte es univerſell; ſie brach den Stolz des Griechen und Römers auf ſeinen alten einheimiſchen Cultus; das Vorurtheil zu Gunſten alles Orientaliſchen mußte nach langem Herumirren im bunten Gebiete des Wahnes am Ende auch zu Gunſten des Chriſtenthums durchſchlagen. Sodann war der weſentliche Inhalt der ſpätheidniſchen Anſchauungen dem Chriſtenthum geradezu analog; der Zweck des Daſeins wird nicht mehr auf das Erdenleben, ſeine Genüſſe und Schickſale allein beſchränkt, ſondern auf ein Jenſeits, ja auf eine Vereinigung mit der Gottheit ausgedehnt. Durch geheime Weihen hoffen

die Einen ſich der Unſterblichkeit zu verſichern; die Andern wollen ſich durch tiefe Verſenkung in die höchſten Dinge oder auch durch magiſchen Zwang der Gottheit aufdringen; Alle aber huldigen dem weſentlich neuen Begriff der bewußten Moralität, die ſich ſogar bis zur Caſteiung ſteigert und wo ſie nicht im Leben durchgeführt wird, doch wenigſtens als theoretiſches Ideal gilt. Die Spiegelung hievon findet ſich wieder in dem philoſophiſchen Wegſchaffen und Umdeuten der griechiſchen Mythen, welche zu jenem Standpunkt nicht paßten. Dem Monotheismus nähert ſich das ſinkende Heidenthum wenigſtens ſtellenweiſe durch merkwürdige Aufſchwünge, mochten dieſelben ſich auch bald in den Netzen des Dämonenglaubens verfangen. Ob die Heiden ſogar bis zu einem Bewußtſein der Sünde durchdrangen, mag ſehr zweifelhaft bleiben; die Vorausſetzungen dazu ſind aber deutlich vorhanden in der neuplatoniſchen Lehre, welche das Eintreten der Seele in's irdiſche Leben als einen Fall, ihren Austritt als eine Art von Erlöſung bezeichnet.

Das Chriſtenthum mußte auf die Länge ſiegen, weil es alle dieſe Fragen, um deren Löſung ſich jene gährende Zeit ſo ſehr bemühte, ohne allen Vergleich einfacher und in einem großartigen, einleuchtenden Zuſammenhang beantwortete.

Siebenter Abſchnitt.

Alterung des antiken Lebens und ſeiner Cultur.

Die ſchlechte Zeit. — Klagen der Heiden und Antworten der Chriſten. — Abſichtliche Beſchwörung der Kaiſerzeit bei vielen Schriftſtellern. — **Roma aeterna**. — Begriff der Alterung.

Phyſiſche Entartung; ihre Urſachen; ihr Verhältniß zur Moralität. — Entartung der Tracht; die barbariſchen Moden.

Die Kunſt und ihre ſpätere Stellung bei den Römern. — Termin der Blüthe. — Der Verfall und ſeine ſichtbaren Gründe. — Baukunſt; der Stoff als Feind der Form; die neuen Aufgaben; das Vorwiegen der Tendenz. — Sculptur; luxus der Stoffe; Moſaik; die Plaſtik im Dienſte der Fremdgötter; die Sarkophage; ſymboliſche Tendenz ihrer Darſtellungen; die Porträtſtatue; die Coloſſalität als Kunſtziel. — Die Malerei; ihr realiſtiſcher Trieb ohne Ausbildung; ihr Verhältniß zum Chriſtenthum eine Dienſtbarkeit; die Porträtmalerei; die Tendenzmalerei. — Sieg über die Sculptur.

Verfall der Poeſie. — Der Roman; longus; Heliodor und das Stoffliche. — Die Lyrik; das grammatiſche Wort- und Verſeſpiel; Optatian. — Das Chriſtenthum und die Poeſie.

Die Rhetorik; ihre Stellung im Reiche; Beziehung zu den Kaiſern. — Die Lehrbücher; das rhetoriſche Virtuoſenthum. — Die ſpätern Sophiſten. — Bedeutung des Styles in dieſer Zeit.

Siebenter Abſchnitt.

Alterung des antiken Lebens und ſeiner Cultur.

Wenn irgendwo ſich die Lebenskriſis der alten Welt deutlich offenbart, ſo iſt es in der Abenddämmerung des Heidenthums, die wir mit ihren wahren Farben darzuſtellen verſucht haben. Es fragte ſich nun, ob nicht das Chriſtenthum die Beſtimmung haben ſollte, die Nationalitäten zu erfriſchen und auch dem Staatsweſen einen neuen Halt zu geben? ob es nicht die ſchon im dritten Jahrhundert übliche Klage der Heiden[1]) widerlegen ſollte, daß kein Segen mehr auf dem Menſchengeſchlecht ruhe, ſeitdem dieſe Religion im Fortſchreiten begriffen ſei? Denn mit der größten Beſtimmtheit wurde behauptet: ſeit dem Chriſtenthum hätten die Götter die Lenkung der Menſchenſchickſale aufgegeben, ſie ſeien ausgewandert (exterminatos) aus der elenden Welt, wo nun lauter Peſtilenz, Krieg, Hunger, Dürre, Heuſchrecken, Hagel u. ſ. w. regierten, während die Barbaren von allen Seiten das Reich angriffen. Die chriſtlichen Apologeten müſſen ſich umſtändlich zur Widerlegung dieſer Anſicht herbeilaſſen; „wie wenig ehrenvoll, heißt es, wäre ein ſolcher kindiſcher „Zorn für eure Heidengötter! und warum geben ſie denn „nicht euch Geſundheit und Glück um uns Chriſten allein „zu züchtigen? Die Natur hat ſich nicht verändert; Sonne „und Mond ſcheinen wie ſonſt, die Saaten grünen, die

Klagen der Heiden.

Antworten der Chriſten.

[1]) Arnob. adv. gentes. I. Tertullian an vielen Stellen.

7. Abſchnitt. „Bäume blühen, Oel und Wein werden gekeltert, das bür-
„gerliche Leben geht ſeinen Gang wie von jeher; Kriege
„aber hat es zu allen Zeiten ſeit Ninus von Aſſyrien ge-
„geben und ſeit Chriſtus haben ſie ſogar eher abgenommen.
„Die jetzigen unläugbaren Uebel ſind eben nothwendige Welt-
„proceſſe, durch welche die irdiſchen Dinge ſich zu verjün-
„gen ſuchen (rerum innovatio)."

Dieſe Hoffnung aber war, ſo wie der Autor ſie verſtand, eine eitle. Sehen wir einſtweilen ab von der einſeitigen Richtung, welche das Chriſtenthum nahm, ſobald es Staatsreligion wurde, und welche durchaus nicht geeignet war, dem Reich neue Kräfte zuzuführen. Darin liegt eben das große Vorrecht derjenigen Religion, deren Reich nicht von dieſer Welt iſt, daß ſie ſich gar nicht die Aufgabe ſetzt, irgend ein beſtimmtes Staatsweſen, eine beſtimmte Cultur zu leiten und zu garantiren, wie die Religionen des Heidenthums gethan hatten; daß ſie vielmehr im Stande iſt, die verſchiedenen Völker und Jahrhunderte, Staaten und Bildungsſtufen mit einander zu verſöhnen und zu vermitteln. So konnte das Chriſtenthum auch dem gealterten Römerreich keine zweite Jugend mehr ſchenken, wohl aber die germaniſchen Eroberer ſo weit vorbereiten, daß ſie die Bildung deſſelben nicht völlig mit Füßen traten. Anderthalb Jahrhunderte ſpäter, als es ſich auf den catalauniſchen Gefilden darum handelte, ob der Hunne das Leichentuch über das occidentaliſche Leben ziehen dürfe wie in der Folge der Mongole über das aſiatiſche, trug dieſe Befreundung ſchon ihre Früchte; Römer und Weſtgothen hielten zuſammen und wehrten den Angriff gemeinſam ab.

Von der Alterung und Verkommenheit der römiſchen Zuſtände überhaupt, woran das Chriſtenthum keine Schuld trägt, iſt die ganze Geſchichte dieſer Zeit ein ſprechendes Zeugniß, und auch in der vorliegenden Darſtellung wurde auf jedem Blatte darauf hingewieſen. Es iſt aber hier die beſte Stelle dazu, einige bezeichnende Züge aus dieſem Grei-

ſenleben der antiken Welt zuſammenzutragen. Auch die hiſtoriſche Stellung des Chriſtenthums kann hiedurch noch weiter verdeutlicht werden.

Neigung der Kaiſerzeit

Klagen über die ſchlechten Zeiten ſind vorhanden aus allen Jahrhunderten, welche eine Literatur hinterlaſſen haben. Im römiſchen Reich aber wird der Verfall auf eine Weiſe eingeſtanden, welche gar keinen Zweifel übrig läßt. Das Gefühl, daß alles was jetzt geſchehe, klein ſei im Verhältniß zu einer immer glanzvoller ausgemalten Vorzeit, wächst gleichzeitig mit der äußerlichen Coloſſalität des römiſchen Reiches und ſeiner Intereſſen, und ſelbſt wer die Größe der Vorzeit mißlaunig beſtreitet, thut es nur um die Gegenwart noch tiefer herabzuſetzen. Wenn Seneca[1]) in ſeiner philoſophiſchen Polemik gegen die Geſchichte den Philipp und den Alexander von Macedonien als Strauchdiebe behandelt, ſo fügt er doch bei: Wir ſehen dieſe Dinge für groß an, weil wir ſelber ſo klein ſind. Ein viel ſtärkeres, obſchon ſtillſchweigendes Zeugniß liegt darin, daß alle Philoſophen und Rhetoren — und auch die Dichter wenn ſie nicht betteln gehen — daß alſo die ganze freie Literatur des zweiten, dritten und vierten Jahrhunderts ohne Noth von keinem Menſchen und keinem Gegenſtande ſpricht der über das Ende der römiſchen Republik herabreicht. Es ſieht aus als hätte man ſich das Wort darauf gegeben. Die griechiſchen Sophiſten wählen für ihre Schulerercitien vorzugsweiſe Situationen

---

[1]) Quæst. natur. III. Præf. Er braucht das Wort latrocinia. — Die Klagen über den Verfall der einzelnen Sphären des geiſtigen Lebens ſeit der Kaiſerzeit würden hier einen beträchtlichen Raum einnehmen. Was der ältere und der jüngere Plinius, Petronius u. A. über Kunſt und Literatur ſagen, iſt ſchon oft citirt worden. Plinius d. J. giebt Ep. VI. 21 wenigſtens zu, daß die Natur noch nicht erſchlafft ſei und daß ſie noch immer begabte Menſchen hervorbringe. Vgl. auch III. 21 und das Proömium des Florus, welcher das Greiſenalter der römiſchen Welt zugiebt, aber bei Trajan von Wiederverjüngung ſpricht.

7. Abſchnitt. bei den Rhetoren.

aus der Blüthezeit des Griechenthums, aus den Perſerkriegen, dem peloponneſiſchen Kriege, etwa noch aus dem Leben Alexanders des Großen. Sie laſſen Xenophon reden, der an Socrates Stelle zu ſterben verlangt, oder Solon, der dem Piſiſtratus gegenüber auf Abſchaffung der Geſetze anträgt, oder Demoſthenes der den Athenern räth auf die Flotte zu fliehen u. dgl. m.[1]) Dio Chryſoſtomus (unter Trajan) glaubt ſich irgendwo förmlich rechtfertigen zu müſſen, nachdem er in einer Rede Ereigniſſe aus der Kaiſerzeit, „moderne, ruhmloſe Dinge“[2]) erzählt hat; er meint, ſein Gegner verachte ihn als einen Schwätzer, weil er nicht nach üblicher Art von Cyrus oder Alcibiades ſpreche. Die dem Quintilian zugeſchriebenen Declamationen behandeln entweder ebenfalls längſt vergangene Dinge oder erdichtete Rechtsfälle, die in keine beſtimmte Zeit gehören. Die naheliegende Annahme, daß die Regierung etwa die Beſprechung der Kaiſerzeit unliebſam aufgenommen und unterdrückt haben möchte, wäre durchaus irrig. Eine Aufſicht dieſer Art über die Literatur und die Schule lag gar nicht in der Art des römiſchen Imperiums, welches ſich überhaupt nicht damit abgab, geiſtige Richtungen zu dirigiren und zu beaufſichtigen. Gerade die damals beliebteſten Gegenſtände für die Redeübungen würden nach unſerm Maßſtab anſtößig und gefährlich ſcheinen; in dem Rom Domitian's klagt Juvenal[3]) über die tödtliche Langeweile des Rhetors, welcher zum hundertſten Male es

[1]) Philoſtratus in den vitis Sophistarum giebt viele Beiſpiele an, ſ. z. B. II. 9.

[2]) Νεωτέρων τε καὶ ἀδόξων. Dio. Chrys. oral. XXI. p. 271. Einen derartigen Wink gewährt auch die Erzählung bei Dio Caſſius LXVI. 25 über die Schauſpiele bei der Einweihung des Colleſſeums und der Titusthermen; die Seeſchlachten auf den Baſſins ſtellten nicht etwa römiſche Siege, ſondern die Kämpfe zwiſchen Corcyräern, Syracuſanern und Athenern aus der Zeit des peloponneſiſchen Krieges dar.

[3]) Sat. VII. Vs. 151. — Welche Anzüglichkeiten auf dem Theater verfamen, ſ. bei Philoſtrat Vita Apollon. VII. 5.

mit anhören muß, „wenn die zahlreiche Claſſe grauſame Tyrannen tödtet.“ Die Geſchichten von Brutus, von Harmodius und Ariſtogiton waren alſo ein ſprichwörtlich beliebtes Thema, während die merkwürdigſten Dinge der Kaiſerzeit, die man noch dazu panegyriſtiſch hätte behandeln können, wie z. B. der jüdiſche Krieg, die Thaten Trajan's, die Herrſchaft der Antonine, freiwillig gar nicht berührt wurden und ſomit ausſchließlich den officiellen Lobrednern überlaſſen blieben.

Aber nicht bloß die Redner, auch die eigenthümliche Gattung von lateiniſchen und griechiſchen Sammlern, welche man bisweilen unter dem Namen der Grammatiker mitbegreift, geben nicht leicht über die Zeit der Republik herunter. Aulus Gellius z. B. thut es nur wenn er von der Bildung ſeiner Zeit und von ſeinen eigenen Studien ſpricht; Aelian in ſeinen „bunten Geſchichten“ faſt nirgends; Athenäus in ſeiner großen Encyclopädie des antiken Lebensgenuſſes geht der Kaiſerzeit ſehr abſichtlich aus dem Wege, und noch zwei Jahrhunderte ſpäter giebt Macrobius in ſeinen Saturnalien als letzte Notiz eine Sammlung von Anekdoten und Witzworten des Auguſtus, eine kurze beiläufige Erwähnung Trajan's abgerechnet. Philologen vom Fache, welche mit der betreffenden Literatur näher vertraut ſind als der Verfaſſer, würden dieſe Beobachtung wahrſcheinlich in einem viel weitern Umfang beſtätigen können. und bei den Sammelſchriftſtellern.

Dieſe Zeit, die man verneinte und ignorirte, von welcher man ſich beſtändig nach frühern Jahrhunderten zurückwandte, bekam dann plötzlich einen neuen Inhalt durch das Chriſtenthum. Eine ſchon lange vorbereitete chriſtliche Literatur brach jetzt wie ein Strom in das leere Bette des Jahrhunderts ein und überwog binnen kurzer Friſt an Maſſe Alles was aus der heidniſchen Schriftwelt erhalten iſt.

Doch Rom als Sitz und Inbegriff der Weltherrſchaft ſollte ewig ſein; die Roma æterna iſt auf Denkmälern und

7. Abschnitt. Münzen der allgemeine Trost besonders während der zweiten
Roma aeterna. Hälfte des dritten Jahrhunderts. Den Christen, so lange sie in Rom das personificirte Heidenthum, das Babylon der Offenbarung sahen und haßten, war dieser Gedanke eine Thorheit; es handelte sich ja, wie Arnobius [1]) offen sagt, um diejenige „zum Verderb des Menschengeschlechtes geschaf„fene Stadt, um deren Herrschaft willen der ganze Erdkreis „unverdienter Maßen unterjocht worden war." So durfte freilich nur ein Africaner sprechen. Später, unter den christlichen Kaisern, war man mit der Weltherrschaft Rom's völlig ausgesöhnt; Prudentius [2]) findet darin das höchste geschichtliche Werk der Vorsehung: „Siehe, das ganze Ge„schlecht der Sterblichen ist unter die Herrschaft des Romu„lus gekommen, die verschiedensten Sitten und Denkweisen „haben sich verschmolzen; so war es vorherbestimmt, damit „die Würde des Christennamens, so weit die Erde reicht, „Alles mit Einem Band umschließe." Das Rührendste dieser Art ist aber der Gesang eines spätern Heiden (um 417), des Claudius Rutilius Numatianus,[3]) welcher das tief erschütterte Rom wie eine gebeugte Mutter tröstet und ihm aus seiner weltbistorischen Größe eine neue Hoffnung auf ewige Dauer herleitet.

Begriff der Alterung. Wie weit die Staatseinrichtungen und der äußere Zustand solche Hoffnungen rechtfertigten, ist durch bloße Schlüsse nicht unbedingt zu ermitteln. Eine Regierung wie die römische war, kann sich trotz zunehmender Erstarrung unendlich lange halten, wie das byzantinische Reich bewiesen hat. Wäre die Stadt Rom so uneinnehmbar fest und so zur Vertheidigung geschaffen gewesen, wie später Constantinopel, so hätte auch das abendländische Reich viel länger dauern und verlorene Provinzen von der geretteten Hauptstadt aus mehr

[1]) Arnob. adv. gentes VII Ende.

[2]) Prudent. peristeph. Hymn. II. Str. 105 seq.

[3]) Cl. Rutil. Numat. iter in Gall. I. Vs. 47 seq. (Ganz prophetisch lauten Vs. 133: Porrige victuras romana in sæcula leges.

als einmal zurückerobern können. Der Staat kann ſogar die Nationalität überleben ſo gut als dieſe den Staat. Es ſoll alſo mit dem Begriff der Alterung nicht die Unmöglichkeit des Weiterlebens, ſondern nur das allmälige Verſiegen derjenigen Lebensquellen bezeichnet werden, die einſt der Nation ihr edleres geiſtiges und leibliches Gepräge verliehen.

Phyſiſche Entartung.

Beginnen wir mit dem phyſiſchen Menſchen, ſo iſt in dieſer Zeit eine Ausartung der Race, wenigſtens in den höhern Ständen, unläugbar. Das Urtheil iſt hier nicht auf Ausſagen der Schriftſteller beſchränkt, welche hie und da ſchon frühe etwas der Art andeuten, [1]) ſondern die Kunſt leiſtet den unwiderleglichen Beweis in unzähligen Denkmälern, und zwar auch in ſolchen, die keine Entſchuldigung durch Ungeſchicklichkeit des Künſtlers zulaſſen. In den meiſten Bildniſſen dieſer Zeit herrſcht theils eine natürliche Häßlichkeit, theils etwas Krankhaftes, Scrophulöſes, Aufgedunſenes oder Eingefallenes vor. Grabmonumente, Münzen, Moſaiken, Böden von Trinkgläſern — Alles ſtimmt hierin überein. Die Mitregenten Diocletians und die nächſten Nachfolger mit ihren zum Theil wahrhaft abſchreckenden Zügen mögen als Illyrier keine Durchſchnittsform darbieten. Conſtantin, deſſen Aeußeres wir aus Statuen und Münzen genau kennen, zeigt zwar im Ganzen eine geſunde regelmäßige Bildung, aber einen widerwärtigen Ausdruck von Tücke, und doch ſind Panegyriker und Kirchenſchriftſteller voll einſtimmigen Entzückens über ſeine Schönheit, was nicht bloße Schmeichelei, ſondern ein Zeugniß für den niedrigen Maßſtab des Urtheils iſt. In den Phyſiognomien ſeiner Söhne bemerkt man eine weſentlich neue Gattung von Ausdruck, die nachher häufig wiederkehrt; es zeigt ſich das was im ſchlimmen Sinne das Pfäffiſche heißt; Conſtantin II. hat

[1]) Nach den ſehr merkwürdigen Aeußerungen bei **Dio Chrysost. Orat. XXI. p. 269 seq.** hätte man eine Abnahme der männlichen, aber eine Zunahme der weiblichen Schönheit bemerkt.

7. Abschnitt. dabei die nicht ganz angenehme rundliche Kopfbildung seines Vaters, Constans und Constantius eine mehr in die Länge gezogene. Viel entscheidender als diese Illyriotengesichter, ja vielleicht als die Bildnisse überhaupt, sprechen die eigentlichen Idealfiguren der betreffenden Zeit, in welchen die Künstler das allgemein Gültige niederlegen wollen, die Verschlechterung des damaligen Menschentypus aus. Der Constantinsbogen beim Colosseum ist allerdings ein Werk der Hast und Eile, und dieß erklärt und entschuldigt hinlänglich die große Roheit der plastischen Ausführung, nicht aber die Häßlichkeit der Gestalten und die Verkümmerung der Züge. Wohl giebt es Zeiten, in welchen die Kunst sich Etwas darauf einbildet, ihr Ziel einseitig im Charakteristischen statt im Schönen zu suchen, und jenes sogar bis ins Häßliche zu steigern, ohne daß die den Künstler umgebende Welt daran Schuld wäre. Allein hier ist von einer solchen Vorliebe für den Charakter nicht die Rede, sondern ganz einfach von der Unfähigkeit, an den klassischen Schönheitsidealen auch nur oberflächlich festzuhalten, während die Außenwelt keine Beziehung mehr zu denselben hat. Im fünften Jahrhundert geben dann die Mosaiken einen fortlaufenden Maßstab für dieselbe Wahrnehmung. Und zwar will die Kunst hier noch nicht den Ausdruck der Heiligkeit in der ascetischen Abmagerung und Morosität suchen wie später die byzantinischen Mosaicisten; ihre Gestalten sind noch nicht eigentlich verschrumpft, — aber in der Regel von häßlichen, unregelmäßigen Gesichtszügen. Selbst sehr ausgezeichnete Arbeiten, in welchen alles Uebrige, Gewandung, Bewegung, Vertheilung im Raum u. s. w. so gut ist als man es irgend von der theodosischen Zeit verlangen kann, wie z. B. die zwölf Apostel im orthodoxen Baptisterium zu Ravenna, machen doch in diesem Punkte durchaus keine Ausnahme.

Ihre Ursachen. Der Menschenschlag im römischen Reiche war von vorne herein außerordentlich verschieden je nach den einzelnen Gegenden und je nach den Schicksalen derselben; manche Bevölke-

rungen darf man ſich blühend, andere verkümmert vorſtellen. Allein die Durchſchnittsform, welche in der bildenden Kunſt auftritt, iſt in dieſer Zeit doch wohl im Ganzen diejenige Italiens. Wann und durch welches Ereigniß hat ſich nun hier und vielleicht im ganzen Reiche der äußere Menſch zu ſeinem Nachtheil verändert?

Die Antwort liegt nahe. Zwei ſehr furchtbare Peſtilenzen, unter Marc Aurel und dann wieder ſeit Gallus 167. 252. hatten die Bevölkerung des Reiches unheilbar erſchüttert; die letztgenannte Peſt[1]) ſoll ſogar fünfzehn Jahre gedauert, keine Gegend des Reiches verſchont und manche Städte völlig verödet haben. Rechnet man hinzu die unaufhörlichen Kriege ſowohl um den Thron im Innern als gegen die Barbaren nach außen, ſo ergiebt ſich als nothwendige Folge das Brachliegen aller Pflanzungen und ſomit eine Hungersnoth, welche der Krankheit unaufhörlich neue Gewalt verleihen mußte. Wie man nun nach ähnlichem Unglück, nach dem dreißigjährigen Kriege, eine Veränderung der Race in Deutſchland annimmt, ſo wird auch für das römiſche Reich dieſelbe Vermuthung geſtattet ſein; die Anſiedelungen von Barbaren thaten dann noch das Uebrige, um den Typus des Menſchengeſchlechtes im Reiche gänzlich umzugeſtalten.

Verhältniß zur Moralität.

Nun ſtirbt in Unglückszeiten jener Art nicht bloß phyſiſch ein altes Geſchlecht aus; alte Sitten und Bräuche, nationale Anſchauungen, geiſtige Beſtrebungen aller Art geben mit demſelben unter. Dieß iſt nicht ſo zu verſtehen, als müßte auch die Moralität geſunken ſein; eher ließe ſich ein Steigen derſelben in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts beweiſen. Von dem Kaiſerthron (ſ. den erſten Abſchnitt) wird man es kaum läugnen können; die Zeit der Caracalla und Maximine iſt vorbei; Carinus geht unter weil er eine verſpätete Anomalie in ſeinem Jahrzehnd iſt. Bei den ſpätern ſogenannten Scheuſalen, wie Marentius, hat Ausſchwei-

[1]) S. die Stellen bei Clinton, Fasti rom. ad a. 252.

7. Abſchnitt. fung und Miſſethat etwas Kleinbürgerliches im Vergleich mit den früheren. Die Sittenpolizei erſcheint im Zunehmen,[1]) und mit ihr wohl auch die äußere Sitte; noch Diocletian iſt emſig bemüht, die verwilderten Matrimonialverhältniſſe zu ſäubern[2]) und dem wirren Durcheinanderheirathen in demſelben Hauſe und in den nächſten Graden zu begegnen. Des großen und maſſenhaften Scandals wird auffallend weniger. Die Regierung läßt ſich mehr und mehr auf Maßregeln der allgemeinen Humanität ein und erkennt die Pflicht einer durchgehenden Sorge für die Unterthanen an, während ſie freilich zu derſelben Zeit einen gewaltigen Druck ausüben muß und ſich auch in den Mitteln zum Beſſern, wie z. B. in dem Maximum der Lebensmittel, und in den ganz barbariſchen Criminalſtrafen mannigfach vergreift. — Die Analogien dieſer geſteigerten Moralität in der ſpätheidniſchen Religion, in dem ascetiſchen Idealismus der Philoſophen wurden bereits nachgewieſen, es mußte aber hier der ganzen Sache noch einmal gedacht werden. Denn vielleicht war dieſe Umkehr zur Beſonnenheit und Mäßigung gerade auch ein Symptom der Alterung von welcher hier die Rede iſt; um ſo weniger konnte ſie die abgelebte alte Welt noch einmal verjüngen.

Entartung der Tracht. Nachdem wir die Abnahme des phyſiſch ſchönen Menſchen conſtatirt, ſchreiten wir weiter zur Betrachtung ſeiner äußern Umgebung, und zwar zunächſt der Kleidung. Hier ſpricht die bildende Kunſt nicht den damaligen Thatbeſtand aus, weil ſie in der Regel die Gewandung der blühenden, längſtvergangenen Kunſtepochen feſthält, dieſe aber von allem Anfang an eine ideale geweſen iſt; ſo ſtellt z. B. ſelbſt der Panathenäenzug am Parthenon nicht die wirkliche Tracht der Athener zur Zeit des Phidias dar, ſondern nur die in's Schöne vereinfachten Elemente derſelben. Wenn nun in

[1]) Man ſehe, was **Aurel. Vict. Cæss. 28** von Philipp dem Araber erzählt, und die Erklärer dazu.

[2]) Geſetze von den J. 287 und 295, **Cod. Gregor. V, 1.**

den römiſchen Bildwerken der conſtantiniſchen Zeit noch immer Toga und Tunica, nebſt der Chlamys bei nackten Figuren, vorherrſchen, ſo darf man daraus vollends nicht auf eine Durchſchnittstracht ſchließen. Viel richtiger führen uns hier die ſchriftlichen Ausſagen, und dieſe geben Kunde von einer überladenen, ausgearteten Tracht, welche wohl ein römiſcher Rococo heißen könnte, wenn man uns dieſen profanen Ausdruck geſtatten will.

Statt einen Abſchnitt aus den vorhandenen Geſchichten des Coſtüms herzuſetzen, begnügen wir uns mit einigen Andeutungen. Es giebt ein Gedicht[1]) aus der erſten Hälfte des vierten Jahrhunderts, von Arborius, dem Oheim Auſon's, „an eine allzuſehr geputzte Nymphe," worin ein galliſches Mädchen beſchrieben wird. Ihr Haar iſt mit Bändern durchflochten und in eine große Spirale (in multiplicem orbem) toupirt; oben darauf ſitzt noch eine Haube von Goldſtoff; das Halsband ſcheint roth, etwa von Korallen geweſen zu ſein; das Kleid reicht hoch bis an den Hals herauf und iſt mit Binden wie mit einer Schnürbruſt umgeben. Ueberhaupt hatten die anliegenden Kleider, zumal die Ermel,[2]) ſehr überhand genommen. Die genannten Haartouren waren ſchon ſeit Jahrhunderten in der Regel aufgeſetzt, und ſind ſelbſt an einzelnen Marmorbüſten zum Abnehmen beim Wechſel der Mode eingerichtet. Früher als Arborius klagt Arnobius über die Binden wahrſcheinlich von Goldſtoff, womit viele Damen ſich die Stirn verdeckten, ſowie über ihre nach Mannesart gebrannten Haare. Ganz widerwärtig iſt vollends die Art des Schminkens, welche dem Geſicht nicht bloß eine andere Farbe, ſondern ſelbſt eine andere Form gab. Die rothe wie die weiße Schminke nämlich wurden ſo ſtark aufgetragen, daß die Frauen ausſahen „wie Götzenbilder" und daß jede Thräne, welche über die

Arborius.

[1]) Bei Wernsdorf, Poetæ lat. min. vol. III.

[2]) S. Hieronym. ep. 38. ad Marcellam. und ep. 130.

7. Abschnitt. Wange floß, eine Furche zurückließ. So spottet wenigstens Sanct Hieronymus, welcher aus seiner frühern Zeit hierüber Bescheid wissen mußte. Eine Hauptveränderung, die vielleicht gerade in diese Zeit fällt, ist das Aufkommen gemodelter und geblümter Stoffe gegenüber von den einfarbigen, welche die allein würdige Bekleidung des Menschen sind, weil sie allein die Massen und die Falten, also mittelbar die Form, Haltung und Bewegung des Leibes selber ungestört bemerken lassen. Constantin erhielt von fremden Gesandten „mit Gold und Blumen gewirkte barbarische Gewänder" geschenkt;[1]) bald hernach erscheint dergleichen als übliches Prachtkleid in den Mosaikbildern der Kirchen, und es dauert nicht lange, so werden in Priestergewänder und Altardecken ganze Geschichten eingestickt. Es hat aber das Fremde, Barbarische überhaupt in der spätrömischen Mode ein offenkundiges Vorrecht, schon weil es theuer und schwer zu haben ist. Muß sich doch unter Theodosius dem Großen der berühmte Symmachus eine prächtige ausländische Staatskutsche verbitten, wodurch der Kaiser die Ausfahrten des Stadtpräfekten zu verherrlichen glaubte.[2])

Barbarisirung der Tracht.

Diese Barbarisirung dehnte sich indeß viel weiter als nur auf die Kleidung aus. Das Aufkommen germanischer, besonders gothischer und fränkischer Offiziere im Heer und bei Hofe, der Einfluß orientalischer Etikette und Sitten mußte der ganzen äußern Form des Lebens allmälig ein unrömi-

[1]) Euseb. vita Const. IV, 7. — Die Zelte des palmyrenischen Fürsten Herodes mit eingestickten Figuren Hist. Aug. XXX. Tyr. 15 (16). noch als etwas wesentlich Persisches erwähnt. — Bunte Kleider mit Thierfiguren bereits als Mode um die Mitte des IV. Jahrh., vgl. Ammian. Marc. XIV, 6.

[2]) Symmachi ep. X, 24. Er meint, man liebe in Rom seit Camill's Zeiten solche externa miracula nicht, und stellt also doch ausnahmsweise der alten Hauptstadt ein Zeugniß bessern Geschmackes aus. — Phrygische und keltische Wagen als Modeartikel schon im zweiten Jahrh. bei Philostr. vitæ soph. I, 25.

ſches Gepräge verleihen. Ganz unantik iſt vor Allem jene Zertheilung der Geſellſchaft nach Stand und Rang, welche durch Verleihung von Titeln bewerkſtelligt wurde; nichts widerſprach ſtärker dem Begriff des Bürgerthums, mit welchem die klaſſiſche Welt ſich aufgenährt hatte. Auch das Chriſtenthum, welches mit ſeiner gewaltigen Flamme ſo viele Elemente der antiken Bildung aufzehrte, trug einſtweilen mittelbar zur Barbariſirung [1]) bei, wie dieß bei einem Blick auf Kunſt und Literatur dieſer Zeit deutlich zu machen ſein wird.

Die Kunſt.

Die Kunſt im höchſten Sinne des Wortes war einſt der Lebensathem des griechiſchen Volkes geweſen. Keine andere Nation hätte es wagen dürfen, ihre Zeitrechnung nach der Entwicklung des Schönen durch Dichter und Künſtler zu datiren, wie dieß z. B. in der Marmorchronik von Paros geſchehen iſt. Mit den ſiegreichen Waffen Alexanders und ſeiner Diadochen zog in der Folge die griechiſche Kunſt durch den Orient und verdrängte die alten nationalen Formen, mit einziger Ausnahme der Bauten und Bildwerke Aegyptens von Alexandrien aufwärts. Die Römer nahmen ſie ebenfalls bereitwillig in ihren Dienſt, nicht bloß als Luxusgegenſtand, ſondern weil ſie dem Bedürfniß des Schönen entſprach, das in ihnen ſelbſt lebte, deſſen thätige Entfaltung aber durch das Vorherrſchen des Kriegeriſchen und Politiſchen gehemmt wurde. Auf das Großartigſte half ſie nun mit, der religiöſen und nationalen Herrlichkeit Rom's den edelſten Ausdruck zu verleihen, wenn auch nicht ohne Einbuße ihres innern Organismus. Von Rom aus nahm endlich der ganze Occident dieſe romaniſirte Kunſt wie ein Geſetz des Siegers an und ſprach ſie nach wie ſeine Sprache. Wo Colonien italiſcher Abſtammung ſich im Weſten erhielten, mag ſie wohl auch zum Bedürfniß geworden ſein.

---

[1]) Das Wort βαρβαρόω bei **Zosimus I, 58** und **II, 7** ſcheint bloß die wirkliche Unterwerfung der Reichslande durch barbariſche Völker zu bezeichnen.

7. Abſchnitt.

Ihre ſpätere Stellung bei den Römern.

Eine Stellung wie bei den Griechen der Blüthezeit erreichte freilich die Kunſt in dieſer Zeit der Römerherrſchaft nicht wieder. Man hört nicht mehr davon, daß die Läſterung des Schönen als Blasphemie galt, wie damals als der Dichter Steſichoros erblindete, weil er die Helena, das Urbild aller Schönheit, getadelt hatte.[1]) Lucian, der weder Götter noch Menſchen ſchont, darf jetzt auch über die alten Ideale aller Schönheit ſpotten, während anderweitig ſein Kunſtgeſchmack ſo unzweifelhaft bewährt iſt. Jene meiſterhafte Reihe von Todtengeſprächen, in welchen er ſeinem Hohn unter der Maske des Cynikers Menippos die Zügel ſchießen läßt, enthält auch eine Scene,[2]) wo Hermes in der Unterwelt dem Menippos die Skelette der berühmten Schönheiten der alten Zeiten vorweiſt, des Narciß, des Nireus u. ſ. w. „Aber ich ſehe ja nichts als Schädel und Knochen? zeige mir doch Helena;“ — „„Dieſer Schädel hier iſt Helena.““ — „Alſo deßhalb die Flotte von tauſend Schiffen, der Tod ſo Unzähliger, die Zerſtörung der Städte?“ — „„O Menipp, (erwiedert Hermes) du haſt das Weib nicht lebend geſehen!““ — Doch iſt in dieſer frühern Kaiſerzeit welche von den damaligen Aeſthetikern, von Petronius, und dem ältern Plinius, als Epoche des Kunſtverfalls mit verhältnißmäßigem Rechte angeklagt wird, wenigſtens in Italien das Verlangen nach künſtleriſcher Umgebung des Daſeins noch unglaublich ſtark. Pompeji allein deutet, nach Göthe's Ausdruck, „auf eine Kunſt- und Bilderluſt eines „ganzen Volkes, von der jetzo der eifrigſte Liebhaber weder „Begriff, noch Gefühl, noch Bedürfniß hat.“ Trägt man dieſen Maßſtab auf das damalige Rom über, ſo findet ſich ein Ergebniß welches ſchwindeln macht.

Materielle Einbuße.

Im dritten Jahrhundert fand die Kunſt allerdings einen gefährlichen materiellen Feind an der Zerrüttung des Rei-

[1]) Hesych. Miles., bei Müller fragm. hist. gr. IV. p. 174.

[2]) Lucian. dial. mortuor. XVIII.

ches durch Peſt, Krieg und Verarmung. Da die Kaiſer namentlich ſeit Aurelian wieder ſehr viel bauen ließen [1]) und ohne Zweifel auch die übrigen Künſte verhältnißmäßig in Anſpruch nahmen, ſo könnte ſich dieſe Einbuße wieder etwas ausgeglichen haben, wenn nicht der zunehmende Druck auf die Reichen und Beſitzenden immerhin einen dauernden Verluſt mit ſich geführt hätte.

Nimmt man nun an, daß die Natur doch immerfort ein reiches Maaß von Begabung austheilte, woran ſich auch mitten im Zerfall aller Formen oft nicht zweifeln läßt, ſo frägt es ſich weiter, woher die falſchen Richtungen kamen, in welchen ſich die Talente verloren? Woher ferner jene Anonymität, welche faſt die ganze Kunſt des dritten und vierten Jahrhunderts mit ſo tödtlichem Schweigen deckt?

Innerer Verfall.

Es iſt eine Thatſache, daß ungefähr ſeit der Mitte des zweiten Jahrhunderts die bisher noch immer lebendige Reproduction des Schönen ſtille ſteht und zu einer bloß äußerlichen Wiederholung wird; daß von da an innerliche Verarmung und ſcheinbarer Ueberreichthum der Formen Hand in Hand gehen.

Die tiefſte Urſache dieſer Erſcheinung wird man wohl nie ergründen oder in Worte faſſen können. Hatte das ausgebildete griechiſche Formenſyſtem ſechshundert Jahre lang ſich unter den verſchiedenſten Bedingungen behauptet und immer wieder Blüthen getrieben, weßhalb ſollte es gerade von den Antoninen abwärts ſeine Macht, ſeine Treibkraft verlieren? warum nicht fortdauern bis in's vierte Jahrhundert? Es läßt ſich vielleicht aus einer allgemein philoſophiſchen Betrachtung der Zeiten auch hierauf aprioriſtiſch antworten; wir wollen uns aber gerne beſcheiden, die nothwendige Lebensdauer einer geiſtigen Macht dieſes Ranges nicht abſolut berechnen zu können.

Seine ſichtbaren Gründe.

Die Nebenurſachen jener Erſcheinung ſind deſto klarer: die Veränderungen im Stoff und in den Aufgaben und

[1]) Vgl. Malalas, lib. XII passim.

7. Abſchnitt. Gegenſtänden der Kunſt, d. h. mittelbar die veränderte Geſinnung der Beſteller. Verfolgen wir zunächſt die Schickſale

Architektur. der Architektur. Die Hauptſtadt iſt hier für alle Entartung maßgebend. Rom beſaß in ſeinem Travertin und Peperin ein ernſtes, gewaltiges Material für monumentale Bauten. Als man aber, beſonders ſeit Auguſtus, den Marmor aus Carrara und aus Africa nicht mehr entbehren wollte, wegen ſeiner Bildſamkeit und ſeiner leuchtenden Schönheit, da gewöhnte ſich der Sinn des Römers daran, den nunmehr aus Ziegelplatten gebildeten Kern des Gebäudes und die darum gelegte Marmorbekleidung als zwei geſchiedene Dinge zu betrachten. Letztere mußte auf die Länge als eine willkürlich wandelbare Hülle, als eine Decoration erſcheinen. Doch zwang der weiße Marmor den Künſtler fortwährend, die Formen möglichſt edel zu bilden. Als aber die Vergötte-

Der Stoff als Concurrent der Form. rung des möglichſt theuern und fremdartigen Materials mehr und mehr einriß, als im ganzen Orient ſo wie in Africa nach koſtbaren Bauſtoffen,[1]) Porphyr, Jaspis, Agat und Marmor aller Farben geſucht wurde, als die damals ſehr maſſive Vergoldung[2]) in ſinnloſem Maaß überhand nahm, da mußte die Kunſt und der Künſtler zurücktreten. Stoff und Farbe zieben das größte Intereſſe an ſich; die ſchönſten Profile und Zierrathen werden daneben überſehen; zudem gebeut die außerordentliche Härte mancher dieſer Steine dem Meißel Einſchränkung. Der Lieferant und der Polirer werden unter ſolchen Umſtänden wichtigere Perſonen als der Zeichner. Wo aber der weiße Marmor oder ein anderer einfacher Stoff ſeine Stelle behauptete, mußte er nun wetteifern durch Häufung der Glieder und Vervielfachung der Ornamente, da man für das Einfache überhaupt verdorben war. Der Eindruck iſt oft über die Maßen kleinlich und

[1]) Klaſſiſche Stelle bei **Statius, Sylvæ I, V.** Vs 34 ff.

[2]) Aurelians Wiederwille dagegen ſ. oben S. 52; Conſtantin vergoldete, was frühere Kaiſer gebaut, u. a. die Säulen am Circus maximus. **Panegyr. X. 35.**

verwirrend, weil aller äußerliche architektoniſche Reichthum, einmal als leitendes Princip aufgefaßt, raſch alle Schranken überſchreitet und auch Bautheile und Stellen verziert, die deſſen um ihrer Funktion willen eigentlich nicht fähig ſind. Wir wollen die Bauten dieſes Styles, von welchen die palmyreniſchen und der Diocletianspallaſt zu Salona (Spalatro) ſprichwörtlich geworden ſind, hier nicht wieder aufzählen. Soweit ſie nicht in Anordnung und Proportionen an die beſſere Zeit erinnern, ſind ſie vollkommen ſchlecht und erſetzen das Verlorene nicht einmal durch den perſpectiviſchen Reiz, welchen z. B. der entartete moderne Styl unter den Händen eines Bernini entwickelt. Dieſer weiß den Blick zu ſammeln, dort iſt lauter Unruhe und Zerſtreuung: Bernini verachtet das Detail und arbeitet ſtets auf das Ganze hin; dort wollen die gehäuften Einzelformen als ſolche etwas bedeuten.

Die neuen Aufgaben.

Gereichte nun der Luxus in dem bezeichneten Sinne der ſchönen Bauform nothwendig zum Untergang, ſo trug ſelbſt ein höherer Fortſchritt zum Neuen nicht weniger dazu bei, das von den Griechen ererbte Bauſyſtem definitiv zu zerſprengen. Wir meinen die neue Aufgabe großer, vorzüglich gewölbter Binnenräume. In der beſſern Kaiſerzeit hatte man z. B. beim Thermenbau die Säulen und ihr Gebälk mit der Kuppel, dem Tonnengewölbe und Kreuzgewölbe ſo verbunden, daß ſie gleichſam als ein eigener Organismus daran vorbeigehen. Eine Rückſicht dieſer Art konnte auf die Länge nicht fortdauern, namentlich als mit der chriſtlichen Zeit jene Aufgaben ſich auf einmal außerordentlich häuften und zugleich die Tendenz auf möglichſte Prachtentwicklung jede andere Erwägung ſchweigen hieß. Die chriſtliche Baſilica, das erſte große Vorbild aller rein perſpectiviſch gedachten Binnenräume,[1]) lud Bogen und große ſchwere

[1]) Als Baſiliken, wenigſtens als Langbauten werden u. a. geſchildert: Die alte Sophienkirche, S. Agathonicus, S. Iſaacius in Conſtantinopel. **Anonym. Banduri p. 65.**

7. Abſchnitt. Obermauern auf ihre Säulenreihen; die Kuppelkirche mit untern und obern Galerien oder Nebenkapellen ringsum [1]) verneinte vollends den Begriff des Gebälkes und brauchte die Säule faſt nur noch um ihrer angenehmen Wirkung willen. Es dauert dann tief in das Mittelalter hinein, bis die chriſtliche Baukunſt die mit zunehmendem Mißverſtändniß wiederholten, zuletzt kaum mehr kenntlichen antiken Einzelformen mit einem neuen, ihrem Princip angemeſſenen Gewand vertauſcht.

Das Vorwiegen der Tendenz. Endlich war die chriſtliche Architektur von vornherein genöthigt, mit der kirchlichen Tendenz auf eine ungünſtige Weiſe zu theilen. Letztere möchte gern das ganze Gebäude, ja jeden Stein zum Symbol ihrer Macht und ihres Sieges machen; daher das Vorwiegen theils der glänzendſten Luxuszierrathen,[2]) theils der bildlichen Darſtellungen im Innern wie an den Faſſaden. Neben einer Moſaikverſchwendung, welche alle Räume und Flächen mit bibliſchen Figuren und Geſchichten in den ſtarken ungebrochenen Farben der Glaspaſte überzog, konnte keine rein architektoniſche Gliederung mehr gedeihen, und ſo ſchrumpfen Gebälk und Conſolen zu ſchwachen Riemchen zuſammen oder werden gar nur noch durch ein Moſaikornament angedeutet.

Die Architektur erhielt ſich dabei allerdings den Sinn für großartig angeordnete, phantaſievoll aufgebaute Binnen-

[1]) Der Dom von Antiochien, **Euseb. vita Const. III, 50.** Die Apoſtelkirche zu Conſtantinopel **IV, 58**; wahrſcheinlich ein griech. Kreuz mit Kuppel. (Vgl. **Anonym. Banduri p. 32**). Die Grabkirche zu Jeruſalem: **III,** 25 bis 40. **Socrates I, 9.** Der Hochbau, τὸ ὑψοῦν, als weſentliche Rückſicht, **Euseb. v. C. I, 42. II, 45.**

[2]) S. die obigen Stellen. Die Apoſtelkirche „von bunten Steinen blitzend, vom Boden bis zum Dach. . . . Die (gewölbte?) Decke mit feinen Caſſetten überzogen und ganz mit Gold bedeckt. . . . Die äußere Bedeckung von vergoldetem Erz, weit hin blendend. . . . Der Oberbau rings mit netzförmigen Verzierungen von Erz und Gold. . . ." Das Gebäude ſtand frei in einem großen Hof, ringsum Hallen, kaiſerliche Säle, Bäder, Herbergen, Wächterwohnungen ꝛc.

räume und für eine große mechaniſche Virtuoſität. Der letztern verdanken es dann wieder einige Künſtler der byzantiniſchen Zeit, wenn ſie aus der oben berührten Anonymität heraustreten durften.

Sculptur und Malerei.

Der Verfall der Plaſtik und Malerei geht mit demjenigen der Baukunſt aus denſelben oder ähnlichen Urſachen hervor, wozu noch beſondere Umſtände kommen. Auch hier hat zunächſt der Luxus des Materials gewiß verderblich gewirkt. Als es einmal Sitte war, die Statuen aus drei, ja viererlei oft ſehr ſchwierigen Steinarten zuſammenzuſetzen — von den vielen aus Gold und Silber gefertigten [1]) zu ſchweigen — ſo mußte der Styl dieß auf die Länge übel empfinden, weil er durchaus die Hauptſache zu ſein verlangt, wenn er gedeihen ſoll. Man ſieht in der vaticaniſchen Galerie u. a. die coloſſalen Porphyrſärge der Helena und der Conſtantia (Mutter und Tochter Conſtantins), den einen mit Reiterzügen, den andern mit weinbereitenden Genien ſehr mittelmäßigen Styles. Die bloße Reſtauration des erſtern unter Pius VI. ſoll fünfundzwanzig Menſchen neun Jahre hindurch in Anſpruch genommen haben,[2]) wonach man die Mühe der urſprünglichen Verfertigung berechnen mag. Von irgend einem unmittelbaren Zuge künſtleriſcher Genialität iſt bei dieſem unglaublich harten und ſpröden Stein nicht die Rede; es handelt ſich um eine Sklavenarbeit nach einem vorliegenden Modell. Ganz auf analoge Weiſe mußte das Moſaik die Malerei verderben. So lange es nur die Fußböden in Anſpruch nahm, ſo konnte es als eine Aeußerung überfließender Kunſtliebhaberei gelten, welche keinen Fleck auf den das Auge fällt, unveredelt laſſen wollte, obſchon auch immer etwas Barbariſches dabei iſt, auf Compoſitionen wie

Luxus der Stoffe.

Das Moſaik.

---

1) Hist. Aug. Claud. goth. 2 (3). Heliogabal. 2. Tacit. 9. — Goldene und ſilberne Statuen noch von Conſtantin zu Rom errichtet, Aurel. Vict. Cæss. 40. Vgl. Anonym. Banduri, p. 14.

2) S. den officiellen Katalog des Museo Pio-Clementino, Roma 1844. pag. 199.

7. Abſchnitt. die pompejaniſche ſogenannte Alexanderſchlacht herumzuwandeln. Seit Plinius aber war das Moſaik an Wände und Gewölbe emporgeſtiegen;[1]) in den Thermen, wo der gewöhnlichen Malerei von Seite der Feuchtigkeit Gefahr drohte, hatte dieſe Veränderung Vieles für ſich, in andern Gebäuden dagegen entzog ſie dem Künſtler ohne Noth jedes eigenhändige Mitarbeiten an ſeiner Schöpfung und entmuthigte ihn, weil der Beſchauer zuerſt an die Koſtbarkeit und Pracht, dann an den Gegenſtand und zuletzt oder auch gar nicht an die Darſtellung dachte. Mit der Einführung des Chriſtenthums aber wurde das Moſaik, wo nur irgend die Mittel ausreichten, der erſte Schmuck aller Wände und Gewölbe der Kirchen.

Die Fremdgötter in der Plaſtik. Viel entſchiedener jedoch offenbart ſich der Verfall an andern Symptomen, die auf andere Gründe hinweiſen. Auffallend erſcheint zunächſt die geringe Zahl bedeutender Götterſtatuen, welche man mit Sicherheit den Zeiten nach Alexander Severus zuweiſen könnte; dafür nehmen die Mithrasbilder, die abſcheulichen Aeonen, die Pantheen (S. 208), die epheſiniſchen Dianenbilder u. dgl. überhand. Hier griff offenbar die Religion ein. Nichts war mehr geeignet, den Künſtler an den alten Göttertypen vollſtändig irre zu machen, als jene Einmiſchung formwidriger Fremdgottheiten verbunden mit der Dämoniſirung der einheimiſchen (S. 262) welche dabei ihre ſchöne, anthropomorphiſtiſche Perſönlichkeit einbüßten; wenigſtens hatte es der Künſtler ſchwer, ſich mit der alten Pietät in dieſelbe zu verſenken, ſelbſt wenn es verlangt wurde. Statt deſſen galt es jetzt tauſende von

[1]) Plin. Hist. nat XXXVI, 25. — Statius l. c. — Hist. Aug. Pescenn. 6. Caracalla 9. (wahrſcheinlich auf Moſaiken zu beziehen.) XXX Tyr. 24 (25). Symmachus ep. VI. 49. VIII. 42. Wenach ein Irrthum zu verbeſſern iſt, welcher durch meine Schuld in die zweite Aufl. von Kugler's Geſchichte der Malerei, Bd. I. S. 24. Anmerkg. eingeführt worden.

Sarkophagen [1]) zu verfertigen, welche mehr als alles Andere die Bildhauer des dritten Jahrhunderts beſchäftigten. Ihre Reliefs ſtellen zwar lauter griechiſche Mythen dar und ſind ſomit frei von jenen fremdgöttiſchen Unformen; allein ſie konnten aus andern überwiegenden Gründen keinen bedeutenden Kunſtwerth erreichen. Die Verſchmelzung der plaſtiſchen und dramatiſchen Geſetze zu einem vollendet reinen Reliefſtyl hatte nur die Sache der höchſten Kunſtepoche ſein können; ſobald das üppige Streben nach Effekt überhand nahm — alſo noch in derjenigen ſpätgriechiſchen Zeit, welche ſonſt noch ſo wunderbare Dinge ſchuf — mußte auch das Relief aus dem Gleichgewicht gerathen. Deßhalb ſind auch die ſchönſten Arbeiten der beſſern römiſchen Zeit, die zunächſt auf dieſer ſpätgriechiſchen Tradition ruhen, wie z. B. die Reliefs am Titusbogen nur von bedingtem Werthe.[2]) Später aber, als der Reichthum überhaupt an die Stelle der Schönheit trat, als man von den Reliefſpiralen der Trajansſäule und ihrer Nachahmungen, von den überfüllten Triumphbogen her an jede Art plaſtiſcher Verſchwendung gewohnt war, mußte vollends die Anzahl, ja das Gewimmel der Figuren, wie in der Architektur die Vervielfachung der Glieder, alle wahre und große Wirkung verdrängen. Ferner wurde die Sarkophagbildnerei dadurch demoraliſirt, daß ſie ſelten auf beſondere Beſtellung, vielmehr faſt ausſchließlich auf den Kauf hin arbeitete und alſo dem ſchlechten, pompſüchtigen Durchſchnittsgeſchmack nachgeben mußte. Endlich überwog hier der Gegenſtand, und zwar in tendenzhafter Auffaſſung zum Nachtheil der Kunſt. Die betreffenden Mythen ſind nämlich als ſymboliſche Hüllen allgemeiner Ideen dargeſtellt, eine Scheidung zwiſchen Schale und Kern, deren Bewußtſein der Kunſt auf die Länge nur ſchaden kann.

Die Sarkophage.

Die ſymboliſche Tendenz.

[1]) Bekanntlich hatte ſeit den Antoninen das Verbrigen wieder das Uebergewicht über das Verbrennen der Leichen.

[2]) Vielleicht war die ſtarke Wiederaufnahme des hieratiſchen Styls in der Kaiſerzeit eine bewußte Reaction hiegegen.

7. Abſchnitt. Unter jenen Darſtellungen der Mythen von Meleager, Bacchus und Ariadne, Amor und Pſyche, Luna und Endymion, Pluto und Proſerpina, unter jenen Centauren- und Amazonenkämpfen, Bachanalien, Nereidenzügen u. ſ. w. liegen abſtracte Gedanken über Schickſal, Tod und Unſterblichkeit verborgen. Eine ſolche Symbolik erregt wohl die geſchichtliche und poetiſche Theilnahme des Beſchauers; die Kunſt aber verſäumte darob eine andere Aufgabe: in jeder ihrer Geſtalten durch Hoheit der Form von ſelber an alles Ewige und Unvergängliche zu erinnern.

Das Chriſtenthum brachte ſtatt jener heidniſchen Geſtalten an den Sarkophagen Chriſtus und die Apoſtel oder gewiſſe Scenen des alten und neuen Teſtamentes in Parallele oder auch nur einzeln an. Im Styl läßt ſich hier kein Fortſchritt mehr verlangen; wiederum überwiegt die Tendenz, wiederum in ſymboliſchem Ausdruck. Bei der zunehmenden Unfähigkeit des fortſchreitenden Erzählens, welches dem Relief weſentlich iſt, theilt man nachgerade den Sarkophag durch Säulchen mit Bogen in ſo viele Felder als Perſonen oder Geſchichten ſind. Die Darſtellung wird über der Vielheit bald ganz ärmlich und kindiſch ungeſchickt.

Die Porträtſtatue. Als weitere Aufgabe blieb der Sculptur noch das Bildniß, als Statue oder als Büſte, beſonders als Halbfigur in Relief übrig. Man findet an Denkſteinen und Sarkophagen nicht ſelten jene gemüthlichen Darſtellungen von Mann und Frau in einer Niſche, Hand in Hand geſchlungen; es erſcheint dabei nicht unweſentlich, daß wie auf den Münzen der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts der ganze Oberleib mit abgebildet iſt. Eigentliche Büſten ſind ſehr ſelten, ſo daß wir z. B. die großen illyriſchen Kaiſer faſt nur aus den Münzen kennen. Von Bildniß-Statuen hat man zwar mannigfache Kunde,[1]) allein mit Ausnahme einiger zu Ehren Conſtantin's errichteten iſt kaum etwas

[1]) Z. B. bei Ammian. Marc. XIV. 6 §. 8.

davon erhalten, und dieſe laſſen uns der ſchweren, verdrehten Formen halber kaum bedauern, was aus dieſer Zeit verloren gegangen iſt. — Wie das Material, ſo wurde in andern Fällen die Coloſſalität der Hauptgegenſtand der Bewunderung. Schon die Wirkung großer Monolithen an ſich wurde bedeutend überſchätzt; war man bereits längſt an das Herſchleppen ägyptiſcher Obelisken gewöhnt, hatte noch Elagabal von einem aus Theben herbeizuführenden Steinblock geträumt, welcher eine Wendeltreppe enthalten und ſeinem Hauptgötzen zum Fußgeſtell dienen ſollte,[1]) ſo ließ jetzt Diocletian für ſeine Thermen die ungeheuern Granitſäulen von fünfzehn Fuß Umfang aus dem Orient holen, und Conſtantin transportirte den größten aller Obelisken einſtweilen von Heliopolis nach Alexandrien, von wo ihn ſpäter Conſtantius nach Rom brachte.[2]) Das größte bekannte Stück Porphyr, eine Säule von hundert Fuß mußte dann zu Conſtantinopel die Statue des neuen Stadtgründers tragen. Dieſen cubiſchen Maßſtab legte das dritte und vierte Jahrhundert auch gerne an die Schöpfungen der Plaſtik. Alexander Severus ließ eine Menge rieſengroßer Statuen[3]) in Rom aufſtellen; von allen Enden her trieb er die Künſtler für dieſe Arbeiten zuſammen. Gallienus ließ ſich als Sonnengott abbilden vorgeblich in einer Höhe von etwa 200 Fuß;[4]) die Lanze in ſeiner Hand ſollte ſtark genug werden, daß ein Kind im Innern derſelben hinaufklettern konnte, Pferde und Wagen ſollten im Verhältniß gebildet werden und das Ganze auf ſteiler Baſis den höchſten Punkt Roms, den Esquilin krönen. Das Werk blieb aber, wie billig, unvollendet. Mäßi-

Die Coloſſalität als Kunſtziel.

1) Hist. Aug. Heliogab. 23.

2) Vgl. Ammian. XVII, 4. (Es iſt der jetzt beim Lateran aufgeſtellte, mit Baſis und Kreuz 136 Fuß hoch.

3) Hist. Aug. Alex. Sev. 24.

4) Hist. Aug. Gallien. 18. Die Statue ſah doppelt ſo groß aus als der berühmte ältere Sonnencoloß des Nero, welchen man auf 120 Fuß anſchlug.

7. Abschnitt.

ger waren die beiden Marmorstatuen des Kaisers Tacitus und seines Bruders Florianus [1]) zu Terni, jede von dreißig Fuß, die bald nach der Errichtung vom Blitz völlig zerschmettert wurden. — Seit den Riesenstatuen des Phidias, seit den hundert Sonnencolossen von Rhodus waren Götter und Menschen oft in weit übermenschlichem Maßstab dargestellt worden ohne Schaden für die Kunst; wenn aber in einer Zeit sonstigen Verfalls die Zeichnung und Modellirung schon im Kleinen ihren Aufgaben nicht mehr gewachsen ist, so bildet sie im Großen vollends monströs und verderbt das Auge ganzer Generationen weil sie sich mit ihren Giganten ihm überall aufdrängt. Dieser große Aufwand für Bildnißstatuen hat übrigens seine besondere Bedeutung, die im Zusammenhang steht mit den Schicksalen der Malerei.

Realistischer Trieb

Diese hat ein inneres Gesetz oder wenigstens eine Erfahrung aufzuweisen, wonach auf Perioden der idealistischen Darstellungsweise eine realistische folgt, entweder weil jene die Formen der Natur noch nicht genug ergründet sondern sich mit dem Allgemeinen begnügt hat, oder weil der Kreis ihrer nothwendigen Schöpfungen durchlaufen ist und weil man im derben Naturalismus neue Mittel der Wirkung aufzufinden hofft. Eine solche Richtung entwickelt dann auch die ihr verwandten Nebengattungen der Malerei, vor allem das Genre, zu selbständigem Leben. Etwas dieser Art war auch in der antiken Kunst erfolgt; schon seit der Blüthezeit gab es Genrestatuen und Genrebilder in Menge; ganze Schulen hatten sich durch engern Anschluß an die Wirklichkeit charakterisirt; — allein das ganze Streben ging im Grunde doch dahin, der letztern neue Seiten des Schönen abzugewinnen, und so hielt sich das Interesse an der Einzelerscheinung immer auf einer gewissen Höhe. Sollte nun

ohne Ausbildung.

nicht im dritten Jahrhundert die Zeit eines wirklichen Naturalismus, eines völlig durchgeführten Colorites, eines Ein-

[1]) Hist. Aug. Florian. 2.

gebens auf täuſchende Lebenswirklichkeit nahe geweſen ſein? Die Analogien dazu z. B. in der Literatur fehlen wenigſtens nicht ganz, wie wir ſehen werden.

Allein die Hauptvorausſetzung jeder ausgebildeten Genremalerei, der feine, ſcharfe Naturſinn, war nicht im Zunehmen, ſondern in raſcher Abnahme begriffen; längſt hatte man es über dem Luxus des Materials und über der Sucht nach Decoration im Großen verſäumt, ihm die gebührende Ehre anzuthun. Die wenigen erhaltenen Wandmalereien mythologiſchen Inhaltes laſſen eine rohe Wiederholung der ältern Motive und eine gänzliche Verkümmerung und Erſtarrung des ehemals ſo zierlichen Arabeskenſyſtems erkennen. Die chriſtlichen Katakombenmalereien haben etwas Gewinnendes durch die Einfachheit und Anſpruchloſigkeit der Darſtellung, auch ſind ſie als früheſte Urkunden der Typen heiliger Perſonen überaus merkwürdig, aber in Gruppirung und Durchführung des Einzelnen herrſcht bereits große Ungeſchicklichkeit oder ältere Reminiscenz. Der neue chriſtliche Bilderkreis verbreitet wohl ein Abendroth über die antike Kunſt, allein mit dem neuen Inhalt kam kein friſcher Gehalt mehr. Raſch wurde das Moſaik zu gewaltigen Programmen des ſiegreichen Glaubens in Anſpruch genommen, über alle verfügbaren Räume der Kirche breitete es die heiligen Geſtalten und Geſchichten aus, mit Verkennung der architektoniſchen wie der maleriſchen Geſetze, wobei man ſich nur wundern muß, daß ſo viele relativ ausgezeichnete Arbeiten bis in das ſechste Jahrhundert zum Vorſchein kamen. Kirchlicher Werth und Vollſtändigkeit des Gegenſtandes bilden neben der Pracht der Ausführung die einzigen Rückſichten von Belang. Von einer perſönlichen Freude des Künſtlers an ſeinem Werke konnte da kaum mehr die Rede ſein; die Kunſt war einem außer ihr liegenden, nicht mit ihr und durch ſie aufgewachſenen Symbol dienſtbar geworden, der Künſtler aber, ſelbſt bei bedeutendem Talent, der namenloſe Executant eines Allgemeingültigen wie einſt

Das Chriſtenthum und die Malerei.

7. Abſchnitt. in Aegypten. In den Miniaturen der Handſchriften, ſo weit ſie unmittelbar oder aus ſpätern Copien bekannt ſind, wird man nicht ſelten durch glückliche Allegorien und gute Einfälle überraſcht, welche beweiſen, daß die nichtofficielle Kunſt allerdings noch ſubjective Lebenskräfte beſaß; ja es ſind in den Bildern eines heidniſchen Kalenders aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts einzelne wahre Genrefiguren mit ihrer barocken Tracht und Umgebung erhalten.[1]) Aber die Geſammtrichtung ging unwiderruflich nach einer ganz andern Seite hin.

Die Porträtmalerei. Wenn indeß in irgend einer Beziehung von einem Sieg des Realismus die Rede ſein ſoll, ſo könnte man denſelben in dem ſtarken Ueberhandnehmen der Bildnißmalerei ſeit dem dritten Jahrhundert finden. Wir ſahen bereits, wie das Koloſſal-Porträt eine Hauptaufgabe der Bildhauerei geworden war; auch an den Sarkophagen hatte die Hauptfigur des Mythus in der Regel die Züge des Verſtorbenen erhalten. Allein nach Allem zu ſchließen ging die Neigung der Zeit in der Malerei viel weniger auf lebenswahre Darſtellung der Charaktere als vielmehr auf das ſogenannte Ceremonienbild aus, welches den Einzelnen oder die ganze Familie in genauer Amtstracht und feierlicher Stellung, etwa mit ſymboliſchen Zuthaten verherrlichen ſollte. Bei den Herrſchern verſtand ſich eine derartige Auffaſſung von ſelbſt, und die Privatleute folgten nach. Wie ſehr dabei das Coſtüm weſentlich war, erhellt aus jener Tafel im Pallaſt der Quintilier,[2]) welche den Kaiſer Tacitus fünfmal in verſchiedenem Aufzug (Toga, Chlamys, Harniſch, Pallium, Jagdkleid) vorſtellte. Kein Wunder wenn auch auf Münzen und Grabmälern nicht mehr der Kopf allein, ſondern der ganze Oberkörper mitgegeben wird, in deſſen Bekleidung jetzt Rang und Würde ausgedrückt liegen. Die

[1]) Analecta Vindobonens. vol. I. ed. Kollar.

[2]) Hist. Aug. Florian. 3.

beiden Tetricus ließen in ihrem Pallaſt auf dem cöliſchen Berge ein Moſaikbild machen, auf welchem Aurelian in ihrer Mitte abgebildet war, wie er von ihnen die Zeichen der Huldigung, Scepter und Eichenkranz empfing.[1]) Im Pallaſt zu Aquileja befand ſich an der Wand eines Speiſeſaales ein Familienbild, welches das Verhältniß der Häuſer des herculiſchen Maximian und des Conſtantius Chlorus verherrlichte; man ſah u. a. den damals noch jungen Conſtantin, der von der kleinen Fauſta (ſeiner ſpätern Gemahlin) einen goldenen Helm mit Pfauenfedern erhielt.[2]) In ähnlicher Weiſe darf man ſich die Familiengemälde in den Häuſern und Landſitzen vornehmer Privatleute ausgeführt denken.[3]) Einen Nachklang von dieſer ſonſt untergegangenen Gattung beſitzen wir noch in den Bildniſſen der elfenbeinernen Diptychen, welche den ganz realiſtiſch aufgefaßten Kaiſer oder Beamten in genau beobachteter Amtstracht gerne mit ſymboliſchen Zuthaten umgeben.

Die Tendenzmalerei.

Die Malerei hatte aber in dieſer Zeit ohne Preſſe überhaupt oft die Aufgabe, dem Volk die Macht der Herrſcher raſch zu verſinnlichen wie heutigen Tages Manifeſte und Proclamationen. Das erſte bei jeder Thronbeſteigung iſt, daß das Bildniß des neuen Kaiſers herumgeſandt[4]) und überall mit Ceremonien empfangen wird. Transportable Bilder werden im Felde mitgenommen und am Prätorium aufgeſtellt;[5]) ſogar an Feldzeichen findet man (etwa von Metall getriebene) Porträtfiguren angebracht.[6]) Erfochtene Siege werden auf ungeheuern Tuchflächen oder Tafeln abgemalt und öffentlich ausgeſtellt;[7]) Aufzüge der Geſandten

[1]) Hist. Aug. XXX. Tyr. 24 (25).
[2]) Panegyr. VI. Incerti cap. 6.
[3]) Symmachus. ep. I, 1, wo er ſich über die Unrichtigkeiten im Geſtüm ärgert. — IX, 50 wird ein Maler Lucillus genannt.
[4]) De mort. persec. 25. Zosimus II, 9. 12. u. a. a. O.
[5]) Dexippi fragm. 24.
[6]) Euseb. vita Const. I, 31.
[7]) Hist. Aug. Maximin. 12.

7. Abſchnitt.

fremder Völker,[1]) ganze Feſte und Schauſpiele,[2]) Triumphzüge und Feierlichkeiten aller Art[3]) erhalten eine bleibende, monumentale Darſtellung als Friesbilder in den Palläſten. Conſtantin verherrlichte ſeinen Sieg über Licinius durch ein großes enkauſtiſches Bild[4]) ſymboliſchen Inhaltes, welches vor den Thoren der Reſidenz aufgerichtet wurde; man ſah ihn und ſeine Söhne, zu ihren Füßen wand ſich der Ueberwundene als Drache mit Pfeilen im Leib, unter ihm der Abgrund; über dem Ganzen ſchwebte das Kreuzeszeichen. Später ließ ſich der Kaiſer im Giebel einer Pallaſtpforte in betender Stellung abmalen.[5]) Nach ſeinem Tode wurde noch in Rom[6]) ein großes Gemälde zu ſeinen Ehren aufgeſtellt, welches eine Allegorie des Himmels und ihn in verklärter Höhe darüber thronend ſchilderte.

Mit der wahren Kunſt hatten Improviſationen dieſer Art wenig mehr zu thun. Es drückt ſich aber in ihnen eine Seite des ganzen Schickſals der Kunſt aus, inſofern dieſe ſchon zur heidniſchen Zeit eine Dienerin der Tendenz im Großen geworden war und mit dem Sieg des Chriſtenthums vollends nur den Herrn, nicht die Stellung wechſeln konnte. Viele Jahrhunderte hindurch darf ſie, von ihren Gegenſtänden vollkommen beherrſcht, ihren innern Geſetzen gar nicht oder nur unvollſtändig nachleben, und damit war thatſächlich eine der ſtärkſten Negationen der antiken Weltanſchauung ausgeſprochen.

Sieg der Malerei über die Sculptur.

Die Herrſchaft der Gegenſtände über die Formen war es denn auch, was im Gebiete der chriſtlichen Kunſt der Malerei den Vorrang vor der Sculptur verſchaffen mußte.

---

[1]) Euseb. vita Const. IV, 7 vergleicht wenigſtens einen ſolchen Aufzug mit einem Gemälde.

[2]) Hist. Aug. Gordd. 3. Carus 19.

[3]) Hist. Aug. Pescenn. 6. Carac. 9.

[4]) Euseb. vita Const. III. 1. vgl. III, 3.

[5]) Euseb. l. c. IV, 15.

[6]) Euseb. l. c. IV, 69.

Der plaſtiſche Typus der heiligen Geſtalten allein, ſelbſt mit den Kunſtmitteln eines Phidias durchgeführt, hätte ein Götzenthum geſchienen; mit den Formen der ſinkenden Zeit bekleidet ſtellte er nur eine Carricatur vor neben den großen Werken des Alterthums;[1]) das Chriſtenthum brauchte daher, wenn es auf künſtleriſchem Wege Eindruck machen wollte, eine erzählende oder ſymboliſch combinirende, alſo eine figurenreiche Kunſt und war deßhalb weſentlich auf die Malerei oder auf die Zwiſchengattung des Reliefs angewieſen. Wir machen hier nicht einmal die falſche perſönliche Stellung zu den Bildhauern geltend, welche als bisherige Götzenknechte verachtet wurden.

Verfall der Poeſie.

Was die bildende Kunſt in dieſen Zeiten nicht vermochte, das ſollte auch die Poeſie nicht leiſten. Vom lebendigen Zuſammenhang mit dem Drama abgeſchnitten, der epiſchen Behandlung mythiſcher Stoffe im Ganzen aus Ermüdung abhold (S. 170), die hiſtoriſche Dichtung wie alles Modern-Geſchichtliche (S. 285) verſchmähend, konnte ſie ſich nur auf die Lyrik und auf den Roman zurückziehen. Man dichtete zwar in den meiſten Gattungen ſchulgemäß weiter und war ſich deſſen bewußt, allein von mehr und mehr verblaſſenden Reminiscenzen einer beſſern Zeit, wie z. B. die Bukoliker und Lehrdichter des dritten Jahrhunderts, ein Calpurnius Siculus, Nemeſianus, Serenus Sammoniacus u. A. ſie darbieten, kann eine Literatur nicht leben, ſo viel Talent auch im einzelnen Fall zum Vorſchein kommen mag. Die Lyrik dagegen kann ſich ewig verjüngen wie das menſchliche Herz, und ſelbſt in Zeiten des allgemeinſten Jammers einzelne herrliche Blüthen treiben, ſei es auch in unvollkommener Form; ſodann iſt der Roman die eigentliche Form des

[1]) Man ſehe z. B. die kümmerlichen Statuen des guten Hirten in der vaticaniſchen Bibliothek.

7. Abſchnitt. Erſatzes, wenn es mit der volksthümlichen Lebenskraft des Epos und des Drama[1]) vorüber iſt.

Leider iſt dieſe ganze Literatur der letzten Heiden nur ſehr bruchſtückweiſe und das Vorhandene ohne den rechten Zuſammenhang auf unſere Zeit gekommen, ſo daß wir kaum irgendwo zu durchſchnittlichen Urtheilen berechtigt ſind. Zu-
Der Roman. nächſt gilt dieß gerade vom Roman. Erhalten ſind z. B.
„Hirtengeſchichten“ in griechiſcher Sprache, welche man ei-
Longus. nem Longus zuſchreibt, deſſen bloßer Name ſchon das Reſultat eines Mißverſtändniſſes ſein könnte und den man überdieß in keine beſtimmte Zeit zu verlegen weiß. Dieſe reizend erzählten Schickſale von Daphnis und Chloe würden aber das ganze äſthetiſche Urtheil über dasjenige Jahrhundert — ſei es nun das dritte, vierte oder fünfte — weſentlich mit beſtimmen, welchem der fragliche Verfaſſer angehört. Ueber den von Theokrit ererbten bukoliſchen Geſichtskreis geben dieſe Schilderungen mit ihrem ſehr durchgeführten Naturalismus der Scenerie, mit ihrer verfeinerten Seelenbeobachtung weit hinaus; eine Zeit die dieſes Buch ſchaffen konnte, war — ſo ſcheint es — auch von einer ausgebildeten Genre- und Landſchaftmalerei nicht mehr weit entfernt. Allein die Leiſtung ſteht für uns völlig vereinzelt, und wenn man ſie mit andern ſpätgriechiſchen Romanen vergleichen will, ſo entziehen ſich zum Theil auch dieſe ſammt ihren Verfaſſern der feſten Zeitbeſtimmung. Von dem öf-

[1]) Es bleibt eine Lücke in der römiſchen Literaturgeſchichte auszufüllen mit Beantwortung der Frage, warum ſelbſt das goldene und ſilberne Zeitalter es zu keiner Blüthe des Luſtſpiels mehr brachte. Die Gebildeten der Nation beſaßen in hohem Grade das Vermögen, den Charakter der Zeit und ihrer Thorheiten objectiv anzuſchauen und komiſch zu geſtalten. Wie vieles bei Horaz, Juvenal und unter den Griechen bei Lucian könnte als fertige Luſtſpielſcene gelten! und dennoch hat die Scene von dieſer Möglichkeit, die römiſche Geſellſchaft darzuſtellen, ſo zu ſagen gar keinen Gebrauch gemacht, und ſelbſt die Poſſe (Mimus) ſtirbt bald aus.

ter erwähnten Heliodor, dem Verfasser der Aethiopica, bleibt es zweifelhaft, ob er wirklich der Bischof dieses Namens von Tricca in Thessalien um das Jahr 400 gewesen ist, oder ob man nicht dem emesenischen Heiden (als welchen sich der Verfasser zu erkennen giebt) den bischöflichen Titel beilegte, um sein Buch in christlichen Bibliotheken behalten zu dürfen. Das Ziel des Autors ist übrigens wieder wie bei Xenophon dem Ephesier eine möglichst bunte Reihe von Abenteuern, worin dann Spätere nach Kräften mit ihm gewetteifert haben; von der folgerechten, wahrhaft künstlerischen Charakterschilderung des Longus, von seiner weisen Beschränkung in Costüm und Oertlichkeit findet sich keine Spur mehr; es ist Lectüre der Zerstreuung und wahrlich oft keiner angenehmen.

Heliodor. Heliodor verweilt hin und wieder (z. B. am Anfang des Werkes) mit einiger Absicht auf landschaftlichen Schilderungen, und auch bei Longus kommen Versuche dieser Art vor. Ich wage es nicht, die von Humboldt entworfene Geschichte des landschaftlichen Schönheitsgefühles[1]) hier in dürftigen Umrissen nachzuzeichnen und verweise nur bei diesem Anlaß pflichtgemäß auf jene unvergleichliche Darstellung, welche die Sache selbst und ihr Verhältniß zu den sonstigen geistigen Richtungen der spätantiken Zeit so meisterhaft erörtert.[2])

Die Lyrik. Die wahre Lyrik dieser Zeit, wenn es eine solche gab, besitzen wir nicht mehr; Klänge wie das „Pervigilium Veneris" (um 252?), wie das „Gelübde an den Oceanus,"[3]) reichen schwerlich über die Mitte des dritten Jahrhunderts herab. Einige leidliche Aufschwünge in der elegischen und epigrammatischen Gattung, bis in das fünfte Jahrhundert

[1]) Kosmos. Bd. II.

[2]) Der Kaiser Julian, auch in diesem Punkte Phantast, findet die homerischen Naturschilderungen über die Natur selber erhaben. Misopogon. p. 153.

[3]) Wernsdorf, poetae lat. min. IV, 1.

7. Abſchnitt. hinein, können dafür kaum Erſatz bieten; dergleichen hat namentlich bei Auſonius einen zu ſtarken Schulgeſchmack und iſt allzubewußt als Specimen der betreffenden Gattung conſtruirt, als daß es einen lebendigen Eindruck machen könnte. Ganz ſpät folgt dann noch der überaus begabte Improviſator Claudian mit ſeinen Panegyriken, Mythenerzählungen und Idyllen (d. h. ſchlechtweg: vermiſchten Gedichten); ein unwürdiger Schmeichler, in einer äſthetiſch verkommenen Zeit, und doch ſtrahlend im Farbenglanz faſt ovidiſcher Erfindung und Ausführung; zur ewigen Warnung an die Literaturgeſchichte, die Schranken zwiſchen ihren Perioden nicht zu feſt zu ſchließen. Dem oben erwähnten Rutilius Numatianus (um 417) fehlt auch die edlere, gemüthliche Seite nicht, allein ſein Reiſegedicht als Ganzes iſt ſchon ſehr formlos.

Das Wort- und Verſeſpiel.

Was ſich offiziell als Dichtung geltend machte und in der conſtantiniſchen Zeit bewundert wurde, war freilich gerade das Allerſchlechteſte, das grammatiſche Wort- und Verſeſpiel. Eine große Rolle ſpielen die Centonen aus Virgil, d. h. ſtückweiſe Benützung von deſſen Verſen zum Aufbau neuer Gedichte ganz verſchiedenen Inhalts. Wie ſehr dabei der Sinn Gewalt leiden mag — es ſind wenigſtens die wohllautendſten römiſchen Verſe die es giebt. Andere Künſteleien ſind noch widerſinniger; ſo die Epanalepſis, welche die Anfangsworte des Herameters am Ende des Pentameters wiederholt;[1]) figurirte Gedichte, welche behutſam geſchrieben z. B. einen Altar, eine vielröhrige Hirtenflöte, eine Orgel vorſtellen;[2]) Vereinigung aller römiſchen Versmaße in Einem Gedichte; Aufzählung von Thierlauten, anacykliſche Verſe, welche man vorwärts und rückwärts leſen kann u. dgl. m. Das Unerreichte hat in dieſen zum Theil erſtaunlich ſchwierigen Spielereien ein gewiſſer Publilius Optatia-

[1]) Z. B. bei Pentadius, Wernsdorf III.

[2]) Aelteres dieſer Art u. a. in der Anthologia græca.

nus Porphyrius[1]) geleiſtet. Er war aus irgend einem Grunde in die Verbannung geſchickt worden und legte es nun darauf an durch ganz verzweifelte poetiſche Luftſprünge ſich bei Conſtantin wieder zu Gnaden zu bringen, was ihm denn auch gelang. Es ſind ſechsundzwanzig Stück Gedichte meiſtens in zwanzig bis vierzig Herametern, jeder von gleich viel Buchſtaben, ſo daß jedes Gedicht ungefähr wie ein Quadrat ausſieht. Eine gewiſſe Anzahl von Buchſtaben aber, welche (durch rothe Farbe erkennbar) zuſammen irgend eine Figur, einen Namenszug, ein X mit P, einen Zierrath vorſtellen, bilden, im Zuſammenhang geleſen, wieder beſondere Sprüche. Die Marter, die der Leſer empfindet, läßt auf die diejenige des Dichters ſchließen, welcher den nichtigſten Inhalt — Complimente an Conſtantin und Criſpus — unter ſo peinlichen Formen ausdrücken wollte. Am Ende folgen vier Herameter, deren Worte man auf achtzehn verſchiedene Weiſen durcheinander miſchen kann, ſo daß immer wieder eine Art von Metrum und Sinn herauskömmt. Conſtantin in einem ſehr gnädigen Schreiben an Optatianus nimmt die Ueberwindung ſolcher Schwierigkeiten als einen wahren Fortſchritt der Kunſt mit Gönnermienen auf: „Wer in meinem „Jahrhundert ſchreibt und dichtet, dem folgt mein geneigtes „Gehör wie ein ſanfter Lufthauch.“ Bereits war der Verskünſtler aus dem Exil zurückgerufen;[2]) vielleicht iſt ſogar ein Stadtpräfekt von Rom deſſelben Namens, der in den Jahren 329 und 333 vorkömmt, keine andere Perſon. Man könnte dieſe ganze Angelegenheit übergehen, wenn ſie nicht den perſönlichen Geſchmack des Kaiſers offenbarte.

Optatianus.

Mit dem Eintritt des Chriſtenthums in die antike Poeſie war nicht ſo viel für dieſelbe gewonnen als man denken möchte. Die bibliſche Geſchichte ſtand zur poetiſchen Behandlung in einem ganz andern Verhältniß als der antike My-

Das Chriſtenthum und die Poeſie.

[1]) Wahrſcheinlich ein angeſehener chriſtlicher Africaner. Die Arbeit vollſtändig edirt von Welſer. Beiſpiele bei Wernsdorf und Meyer.

[2]) **Hieron. chron.** (irrig) zum J. 332.

7. Abschnitt. thus; dieser in seiner freien Vielgestaltigkeit war mit der Poesie und durch sie zu einer fortlaufenden Offenbarung des Schönen geworden; die Ereignisse der Bibel dagegen wurden auf einmal der Poesie als etwas Festes und Fertiges überliefert, dessen episch-plastische Ausschmückung in dogmatischer Beziehung gefährlich gewesen wäre. Daher die Trockenheit der Evangelienharmonien in Versen, von derjenigen des
329. Hispanier's Juvencus an. Das declamatorische Element bietet keinen Ersatz und verräth nur allzusehr den rhetorischen Bildungsgang der damaligen christlichen Dichter. Der be-
Um 400. deutendste unter ihnen, Prudentius, ebenfalls ein Hispanier, hat gute beinahe lyrische Stellen dieser Art und bewegt sich in seinen Märtyrergeschichten (Peristephanon) mit einer viel größern epischen Freiheit als rein biblische Stoffe gestatten würden, allein im Ganzen bleibt der Eindruck seiner Gedichte doch einseitig ein rhetorischer. Einzelne vortreffliche Hymnen von ihm und seinem Zeitgenossen Ambrosius gelten immerhin mit Recht als die Grundlage aller christlichen Lyrik. Das Vorwalten des Accentes über die Quantität, das hier zum erstenmal ganz ohne Rückhalt zu Tage tritt, ist ein zwar nur äußerlicher, aber doch merkwürdiger Uebergang zur Poesie des Mittelalters, welche später auch dem erstarrten Latein eine neue, mittelalterliche Seele einzuhauchen vermochte.

Die Rhetorik. Einstweilen jedoch herrschte die Rhetorik. In ihren Händen lag noch immer die Erziehung.[1]) Von den sogenannten sieben freien Künsten Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie, welche einst die „Kreisbildung" der jungen Leute von Stande ausgemacht hatten, waren die drei ersten in dieser Stellung verblieben, während die vier andern durch Anhäufung des Stoffes zu besondern Fächern der Gelehrsamkeit geworden

[1]) Vgl. Westermann, Geschichte der Beredsamkeit. — Krause, Geschichte der Erziehung ꝛc. bei den Griechen, Etruskern und Römern.

waren. An jene ſchloß ſich in der Kaiſerzeit an, was noch von Philoſophie lebendig war und auch die Praktikanten des Rechtes erkannten in den Rhetorenſchulen die weſentlichſte Gelegenheit zu ihrer Bildung. Von der Ausdehnung und Wichtigkeit dieſes ganzen Treibens können wir uns nur ſchwer einen Begriff machen. Der leichte und reiche Ausdruck im täglichen Leben galt als unentbehrlich und das erfolgreiche öffentliche Reden als der höchſte Triumph.[1]) Jede bedeutende Stadt des Reiches bemühte ſich um den Beſitz eines oder mehrerer tüchtigen Rhetoren; in Rom ſtritten Griechen und Einheimiſche um den Vorrang; in Gallien gab es zu Marſeille, Narbonne, Toulouſe, Bordeaux, Autun, Trier und Rheims, in Spanien zu Cordova, in Africa zu Carthago, Sicca, Madaura u. a. a. O. eigene Anſtalten für dieſe Disciplinen; in Griechenland und Vorderaſien waren vollends die „Sophiſten“ oft die wichtigſten Perſonen der Stadt, indem ſie außer ihrer pädagogiſchen Aufgabe bei jeder Gelegenheit als Anhänger einer beſtimmten Philoſophenſekte, als Advokaten, als Redner über ſtädtiſche Angelegenheiten öffentlich auftraten. Nicht ſelten widmeten ſich ſehr reiche, freigebige Männer dieſen Beſchäftigungen und machten dann eine ſo große Figur als es unter einer Regierung wie die der Römer irgend möglich war. Endlich entſchließt ſich auch der Staat, die bisher den Städten und den Privatleuten überlaſſene höhere Erziehung als eine öffentliche Angelegenheit wenigſtens hie und da zu unterſtützen und je nach dem Rang der Städte mehr oder weniger Sophiſten von ſich aus zu beſolden; nur mögen die von Hadrian und Antoninus Pius abwärts vorkommenden Verfügungen dieſer Art ſchwerlich lange in gleichmäßiger Kraft geblieben ſein. Noch Conſtantin beſtätigt den vom Staat angeſtellten Profeſſoren und den ebenfalls ſehr privilegirten Aerz-

in den lateiniſchen

und griechiſchen Ländern.

[1]) Symmachus ep. I, 96: Vetus sententia est, artes honore nutriri; quis autem tam cumulatus honor quam palma dicendi?

7. Abschnitt. ten sammt ihren Familien wenigstens die Immunität von lästigen Aemtern und Leistungen, namentlich dem gefürchteten Decurionat und vom Kriegsdienst.[1]) Er selbst war, wie unten gezeigt werden wird, ein eifriger Liebhaber der Redekunst, was auch von einer ganzen Anzahl seiner Vorgänger bis auf Numerian herunter gerühmt wird. Sein Geschmack dürfte aber in diesem Punkte kaum besser gewesen sein als in poetischen Dingen. Was seit Diocletian aus dem kaiserlichen Kabinete kam, Briefe, Edicte und Gesetze, Alles trägt einen schiefen, bombastischen Charakter; die Kaiser aber pflegten ihre Geheimschreiber und manche andere wichtige Hofbeamte aus dem Rhetorenstande zu wählen[2]) und müssen demnach seit einiger Zeit eher auf alle sonstigen Geistestalente als auf den Styl gesehen haben. Eumenius, der Sekretär des Chlorus, würde übrigens doch eine achtungswerthe Ausnahme machen.

Beziehung zu den Kaisern.

Hat nun das Alterthum die Ausbildung der Rede und des Schreibens nicht überschätzt? Hätte es nicht besser gethan, die Köpfe der Knaben und Jünglinge mit nützlichen Realien anzufüllen? Die Antwort ist, daß wir darüber gar nicht zu entscheiden berechtigt sind, so lange uns selber im Reden und Schreiben die Formlosigkeit überall nachgeht, so lange von hundert unserer Gebildeten vielleicht kaum Einer einen längern Satz aussprechen kann ohne anzustoßen, während unter Tausenden kaum Einer von der wahren Kunst des Periodenbaues eine Ahnung besitzt. Die Rhetorik mit ihren Nebenwissenschaften war den Alten die unentbehrlichste Ergänzung ihres gesetzlich schönen und freien Daseins, ihrer Künste, ihrer Poesie. Unser jetziges Leben hat theilweise höhere Prinzipien und Ziele, aber es ist ungleich und disharmonisch; das Schönste und Zarteste wohnt darin neben

[1]) Cod. Theodos. XIII, 3, Gesetze v. J. 321, 326 und 333.

[2]) Panegyr. IV (Eumen. pro schol. rest.) c. 5. — Paneg. VII Eumen. Constantino) c. 23.

derben Barbareien; unsere Vielgeschäftigkeit läßt uns nur nicht die Muße, daran Anstoß zu nehmen. 7. Abschnitt.

Ein Blick auf die geretteten Lehrbücher der spätern römischen Rhetorik[1]) genügt um uns mit tiefer Beschämung zu erfüllen. Diese Schriften eines Rutilius Lupus, Aquila, Rufinianus, Fortunatianus, Rufinus u. A. sind zum Theil keine echt römischen Productionen, sondern vielleicht nur kümmerliche Bearbeitungen griechischer Vorbilder seit Gorgias und Aristoteles, allein sie beweisen doch, auf welchem Fuße man die Redekunst selbst in der spätesten Kaiserzeit zu halten suchte. Nicht nur jede Art von Satzfügung, von Redefiguren, von Constructionskünsten, die wir ohne die Alten gar nicht zu benennen wüßten und in unsern jetzigen Lehrbüchern kaum zum zehnten Theil gebrauchen, erhält in diesen Systemen Stelle und Namen, sondern es wird auch über die Gattungen des Redestyls, über Bau und Ausführung der Reden umständlich gehandelt. Von der unendlichen Feinheit des Ohres in jenen Zeiten mag es z. B. einen Begriff geben, daß die für uns ganz unbemerkbaren metrischen Unterschiede der Worte (oder kurzen Wortfolgen) in umständlicher Theorie (bei Rufinus) auf die einzelnen Bestandtheile der Sätze, Eingänge, Ausgänge u. s. w. vertheilt werden; es war eine wichtige Frage, in welchen Fällen ein Satz anapästisch, spondeisch u. s. w. anfangen sollte. Die Kunst des Vortrages und des äußern Auftretens überhaupt (bei Fortunatianus) vollendet diese ganze Lehre und läßt abermals erkennen, daß all unser jetziges Reden roher Naturalismus ist und nur durch zufällige Begabung, ja unbewußt die schöne Form erreicht. Jede Handbewegung, jedes Sinkenlassen und Ueberschlagen des Gewandes hatte sein Gesetz; wie der Bildhauer, so wußte auch der Redner recht gut, daß nie Arm und Fuß derselben Seite zugleich vorgestreckt werden dürfen u. dgl. m. Die Lehrbücher.

[1]) Antiqui Rhetores latini, ed. Capperonnerius, Argentorati 1756.

7. Abſchnitt. So allein war es möglich geweſen, die Redekunſt zu einem Virtuoſenthum des ganzen geiſtigen und leiblichen Menſchen zu ſteigern.

Das Virtuoſenthum.

Die Schattenſeite hievon war, wie bei jedem Virtuoſenthum, die allmälige Gleichgültigkeit gegen den Inhalt und die in gleichem Maße ſteigende perſönliche Eitelkeit. Die griechiſchen Sophiſten der frühern Kaiſerzeit, wie ſie Philoſtratus ſchildert, produciren ſich mit ihren oben angeführten Themen (S. 286) in einer oft eigenthümlich prahleriſchen Weiſe und laſſen ſich anſtaunen wie gewiſſe Repräſentanten der heutigen Muſik, deren Anſprüche den ihrigen auffallend ähnlich ſehen. Wie inzwiſchen auch im Abendland die politiſche Beredſamkeit im Panegyricus aufging und die gerichtliche tiefer und tiefer ſank, gehört nicht weiter hieher. Aus der diocletianiſchen und conſtantiniſchen Zeit beſitzen wir an den oft angeführten Lobreden auf die Kaiſer und Cäſaren vielleicht das Beſte; wogegen die ſchlechte Diction der gleichzeitigen Edicte in Abrechnung kömmt. Bei den Chriſten war der Styl bisher eine Nebenſache geweſen;[1]) erſt einige Jahrzehnde ſpäter beginnt die Reihe ihrer berühmten Kanzelredner, bei welchen der neue Inhalt endlich ſich mit der überlieferten, aber umgeſtalteten Form ausgleicht. Ein merkwürdiger Zwieſpalt hatte überwunden werden müſſen, die Verehrung des klaſſiſchen Styles und der Abſcheu gegen die heidniſchen Beziehungen, die Befreundung mit der bibliſchen Sprache und das Bewußtſein ihrer Unreinheit. Für Sanct Hieronymus bedurfte es eines ſchrecklichen Traumgeſichts, in welchem ihn der Weltrichter verdammen wollte als einen ciceronianus, non christianus.[2])

Die ſpätern Sophiſten.

Inzwiſchen blieb für die Heiden und auch für zahlloſe Chriſten die Rhetorik das ganze vierte Jahrhundert hindurch ein Lebensintereſſe. Einzelne Lande, wie Gallien und Africa,

[1]) Die Art der Gelehrſamkeit einzelner chriſtlicher Biſchöfe ſ. bei Euseb. Hist. eccl. VII, 32 seq.

[2]) S. Hieronymi ep. 22 ad Eustoch. c. 29. Vgl. ep. 70.

waren ſich fortwährend beſonderer Eigenthümlichkeiten des Styles nicht ohne Stolz bewußt[1]) und die Rhetoren gehörten hier zu den angeſehenſten Männern. In den griechiſchen Gegenden des Reiches ſuchten die Sophiſten um jeden Preis die Stelle zu behaupten, die ſie in der Zeit der Antonine inne gehabt.[2]) Da ſie aber zugleich als neuplatoniſche Philoſophen und Wunderthäter wirkten, ſo hat ihr Geſchichtſchreiber Eunapius ihre rhetoriſche Thätigkeit weit weniger beachtet; höchſtens charakteriſirt er ihr äußeres Auftreten und bewundert ihre Prätenſionen. Was ſich auf Athen bezieht, wird im letzten Abſchnitt berührt werden; hier iſt nur auf die unhaltbare Concurrenz des heidniſchen Sophiſten mit der chriſtlichen Predigt hinzuweiſen. Der Kampf war, einen Gegenſtand der öffentlichen Theilnahme gegen den andern gehalten, auf die Länge ein gar zu ungleicher. Nicht jeder Rhetor aber mochte ſich mit dem Troſt begnügen, welchen Themiſtius[3]) vorſchützt: „die Rede des „Philoſophen taugt nicht weniger auch wenn ſie unter einer „einſamen Platane vorgetragen wird und Niemand zuhört „als die Cicaden.“

Der Styl.

Wenn nun auch faſt in allen Hervorbringungen des vierten Jahrhunderts der Verfall ſich verräth durch geſuchte und geſchraubte Form, Häufung der Sentenzen, Mißbrauch der Metaphern für das Einfache und Alltägliche, modernen Schwulſt und künſtliche alterthümliche Trockenheit,[4]) ſo ruht doch noch ein eigenthümlicher Abglanz der klaſſiſchen Zeit auf manchem dieſer Schriftſteller. Sie offenbaren noch ein Bedürf-

[1]) Symmachi ep IX, 88.

[2]) Eunapius hat das Bewußtſein, daß das Geſchlecht der großen Philoſophen nur bis auf Septimius Severus reiche (vel. ed. p. 11), was ihn jedoch an der Vergötterung der Spätern nicht irre macht.

[3]) Themistii Ῥαψῳδός.

[4]) Symmachus z. B. wechſelt bisweilen zwiſchen plautiniſchen Archaismen und den damals modernſten abſtracten Ausdrücken. Sein ſchwankendes Urtheil Ep. III, 22 und 44.

7. Abſchnitt. niß nach künſtleriſchem Styl, das uns in der Regel fremd iſt; daß es bewußt und abſichtlich herauskömmt, iſt Schuld der ſinkenden Zeit, welche ſich und ihre Bildung recht deutlich als eine ſecundäre, abgeleitete empfand, und die großen Muſter nur ängſtlich und ungleich nachahmte. Man kann aber z. B. Schriftſteller wie Libanius und Symmachus, die aus jedem Briefchen ein kleines Kunſtwerk machen, unmöglich gering ſchätzen, auch wenn ſie dabei mit zu großer Wichtigkeit zu Werke gehen und außer dem Adreſſaten noch deutlich auf ein leſendes Publikum rechnen, gerade wie einſt Plinius und Andere. Symmachus wußte übrigens, daß und weßhalb die ciceroniſchen Zeiten für die Briefſtellerei vorüber waren.[1])

Iſt nun der formelle Verfall der Dichtung und Darſtellung bei einem Volke immer auch ein nationaler Verfall? Sind jenes nicht Blüthen, welche abgefallen ſein müſſen, bevor eine Frucht zu reifen vermag? Kann nicht das Wahre an die Stelle des Schönen, das Nützliche an die Stelle des Angenehmen treten?

Die Frage im Allgemeinen mag unterſchieden bleiben und auf Alternativen wie die letztern läßt ſie ſich überhaupt nicht zurückführen. Das aber fühlt Jeder dem das klaſſiſche Alterthum auch nur im Dämmerſchein entgegengetreten, daß mit der Schönheit und mit der Freiheit auch das wahre antike Leben, der beſſere Theil des nationalen Genius dahin ging und daß die rhetoriſirende Orthodoxie, welche der griechiſchen Welt übrig blieb, nur als ein todter Niederſchlag von dem einſtigen wunderbaren Geſammtdaſein gelten kann.

---

[1]) Symmachus Ep. II, 35. Andere merkwürdige Stellen über die Epiſtelegraphie I, 45. IV, 28. V, 86. VII, 9.

Achter Abſchnitt.

Die Chriſtenverfolgung. — Conſtantin und das Thronrecht.

Die diocletianiſche Verfolgung. — Beſeitigung des falſchen Lactanz und ſeiner vorgeblichen Enthüllungen. — Unterſuchung der möglichen Urſachen. — Anfang im Heere. — Die Aufſtände im Orient. — Ausbruch der Verfolgung im Palaſt. — Vermuthlicher Hergang. — Verallgemeinerung der Rache; Benehmen der Chriſten; die Martyrer.

Diocletians Abdication; ihre Gründe. — Die beſeitigten Kaiſerſöhne. — Euſeb von Cäſarea und ſein Werth. — Die Uſurpation des Conſtantin und des Maxentius; das Erbrecht durchbricht die Reichsordnung. — Die neuen Kaiſer. — Congreß von Carnuntum.

Krieg Conſtantins gegen Maxentius; ſeine Herrſchaft des Weſtens; ſeine Stellung zum Senat; ſeine Toleranz. — Sein Verbündeter Licinius als Herr des Oſtens.

Ihre Kriege; die Cäſarenfragen; die Chriſtenfrage. — Conſtantin als Alleinherr des Reiches; ſein Sultanismus. — Die Reichstheilung und ihre Gründe. — Große Familienkataſtrophe nach ſeinem Tode. — Blick auf die weitere Entwicklung des Erbrechtes; Bildung von Dynaſtien.

Achter Abſchnitt.

Die Chriſtenverfolgung. — Conſtantin und das Thronrecht.

Die diocletianiſche Verfolgung.

Mitten in klaren, hiſtoriſch genau bekannten Verhältniſſen taucht bisweilen eine Thatſache von erſter Wichtigkeit auf, deren tiefere Gründe ſich dem betrachtenden Auge beharrlich entziehen. Ein ſolches Ereigniß iſt die große diocletianiſche Chriſtenverfolgung, der letzte Vertilgungskrieg des Heidenthums gegen das Chriſtenthum. Auf den erſten Blick iſt nichts Befremdliches dabei; Diocletian hatte nur allzuviele Vorgänger auf dem Throne der Welt, welche ebenfalls die Chriſten hatten ausrotten wollen, und von einem ſo eifrigen, altgeſinnten Heiden wie er war, ſollte man kaum etwas Anderes erwarten. Allein die Frage gewinnt eine ganz andere Geſtalt, wenn man die nähern Umſtände in Betracht zieht. Seit Gallienus, d. h. ſeit mehr als vierzig Jahren, waren die Chriſten unangefochten geblieben, und zu dieſer Zeit gehören noch die achtzehn erſten Regierungsjahre Diocletian's ſelber. Nachdem er bereits die Manichäer mit 298.
Scheiterhaufen zu beſtrafen befohlen, ließ er die Chriſten noch ſieben Jahre in Ruhe. Ja er duldete um ſeine geheiligte Perſon herum [1]) chriſtliche Kammerherrn und Pagen, denen er wie ein Vater zugethan war; die Hofleute durf-

[1]) Euseb. Hist. eccl. VIII. 1 & 6. Das Folgende wird ohne Unterſchied von den Regenten überhaupt ausgeſagt, allein es verſteht ſich, daß der Oberkaiſer hier wie in allen Dingen den Ton angab.

8. Abſchnitt.

ten mit Weib und Kind unter ſeinen Augen der chriſtlichen Andacht pflegen; Chriſten, die er als Statthalter in die Provinzen ſandte, wurden von den mit dieſer Stellung verbundenen feierlichen Opfern in Gnaden dispenſirt. Die chriſtliche Gemeinde, in dem Gefühl totaler Sicherheit, verſtärkte ſich außerordentlich, ſo daß nirgend mehr die alten Verſammlungsorte genügten. Ueberall mußte neu gebaut werden; in den großen Städten erhoben ſich ungeſcheut ſehr prachtvolle Kirchen. — Wenn die Regierung irgend einen Gedanken künftiger Verfolgung hatte, ſo durfte ſie die Chriſten nicht ſo ohne Widerſtand zur Macht im Staate anſchwellen laſſen. Man könnte ſagen, ſie ſei es eben erſt ſpät und allmälig inne geworden, daß das Chriſtenthum bei abſoluter Duldung nach dem Uebergewicht ſtreben würde, allein ſo gedankenlos war Diocletian nicht. Die Beurtheilung dieſes Gegenſtandes muß überhaupt davon ausgehen, daß man es mit einem der größten römiſchen Imperatoren, mit einem Retter des Reiches und der Civiliſation, mit dem ſcharfſichtigſten Beurtheiler ſeiner Zeit zu thun hat, deſſen politiſches Andenken ganz anders da ſtände, wenn er im Jahre 302 geſtorben wäre. Es handelt ſich nun darum, zu erforſchen, ob das, was dieſes Andenken verdunkelt, ein bloßer Ausbruch angeborner Grauſamkeit und Brutalität war, oder eine Folge des oben geſchilderten Aberglaubens, oder eine elende Nachgiebigkeit gegen Mitregenten die tief unter ihm ſtanden, oder ob nicht endlich für den Geſchichtsforſcher hier die Pflicht vorliegt, nach einem Auswege zu ſuchen, der neben dem geſchriebenen Buchſtaben vorbeiführt. Die Chriſten haben den Namen Diocletians mit Fluch völlig zugeſchüttet; die Heiden von römiſch-griechiſcher Bildung konnten ihm ebenfalls nicht hold ſein, weil er den Orientalismus in das politiſche und geſellige Leben einführte; die einzigen Geſchichtſchreiber aber, die möglicher Weiſe den wahren Zuſammenhang der Dinge darſtellten, ſind verſtümmelt, und zwar vielleicht ebendeßhalb. Unter ſolchen Umſtänden iſt es ganz

überflüſſig, aus den vorhandenen Quellen das Weſentliche und Entſcheidende direkt ermitteln zu wollen. s. Abſchnitt.

Beſeitigung des falſchen Lactanz.

Der gewöhnlich zu Grunde gelegte Bericht, nämlich die Schrift „von den Todesarten der Verfolger,“ beginnt gleich[1]) mit einer erweislichen Unwahrheit. Eine wichtige Eingeweideſchau in Gegenwart des Kaiſers wird dadurch geſtört, daß die anweſenden chriſtlichen Hofleute das Kreuz ſchlagen[2]) und damit die Dämonen vertreiben; vergebens wird das Opfer mehrmals wiederholt, bis der Vorſteher der Haruſpices die Urſache ahnt und ausſpricht. Darauf ſoll Diocletian in vollem Zorn von allen Hofleuten das Götzenopfer verlangt und dieß Gebot ſogar auf die Armee ausgedehnt haben, unter Androhung des Abſchieds, wobei es einſtweilen ſein Bewenden hatte. Dieſe Geſchichte beruht auf der durch Euſeb hinlänglich widerlegten Meinung, als hätte der Kaiſer die Chriſten an ſeinem Hofe nicht als ſolche gekannt und nicht dulden wollen. Das Wahrſcheinliche iſt, daß die chriſtlichen Kammerherrn und Pagen entweder bei den Opfern überhaupt nicht anweſend zu ſein brauchten, oder wenn ſie zugegen waren, ſich ſo aufführten, wie es der Dominus für paſſend fand;[3]) eine Scene wie die geſchilderte aber hätte entweder ſchon weit früher, etwa bei ſeinem Regierungsantritt Statt finden müſſen, oder ſie war überhaupt undenkbar. Die heidniſche Ueberzeugung des Kaiſers, die ſich achtzehn Jahre in die Exiſtenz und Macht der Chriſten gefügt hatte, kann ſich für allein überhaupt nicht das entſcheidende Motiv zur Verfolgung geweſen ſein.

---

[1]) **De mortibus persecutorum, c. 10. u. ff.** — Die ſehr verdächtigen Ausſagen welche dem Conſtantin beigelegt werden, ſ. **Euseb. Vita C. II, 50. s.**

[2]) Oder an ihren Stirnen wirkliche Kreuze befeſtigten, je nach der Erklärung.

[3]) Sein Princip in dieſen Dingen iſt im Manichäergeſetz ſehr deutlich ausgeſprochen: **Neque reprehendi a nova vetus religio debet.** Die Polemik ſoll ſchweigen.

8. Abſchnitt.

und ſeiner vorgeblichen Unterhaltungen.

Die zweite Unwahrheit des genannten Berichtes liegt in der erſchrockenen Nachgiebigkeit Diocletians gegen den Galerius, welcher ſeinerſeits wieder von ſeiner Mutter Romula aufgehetzt worden ſein ſoll. Dieſe war nämlich eine eifrige Dienerinn der großen Magna Mater, (welche hier als Berggöttinn bezeichnet wird) und nahm es ſehr übel, daß die Chriſten ihres Wohnortes nicht wie die Heiden an ihren täglichen Opferſchmäuſen Theil nehmen wollten. Dieſes ganze Gerede, welches die große Thatſache ſchließlich auf die Laune eines fanatiſchen Weibes zurückführen würde, fällt dahin, ſobald man weiß, daß Diocletian ſich vor Galerius

Verkennung Diocletians.

nicht fürchtete und daß der ungenannte Autor über den ganzen Charakter des Fürſten in den ſtärkſten Irrthümern befangen iſt.[1]) Auch auf die vorgeblichen Abreden, welche im Winter 302 auf 303 zu Nicomedien gehalten worden ſein ſollen, iſt gar nichts zu geben, da der Autor anderweitig (S. 46) ſich all zu ſehr als Liebhaber dramatiſcher Fictionen bloß ſtellt. Er ſucht freilich den Diocletian als den Widerſtrebenden und Beſonnenern zu charakteriſiren, um den größern Haß auf das Scheuſal Galerius zu häufen. „Als ſie ſich „den ganzen Winter hindurch beriethen, und Niemand zu„gelaſſen wurde[2]) und Jedermann glaubte, ſie verhandelten „über Staatsſachen, widerſetzte ſich der Alte lange der Wuth „des Collegen, indem er ihm vorſtellte, wie gefährlich es ſei, „die Welt zu beunruhigen und Blut in Menge zu vergießen. „Die Chriſten ſtürben gerne. Es ſei genug, wenn die Hof„leute und Soldaten dieſer Religion entſagen müßten. Allein „Galerius habe auf ſeinem Sinne beharrt, und Diocletian „darauf einen geheimen Rath von Juriſten und Offizieren

[1]) Es heißt Diocletian bei Anlaß des perſiſchen Krieges **in omni tumultu meticulosus animique disiectus.** Er, welcher den Aper vor dem Tribunal getödtet und die furchtbarſten Kriege in Perſien commandirt hatte.

[2]) Was die billige Frage veranlaßt, woher denn der Autor dieſe Verhandlungen kenne?

„berufen, um über die Frage der Verfolgung zu entſcheiden. „Denn das ſei ſo ſeine Art geweſen, bei verbaßten Maß„regeln Mehrere zu Rathe zu ziehen, um das Böſe auf dieſe „ſchieben zu können, das Gute dagegen ohne Beirath zu „thun, um das Lob allein zu haben.“ Eine ſolche Handlungsweiſe iſt bei Allem was wir ſonſt von Diocletian wiſſen, völlig undenkbar. Die Herrſcheridee, welche ihn beſeelte, läßt ſich auf den populären Unterſchied von beliebt und verbaßt gar nicht ein, und nimmt auch Dasjenige auf eigene Verantwortung, was ſie nur durch Andere wohl oder übel ausführen läßt. Denn Alles was zugeſtandener Maßen ohne den Herrn geſchähe, würde ſeiner Macht zum Abbruch gereichen, die ſein erſter und letzter Gedanke ſein muß. Doch man höre weiter. Auf den bejahenden Entſcheid jenes geheimen Rathes hin läßt Diocletian noch zu allem Ueberfluß beim mileſiſchen Apoll anfragen und erhält natürlich dieſelbe Antwort, giebt aber auch jetzt nur unter der Bedingung nach, daß kein Blut fließen dürfe, während Galerius große Luſt gehabt haben ſoll, die Chriſten lebendig zu verbrennen. — Welche Thorheit wird hier dem Oberkaiſer zugetraut! als ob er nicht beſſer denn irgend Jemand hätte wiſſen müſſen, daß die Chriſten entweder in Ruhe gelaſſen oder mit allen Mitteln bekämpft werden mußten! als ob damals ein unblutiges Verfahren hätte können ohne Weiteres einbedungen werden!

Dieſer Art iſt die einzige zuſammenhängende Darſtellung der großen Kataſtrophe. Wenn nicht manches wichtige Detail ſich nur hier aufbehalten fände, ſo wäre dieſes Buch beſſer unentdeckt geblieben. Dem Namen des Lactantius, von deſſen Bildung und Tiefe nichts darin zu finden iſt, macht es eine höchſt wahrſcheinlich unverdiente Schande.[1])

[1]) Der Titel der einzigen, von Baluzius zuerſt herausgegebenen Handſchrift enthält bekanntlich nur den Namen Lucius Cäcilius welches allerdings die beiden erſten Namen des L. Lactantius Firmianus ſind.

4. Abſchnitt.

Quellen und Conjecturen.

Euſeb findet es angemeſſen, von den beſondern Beweggründen der Verfolgung gänzlich zu ſchweigen. Die Aurelius Victor, Rufus Feſtus, Eutropius u. A. erwähnen nicht einmal die Verfolgung ſelbſt.

Diocletian ſelber kann ſich nicht vertheidigen; ſeine Edicte ſind untergegangen und ſeine geheimen Rathſchläge können das gerade Gegentheil von dem geweſen ſein was ihm angedichtet wird.

Von da an ſind alſo die Vermuthungen in ihrem Rechte, ſobald ſie nicht in der Luft ſchweben, ſondern den echten vorhandenen Spuren nachgehen und zu dem ſonſtigen Charakter der Zeit und der handelnden Perſonen paſſen.

Erklärung durch Superſtition.

Zunächſt ließe ſich vermuthen, die Regenten hätten, wie mehrere ihre Vorgänger, der allgemeinen Volkswuth gegen die Chriſten nachgeben müſſen. Allein dieſelbe tritt im Verlauf der Ereigniſſe nicht einmal ſichtbar hervor und die Staatsmacht war reichlich groß genug, um dergleichen zu unterdrücken.

Oder man könnte annehmen, die heidniſchen Prieſter hätten die Verfolgung plötzlich und unbedingt verlangt und die Kaiſer aus irgend einem Grunde des Aberglaubens von deren Nothwendigkeit überzeugt. Diocletian mit all ſeiner Tüchtigkeit iſt in dieſer Beziehung befangen genug, um auch den jammervollſten Vermuthungen Raum zu geben; jedenfalls würde ſich das Gegentheil nicht beweiſen laſſen.

Oder, kam vielleicht ſeine Privatmoralität ins Spiel? Er war hierin nicht indifferent; die Haruſpicin, welche ihm unaufhörlich die Zukunft und ihre Schickſale verkünden muß, hatte ihn doch nicht über die Sittlichkeit hinweggehoben. Wenn darin eine Inconſequenz lag, ſo war es eine ehrenwerthe; auch findet ſich dieſe Vermiſchung der Standpunkte nicht bloß bei ihm, ſondern wie wir ſahen, bei den Beſſern des dritten Jahrhunderts überhaupt, in welchen der Unſterblichkeitsglaube den irdiſchen Fatalismus und die Moralität wenn nicht verhöhnt, doch zu einem Vertrag genöthigt hatte. Das Privat-

leben des Kaiſers giebt ſelbſt den tadelſüchtigen Chriſten keinen Anlaß zur Kritik, und ſo hatte er denn auch ein perſönliches Recht, den Staat zum Hüter der allgemeinen Sittlichkeit zu proclamiren. Er that dieß u. a. in dem ſchon angeführten Ehegeſetz vom Jahre 295 unter ſehr principiellen Ausdrücken: „Die unſterblichen Götter werden dem römiſchen Namen wie „bisher günſtig und mild geſinnt ſein, wenn wir dafür ſor„gen, daß alle unſere Unterthanen einen frommen, ruhigen „und ſittenreinen Wandel führen.... Die Herrlichkeit Roms „iſt nur dadurch mit der Gunſt aller Götter zu ſolcher Höhe „gelangt, daß[1]) ein frommes und keuſches Leben den Schluß„ſtein aller Geſetzgebung bildete, u. ſ. w.“ — Haben nun etwa die Chriſten ſittlichen Anſtoß gegeben?

durch Gründe der Sittlichkeit.

Bekanntlich trugen ſich die Römer im erſten und zweiten Jahrhundert mit Gerüchten von gräulichen Ausſchweifungen, welche beim Gottesdienſt der Chriſten ſtattfinden ſollten. Allein dieß kömmt hier gar nicht in Betracht; dieſe Gerüchte waren längſt völlig verſtummt[2]) und Diocletian ſelber, der eine Menge von Chriſten an ſeinem Hofe täglich vor ſich ſah, kann vollends ſolchen Nachreden nicht den mindeſten Glauben geſchenkt haben.

Anders verhält es ſich ſcheinbar mit den Klagen des Euſeb[3]) über den innern Zerfall der chriſtlichen Gemeinde unmittelbar vor der Verfolgung, da eine große Menge von Unwürdigen ſich in die Kirche ſowohl als namentlich auf die Biſchofsſtühle gedrängt hatte. Er erwähnt unter dieſen Uebeln vor Allem den bittern Hader zwiſchen Biſchöfen und zwiſchen den einzelnen Gemeinden, die Heuchelei und Verſtellung, den faſt atheiſtiſchen Unglauben, die Uebelthaten (κακίας), dann nochmals Zank, Neid, Haß und Gewaltherrſchaft der Geiſtlichen.

[1]) Wörtlich Quoniam (maiestas rom.) omnes leges suas religione sapienti pudorisque observatione devinxit.

[2]) Worüber eine förmliche Auslage bei Euseb. Hist. eccl. IV, 7.

[3]) Euseb. Hist. eccl. VIII, 1.

8. Abſchnitt.

Dieß ſind Alles noch keine Unſittlichkeiten von der Art, wie ſie der Staat Moralitätshalber glaubte verfolgen zu müſſen, und wie er ſie jedenfalls bei den Heiden in größerm Maßſtab vorfand. Allein merkwürdiger Weiſe ſcheint eines der wenigen erhaltenen Aktenſtücke von heidniſcher Seite, das Revocationsedict des Galerius [1]) vom Jahre 311, wirklich die ſchwere und vielfache Spaltung unter den Chriſten ſelbſt als den Hauptgrund ihrer Verfolgung bezeichnen zu wollen. Sie ſeien von dem Glauben ihrer Vorfahren abgefallen und hätten Sekten gebildet; darauf habe man ihnen befohlen, zu den Einrichtungen der Alten zurückzukehren u. ſ. w. Freilich iſt hier jedes Wort ſo gefliſſentlich ſchief und zweideutig, daß die meiſten Erklärer unter den „Vorfahren“ und „Alten“ ebenſogut die Heiden verſtehen konnten, allein mehrere Ausdrücke ſcheinen doch eher den Chriſten den Abfall von ihrem eigenen Princip zum Vorwurf zu machen. Es heißt weiterhin: „wir ſahen, daß ſie weder „den Göttern die ſchuldige Verehrung erwieſen, noch den „Gott der Chriſten ehrten.“ Dieß würde etwa an die Principien der katholiſchen Partei im dreißigjährigen Kriege erinnern, welche nur mit den Lutheranern auf einem Rechtsboden zu ſtehen glaubte, die Calviniſten dagegen als Nebenſekte perhorreſcirte.

durch chriſtliche Spaltungen.

Doch auch dieſe Spur iſt ſchwerlich die richtige. So bedeutend kann das Aergerniß und die Spaltung unter den Chriſten unmöglich geweſen ſein, daß der Staat deßhalb die Aufhebung der ganzen Gemeinde hätte für nöthig halten können. Die eifrigen Heiden konnten vollends bei einigem Nachdenken nichts ernſtlicher wünſchen als die ungeſtörte Fortdauer dieſes Proceſſes der Fäulniß, der die Chriſten unfehlbar in ihre Gewalt gab.

Wahrſcheinlichſter Hauptgrund.

Welche Erklärung bleibt nun übrig? Ich glaube, es ſpielte hier ein wichtiges perſönliches Ereigniß mit, deſſen

[1]) De mort. persec. c. 34. Griechiſch bei Euseb. H. E. VIII. 17.

Spuren ſpäter auf das empfindſte verwiſcht worden ſind. Eine Inſchrift zu Ehren Diocletians[1]) giebt den Chriſten Schuld, daß ſie den Staat umſtürzen wollten, rempublicam evertebant, eine Ausſage, die in dieſer Faſſung ganz werthlos ſcheint, dennoch aber einen echten Kern bergen kann. Suchten ſich etwa die Chriſten, im Gefühl ihrer wachſenden Ausdehnung, des Kaiſerthums zu bemächtigen?

Dieß konnte auf ganz friedliche Weiſe geſchehen, indem man den Diocletian ſelber bekehrte. Und daß etwas der Art wenigſtens beabſichtigt wurde, iſt beinahe ſtreng zu beweiſen. Es giebt einen Brief von einem Biſchof Theonas an einen chriſtlichen Oberkammerherrn Lucianus[2]) mit Maßregeln des Benehmens an dem Hofe eines heidniſchen Kaiſers, womit nach allgemeiner Anſicht nur Diocletian gemeint ſein kann. Lucianus hat bereits in ſeiner Umgebung nach Kräften gewirkt und Viele bekehrt, die als Heiden in den Hofdienſt gekommen waren; ſchon ſind die Aufſeher der kaiſerlichen Chatoulle, des Schatzes und der Garderobe zum Chriſtenthum übergetreten; nun findet Theonas, daß es von größtem Werthe wäre, wenn z. B. ein chriſtlicher Kammerherr die Aufſicht über die kaiſerliche Bibliothek erhielte und bei Gelegenheit literariſcher Geſpräche[3]) den Kaiſer behutſam und allmälig von der Wahrheit der chriſtlichen Religion überzeugen könnte. Wahrſcheinlich imponirte den Chriſten

[1]) Gruter, pag. 280, N. 3. — Bei Muratori T. III. p. 1797 ſteht ſie nebſt einigen ähnlich lautenden, nur ungleich verdächtigern Inſchriften von Asceli unter den unechten.

[2]) Abgedruckt bei d'Achery, Spicilegium etc. Tom. III, p. 297. — Vgl. Neander, Allg. Geſchichte der chriſtlichen Religion und Kirche II. Aufl. Bd. I, S. 244.

[3]) Diocletian war durchaus nicht ſo ungebildet, wie Gibbon, Cap. XIII. (Bd. II, S. 144) ihn darſtellt; für ſeinen Gebrauch wurde z. B. ein großer Theil der Historia Augusta geſchrieben und ein Römer Samonicus verfaßte für ihn ein geſchichtliches Werk „verſchiedene Unterſuchungen" betitelt. Vgl. Joh. Lydus de magistrat. III, 39.

8. Abſchnitt. der Ernſt und die ſittliche Richtung des großen Fürſten und ſie ſahen ein, daß gerade jetzt, bei der unerhörten Steigerung der Herrſchergewalt durch Siege über Barbaren und Uſurpatoren und durch den Neubau des ganzen innern Staatsweſens der Uebertritt des Kaiſers wichtiger und entſcheidener wäre als jemals. Es braucht indeß kaum geſagt zu werden, daß alle Verſuche dieſer Art bei einem Heiden wie Diocletian eitel und vergeblich bleiben mußten.

Anfang im Heere. Nun behalte man wohl im Auge, wie die Verfolgung anfing. Die ſchlechte und die beſſere Quelle [1]) ſtimmen darin überein, daß einige Zeit vor den großen allgemeinen Maßregeln einſtweilen die Chriſten aus der Armee geſtoßen wurden. Es findet, vielleicht ſchon im Jahre 298,[2]) eine Muſterung ſtatt, bei welcher den chriſtlichen Soldaten die Wahl gelaſſen wird, ob ſie Heiden werden und ihren Dienſt behalten oder denſelben verlieren wollen, worauf die Meiſten ohne Beſinnen das Letztere vorziehen; Einige ſollen darob ſchon damals das Leben eingebüßt haben. — Es leuchtet ein, daß man zu einem ſolchen Schritte ſich nur ungern und gezwungen verſtand, indem gute Soldaten und Offiziere damals der höchſte Beſitz des Reiches waren. Ferner möchten wir den Schluß wagen, daß dieſe Säuberung des Heeres keine religiöſe, ſondern eine politiſche Grundurſache gehabt habe, indem ſonſt eben ſo gut bei allen andern Ständen hätte begonnen werden können, z. B. mit einer plötzlichen Verhaftung aller Biſchöfe, wie ſie dann ſpäter wirklich eintrat. Die Kaiſer fühlen ſich entweder unter chriſtlichen Truppen nicht mehr perſönlich ſicher, oder ſie glauben ſich auf deren Gehorſam im Kriege wie im Frieden nicht mehr verlaſſen zu können. Die Weigerung des heidniſchen Opferns, wo ſie als Grund der Verabſchiedung angegeben wurde,[3]) konnte nichts als ein Vorwand ſein, nachdem anderthalb

[1]) De mort. pers. 10 und Euseb. Hist. eccl. VIII, 1 & 4.

[2]) S. Euseb. chron. ad. a. 301, womit 298 gemeint iſt.

[3]) Vgl. das Martyrium des Marcellus, bei Neander a. a. O. S. 252.

Jahrzehnde hindurch der Kriegsdienſt der Chriſten ſich durchaus von ſelbſt verſtanden hatte.[1]) Man könnte zwar ſagen, die Kaiſer hätten aus teufliſcher Bosheit das Heer epurirt, um es bei der bevorſtehenden Verfolgung ohne Widerrede gegen die Chriſten brauchen zu können. Das Gegentheil hievon läßt ſich um ſo weniger beweiſen, als wir nicht einmal den Zeitraum genau kennen, welcher zwiſchen der Epuration und der Verfolgung lag. Verſtrichen aber wirklich mehrere Jahre, ſo ſchwindet auch dieſe Probabilität außerordentlich zuſammen. Große Blutthaten mögen lange vorbedacht und vorbereitet werden, allein mit ſo auffallenden Rüſtungen, wenn ſie nichts als das ſind, darf man doch erſt im Augenblick vor der Ausführung an's Licht treten. Und am Ende handelt es ſich hier um ſchwer zu unterſcheidende Uebergänge. Wenn Diocletian eine rein heidniſche Armee wollte, ſo wollte er ſie wegen des Gehorſams überhaupt, wahrſcheinlich ohne ſich genau Rechenſchaft zu geben, wozu er ſie eventuell in den äußerſten Fällen gebrauchen würde.

Die Aufſtände im Orient.

Mit dieſem Allem halte man zuſammen was Euſeb[2]) halb zugeſteht und halb vertuſcht, daß nämlich um den An-

[1]) Die Geſchichte des Märtyrers Maximilian (bei Neander a. a. O. S. 249) enthält den entſcheidenden obwohl nur negativen Beweis, daß den chriſtlichen Soldaten bisher keine heidniſchen Ceremonien zugemuthet wurden.

[2]) **Hist. eccl. VIII, 6**, zuerſt von Valeſius combinirt mit mehreren Stellen in den Reden des Libanius, ſämmtlich im erſten Bande der Ausg. von Reiske, p. 323. u. f. 644. 660. u. f. Es iſt darin auf ſehr dunkle Weiſe von Unruhen in Antiochien unter Diocletian die Rede, welche ſich vielleicht auf ein ganz anderes Jahr beziehen könnten. Ein Tribun Namens Eugenius, der mit einer Schaar von 500 Soldaten die Ausſchlämmung des Hafens im nahen Seleucia beſorgen ſollte, kann der eigenen Verſuchung und dem drohenden Zureden ſeiner Soldaten nicht widerſtehen, das unbewachte Antiochien durch einen Handſtreich zu nehmen. Mit dem Purpur von einem Götterbilde angethan überraſcht er und ſeine wilde, betrunkene Schaar

8. Abſchnitt. fang der Verfolgung an zwei Orten, in der cappadociſchen Landſchaft Melitene und in Syrien, Aufſtände ausbrachen. Die Reihenfolge der Ereigniſſe iſt bei dieſem Schriftſteller nie ganz zuverläſſig, allein wir ſind hier auf ihn beſchränkt. Er hat die Publication des Edicts, dann den Anfang der Verfolgung in Nicomedien und zwar im kaiſerlichen Pallaſt erzählt und den ſtandhaften Tod der chriſtlichen Pagen und Kammerherrn geſchildet; darauf iſt von den Feuersbrünſten im Pallaſt und den bei dieſem Anlaß getödteten Chriſten, ſowie von der Ausgrabung der hingerichteten Pagen die Rede; und nun heißt es weiter: „Da nicht lange hernach Andere „in der Gegend die Melitene heißt, und wiederum Andere „in Syrien das Herrſcherthum an ſich zu reißen ſuchten, ſo „erging ein kaiſerliches Gebot, daß überall die Vorſteher der „Gemeinden verhaftet und gefeſſelt werden ſollten.“ Mit Recht oder Unrecht ſchrieb man alſo dieſen Uſurpationsverſuchen einen chriſtlichen Urſprung zu und griff deßhalb auf die Biſchöfe; die unmittelbaren Thäter aber müſſen zum Theil Soldaten geweſen ſein, ohne welche in dieſer Zeit keine Uſurpation denkbar iſt, und zwar, wenn es Chriſten waren, abgedankte Soldaten.

Endlich iſt der Inhalt des Edictes ſelber, ſo weit man ihn kennt, nicht direkt auf Vertilgung, ſondern auf eine durchgehende Degradation der Chriſten berechnet, wodurch man ſie zum Uebertritt bewegen wollte. Ihre gottesdienſtlichen Verſammlungen ſollten verboten ſein, ihre Kirchen niedergeriſſen, ihre heiligen Schriften verbrannt werden;

die Stadt, wird aber von den Antiochenern gleich am erſten Tage niedergemacht ſammt all den Seinigen. Die Behörden, die ſich ſchwach gezeigt hatten, unterlagen einer ſchlimmen Criminaluntersuchung. Da dieß u. a. die gewiß heidniſche Familie des Libanius betraf und letzterer in ſeinen Berichten auch nicht den leiſeſten Wink über eine Einmiſchung religiöſer Parteiung fallen läßt, ſo möchten die ſyriſchen Unruhen bei Euſeb wohl ein ganz verſchiedenes Ereigniß geweſen ſein.

Diejenigen, welche Ehrenſtellen und Würden beſäßen, ſollten 8. Abſchnitt.
dieſelben verlieren; gegen alle Chriſten ſollte bei gerichtlichen
Unterſuchungen die Folter angewandt werden dürfen; die
Chriſten von niedrigerem Privatſtande ſollten des Genuſſes
ihrer Rechte als Bürger und freie Männer ber aubtſein;[1]) die
chriſtlichen Sklaven aber, ſo lange ſie Chriſten blieben, nie
freigelaſſen werden können. Das waren ungefähr die Vor-
ſchriften, welche den 24. Februar des Jahres 303 zunächſt 303.
in Nicomedien, der damaligen Reſidenz des Diocletian und
des Galerius, und dann im ganzen Reiche durch öffentlichen
Anſchlag bekannt gemacht wurden.

Schon am vorhergehenden Tage, auf welchen das Feſt Ausbruch der Verfolgung
der Terminalien fiel, hatte in Nicomedien ſelbſt die Verfol-
gung begonnen, indem der Gardepräfekt in Begleitung von
Offizieren und Beamten die große Kirche durch ſeine Prä-
torianer plündern und demoliren ließ.[2])

Nach der Publication des Edictes fiel als erſtes Opfer
ein angeſehener Chriſt, der daſſelbe abriß und zerfetzte, mit
dem ſpöttiſchen Bemerken, es ſeien wieder einmal Gothen-
und Sarmatenſiege angeſchlagen geweſen. Er wurde ver-
brannt. Ein ſolcher Trotz wäre übrigens ganz ſinnlos,
wenn man nicht annehmen will, daß noch in jenem kriti-
ſchen Augenblicke eine geheime Hoffnung auf allgemeinen
Widerſtand vorhanden war.

Das Nächſte was erwähnt wird, iſt die grauſame Tortur im Palaſte.
und Hinrichtung mehrerer Pallaſtbeamten und Pagen, von
welchen Petrus, Dorotheus und Gorgonius mit Namen
genannt werden. Euſeb ſagt zwar nur ganz kurz, ſie hätten

---

[1]) Hier müßte man durchaus den Wortlaut des Edictes kennen, um zu urtheilen.

[2]) De mort. pers. c. 12. Wem über den ſonſtigen Werth dieſes Romans die Augen noch nicht geöffnet ſind, der mag hier nachleſen, wie die beiden Regenten auf der Warte ihres Pallaſtes darüber ſtrei-ten ob die Kirche durch Feuer oder auf eine andere Weiſe zerſtört wer-den ſolle.

8. Abſchnitt. um ihrer Frömmigkeit willen gelitten, allein von dieſer Seite hätte ſich das Geſetz mit ihrer Degradation begnügt. Woher nun dieſe Grauſamkeit gegen Solche, die bisher trotz ihres bekannten Chriſtenthums von den Kaiſern „wie Kinder des Hauſes“ waren behandelt worden? Sehr wahrſcheinlich litten auch ſie nicht bloß um der Religion willen. Die Kaiſer glaubten offenbar einem Complott auf der Spur zu ſein.

Darauf kömmt zweimal im Pallaſt zu Nicomedien Feuer aus. Nach dem falſchen Lactantius hätte Galerius es anlegen laſſen, um die Schuld auf die Chriſten zu ſchieben, welche dieſe Miſſethat mit den Eunuchen des Hofes abgeredet haben ſollten, und Diocletian, der ſich immer ſo klug dünkte, hätte wirklich den wahren Sachverhalt nicht gemerkt, ſondern ſich ſogleich einer grenzloſen Wuth gegen die Chriſten überlaſſen. Hierüber iſt mit einem Tendenzſchriftſteller unmöglich zu rechten; wer aber die Geſchichte Diocletians ſtudirt, wird ihm den Verſtand zutrauen, vorkommenden Falls einen ſo plumpen Betrug zu durchblicken. Ueberdieß hat Galerius lange nach ſeinem Tode einen Entlaſtungszeugen gefunden, auf welchen er ſchwerlich rechnete. Conſtantin der große, der zur Zeit des Brandes als Jüngling am Hofe zu Nicomedien verweilte, erklärte ſpäter bei einem feierlichen Anlaß [1]) (oder vielmehr der Concipient der Rede erklärt es in ſeinem Namen) ein Blitzſtrahl ſei es geweſen, der den Pallaſt traf — ob beide Male, wird nicht näher angegeben. Auch wir wollen es, um Niemanden Unrecht zu thun, dabei bewenden laſſen und nicht die Chriſten in Anſpruch nehmen für Ereigniſſe, die von der Nachläßigkeit jedes Hausbedienten herrühren konnten, wenn der Blitzſtrahl nicht genügte. — Die beiden Herrſcher waren freilich von der Schuld der Chriſten überzeugt und die Criminaluntersuchung im Pallaſte nahm einen ſehr blutigen Gang. „Da wurden

[1]) Const. M. orat. ad sanctor. coet. c. 25. — Euseb. H. E. VIII, 6 ſagt, er kenne die Urſache des Brandes nicht.

„auch die mächtigſten Eunuchen getödtet, die einſt den Pallaſt „und den Kaiſer beherrſcht hatten."

Bald darauf erfolgten die ſchon erwähnten chriſtlichen Aufſtände im Orient, welche das zweite Edict, den Verhaftsbefehl gegen alle Vorſteher der Gemeinden, hervorriefen.

Vielleicht empfindet der Leſer ob dieſer Unterſuchung einigen Widerwillen. Sollte es nicht überaus unbillig ſein, aus der Verfolgung auf eine Verſchuldung zu ſchließen? So hat es die fanatiſche Partei in Frankreich 1572, ſo diejenige in Veltlin 1620 gemacht; um ihr ſchreckliches Blutvergießen zu rechtfertigen, hat ſie nachher den unterlegenen Gegnern ein blutiges Complott angedichtet, welchem ſie habe zuvorkommen müſſen.

Vermuthlicher Hergang.

Allein für's Erſte wird hier Niemand von einer allgemeinen chriſtlichen Verſchwörung gegen die Regenten oder gar gegen die Heiden überhaupt reden wollen. Die Vermuthung beſchränkt ſich ungefähr auf folgende Umriſſe: Einige, vielleicht nur ſehr wenige chriſtliche Hofleute und einige chriſtliche Kriegsbefehlshaber in den Provinzen glaubten mit einem voreiligen Gewaltſtreich das Imperium in chriſtliche oder chriſtenfreundliche Hände bringen zu können, wobei ſie vielleicht der kaiſerlichen Perſonen zu ſchonen gedachten.[1]) Es iſt möglich, daß in der That Galerius der

[1]) Es wäre eine einladende aber mehr als gewagte Hypotheſe, ein Verſtändniß zwiſchen dieſen Leuten und dem jungen Conſtantin anzunehmen. Der Haß des Galerius gegen dieſen würde ſich dann noch leichter erklären. — Ein anderer Umſtand, auf welchen man wenigſtens aufmerkſam machen darf, iſt Diocletians Abweſenheit aus Nicomedien und dem Orient, unmittelbar vor der Verfolgung, als er im Jahr 302 nach Rom gegangen war, um mit Maximian ſeinen Triumph zu halten. (Euſeb. H. E. VIII, 13 meint, die Reiſe habe der Vicennalienfeier gegolten, allein aus De mort. persec. c. 17 erhellt, daß Diocletian zu deren Abhaltung Rom im Jahre 303 nochmals beſuchte). Es wäre nicht undenkbar, daß dieſe Abweſenheit das Vorhaben Jener zur Reife gebracht hätte. — Auf das homeriſche Citat des erſten paläſtinenſiſchen Märtyrers Procopius (Euseb. de mart. Palæst. 1) darf man kein Gewicht legen.

8. Abſchnitt. Sache früher auf die Spur kam als Diocletian, und daß dieſer ſich wirklich nur mit Mühe überzeugen ließ.

Für's Zweite wird man nicht läugnen können, daß es unter den Chriſten damals Leute gab, die für ſolche Staatsſtreiche nicht zu gewiſſenhaft waren. Euſeb's Charakteriſtik redet hierüber deutlich genug. Und wenn wir bei der obigen Parallele mit den franzöſiſchen Religionskriegen bleiben wollen, hat nicht die Verſchwörung von Amboiſe (1560), die auch nur das Werk verhältnißmäßig Weniger war, und den Hof nicht ermorden ſondern nur in ihre Hände bringen wollte, den Hugenotten eine dauernde üble Nachrede zugezogen und einen dunkeln Schatten auf die ganze Partei geworfen?

Verallgemeinerung der Rache.

Das große Unglück beſtand nun darin, daß die Herrſcher das Geſchehene verallgemeinerten und gegen die Chriſten als mitverantwortliche Partei einzuſchreiten anfingen, und daß das damalige Recht ſo raſch mit der Folter und den gräßlichſten Todesſtrafen bei der Hand war. Nur müßte man beſſere Urkunden vor ſich haben als die Akten der Märtyrer in der Regel ſind, um die einzelnen Fälle richtig beurtheilen zu können. Der einzelne Chriſt konnte wahrſcheinlich in aller Sicherheit weiterleben, wenn er ſchwieg und nicht abſichtlich auffiel. Dagegen blieb den Geiſtlichen nur die Wahl zwiſchen Abfall und Strafe, weil ſie die heiligen Schriften ausliefen ſollten, auf deren planmäßige Vertilgung es jetzt allerdings abgeſehen war. Wahrſcheinlich hoffte Diocletian hiedurch der chriſtlichen Gemeinde den innern Halt zu nehmen und ſie in unſchädliche Sekten zu zerſpalten.

Es iſt nicht die Aufgabe dieſes Buches den ſchrecklichen Hergang im Einzelnen zu verfolgen. Von den Mitregenten ging der Auguſtus Maximian mit Eifer auf die Verfolgung ein, während der milde, monotheiſtiſche Cäſar Conſtantius Chlorus in ſeinen Ländern Gallien, Britannien und Spanien ſich mit der Schleifung der Kirchen begnügt haben ſoll.[1])

[1]) Euseb. H. E. VIII, 13 läßt nicht einmal dieſes gelten. — In Spanien muß Conſtantius keine genügende Macht beſeſſen haben, innem

Aus den vielen Foltern und Martern erhellt, daß die Unterſuchung zum Theil in die ſchlechteſten Hände gefallen war, doch kann man ſich auch des Gedankens nicht erwehren, daß die Richter einen politiſchen Proceß vor ſich zu haben glaubten, bei welchem es auf Erpreſſung von Geſtändniſſen ankam. Uebrigens war das Benehmen der Beamten ſehr verſchieden. In Africa, wo der politiſche Verdacht vielleicht ganz wegfiel, und wo es ſich alſo weſentlich nur um die Auslieferung der heiligen Schriften handelte, gab man den Chriſten mehrfach zu verſtehen, daß es auch damit nicht ſo ernſtlich gemeint ſei. Aber Viele erklärten nun abſichtlich, ſie hätten heilige Schriften in Verwahrung, die ſie nie ausliefern würden, und erlitten dieſes Trotzes wegen den Tod; Andere lieferten auf das allgemeine Gebot hin ſogleich aus was ſie hatten und wurden ſpäter mit dem Namen Traditores, Auslieferer, gebrandmarkt. Ueberhaupt offenbarten ſich die verſchiedenſten Sinnesarten, von der feigſten Schwäche bis zur ſchwärmeriſchen Herausforderung, und in der Mitte fehlten auch nicht herrliche Beiſpiele ruhiger, beſonnener Standhaftigkeit. Wir lernen hier auch die untern Schichten der chriſtlichen Gemeinde kennen; da gab es Leute, welche mit Verbrechen beladen waren und dieſe durch einen chriſtlichen Martertod abbüßen wollten, ganz im Sinne jener Tauſende von Räubern und Mördern, welche den erſten Kreuzzug mitmachten; Andere waren dem Staat unerſchwingliche Steuern ſchuldig oder hatten große Privatſchulden, und ſuchten ſich dieſem Elend durch den Tod zu entziehen; oder ſie hofften durch ihr Dulden auf der Folter und in der Gefangenſchaft reiche Chriſten zur Beihülfe zu rühren; endlich

Benehmen der Chriſten.

gerade hier einige ſehr namhafte Martyrien vorkamen, wie das des heil. Vincentius, der Eulalia u. a., welchen hundert Jahre ſpäter Prudentius einen großen Theil ſeines Buches Periſtephanen gewidmet hat. In der Chronik des Fl. Julius Dexter (ed. Bivarius, Lugd. 1627) werden die ſpaniſchen Märtyrer der betreffenden Jahre zu Hunderten aufgezählt.

8. Abſchnitt. fanden ſich ganz arme, verkommene Leute, die im Kerker ein beſſeres Leben hatten als draußen, weil die Chriſten ihre gefangenen Mitbrüder ganz furchtlos mit mehr als dem Nothwendigen zu verſehen pflegten. Solchen Mißbräuchen gegenüber hatte der Biſchof Menſurius von Carthago den Muth und die Conſequenz, zu verlangen, daß ſolche die ſich zum Märtyrium ohne Noth gedrängt, nicht als Märtyrer verehrt werden dürften.

Inzwiſchen hatte ſich der Prozeß in nicht viel mehr als einem Jahre zu einer wirklichen allgemeinen Chriſtenverfolgung verſchärft. Vom zweiten Edict, welches die Verhaftung der Geiſtlichen befahl, war man zu einem dritten fortgeſchritten, wonach die Gefangenen, wenn ſie opferten, freigelaſſen, ſonſt aber auf alle Weiſe zum Opfern gezwungen werden ſollten;[1]) noch im Jahre 304 folgte ein viertes Edict, welches das letztere Gebot auf alle Chriſten überhaupt ausdehnte und faktiſch ein Todesurtheil in ſich begriff. In dieſer Strenge dauerte die Verfolgung etwa vier Jahre fort, und dann mit Schwankungen noch weitere fünf Jahre.

Die Kirchengeſchichte hat es von jeher als eine heilige Pflicht betrachtet, das Andenken an die ſchönſten und erbaulichſten unter den Martyrien dieſer blutigen Zeit aufrecht zu halten. Wir müſſen uns begnügen, für das Einzelne auf Euſeb und auf die Legendenſammlungen zu verweiſen. Was auch die hiſtoriſche Kritik an den einzelnen Umſtänden und ganz beſonders an den hinzugefügten Wundern[2]) mit Recht ausſetzen möge, es bleibt immerhin ein hiſtoriſches Schauſpiel erſter Größe, dieſe neue Geſellſchaft mit ihrer neuen Re-

1) Daß zu Ende des J. 303, bei Anlaß der Vicennalien, eine Amneſtie ausgerufen wurde, welche außer andern Criminalgefangenen auch den Chriſten bedingter Maßen gegolten haben kann, iſt aus **Euseb. de mart. Palæst. c. 2.** zu ſchließen.

2) In welchem Punkte **Euseb. Hist. eccl. VIII, 7** dem Leſer ſehr viel zumuthet. Sein ſeltſamer Glaube an nachapoſtoliſche Wunder V, 7. VI, 9. 29. u. a. a. O.

ligion und Weltanſchauung gegen den gewaltigſten aller Staaten mit ſeinem Heidenthum und ſeiner tauſendjährigen Cultur kämpfen und durch den Untergang ſiegen zu ſehen.

Wahrſcheinlich demoraliſirten ſich die Verfolger erſt dann völlig, als Diocletian und ſein Mitkaiſer ihre Würde niederlegten, Galerius neben Conſtantius zum Auguſtustitel vorrückte und Severus und der rohe Maximinus Daza als Cäſaren an ihre Stelle traten. Von da an verwildert der Kampf namentlich in den Gebieten des Letztern — dem Oſtlichen Reiches — zu einem wahren Vertilgungskriege, deſſen über die Maßen ſcheußliche Henkerſcenen dem Leſer erſpart bleiben mögen. 305.

Wir wenden uns zu der politiſchen Geſchichte zurück, die gleichzeitig den wichtigſten Entwickelungen entgegenging.

Noch bei der Feier der Vicennalien[1]) in Rom hatte Diocletian die ihm eigene Sinnesweiſe an den Tag gelegt: bei allem Ceremoniell doch Verachtung des äußern Pompes, ſo daß er dem Conſulatsantritt mißgeſtimmt aus dem Wege ging; bei einer ſehr ſoliden Prachtliebe, die z. B. der Stadt Rom die größten Thermen ſchenkte, doch die genauſte Sparſamkeit in Betreff des momentanen Luxus, ſo daß die Römer in ihrer Erwartung prächtiger Feſte ſich ſehr getäuſcht fanden.[2]) Auf der Winterreiſe nach Nicomedien ſchwer erkrankt, ließ er ſich bis zur Abdication kaum mehr öffentlich ſehen. Von dieſer großen Ceremonie ſelbſt giebt der falſche Lactantius eine umſtändliche Schilderung, die nur den einen Mangel einer weſentlichen Unzuverläßigkeit an ſich trägt. Der Hügel dreitauſend Schritte vor Nicomedien, der Pfeiler mit dem Standbilde Jupiters, die Thränen des alten Imperators bei ſeiner Anrede an die Soldaten, der Reiſewagen, 303 auf 304. Die Abdication. 1. Mai 305.

[1]) Wobei man ſich ſelten genau an das betreffende Jahr band.

[2]) Sein Princip Hist. Aug. Carus. c. 20. castiores esse oportere ludos spectante censore. — Vgl. S. 55 und Anm.

8. Abschnitt. der schon für ihn bereit stand, — dieß Alles wird seine Richtigkeit haben; daß aber Jedermann statt des Severus oder Maximin die Erhebung des anwesenden Constantin erwartete und daß das plötzliche Hervortreten des bisher ganz unbekannten Maximin das höchste Erstaunen erregt habe, ja daß es ausdrücklich auf die Ueberraschung der Soldaten abgesehen gewesen, wagen wir zu bezweifeln. Constantin, als bloßer Tribun des ersten Ranges, konnte schwerlich eine so allgemeine Popularität erworben haben, am wenigsten unter den Augen eines Galerius. Dagegen war ihm der alte Diocletian von den Feldzügen her offenbar gewogen, was ihm Constantin später durch geringschätzige Reden[1]) und tückische Nachstellungen vergolten hat.

Ihre Gründe. Die Motive der Abdication haben wir oben in's rechte Licht zu stellen gesucht. Wenn wir nicht geirrt haben, so sollte das Kaiserthum überhaupt auf die feste Amtsdauer von zwanzig Jahren beschränkt werden, um die wunderbare Dynastie ohne Erbrecht nach Kräften zu regularisiren und eine ruhige, geräuschlose Folge von Adoptionen möglich zu machen. Es ist wahrscheinlich, daß die Superstition auch in diese Sache ihr Wort geredet hat, wenigstens in Betreff des einen Punktes, daß Diocletian so fest auf die Folgsamkeit der Mitregenten baute. Hier ließe sich wohl nichts anderes denken, als daß er durch geheime fatalische Gründe alle Nachfolger von der Nothwendigkeit der Maßregel zu überzeugen hoffte.

Wie dem auch sei, er fühlte sich in seinem Lagerpallast zu Salona wenigstens einige Zeit zufrieden und glücklich. Es ist ein hohes Zeugniß zu seinen Gunsten, daß er die Stätte seiner Jugend und die Beschäftigungen seiner Jugend nach langem Kriegsleben, nach zwanzigjährigem Kaisertraum wieder aufsuchte[2]) und seinen Gemüsegarten mit eigener Hand um-

[1]) U. a. Euseb. vita Const. II, 49. — Das Weitere s. unten.

[2]) Eine ähnliche Gesinnung bei Maximian Herculius und Galerius Aur. Vict. epit. 40. S. oben S. 49 Anm. 4.

grub und pflanzte. Sollte man nicht daraus ſchließen dürfen, daß er über jenes orientaliſche Ceremoniell, das er einführte, innerlich ſtets erhaben geweſen ſei? daß es ihn zu Nicomedien oft recht ſehr nach ſeiner dalmatiſchen Heimath verlangt habe?[1]) Man wird in dieſem merkwürdigen Menſchen ewig vergebens ausſcheiden wollen, was dem gewöhnlichen Ehrgeiz, was dem Schickſalsglauben, und was dem Drange des politiſchen Genius angehört. Er kannte das Mittel, dem römiſchen Reiche was es zur Rettung bedurfte, nämlich die Stätigkeit der Herrſchaft zu verleihen; unwiderſtehlich muß es ihn zum Throne getrieben haben, um ſeinen Gedanken zu verwirklichen. Seine Aufgabe war jetzt gelöst und er trat in die Stille zurück. — Maximian, der denſelben Staatsact gleichzeitig, aber ſehr wider Willen in Italien vollziehen mußte, ging auf ein ſchöngelegenes lucaniſches Landhaus, während ſein Sohn Maxentius das verſchmähte Rom oder deſſen Nachbarſchaft zu ſeinem Sitze auserkor. Er, der ſelbſt Verſchmähte, des Herrſchens unwürdig Gehaltene, legte hier einen richtigen Blick an den Tag, und es iſt ſchwer anzunehmen, daß Galerius ihn freiwillig in dieſer Gegend habe wohnen laſſen. Vielleicht wurde ſogleich proteſtirt, aber er war in Güte nicht wegzubringen. In Diocletians Syſtem fehlte, wie bereits oben angedeutet wurde, nur Eine Conſequenz: man mußte die Kaiſerſöhne entweder befördern oder hinrichten. Allein die Erbdynaſtie war aus Gründen die wir oben zu errathen geſucht haben, vermieden worden und von dem reinen Sultanismus wollte Diocletian wie es ſcheint nichts wiſſen, gerade wie einſt (S. 37) nach Carin's Untergang von keinen Proſcriptionen. Uebrigens hatte Maxentius eine Tochter des Galerius geheirathet, möglicher Weiſe gegen ſeinen und des Galerius Willen, nur einer Combination des alten Oberkaiſers zu Liebe.

Die beſeitigten Kaiſerſöhne.

[1]) Michael Glycas legt ihm das Wort in den Mund er ſei „ſatt an Schickſalen," κόρος τῆς τύχης.

8. Abſchnitt. Einige Monate hindurch ſchien die ganze Succeſſion ihren vorgeſchriebenen Gang zu gehen. Aber zu Anfang des
306. folgenden Jahres tritt in dieſem merkwürdigen Drama eine neue Perſon auf. Conſtantin, den die Geſchichte mit Recht den Großen nennt, entweicht vom Hofe zu Nicomedien und erſcheint auf einmal bei ſeinem Vater Conſtantius Chlorus, als derſelbe eben im Begriffe war, aus dem Hafen von Geſſoriacum (Boulogne) nach Britannien abzuſegeln.

Conſtantin und Euſeb. Conſtantin's Andenken hat in der Geſchichte das größte denkbare Unglück gehabt. Daß die heidniſchen Schriftſteller ihm feind ſein mußten, verſteht ſich von ſelbſt und würde ihm in den Augen der Nachwelt keinen Schaden thun. Allein er iſt in die Hände des widerlichſten aller Lobredner gefallen, der ſein Bild durch und durch verfälſcht hat. Es iſt Euſeb von Cäſarea und ſein „Leben Conſtantin's" gemeint.[1]) Der bei allen Fehlern immerhin bedeutende und gewaltige Menſch macht hier durchweg das Angeſicht eines andächtigen Frömmlers, während doch anderweitig ſo viele ſeiner Miſſethaten auf alle Weiſe conſtatirt ſind. Und dieſes zweideutige Lob iſt überdieß von Herzen unloyal; Euſeb ſpricht von der Perſon und meint eigentlich nur eine Sache, nämlich das Intereſſe der von Conſtantin ſo ſtark und reichlich etablirten Hierarchie. Dazu kommt noch — des wahrhaft bäßlichen Styles zu geſchweigen — eine mit Bewußtſein ſchielende Ausdrucksweiſe, ſodaß der Leſer gerade an den wichtigſten Stellen auf Falltüren und Verſenkungen tritt. Wer ſie zu rechter Zeit bemerkt, läßt ſich dadurch leicht verführen, eben deßhalb das Allerſchlimmſte zu vermuthen, weil ihm etwas verſchwiegen wird.

Der Eingang dieſer Biographie[2]) lautet ekſtatiſch genug: „Wenn ich im Geiſt dieſe dreimalſelige Seele ſchaue mit

[1]) Um von dem im J. 336 abgehaltenen Panegyricus: **de laudibus Constantini** vollends zu ſchweigen. Das Material iſt daſſelbe wie in der Vita, die Verarbeitung noch widerwärtiger.

[2]) **Euseb. vita Const. I, 2.**

„Gott vereint, frei von aller ſterblichen Hülle, in blitzleuch-
„tendem Gewand und ewigſtrahlendem Diadem, dann ſteht
„mir Sprache und Verſtand ſtille und ich überlaſſe es gerne
„einem Beſſern, ein würdiges Loblied zu erſinnen.“ Wäre
dieß nur geſchehen! Beſäßen wir nur dafür die Schilderung
eines beſonnenen Heiden wie Ammianus,[1]) und der Menſch
Conſtantin wäre vielleicht wenn nicht moraliſch gerettet, doch
als große hiſtoriſche Erſcheinung uns unendlich näher ge-
rückt! Dann würde man vielleicht klar ſehen, was ſich jetzt
nur vermuthen läßt, daß nämlich Conſtantin ſich faſt zeit-
lebens nicht als Chriſt ausgab und geberdete, ſondern ſich
bis in die allerletzten Zeiten ziemlich unverholen die perſön-
liche Ueberzeugung frei behielt. Daß Euſeb fähig war, eine
ſolche Thatſache völlig zu ignoriren und zu vertuſchen, ver-
räth er ſelbſt durch ſeine frühere Charakteriſtik des Licinius,
welchen er geradezu als gottgeliebten chriſtlichen Kaiſer in
Anſpruch nimmt, ſo lange es ſich um den Kampf gegen
Maximinus Daza handelt, obwohl er wiſſen mußte, daß
Licinius nichts als ein toleranter Heide war. Höchſt wahr-
ſcheinlich machte er es mit Conſtantin nicht beſſer. Damit
fiele vor allem jene abſcheuliche Heuchelei weg, die deſſen Züge
entſtellt, und es bliebe ſtatt deſſen ein politiſcher Rechner
übrig, der alle vorhandenen phyſiſchen Kräfte und geiſtigen
Mächte mit Beſonnenheit zu dem einen Zwecke benützt, ſich
und ſeine Herrſchaft zu behaupten, ohne ſich irgendwo ganz
hinzugeben. Einen erhebenden Anblick gewährt ein ſolcher
Egoiſt auch nicht, allein die Geſchichte hat ſattſame Gelegen-
heit, ſich an dergleichen Charaktere zu gewöhnen. Ueberdieß
kann man ſich bei einiger Billigkeit überzeugen, daß Con-
ſtantin gleich von ſeinem erſten politiſchen Auftreten an
conſequent nach demjenigen Princip handelte, welches der

[1]) Hätten wir nur Conſtantin's eigene Memoiren, welche bei Johan-
nes Lydus öfter citirt werden. Auch an den Darſtellungen des Pra-
xagoras und des Memarchius iſt uns gewiß viel verloren und ſelbſt
Eunapius wäre für manche Aufſchlüſſe ſehr willkommen.

8. Abſchnitt. energiſche Ehrgeiz, ſo lange die Welt ſteht, „Nothwendigkeit“ genannt hat. Es iſt jene wunderſame Verkettung von Thaten und Schickſalen, in welche der höher begabte Ehrgeizige wie von einer dunkeln Macht hineingezogen wird. Vergebens ruft das Rechtsgefühl ihm ſeinen Proteſt entgegen, vergebens ſteigen Millionen Gebete der Unterdrückten zur Nemeſis empor; — der große Menſch vollzieht, oft ohne Wiſſen, höhere Beſchlüſſe, und ein Weltalter drückt ſich in ſeiner Perſon aus, während er ſelber ſeine Zeit zu beherrſchen und zu beſtimmen glaubt.

Conſtantins erſtes Auftreten.

Bei Conſtantin iſt gleich die Beurtheilung ſeines erſten Schrittes entſcheidend. Galerius hatte ihm, wie es heißt, im Sarmatenkriege und dann bei ſcheinbar gymnaſtiſchem Kampfe mit wilden Thieren einen ſichern Untergang zugedacht, allein der furchtloſe Held ſiegte über Barbarenfürſten und Löwen und legte ſie dem neuen Oberkaiſer vor die Füße.[1]) Dann hatte Galerius trotz wiederholter Briefe des Conſtantius Chlorus, den Sohn zu ihm zu ſenden, dieſen in ganz feindſeliger Weiſe wie einen Gefangenen bei ſich behalten und erſt nachgegeben als er es durchaus nicht mehr verweigern konnte. Conſtantin, mit der Erlaubniß verſehen, reiſte vor der feſtgeſetzten Zeit in größtem Geheimniß ab und lähmte auf den erſten Stationen die Pferde der kaiſerlichen Poſt, damit ihm Niemand nachſetzen könne.[2]) Von All dieſem darf man wohl ſoviel annehmen, daß er ſich im Ernſte bedroht glaubte. Galerius mußte ihn haſſen ſchon als einen zurückgeſetzten und dennoch hochſtrebenden Kaiſerſohn, aber er entließ ihn doch! Ob dagegen Conſtan-

[1]) Außer den meiſten chriſtlichen Autoren melden dieß zwar auch die Fragmente des Praxageras (bei Müller l. c. IV, p. 2), der wahrſcheinlich ein Heide war. Allein Galerius hatte wohl andere Mittel, den Conſtantin zu tödten, wenn er wirklich wollte. Eumenius, Paneg. VII, 3 führt den Zweikampf mit dem Barbaren als eine That freiwilliger Tapferkeit an. Euſeb ſchweigt.

[2]) Anders und vielleicht beſſer der Anonym. Vales. 4.

tin ein reines Gewiſſen hatte, bleibt immerhin höchſt zweifelhaft.[1])

Bei ſeinem Vater angelangt, machte er zuerſt deſſen ſiegreichen Feldzug gegen die Picten in Schottland mit. Chlorus war nämlich noch durchaus nicht am Sterben, wie Euſeb und der falſche Lactanz zu größerer Rührung angeben, hatte auch ſeinen Sohn nicht deßhalb herbeigerufen. Bald nach der Rückkehr vom Kriege ſtarb er aber wirklich. 25. Juli 306.

Nach der Reichsordnung des Diocletian, welchem alle Betreffenden ihre Stellung verdankten, ſollte nun Galerius einen neuen Auguſtus ernennen und demſelben einen neuen Cäſar an die Seite ſetzen. Sollte aber das Erbrecht mit dieſem Kaiſerrecht in Verbindung gebracht werden, ſo hatten die Söhne des Conſtantius aus ſeiner Ehe mit des alten Maximians Stieftochter, Flavia Maximiana Theodora, nämlich Delmatius, Hanniballianus und Julius Conſtantius einen unbedingten Vorzug. Sie waren allerdings noch ſehr jung, der Aelteſte kaum dreizehnjährig.

Statt deſſen ſuccedirt Conſtantin. Es iſt viel verlangt, und Uſurpation.
wenn man ſich für die ſo wunderlich bedingte diocletianiſche Reichsordnung ereifern ſoll; wenn ſie aber zu Rechte beſtand, ſo war Conſtantin ein Uſurpator. Eine Beiſchläferin Helena[2]) hatte ihn dem Conſtantius zu Naiſſus in Serbien

---

[1]) Der falſche Lactantius, de mort. pers. 24 malt dieß Alles aus, als wäre er dabei geweſen. Cap. 25 kommt paucis post diebus (!) ſchon die erſte Botſchaft von York nach Nicomedien. Wen die großen Erdichtungen dieſes Autors nicht ſtören, der kann ſich hier im Kleinen überzeugen, wie weit ihm zu trauen iſt.

[2]) Ueber ihre Herkunft und vorgebliche Ehe ſ. die dritte Beilage bei Manſo, Leben C. d. Gr. Außer den dort beigebrachten Stellen iſt Eutych. Alexandrin. ed. Oxon. p. 408 und 456 zu vergleichen, wonach Helena von Caphar Pbacar in Meſopotamien gebürtig und bereits Chriſtinn war. — Laut Hamza Ispahanens. p. 55 war ſie von Edeſſa und fiel daſelbſt als Kriegsgefangene in die Hände des Chlorus.

5. Abschnitt. geboren im Jahre 274, und so war er auch von Seiten des Erbrechtes strenge genommen keiner Succession fähig. Der Lobredner Eumenius macht ihn zwar legitim und meint, er hätte noch gerne unterweges die abgedankten Imperatoren um Erlaubniß gefragt, allein dieß sind nichts als Worte. Der betreffende Panegyricus [1]) ist indeß sonst nicht ohne Bedeutung, weil darin die Weise des Erbrechtes mit einem wahren Feuer vertheidigt wird. Mit Beziehung auf die Abstammung vom Hause des großen Claudius Gothicus wird dem Constantin zugerufen: „so hoch ist der Adel Dei„ner Herkunft, daß Dir das Imperium gar keine höhere „Würde verleihen konnte. . . . Nicht die zufällige Uebereinstimmung Anderer, nicht eine plötzliche Gunst hat Dich zum „Herrscher gemacht; durch Deine Geburt schon verdienteſt „Du die Herrschaft, als ein Geschenk der Götter."

Das Geburtsrecht.

Jene Uebereinstimmung und Gunst Anderer war aber für seine Thronbesteigung doch gar nicht so werthlos. Ob ihn sein Vater direkt zur Nachfolge bevollmächtigt hatte, ist bei der Einseitigkeit der Aussagen nicht wohl zu ermitteln; vielleicht hatte er den entschlossenen, kriegskundigen, jetzt zweiunddreißigjährigen Sohn [2]) nur herbeigerufen, damit derselbe die hülflose Familie beschütze. Spätere Autoren, wie z. B. Zonaras, machen sich's bequem. „Constantius Chlo„rus lag krank und grämte sich darüber, daß seine übrigen „Kinder so sehr mißrathen waren;[3]) da erschien ihm ein „Engel, und befahl ihm, die Herrschaft dem Constantin zu „hinterlassen." Andere, wie Euseb, der falsche Lactantius, und Orosius geben sich nicht einmal diese Mühe der Motivirung, sondern thun als ob sich Constantin's Erbfolge ganz von selbst verstanden hätte. Die Thatsache ist, daß ihn die Soldaten seines Vaters zum Imperator Augustus erhoben.

Die Heller.

[1]) **Paneg. VII (Eum. Constantino,** v. J. 310), beſ. c. 2. 3. 8.

[2]) Suidas, s. v. **Constantinus** sagt: Der Vater sah, daß er kräftig war und übergiug die Söhne der Theodora.

[3]) Wovon man sonst nichts weiß.

Die Hauptſtimme dabei hatte ein Alamannenhäuptling Crocus (oder Erocus), welchen Conſtantius ſammt ſeiner Schaar für den Pictenkrieg in Dienſt genommen hatte. Die Hoffnung auf ein reiches Donativ wirkte natürlich auch hier beſtimmend mit. Für eine ergreifende Darſtellung des Herganges ſorgt der oben genannte Panegyriker. „Schon beim erſten Aus„ritt warfen Dir, dem Weinenden, die Krieger den Pur„pur über ... Du wollteſt dieſer Bezeigung der eifrigen „Anhänglichkeit entfliehen und gabſt dem Pferde die Sporen; „aber das war, aufrichtig zu reden, ein jugendlicher Irr„thum! Welches Roß wäre ſchnell genug geweſen, Dich der „Herrſchaft zu entziehen die Dir folgte?“ [1]) Das Einzelne der hier geſpielten Intrigue errathen zu wollen, wäre überflüſſig.

Galerius, als er das Ereigniß vernahm, that das Mögliche; da er den Conſtantin nur durch einen überaus gefahrvollen innern Krieg hätte beſeitigen können, ſo erkannte er ihn zwar an, allein nur als zweiten Cäſar und ernannte den Severus zum Auguſtus, den Maximinus Daza aber zum erſten Cäſar.[2]) Die wahre Herrſcherweihe holte ſich dann Conſtantin in den mehrjährigen Kämpfen gegen die Germanen, wovon oben die Rede geweſen iſt. Damals konnte über Gallien nur Herrſcher ſein, wer der Vertheidiger und Retter war, und auf dieſem Felde blieb nach dem Vater für den Sohn wenigſtens eine Nachleſe übrig.

Uſurpation des Marentius. 21. Oct. 306.

Die nächſte unvermeidliche Folge der Uſurpation Conſtantins war die Uſurpation des Marentius. Was einem Kaiſerſohn durchging, das konnte man dem andern ſchwerlich wehren. Sein Vater Maximian, aus Ehrfurcht vor den dioeletianiſchen

---

[1]) Mit ähnlichen Redensarten Euseb. Vita C. I, 22 und 24, wo der Unterſchied zwiſchen Conſtantin und den übrigen Kaiſern darin gefunden wird, daß dieſe durch Beiſtimmung Anderer, Jener aber „durch Gott allein“ erhoben worden.

[2]) Seine frühern, hievon verſchiedenen Abſichten, ſ. de mort. pers. c. 20.

8. Abſchnitt. Verfügungen, widerſetzte ſich lange,[1]) konnte aber zuletzt der eigenen Verſuchung nicht widerſtehen und hielt dann mit. Marentius, obwohl vielleicht als Wüſtling und bösartiger Charakter bereits bekannt, fand einen natürlichen Bundesgenoſſen an dem Unwillen des von den Kaiſern verlaſſenen Roms und der ſtark reducirten Prätorianer; auch iſt es wohl denkbar, daß die letzte verdrießliche Abreiſe Diocletians von Rom im Jahr 303 mit den erſten Anfängen eines Complottes dieſer Art in Verbindung ſtand. Endlich hatte Galerius alles Maß überſchritten, indem er die alte Weltſtadt für ſeine neuen Steuern mit in Anſpruch nahm. Marentius gewann ein paar Offiziere, einen groſſen Lieferanten, und die Prätorianer, welche ihn ohne Weiteres proclamirten. Der Stadtpräfekt, der ſich widerſetzen wollte, wurde noch vorher getödtet. Es ſcheint, daß ganz Italien ſehr bald dem Thronräuber zufiel.

307. Dießmal konnte Galerius nicht bloß zuſehen. Er ſandte ſeinen Mitkaiſer Severus aus, der als Erbe der Ländermaſſe des Maximian auch unmittelbar Herr von Italien ſein ſollte. Allein Sever's Armee, die meiſt aus alten maximianiſchen Soldaten beſtand, war gegen Marentius nicht zu brauchen; es folgte Verrath, Rückzug und eine perſönliche Uebergabe in oder bei Ravenna, die dann doch den beklagenswerthen Auguſtus nicht vor verrätheriſchem Morde ſchützte.[2]) Galerius kam, ihn zu rächen, allein ſein Heer erwies ſich nicht zuverläſſiger und er mußte eilends umkehren.

Maximians neues Auftreten. Inzwiſchen hatte der alte Maximian ſich, wie gemeldet, ſeinem Sohne zugeſellt, — wenn Marentius wirklich von ihm und der Syrerinn Eutropia erzeugt und nicht untergeſchoben war, was einzelne Heiden und Chriſten behaupteten und was hier hervorgehoben werden muß, als Beleg für den Werth, den man auf einmal wieder dem Erbrechte

[1]) Aurel. Vict. Cæss. 40.

[2]) Ueber dieſe und die folgenden Ereigniſſe vgl. Manſo, Leben C. d. Gr., fünfte Beilage.

zuſchrieb. Dem Verhältniß zwiſchen Vater und Sohn fehlte freilich ſo ſehr jede Pietät, daß jenes Gerücht faſt nothwendig entſtehen mußte. Auch den Soldaten kam der Alte durchaus nicht gelegen, wahrſcheinlich weil ſie ſeine Disciplin fürchteten; wenigſtens fand er keinen Anklang, als er ſie bald darauf gegen den Sohn einzunehmen ſuchte; ſie antworteten ihm mit trotzigem Hohn, worauf er ſich damit ausgeredet haben ſoll, es ſei ihm bloß um eine Probe ihrer Geſinnung zu thun geweſen. Zonaras, der dieß erzählt, läßt ihn vorher ſogar den Senat beſuchen und dort den Sohn für untüchtig zur Regierung erklären. Jedenfalls ein merkwürdiger Abfall vom diocletianiſchen Herrſcherprincip, zumal nach den oben (Abſchn. 2). erwähnten Feindſeligkeiten Maximians gegen die Senatoren.

Als ſich der unruhige Greis in ſeinen Hoffnungen auf Oberherrſchaft betrogen ſah, ging er nach Gallien, um bei Conſtantin zu verſuchen, was ihm bei Marentius mißlungen war. Er hatte noch ein Pfand der Herrſchaft mit ſich, ſeine jüngere Tochter Fauſta;[1]) dieſe vermählte er mit Conſtantin und gab ihm dazu den Auguſtustitel. Es war darauf abgeſehen, daß man einſtweilen warten würde, bis Marentius mit dem neuerdings kampfbereiten Galerius im Kriege läge, um dann mit Uebermacht einzugreifen. Allein Conſtantin nahm die Tochter und den Titel und verweigerte dann Maximian jede weitere Mitwirkung', worauf dieſem nichts Anderes übrig blieb, als wieder nach Rom zu gehen und ſich mit dem Sohne auf einen leidlichen Fuß zu ſetzen. und Verbindung mit Conſtantin.

Von jener Hochzeit beſitzen wir noch eine Feſtrede.[2]) Vielleicht hat nie ein Caſualredner eine ſchlimmere Aufgabe gehabt, als dieſer ungenannte galliſche Rhetor, der Alles

[1]) Die ältere Tochter Theodora hatte er bekanntlich fünfzehn Jahre vorher dem Conſtantius Chlorus gegeben, als dieſer zum Cäſar ernannt wurde.

[2]) **Panegyr. VI (Incerti Maxim. & Constantino** gehalten zu Trier im Jahr 307).

8. Abſchnitt. verſchweigen und Alles ſagen ſollte, und man muß ihm zugeſtehen, daß er mit Takt und Talent ſeine Aufgabe gelöst hat. Uns intereſſirt dabei vorzugsweiſe (Cap. 2) der Glückswunſch wegen endlicher Begründung einer Dynaſtie: „möge „die Weltherrſchaft Roms und die Nachkommenſchaft der „Imperatoren gleich ewig und unſterblich ſein!“ Merkwürdiger Weiſe aber wird hier ſchon das Daſein eines Sohnes, Criſpus, aus einer frühern Ehe des Conſtantin mit der Minervina, ignorirt, während dieſe Ehe ſelber (Cap. 4) ausdrücklich erwähnt und dem Conſtantin zum ſittlichen Ruhme angerechnet wird; dafür preist der Redner das hohe Glück, Herculier, d. h. Söhne von der Fauſta in das Haus zu bekommen.

Während Galerius gegen Italien rüſtete, gerieth Maximian von Neuem in die übelſten Verhältniſſe mit Maxentius; es kam zu einer öffentlichen Scene,[1]) wobei der Vater dem Sohn den Purpurmantel abreißen wollte. Abermals mußte er von Rom weichen.

Der Congreß von Carnuntum. 307.

In dieſer allgemeinen Confuſion nahm Galerius ſeine Zuflucht zu der Weisheit des alten Diocletian, der auf ſein Erſuchen zu einem Congreß nach Carnuntum (St. Petronell unweit Haimburg) kam. Hier wurde zunächſt ein bewährter alter Kampfgenoſſe und Freund des Galerius, der Illyrier Licinius, an der Stelle des ermordeten Severus zum Auguſtus ernannt. Aber auch der alte Maximian ſtellte ſich ein, und wurde, ſtatt Hülfe und Ermuthigung zu finden, nochmals zur Abdankung bewogen; Licinius ſollte der allein rechtmäßige Imperator für das Abendland ſein. Allein Maximian hatte weder Ruhe noch Raſt mehr, und als er ſeinen ehemaligen Mitregenten aus den Augen war und wiederum bei Conſtantin in Gallien einkehrte, konnte er der Verſuchung nicht widerſtehen, auf des Schwiegerſohns Koſten auszuüben was ihm beim Sohne zweimal mißlungen. Während Con-

Licinius.

[1]) Vielleicht gehört das eben aus Zonaras Mitgetheilte erſt hieher.

ſtantin gegen die Franken ausgerückt war, nahm er zum dritten mal den Purpur, bemächtigte ſich des Schatzes und der Vorräthe und warf ſich in das feſte Arelatum (Arles), von wo er, als Conſtantin ihm eilends nachzog, nach Maſſilia flüchtete. Hier lieferte ihn, wie es ſcheint, ſeine Mannſchaft dem Schwiegerſohn aus, der ihm nochmals Leben und Freiheit geſchenkt haben ſoll. Aber Maximian benütze dieß nur zu neuen gefährlichen Ränken, von welchen Conſtantin durch Fauſta ſelber in Kenntniß geſetzt wurde.[1]) Es blieb nichts Anderes übrig, als den unheimlichen Alten aus der Welt zu ſchaffen. Er durfte ſeine Todesart wählen und ließ ſich erwürgen. 310.

Wie mußten dieſe Vorgänge Diocletian's letzte Jahre verbittern! Der Ehrgeiz, auf das Erbrecht geſtützt, hatte ſein Syſtem bereits zur Hälfte umgeſtürzt, ja er mußte den Kummer erleben, daß ſelbſt außerhalb der Kaiſerfamilien die Uſurpation im Styl des dritten Jahrhunderts wieder ihr Haupt erhob, nachdem ein Aelianus und Amandus, ein Carauſius und Allectus, ein Achilleus und Julian nebſt den Ihrigen die angemaßte Herrſchaft mit Strömen Blutes gebüßt hatten. Ein Statthalter in Africa, der Phrygier Alexander, von Marentius auf unkluge Weiſe zur Huldigung angehalten, läßt ſich von den Soldaten halb wider Willen mit dem Purpur bekleiden.[2]) Wir können es dem greiſen, ſchickſalsforſchenden Gärtner von Salona nicht ver- 308.

Der Uſurpator Alexander.

[1]) Manſo, S. 38 und 302 läßt ſich an dieſer Stelle verführen, dem falſchen Lactantius (cap. 30) ein abſurdes Mährchen abzunehmen.

[2]) Hierüber eine ſehr dunkle Hauptſtelle bei Zoſimus II, 12. Die africaniſchen Garniſonen, eigentlich galerianiſch geſinnt, wollen ſich zuerſt, aus Furcht vor einer Landung des Marentius, auf Alexandrien zurückziehen, finden aber unterwegs eine ſtarke (marentianiſche?) Streitmacht und weichen vor derſelben wieder nach Carthago. Darauf erſt folgt die perſönliche Betrehung des Alexander durch Marentius, und das Uebrige. Man wird hier darauf verzichten, Klarheit in die Motive zu bringen.

8. Abſchnitt

denken, wenn er das ſchrecklichſte Unheil, ſelbſt den Untergang des Reiches vor Augen zu ſehen glaubte. — Natürlich warfen alle dieſe Bürgerkriege ihren unaufhörlichen Reflex in die Verfolgung hinein, ſo daß die mehrmaligen Rückfälle in die furchtbarſte Strenge, welche in den Jahren 308 bis 313 zwiſchen den Pauſen relativer Ruhe eintraten, mit den Thronfragen in engſter Verbindung ſtehen. Von Maxentius berichtet Euſeb, daß er wenigſtens einige Zeit hindurch aus Feindſchaft gegen Galerius die Chriſten ſchonte und ſich ſogar ſelber als Chriſt ſtellte, und auch Maximinus Daza war gegen die Chriſten abwechſelnd mild oder grauſam, je nachdem er dem Galerius trotzen oder ſchmeicheln wollte.

Indeß begannen die Thronfragen ſich zu vereinfachen.

311. Galerius ſtarb an einer ſcheußlichen Krankheit zu Sardica in Möſien. Wir wollen den falſchen Lactantius in dem von Würmern zerfreſſenen Unterleib nach Herzensluſt wühlen laſſen und dafür conſtatiren, daß der gewiß rohe und gegen die Chriſten unmenſchliche Fürſt bei den Heiden[1]) „ein braver Mann und tüchtiger Krieger“ heißt; auch darf es ihm nicht vergeſſen werden, daß er die Charakterfeſtigkeit gehabt hatte, für ſeine eigene Familie (worunter ein fünfzehnjähriger Sohn Candidianus) auf den Thron zu verzichten, um ſeinem Freunde Licinius, den er für den Würdigſten hielt, die Herrſchaft zuzuwenden.

Galerius Ende.

Eine Verwickelung, die bei Anlaß dieſer Thronfolge zu drohen ſchien, löſte ſich unerwartet raſch und friedlich. Maximinus Daza, der frühere galeriſche Cäſar, der ſich bereits bei einem andern Anlaß den Auguſtustitel verſchafft hatte, glaubte von Licinius, der eigentlich zum Auguſtus des Weſtens beſtimmt war, eine ſtarke Beeinträchtigung ſeines orientaliſchen Reiches fürchten zu müſſen; beide zogen

311.

[1]) Eutrop. X. 1. — Auch der ältere Aurelius Victor (cap. 40) hat neben einem ſehr nachdrücklichen Lob nichts als den Mangel an Bildung auszuſetzen.

mit Heeresmacht gegeneinander, verſöhnten ſich aber bei einer Conferenz auf Schiffen mitten im Hellespont und machten dieſen und den Archipelagus zur Grenze ihrer Gebiete, ſo daß dem Licinius die ganze Halbinſel zwiſchen dieſem Meere und dem adriatiſchen blieb. Was Diocletian zu einer ſolchen Theilung dachte, iſt ganz unbekannt.

Zu derſelben Zeit unterwarfen die Feldherrn des Marentius das abgefallene Africa; der Uſurpator Alexander wurde geſchlagen, auf der Flucht eingeholt und erwürgt, die unglückliche Provinz mit größter Härte gezüchtigt. Die Stadt Cirta litt dabei ſo ſehr, daß ſie ſpäter unter Conſtantin neu gebaut werden mußte.[1]) In Rom affektirte Marentius, als er ſeinen Triumph hielt, eine Erinnerung an die Feindſchaft des alten Carthago gegen Rom.[2])

So gab es nun wieder zwei weſtliche und zwei öſtliche Regenten, Conſtantin und Marentius, Licinius und Maximinus Daza. Aber wie weit entfernt war ihr Verhältniß von dem harmoniſchen „Tetrachord," der einſt Diocletian und ſeine Mitregenten verbunden hatte. Keine Unterordnung noch gegenſeitige Verpflichtung wird anerkannt, Jeder iſt Auguſtus auf eigene Rechnung und mißt die Andern mit mißtrauiſchen Blicken; ihre Gebiete ſind ſcharf von einander abgegrenzt und keiner würde es wagen, in dem Lande des andern mitregieren zu wollen, keiner aber auch dem andern Hülfe gewähren, bevor eine ſelbſtſüchtige Combination ſie zu Einzelbündniſſen treibt. Das Reich liegt nun einmal in vier Stücken, und Der welcher zuerſt den Frieden gebrochen, Conſtantin, hat nun die Aufgabe, an die Stelle des frühern Zuſammenhanges einen neuen treten zu laſſen. Zeit der vier Kaiſer.

Wir verfolgen ſein Leben zunächſt in Beziehung auf die Art und Weiſe, wie er dieſe Aufgabe erfüllte.

---

[1]) Sie erhielt den Namen Conſtantina(e) den ſie noch jetzt führt.

[2]) Zosim. II. 14.

8. Abſchnitt.

Er ſucht ſich unter ſeinen drei Collegen den fähigſten und zugleich legitimſten aus und verbündet ſich mit ihm; Licinius verlobt ſich mit Conſtantia, der Schweſter Conſtantin's. Darauf erhebt ſich der Krieg gegen Maxentius.[1]) Es iſt gar keine Frage, daß Conſtantin anfing; Euſeb rühmt ihn deßhalb ausdrücklich und ſpricht von ſeinem großen Mitleid gegen das arme unterdrückte Rom; „das Leben „hätte ihn nicht mehr gefreut, wenn er die Weltſtadt länger „hätte leiden ſehen müſſen.“[2]) Dieß zeichnet zwar ſchwerlich Conſtantin's Denkart, aber dafür Euſeb's Schreibart. Nun hatte Maxentius ganz ungeheure Streitkräfte beiſammen,[3]) die ihn auch im entſcheidenden Augenblick nicht verriethen und ihm ſicher zum Siege verholfen hätten, wäre er nicht ſtrategiſch unfähig und in feige Indolenz verſunken geweſen. Conſtantins Streitkräfte dagegen lagen zwar nicht in den himmliſchen Legionen unter der Anführung des ſeligen Conſtantius Chlorus, womit ihn die Schriftſteller beider Religionen[4]) beehren, auch nicht in der Sympathie der Chriſten — vielleicht nicht einmal in der Verzweiflung des zu Boden getretenen Italiens, denn die Bevölkerungen reden in dieſem Kampfe überhaupt kaum[5]) mit — wohl aber in der Kriegstüchtigkeit ſeiner etwa 40,000 Mann (Britten, Gallier und Barbaren) und in ſeiner eigenen Perſönlichkeit. Wenn dieſer Krieg nicht von ſo verdächtiger Seite gerühmt würde, ſo müßte man ihn vielleicht bewundern wie den italieniſchen Feldzug des jugendlichen Napoleon, mit dem er

Conſtantins Krieg gegen Maxentius. 312.

[1]) Außer Euſeb und Zoſimus ſind hier die Panegyriken IX und X Hauptquellen.

[2]) Euseb. vita C. I, 26 und 37, wo Conſtantin ſogar den Römern die Freiheit ihrer Ahnen wiedergeben will! —

[3]) Laut Zoſimus 170,000 Mann zu Fuß und 18,000 Reiter.

[4]) Sehr ernſtlich ſchildert z. B. Nazarius im Paneg. X. c. 14. deren Auftreten.

[5]) Die Städte rufen wohl (Paneg. IX, 7) den Conſt. zu ſich, aber erſt nachdem er geſiegt hat.

mehr als ein Schlachtfeld gemein haben mochte. Die Erſtürmung von Suſa, die Schlacht bei Turin, wo die ſchwere Reiterei der Feinde — Mann und Roß gepanzert [1]) — mit eiſernen Keulen todtgeſchlagen wurde, der Einzug in Mailand, das Reitertreffen bei Breſcia entſprächen dem Anfange des 1796er Feldzuges; dann möchten die furchtbaren Kämpfe Conſtantin's um Verona wohl die Brücke von Lodi und die Bezwingung von Mantua aufwiegen. Aber auch die Feinde würden der Vergleichung mit Napoleons Feinden nicht unwerth ſein; ſie kämpften mit Muth und Ausdauer und liefen nicht zu Conſtantin über, ſo daß er z. B. die ganze kriegsgefangene Beſatzung von Verona in Feſſeln ſchlagen mußte, damit ſie nicht wieder zu Maxentius entwichen. Sie zu tödten erlaubte weder die fortgeſchrittene Humanität noch der wohlverſtandene Vortheil des Reiches, und auf ihre Parole war, ſcheint es, nicht zu bauen; man mußte ihre Schwerter zu Handfeſſeln umſchmieden. Verona hatte ſich aber erſt ergeben, als ein anderer Theil der conſtantiniſchen Armee Aquileja und Modena mit Sturm genommen hatte. [2])

So war eine feſte Baſis gewonnen für die Eroberung von ganz Italien; Maxentius und ſeine Generale waren überraſcht worden; was ſie durch rechtzeitige Beſetzung der Alpenpäſſe mit geringen Mitteln hätten ausrichten können, brachten ſie am Fuß der Alpen und in der Ebene mit Strömen Blutes nicht wieder ein. Strategiker mögen nun entſcheiden, ob Maxentius nicht vielleicht Gründe hatte, den Feind bis gegen Rom vorrücken zu laſſen. Die Autoren

---

[1]) Sogenannte Clibanarier oder Cataphracten, aus dem perſiſchen Kriegsweſen entlehnt.

[2]) Panegyr. X, 26, wo ſich oppugnatio ohne Zweifel auch auf dieſe beiden Städte bezieht. Das Schweigen des Paneg. IX, 11 darf hier nicht irre leiten; der Autor will nur nicht ſo unhöflich ſein, von Waffenthaten zu ſprechen, wobei ſein Held nicht ſelber commandirte.

8. Abſchnitt. ſchildern ihn freilich bald als feigen Stubenſitzer, bald als abergläubiſchen Beſchwörer [1]) und Beides mag ſeine theilweiſe Richtigkeit haben. Daß die Einwohner von Rom den Gewaltherrſcher haßten, leidet keinen Zweifel; bei einem Streit mit ſeinen Soldaten waren 6000 Menſchen umgekommen; ſein wüſtes Leben und ſeine Erpreſſungen konnten ihm nur Feinde machen; aber dieß Alles war nicht entſcheidend. Er hatte noch eine große Armee für ſich und Rom ſelber war für den Fall einer Belagerung mit ungeheuern Vorräthen verſehen, wurde auch durch Gräben neu befeſtigt, ſodaß man den Feind hinhalten und vielleicht plötzlich einwickeln konnte. Allein wenn die berühmte Schlacht, die bei Sara rubra neun Millien von Rom begann und an der milviſchen Brücke endigte, wirklich ſo angeordnet war, wie die Schriftſteller erzählen, ſo kann von ſtrategiſcher Rechtfertigung überhaupt kaum mehr die Rede ſein; das Heer des Marentius war nämlich in langer Linie ſo aufgeſtellt, daß es die Tiber im Rücken hatte; dieſer ſehr reißende Fluß aber ſcheint keine andere Brücke gehabt zu haben als die milviſche nebſt einer daneben liegenden Schiffbrücke. So mußte gleich die erſte Verwirrung unheilbar werden. Was nicht durch das Schwert fiel, ertrank; um Marentius herum hielten noch die Prätorianer, deren Geſchöpf er war, am längſten aus; auch er floh und verſank im Fluſſe, während ſie wie einſt die Schaar Catilina's bei Piſtoja, ſich an der Stelle niederhauen ließen, wo ſie am Anfang der Schlacht geſtanden hatten. Ihre Vernichtung war für den Sieger von großem Werthe, weil er ſonſt doch noch einmal mit ihnen hätte abrechnen müſſen. Er hatte es jetzt leicht, das prätorianiſche Lager zu zerſtören.

Schlacht bei Rom.

Mit dieſer Schlacht hatte nun das ganze Abendland ſeinen Herrn; auch Africa und die Inſeln fielen dem Ueberwinder zu. Zwiſchen zwei Illegitimen hatte das höhere

[1]) So auch Zoſimus II, 16.

Talent und die Entſchloſſenheit wie billig den Sieg entſchieden. Conſtantin, bisher nur durch Grenzkriege bekannt, ſtand auf einmal im blendendſten Glanze des Heldenruhmes der öffentlichen Meinung gegenüber. Jetzt handelte es ſich darum, dieſe neue Macht womöglich auf andere Grundlagen als auf die bloße Soldatengewalt zu ſtellen.

Conſtantin und der Senat.

Hört man nur die Feſtredner, ſo hätte Conſtantin nach Aufhebung der ärgſten marentianiſchen Mißbräuche und Verfolgungen vor Allem den Senat geehrt und durch neue Ergänzung aus den Provinzialen zu heben geſucht. Es braucht aber keinen beſondern Scharfblick um einzuſehen, daß nach den Ereigniſſen der letzten drei Jahre keine Mitregierung des Senates mehr möglich war. Conſtantin konnte wohl den Römern zu Gefallen dieſe Körperſchaft wieder äußerlich zu Ehren bringen, nicht aber von ihr eine weſentliche Unterſtützung hoffen, und deßhalb mußte ſie ihm innerlich gleichgültig bleiben; ja vielleicht hegte er ſchon damals Pläne, die zwiſchen ihm und dem Senat eine tiefe Abneigung begründen mußten. Neun Jahre ſpäter läßt ein Panegyriker, der den Senat ſo eben eine Blüthe der ganzen Welt und Rom eine Burg aller Völker und Königinn aller Lande genannt hat, die Wahrheit doch zwiſchen den Zeilen leſen: „Dieſe ehrwürdige Seele des römiſchen Volkes,[1]) hergeſtellt „wie ſie vor Alters war, zeigt weder frechen Uebermuth „noch kümmerliche Niedergeſchlagenheit; beſtändige Ermah„nungen des göttlichen Fürſten haben ſie in ein ſolches Ge„leiſe gebracht, daß ſie, nach ſeinem Wink ſich biegend und „wendend, nicht ſeiner Furchtbarkeit ſondern ſeiner Güte ſich „willig fügt.“[2]) Mit andern Worten: der Senat, großentheils aus Heiden beſtehend, und ohne allen Einfluß auf die Regierung, findet ſich in einer ſchiefen Stellung zum Kaiſer. Er verſammelt ſich noch regelmäßig und die Kalen-

[1]) Nämlich der Senat.

[2]) Panegyr. X. (Nazar. Constantino, vom Jahr 321) c. 35.

8. Abſchnitt. der geben ſogar die Tage an: „senatus legitimus,“ geſetzlicher Senatstag — allein dieß kömmt mit Ausnahme des Januar's höchſtens einmal im Monat vor.

Conſtantin's Toleranz. Der Kaiſer aber hatte ſich inzwiſchen zum Beſchützer des Chriſtenthums proclamirt. Seine perſönliche Religioſität mag hier einſtweilen ganz aus dem Spiele bleiben; fragen wir nur nach den politiſchen Gründen, welche einen römiſchen Imperator zu einem ſolchen Schritte bewegen konnten. Die Chriſten waren doch immer nur eine kleine Minorität,[1]) die man weiter nicht zu ſchonen brauchte; wie konnte nun ihre Duldung dem Ehrgeizigen als ein Mittel der Macht, mindeſtens als eine Sache der Zweckmäßigkeit erſcheinen?

Das Räthſel löst ſich, ſobald man annimmt, daß die Mehrzahl derjenigen Heiden, auf deren Meinung etwas ankam, die weitere Verfolgung mißbilligten, daß ſie auf die daherige Störung des bürgerlichen Lebens mit Unmuth, auf den im Pöbel geweckten Blutdurſt mit Beſorgniß hinſahen, daß in den letzten Jahren bedenkliche Vergleichungen angeſtellt wurden zwiſchen dem an und für ſich nicht blühenden, aber doch ruhigen Zuſtande Galliens und dem ſchändlichen Henkerweſen im Oſten und Süden. Jeder Terrorismus erlahmt, ſobald die Durchſchnittsmaſſe ihre Leidenſchaft geſtillt hat und die unangenehmen Folgen ſelber zu empfinden anfängt; die Fanatiker die ihn perpetuiren wollen, gehen entweder an ihren eigenen Conſequenzen zu Grunde oder ſie werden bei Seite geſchoben. Bereits hatten ſogar die verfolgenden Kaiſer die Duldung zeitweiſe als politiſches Mittel, oder auch nur zur Kränkung des Galerius eintreten laſſen, und Galerius ſelber hatte dann in ſeiner furchtbaren
311. letzten Krankheit ein höchſt auffallendes Duldungsedict ge-

[1]) Die Ueberlieferung hat hier eine empfindliche Lücke. Gleich nach der Verfolgung müſſen die Uebertritte zum Chriſtenthum außerordentlich zugenommen haben. Euſeb, Sulpicius Severus u. A. bringen nur ganz allgemeine Ausdrücke, **mirum est quantum invaluerit religio** u. dgl. ſtatt Zahlenangaben.

geben, in welchem die Chriſten ſchließlich zur Fürbitte für ſeine Perſon bei ihrem Gotte aufgefordert wurden. Conſtantin brachte alſo mit ſeinen zwei Toleranzedicten von Rom und Mailand nicht einmal etwas Neues, und benützte die Toleranzfrage zunächſt auch nicht gegen die übrigen Kaiſer, vielmehr vermochte er den inzwiſchen mit ihm verſchwägerten Licinius zur Theilnahme an jenen Beſchlüſſen und Beide unterhandelten ſogar mit Mariminus Daza um ſeine Beipflichtung, die denn auch in beſchränktem Sinne erfolgte. — Somit wäre die Chriſtenduldung einfach eine Sache der Nothwendigkeit geweſen und bedürfte keiner weitern Erklärung. 312 und 313.

Es ergab ſich aber eine Gelegenheit, da der neue Herr des Abendlandes einigermaßen ſein wirkliches Verhältniß zur römiſchen Staatsreligion und zwar als ein indifferentes verrieth. Nach der Schlacht an der milviſchen Brücke hatten ihm Senat und Volk nebſt andern Ehrenbezeigungen einen Triumphbogen zuerkannt, der ziemlich raſch, zum Theil mit den ſchönen Bruchſtücken eines Bogens des Trajan zuſammengebaut wurde. Die Inſchrift lautet gegenwärtig dahin, Flavius Conſtantinus Maximus habe über den Tyrannen und ſeine ganze Partei geſiegt u. ſ. w. „auf Eingebung der Gottheit;“ allein unter dieſen Worten ſchimmert eine frühere Lesart durch: „auf den Wink des höchſten und beſten Jupiter.“[1]) Wahrſcheinlich wurde die Aenderung zu der Zeit angebracht, da der Kaiſer die (ohne ſein Vorwiſſen verfaßte) Inſchrift zum erſten Mal ſah, nämlich bei ſeinem Beſuche zu Rom im Jahre 315, als ſeine religiöſe Stellung ſchon deutlicher beſtimmt war. Die erſte Lesart beweiſe dann nur, daß man unmittelbar nach dem Siege noch nichts Die Inſchrift des Triumphbogens.

[1]) Statt des jetzigen INSTINCTV. DIVINITATIS hieß es NVTV. I. O. M. etc. Ich verdanke dieſe Notiz der gütigen Mittheilung des Hrn. Dr. Henzen in Rom. Man entdeckte die Correctur, als zur franzöſiſchen Zeit der Bogen mit Gerüſten umgeben wurde, um die Bildwerke abzuformen.

8. Abſchnitt. Anderes wußte als daß der Imperator römiſcher Heide ſei. Die Correctur läugnet dieß nicht, und ſtellt ihn noch weniger als Chriſt dar, ſie entzieht ihn nur jedem direkten Glaubensbekenntniß und behält ihm allenfalls den Monotheismus frei. Die Bildwerke des Bogens ſtellen bekanntlich zum Theil heidniſche Opfer dar, an Apoll, Diana, Mars und Sylvanus, nebſt Suovetaurilien.

Und Marentius hieß alſo nicht bloß bei Euſeb, ſondern auch an offiziellſter Stelle der Tyrann, d. h. im damaligen Sinne der Unberechtigte, der Uſurpator! Dieß Wort hätte ganz eben ſo gut auf Conſtantin gepaßt, allein die Leute redeten ſich ein, Marentius ſei doch nur ein untergeſchobenes Kind geweſen, und ſeine Mutter geſtehe dieß ſelber zu. Man wünſcht das Erbrecht herbei und ſehnt ſich nach einer Dynaſtie, ſobald man wählen darf und nicht mit bösartigen Prinzen von Geblüt vorlieb nehmen muß. Fortan giebt ſich die ganze Panegyrik überhaupt das Wort, von Conſtantin als von dem allein Rechtmäßigen, von allen Andern aber als von Tyrannen zu ſprechen.[1])

Diocletians Selbſtmord. Diocletian hatte alſo mit ſeinem Syſtem von Adoptionen, welches auf ſo viele Entſagung berechnet war, gegenüber ſo vielem Ehrgeiz Unrecht behalten. Er gab ſich um dieſe Zeit
313. freiwillig den Tod, durch Hunger oder durch Gift.[2]) Conſtantin und der unbegreiflich verblendete Licinius hatten ihm eine Falle legen wollen und ihn zur Hochzeit der Conſtantia nach Mailand eingeladen, welches er ohne Zweifel nicht mehr frei oder nicht mehr lebend verlaſſen hätte. Er that ihnen den Gefallen nicht, ſondern entſchuldigte ſich mit ſeinen achtundſechszig Jahren. Darauf ſandten ſie ihm Drohbriefe, worin ihm vorgeworfen wurde, er halte es mit Mariminus Daza und habe es mit Marentius gehalten als dieſer noch

[1]) So Euſeb durchgängig. Auch Julian in ſeiner Jugendarbeit, Encomium ad Constantium, ed. Schæfer pag. 10.

[2]) Aur. Vict. Epit. — De mort. pers. 42. 43. — Ueber das irrige Todesjahr 316 vgl. Clinton l. c. ad. h. a.

lebte. Diocletian war zu lebensmüde oder von dem Ablauf ſeines Schickſals zu feſt überzeugt um ſich etwa wirklich dem Daza in die Arme zu werfen, und ebenſowenig wollte er ſich von Jenen erwürgen zu laſſen. Obwohl er als Privatmann ſtarb, wurde ihm doch (wahrſcheinlich vom Senat) die Ehre der Apotheoſe zuerkannt, zum letztenmal im alten heidniſchen Sinne.

Was wären die damaligen Herrſcher geweſen ohne ihn? Höchſtens Generale mit mehr oder weniger nahen Ausſichten auf den Kaiſerthron und auf die Ermordung durch Soldaten oder Verſchwörer. Erſt durch die Stätigkeit, welche er in die Thronverhältniſſe gebracht, durch das entſchiedene Halt! welches er dem ſchrankenloſen Gäſarismus zugerufen, war es wieder möglich geworden von einem Thronrecht und bald auch von einem Erbrecht zu reden, wenn es auch damit im einzelnen Falle nicht gar weit her war. Ohne Diocletian gab es keinen Conſtantin, d. h. keine Gewalt welche mächtig genug geweſen wäre, das Reich unerſchüttert aus dem alten Zuſtand in einen neuen hinüberzuführen und die Schwerpunkte der Macht an andere Stellen zu rücken gemäß der Nothwendigkeit des neuen Jahrhunderts.

Untergang des Maximinus Daza.

Das nächſte Opfer welches fallen mußte, war Maximinus Daza. Roh, ausſchweifend, abergläubig über die Maßen, beſaß er doch jene kühne Entſchloſſenheit, welche den Herrſcher ſo weſentlich ziert und welche wohl den Galerius zu ſeiner Adoption bewogen hatte; ſonſt erſcheint ſeine Regierung, wie aus dem Benehmen gegen die Chriſten [1]) hervorgeht,

[1]) **Euseb. Hist. eccl. VIII, 14.** ſowie das ganze neunte Buch und die **Beilage de martyr. Palæst.** Maximin's Charakteriſtik bei **Aurel. Vict. Epit. 40:** ein Hirte an Herrkunft und Erziehung, ſchätzte er doch den Umgang der Weiſeſten und Gebildetſten; bei ſonſt ruhiger Gemüthsart liebte er den Wein zu ſehr und gab in der Trunkenheit manche grauſame Befehle; da ihn dergleichen ſpäter gereute, gebot er, fortan die Ausführung immer zu verſchieben bis er nüchtern ſein würde. — Aehnliches von Galerius beim **Anon. Vales. 11.**

8. Abſchnitt. herzlos und tückiſch, läßt ſich übrigens ſchwer im Einzelnen beurtheilen, weil er unter eine förmliche Mitherrſchaft der Prieſter und Magier gerathen war. Dem Anſinnen der beiden andern Kaiſer um Theilnahme an den Toleranzmaßregeln hatte er zwar nachgegeben, doch offenbar nur gezwungen, ſodaß die Chriſten ſeiner frühern Zweizüngigkeit eingedenk ſich nicht an's Licht wagen wollten.

Er hatte ſchon ſeit Jahren geahnt, daß er ſich ſeiner Exiſtenz werde zu wehren haben, und war deßhalb in ein geheimes Bündniß mit dem Uſurpator Marentius getreten, ſo wie Licinius mit dem Uſurpator Conſtantin. Doch half er jenem in der Stunde der Gefahr nicht, vielleicht weil er wußte, daß ihm überhaupt nicht zu helfen war; dafür ſparte er ſeine Kräfte zu einem neuen, plötzlichen Angriff auf Li-
313. cinius. Blitzſchnell rückte er wieder aus Syrien durch Kleinaſien nach Europa und nahm in dem Gebiete ſeines Gegners das feſte Byzanz ſowie Heraklea weg. Zwiſchen dieſer Stadt und Adrianopel kam es zu einer Schlacht mit dem überraſchten Gegner. Wider Willen der Beiden handelte es ſich hier ganz offenbar um Chriſtenthum oder Heidenthum, weil man wußte, daß Maximin als Sieger die Chriſtenverfolgung auf das Furchtbarſte erneuern würde; es iſt aber ſehr die Frage, ob die kämpfenden Heere ſich deſſen irgendwie bewußt waren, obſchon der falſche Lactantius (Cap. 46) das licinianiſche Heer ein ganzes Gebet auswendig lernen läßt, welches ein Engel dem Imperator ſollte im Traum eingegeben haben. Maximin unterlag wahrſcheinlich der höhern Kriegskunſt oder der kriegeriſchen Popularität ſeines Gegners, zu welchem ein Theil ſeines Heeres überlief. Auf der Flucht ſammelte er ſich erſt in Cappadocien wieder, und ſuchte die Päſſe des Taurus durch Verſchanzungen zu ſperren, ſtarb aber, wahrſcheinlich natürlichen Todes,[1]) zu Tarſus in Cilicien. Licinius, der bereits Nicomedien ein-

[1]) Morte simplici, ſagt Aurel. Vict. Epit. 40. Fortuita morte, bei Eutrop. X, 4.

genommen und daſelbſt ein neues Toleranzedict erlaſſen hatte, trat nun ohne weitern Widerſtand in das Erbe von Aſien und Aegypten ein.

Constantins Verhältniß zu Licinius.

Conſtantin hatte ohne Zweifel mit Vergnügen zugeſehen, wie ſich die beiden Legitimen untereinander bekämpften und wie ihrer wiederum einer weniger wurde. Licinius erwies ihm jetzt überdieß den Dienſt, mit den Familien des Galerius, des Severus und des Mariminus Daza aufzuräumen; ſelbſt Priſca und Valeria, die Wittwe und Tochter Diocletians, wurden ſpäter bei Theſſalonich aufgegriffen und enthauptet. Seitdem es in den Köpfen der Menſchen wieder eine Art von Erbrecht gab, konnten ſolche Prinzen und Prinzeſſinnen gefährlich werden; der neue Herr des Orients fand die natürlichſte Ausgleichung in dem gemeinen Sultanismus, der ſo lange mordet, bis kein möglicher Prätendent mehr da iſt.[1]) Es iſt dieſelbe rohe Gewaltſamkeit, welche gegen die Spottreden der Antiochener keine andere Rache wußte, als ihrer Zweitauſend im Circus zuſammenſchießen zu laſſen.[2])

Die Cäſarenfrage.

Darauf erinnert man ſich aus der diocletianiſchen Zeit, daß zu einiger Sicherheit des Thrones doch deſignirte Nachfolger oder Cäſaren gehören. Conſtantin wagt zuerſt vorzuſchlagen und zwar einen gewiſſen Baſſianus, der eine ſeiner Schweſtern, Anaſtaſia, zur Gemahlin hatte. Allein der Bruder deſſelben, Senecio, ein Verwandter des Licinius, wiegelt den Baſſianus gegen Conſtantin ſelber auf, und der Letztere ſieht ſich genöthigt, den eigenen Schwager aus der Welt zu ſchaffen und von Licinius, ſeinem andern Schwager, die Auslieferung des Senecio zu verlangen, welche ihm keck verweigert wird; ja in einer der weſtlichen Grenzſtädte des licinianiſchen Gebietes, zu Aemona (Laybach), werden bereits die Statuen Conſtantin's zu Boden geworfen.[3]) Auf

[1]) Seine Charakteriſtik bei **Aurel. Victor Epit. 41.**

[2]) Wenn dem **Malalas l. XII, ed. Bonn. p. 314.** zu glauben iſt.

[3]) So räthſelhaft alles dieſes beim **Anonym. Vales. 14. 3.** lautet ſo enthält es doch eher wenn auch in entſtellter Form die wahre Ur-

3. Abſchnitt. Der erſte Krieg. 8. Oct. 314.

dieſe Ereigniſſe hin, welche irgend eine heilloſe Familienintrigue vorausſetzen, entbrennt ein gewaltiger Krieg, in welchem Conſtantin der angreifende Theil geweſen ſein muß; wenigſtens rückt er in das Reich ſeines Schwagers, ſchlägt ihn bei Cibalis an der Save (dem jetzigen Sevilei oder Svilaja) und verfolgt ihn bis nach Thracien, wo eine zweite, wahrſcheinlich weniger entſcheidende Schlacht in der mardiſchen Ebene vorfiel. Licinius hatte bereits von ſich aus einen Grenzcommandanten Valens zum Cäſar ernannt; die erſte Bedingung des jetzt unterhandelten [1]) Friedens war deſſen Zurücktritt in den Privatſtand, damit keine dritte Dynaſtie aufkomme, außerdem mußte Licinius alle ſeine europäiſchen Beſitzungen, alſo die Lande ſüdlich von der Donau nebſt ganz Griechenland abtreten mit Ausnahme Thraciens und der Pontusküſte.

Dahin hatte es der Legitime gebracht durch ſein früheres Bündniß mit dem ihm geiſtig ſo weit überlegenen Uſurpator, gegen welchen ſich ſchon nach dem Tode des Galerius alle Uebrigen hätten vereinigen müſſen, wenn ſie ſich behaupten wollten. Je weniger eine Gewalt ihres rechtmäßigen Urſprunges ſicher iſt, deſto unvermeidlicher drängt es ſie, allem Legitimen rings um ſich herum den Garaus zu machen. Von jetzt an hat Conſtantin ſeinen Mitherrſcher gänzlich in der Gewalt und die zehnjährige Friſt, die dem Licinius gegönnt wird, iſt eine reine Gnadenfriſt. Scheinbar bleibt völlige Gleichberechtigung zwiſchen beiden; nach einiger Zeit
317. ernennen ſie beiderſeits ihre Söhne zu Cäſaren, Conſtantin den Criſpus und den jüngern Conſtantin, Licinius den

ſache des folgenden Krieges als die allgemeinen Angaben des Zoſimus und der Uebrigen. Euſeb und der falſche Lactanz, welcher laut c. 51 frühſtens gegen Ende d. J. 314 ſein Buch ſchrieb, haben ihre Gründe von dem Kriege zu ſchweigen.

[1]) **Petrus Patricius, legat. fragm. 15.** bei Müller, a. a. O. Bd. **IV, p. 189.** — Conſtantin's Ingrimm gegen den „elenden Sklaven" Valens iſt nicht ohne Bedeutung.

Licinianus. Aber ein Blick auf das Alter dieſer Cäſaren verräth die ungleiche Stellung der Imperatoren; Criſpus war ein kräftiger, bald des Heerbefehls fähiger Jüngling, Licinianus dagegen ein zwanzigmonatliches Kind, und dabei der einzige Sohn des ſchon betagten Vaters, alſo bei deſſen Tode vorausſichtlich hülflos und leicht zu beſeitigen. Deßhalb hätte der Legitime ſo gerne gemäß dem diocletianiſchen Syſtem Waffengenoſſen zu Cäſaren adoptirt, wie den Valens und ſpäter den Martinian, allein Conſtantin ließ es nicht mehr geſchehen. Er ſelber erlaubt ſich noch eine zweite Ernennung; neben ſeinem ältern Sohn erſter Ehe, Criſpus, ſtellt er bereits ſeinen noch ſehr jungen gleichnamigen Sohn von der Fauſta in Reſerve auf.

Darauf geduldet ſich Conſtantin bis zum Jahre 323, ehe er das Reich des Licinius ſeiner Herrſchaft einverleibt. Er hätte es vielleicht ſchon beim erſten Kriege oder doch bald hernach wegnehmen können, nur vielleicht mit größerer Anſtrengung und mit der Gefahr neuen Abfalls. Statt deſſen ließ er die Frucht reifen, bis ſie ihm faſt von ſelber in die Hände fiel.

Licinius zur Chriſtenfeindſchaft gedrängt.

Es waren die entſcheidenen Jahre, in welchen er dem Chriſtenthum aufmerkſam zuſah, was es leiſten, was es einem klugen Regenten nützen könne. Als er durch die bedeutende Zunahme der Gemeinde, durch die deutlicher entwickelte Natur ihrer Hierarchie, durch die eigenthümliche Geſtalt des Synodenweſens und den ganzen damaligen Charakter des Chriſtenthums überzeugt worden war, daß man aus dieſer gewaltigen Macht eine Stütze des Thrones ſchaffen könne, jedenfalls aber ſich ihrer rechtzeitig verſichern müſſe, weil dieſe Macht ſchon anfing, ſich ſeiner zu verſichern, — da war auch der untrüglichſte Hebel gegen Licinius gefunden. Dieſer hatte inzwiſchen die Thorheit gehabt, ſeinen gerechten Groll gegen Conſtantin die Chriſten entgelten zu laſſen, als ob dieſe an der ruchloſen Herrſchbegier ſeines Gegners Schuld wären. Hätte er noch die Mittel zu einer

8. Abſchnitt. Erneuerung der Verfolgung beſeſſen oder anwenden wollen, ſo wäre wenigſtens der Schrecken ſein Verbündeter geweſen und der Principienkampf hätte dann im größten Maßſtab müſſen ausgefochten werden. Allein er beſchränkte ſich auf die Verweiſung der Chriſten von ſeinem Hofe und auf kleinliche Quälereien, welche dann gleichwohl durch die Widerſpenſtigkeit der ſtark angewachſenen Chriſtenmenge nothwendig ſich bis zu einer Art von Halbverfolgung ſteigerten.[1]) Was nur Chriſt hieß, vom Biſchof bis zum Geringſten herab, bildete nun eine natürliche Propaganda gegen ihn zu Gunſten Conſtantin's, der es an Aufreizung offenbar auch nicht fehlen ließ; ſchon die ungleich größere Begünſtigung, welche er von jeher den Chriſten erwieſen, hatte die Chriſten des liciniſchen Reiches erbittern müſſen. Jede Synode, jede Zuſammenkunft von Biſchöfen war jetzt in der That gefährlich — Licinius verbot ſie; jeder Gottesdienſt war als Zuſammenrottung verdächtig — er ließ Männer und Weiber ſich getrennt verſammeln und verbannte dann den ganzen Cultus aus der Stadt auf das freie Feld, weil draußen beſſere Luft ſei als in den Bethäuſern; die Geiſtlichen ſuchten durch die Weiber auf die Männer zu wirken — er befahl, die Weiber ſollten ihre religiöſe Belehrung fortan durch Lehrerinnen erhalten.[2]) Er degradirte die chriſtlichen Offiziere; einzelne wahrſcheinlich beſonders verdächtige Biſchöfe wurden getödtet, einzelne Kirchen geſchleift oder doch geſchloſſen. „Er wußte nicht (ſeufzt Euſeb) daß man in dieſen Kirchen für ihn zu beten pflegte; er glaubte, wir beteten nur für Conſtantin!" Der tolerante Fürſt, der ſogar

[1]) Sulpic. Sever. sacra hist. l. II. Sed id inter persecutiones non computatur etc.

[2]) Se meldet Euseb. vita Const., wo I, 49—59; II, 1—20 von Licinius die Rede iſt. — Die Biſchöfe in Licin's Reiche heißen I, 56 ſehr deutlich „Freunde des geliebten und großen Kaiſers", d. h. Conſtantins. — Den Geſammtumfang der liciniſchen Verfolgung giebt das Edict bei Euseb. II, 24—42.

bisher ſeinen Vortheil dabei gefunden, die Unterthanen in einigem Zweifel über ſein perſönliches Bekenntniß zu laſſen,[1]) kehrt endlich vollſtändig den alten Heiden heraus und umgiebt ſich mit ägyptiſchen Zauberern, Gauklern und Opferern; er befragt Traumdeuter und Orakel, unter anderm den mileſiſchen Apoll, der in zwei drohenden Hexametern antwortet; endlich läßt ihn Euſeb ſeine vertrauteſten Freunde und Leibwächter in einem heiligen Hain mit Götterſtatuen verſammeln; nach feierlichem Opfer hält er ihnen eine Rede, deren kurzer Sinn dahin geht, der bevorſtehende Kampf ſei eine Entſcheidung zwiſchen den alten Göttern und dem neuen fremden Gott.

Was war es denn, das den Licinius zu dieſen verzweifelt unklugen Schritten bewog? — Wahrſcheinlich ging ihm die Geduld und die Beſonnenheit aus, als er die furchtbare Tücke ſeines Gegners inne wurde und er verwünſchte ſeine frühere Nachgiebigkeit gegen die Chriſten, die durch ſolch einen erbarmungsloſen Anführer repräſentirt waren. Von einem Angriff auf Conſtantin's Lande war aber ſo wenig als im Jahr 314 die Rede; Euſeb (II, 3) glaubt auch dießmal ſeinem Helden die größte Ehre damit anzuthun, daß er dieſen ſich rüſten läßt rein aus Mitleid für die unglücklichen Unterthanen des Licinius, alſo ohne daß dieſer ihm den geringſten politiſchen Anlaß[2]) gab.

[1]) So daß Euſeb wie der falſche Lactantius ſich getäuſcht ſtellen konnten. In der früher verfaßten **Hist. eccl. IX, 9** iſt Licinius noch ein frommer und gottgeliebter Kaiſer, in der **vita Const. I, 49; II, 1 u. 46; III, 3** dagegen heißt er das ſchreckliche Thier, der böſe Dämon, die falſche Schlange, und wird ſogar als Drache unter Conſtantin's Füßen abgemalt. Schon in den ſpätern Ergänzungen und Interpolationen der **Hist. ecclesiastica** ſelbſt wird in ähnlichem Tone vom Licinius geredet, was mit dem ſtehen gelaſſenen frühern Lobe in argem Widerſpruch ſteht. Vgl. **Hist. eccl. X, 8 u. 9.**

[2]) Noch in den vielleicht bald nach dem Kriege abgefaßten Nachträgen zur **Hist. eccles. (X, 8. 9)** hatte Euſeb für nöthig gefunden, von beabſichtigten Angriffen und Nachſtellungen Licin's zu ſprechen, in

8. Abſchnitt.

Der zweideutige Gothenkrieg.

Auf einmal fallen die Gothen über die Donau in das Gebiet des Licinius ein. Conſtantin rückt ungefragt gegen ſie, drängt ſie zurück und nöthigt ſie zur Herausgabe der mitgeſchleppten Gefangenen; Licinius aber beklagt ſich über dieſe Intervention auf ſeinem eigenen Boden.[1]) Soweit die Notiz eines einſylbigen, ſpäten, aber ſehr wichtigen Excerptors, des ſogenannten Anonymus Valeſianus. Daneben halte man, was der bekannte Geſchichtſchreiber der Gothen, Jornandes (Cap. 21) erzählt: „Es kommt oft vor, daß die „Gothen (von den römiſchen Kaiſern) eingeladen worden „ſind, wie ſie denn auch von Conſtantin zum Zuzug auf„gefordert wurden und gegen ſeinen Schwager Licinius „die Waffen trugen, und dieſen — beſiegt, in Theſſalonich „eingeſchloſſen und des Reiches beraubt — mit dem Schwert „des Siegers ermordeten.“ — Wer Conſtantin aufmerkſam beobachtet, weiß oder ahnt, wie er dieß zuſammen reimen ſoll.[2]) Jedenfalls gehörte jener vorgebliche Gothencinfall unter die nächſten Vorboten des Krieges.

Der letzte Kampf um die Weltherrſchaft.

Wir übergehen die einzelnen Ereigniſſe dieſes letzten Kampfes um die Weltherrſchaft, dieſes zweiten Krieges von Actium. Conſtantin beſaß mit Theſſalonich und den übrigen Häfen Griechenlands ſeit 314 einen bedeutenden Zuwachs zu ſeiner frühern Seemacht und ſtellte 200 Kriegsſchiffe auf, Licinius, der die Küſten des Orients aufbot, 350. In die-

der vita Const. (II, 3) hat ſein Held ſchon von vornherein Recht bei Allem was er thut; es bedarf jener Motive gar nicht mehr, und Conſtantin fängt den Krieg aus dem Stegreif an. So urtheilte man um d. J. 340.

[1]) Was Zoſimus II, 21 ſtatt deſſen hier einſchiebt, die Geſchichte von Conſtantins Krieg gegen die Sarmaten unter Rauſimod, iſt hiemit nicht zu verwechſeln und gehört wahrſcheinlich in das Jahr 319.

[2]) Das Geſetz vom 27. April 323, Cod. Theodos. VII, 1, welches Denjenigen zum Flammentode verurtheilt, der den Barbaren Gelegenheit zur Plünderung gegen Römer geben würde, darf hier nicht irre machen.

ſem Maßſtab ging es weiter, bis Conſtantin im Ganzen 130,000 Mann, Licinius 165,000 beiſammen hätte. Seit Septimius Severus waren wohl für keinen Bürgerkrieg ſo enorme Kräfte ins Feld geführt worden. Bei Adrianopel, wo Conſtantin zuerſt ſiegte, fielen 34,000 Mann; darauf ſchlug ſeine Flotte unter Criſpus die des Licinius unter Abantus (Amandus) unweit vom Eingang des Helleſpontes, und ein Sturm richtete die letztere vollends zu Grunde; Licinius aber, der ſich in Europa nicht mehr halten konnte, ging von Byzanz nach Chalcedon hinüber und ernannte hier einen ſeiner Hofbeamten, Martinianus, zum Cäſar. Dieſe Maßregel hätte zu Anfang des Feldzuges von entſcheidendem Werthe ſein können. Der Legitime hätte durch rechtzeitige Adoptionen im diocletianiſchen Sinne, unbekümmert um den Einſpruch des Uſurpators, die drei oder vier zuverläſſigſten Feldherrn ſeines Reiches für ſeine Sache intereſſiren müſſen. Jetzt, mitten in Muthloſigkeit und Verrath, war es zu ſpät damit.

Nach einer Pauſe erneuerte ſich der Kampf; Martinian, bei Lampſacus ſtationirt um eine Landung der Feinde am Helleſpont zu verhindern, wurde eilends wieder von Licinius zum Hauptheere an den Bosporus gerufen, wo dem Conſtantin die Ueberfahrt bereits gelungen war. Endlich entſchied die große Landſchlacht von Chryſopolis bei Chalcedon, aus welcher von den 130,000 Soldaten des Licinius (worunter ebenfalls Gothen waren) kaum 30,000 entkommen ſein ſollen.[1]) Der unglückliche Kaiſer ſelbſt flüchtete nach Nicomedien, wo er ſofort eingeſchloſſen wurde, während Byzanz und Chalcedon dem Sieger ihre Thore öffneten.

[1]) Der Anonym. Vales. 27 läßt wenigſtens von Licin's Heere 27,000 Mann umkommen und die Uebrigen fliehen. — Ob in dem ebenda genannten Gothenhäuptling **Aliquaca** etwa ein **aliqua causa** verborgen iſt, laſſen wir dahin geſtellt. — Euſeb macht dem Licinius ſeine Barbarenwerbung (V. C. II, 15) zum Vorwurf, ohne zu bedenken, daß ſein Held daſſelbe that.

8. Abschnitt. Constantia, die Gemahlin des Licinius und Schwester des Constantin, welche zur Unterhandlung in's Lager kam, erhielt die eidliche Zusicherung, daß ihres Gatten Leben geschont werden solle, und darauf hin schritt der alte Kampfgenosse eines Probus und Diocletian aus der Stadt hervor, beugte das Knie vor dem Ueberwinder und legte den Purpur ab. Er wurde nach Theſſalonich geſchickt, Martinian
321. nach Cappadocien. Allein ſchon im folgenden Jahre fand Constantin es zweckmäßiger ſie zu tödten; „er war belehrt „durch das Beiſpiel ſeines Schwiegervaters Maximianus „Herculius und fürchtete Licinius möchte zum Verderben des „Reiches den Purpur noch einmal annehmen.“ [1]) Mit dieſem Motiv unläugbarer Zweckmäßigkeit hätte ſich die Nachwelt bei einem Charakter wie Constantin begnügen ſollen; ſtatt deſſen wurde ſpäter von einer in Theſſalonich angezettelten Soldatenverſchwörung zu Gunſten des Abgeſetzten gefabelt,[2]) wovon Euſeb ganz gewiß etwas ſagen würde, wenn ſie wirklich Statt gehabt hätte. Er geht aber nach ſeiner meiſterlichen Art über Constantin's Eidbruch und alle andern Umſtände hinweg mit der kahlen Bemerkung: der Gottesfeind und ſeine böſen Rathgeber ſeien nach Kriegsrecht verurtheilt und beſtraft worden. So viel iſt gewiß, daß der alte Kaiſer erdroſſelt, der Cäſar von Leibwachen niedergemacht wurde. Von dem eben ſo traurigen Schickſal des Licinianus wird bald die Rede ſein.

Verdrehung der Motive. Euſeb idealiſirt dieſen ganzen Krieg zum reinſten Principienkampf; Licinius iſt der Gottesfeind und ſtreitet wider Gott; Constantin dagegen kämpft unter dem unmittelbarſten göttlichen Schutze, der eine ſichtbare Geſtalt gewinnt in dem Semeion, dem bekannten Prachtfetiſch, welcher mit in

[1]) Anon. Vales. 29. — Euseb. vita C. II, 18. Zosim. II, 28. Socrates I, 4. Sozom. I, 7. u. A. m.

[2]) Bei Zonaras verlangen gerade die Soldaten ſeinen Tod. Darauf will der milde Conſtantin noch den Senat fragen! —

die Schlacht getragen wird; an himmlischen Erscheinungen, 8. Abschnitt.
an Geisterheeren, welche durch Licin's Städte ziehen u. dgl., ist vollends kein Mangel. Euseb ist nicht etwa ein Fanatiker; er kannte die profane Seele Constantin's und seine kalte, schreckliche Herrschbegier recht gut, und wußte die wahren Ursachen des Krieges ohne Zweifel genau; er ist aber der erste durch und durch unredliche Geschichtschreiber des Alterthums. Seine Taktik, welche für jene Zeit und für das ganze Mittelalter einen glänzenden Erfolg hatte, bestand darin, den ersten großen Beschützer der Kirche um jeden Preis zu einem Ideal der Menschheit in seinem Sinne, vor allem zu einem Ideal für künftige Fürsten zu machen. Darob ist uns das Bild eines großen, genialen Menschen verloren gegangen, der in der Politik von moralischen Bedenken nichts wußte und die religiöse Frage durchaus nur von der Seite der politischen Brauchbarkeit ansah. Wir werden finden, daß er sich seit diesem Kriege allerdings den Christen enger anzuschließen für gut fand und daß damit die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion vollendet war. Allein Constantin war ehrlicher als Euseb; er hat mehr geschehen lassen als gehandelt, und in Betreff seiner persönlichen Ueberzeugung die Unterthanen so wenig zu einer bestimmten Ansicht gezwungen als Napoleon da er das Concordat schloß.

Es wäre auch von seiner Seite eine starke Zumuthung gewesen, für einen Christen gelten zu wollen. Nicht gar lange nach dem Concil von Nicäa läßt er auf einmal seinen trefflichen Sohn aus erster Ehe, Crispus, den Zögling des Lactantius, zu Pola in Istrien umbringen und bald darauf seine eigene Gemahlin, Maximian's Tochter Fausta im Bade ersticken; auch der kaum eilfjährige Licinian wurde, wahrscheinlich zugleich mit Crispus ermordet. Ob Fausta gegen den Stiefsohn eine Phädra war, oder wodurch sie ihn beim Vater verläumdete, ob es ihr nur um die Erhebung ihrer eigenen Söhne zu thun war, ob wirklich die Vorstel- Der Hausmord; Crispus und Fausta.

lungen der alten Helena den Kaiſer vermochten ſie ebenfalls zu tödten, — dieß alles laſſen wir dahingeſtellt. Daß aber dieſe Gräuel keine bloße Familienſache, ſondern auch politiſcher Art waren, ließe ſich etwa aus der Mitermordung des Licinian ſchließen.[1]) Man ſpricht bei dieſem Anlaß wohl von Philipp II. und von Peter dem Großen, allein die wahre Parallele bietet Soliman der Prächtige und ſein edler Sohn Muſtapha, der durch die Ränke Roxolanens untergeht.[2]) Mit dem Erbrecht kehrte unabwendbar als deſſen Ergänzung der Sultanismus ein, d. h. die Herrſcher würden ſich in der Mitte ihrer eventuell thronberechtigten Brüder, Söhne, Oheime, Neffen und Vettern keinen Augenblick ſicher fühlen, wenn ſie nicht jederzeit durch zweckmäßige Erdroſſelungen u. ſ. w. nachhelfen dürften. Conſtantin ging hierin voran; wir werden ſehen wie die Söhne nachfolgten.

Dieſe Söhne, Conſtantin II., Conſtantius II. und Conſtans ſind inzwiſchen in die Cäſarswürde nachgerückt;[3]) das Geſchlecht der Herculier wächst in der That dem Throne entgegen, nachdem der Vater die Mutter, den mütterlichen Großvater, den Oheim Marentius und den Stiefbruder aus der Welt geſchafft hat. Die Saat ſo vielen Fluches ſollte ſpäter üppig aufſchießen.

Wir übergehen einſtweilen die Erhebung von Byzanz zur Stadt Conſtantin's, zur Hauptſtadt der Welt. Er brauchte conſequenter Maßen eine vorausſetzungsloſe Reſidenz und Einwohnerſchaft, die ihm Alles verdankte, ſich nur

---

[1]) Gibbon (im dritten Bande) giebt ein hypothetiſches Bild des ganzen Herganges.

[2]) Vgl. Ranke, Fürſten und Völker von Süd-europa, I, S. 34. — Daß die Meinung der Heßeute den Conſtantin nicht freiſprach, würde aus dem Epigramm hervorgehen, welches der Gardepräfekt Ablavius an die Thür des Pallaſtes heften ließ, wenn dieſe Anekdote (bei Sidon. Apollinar. ep. V. 8.) beſſer bezeugt wäre.

[3]) Sie waren geboren 316, 317 und 323, und wurden Cäſaren 317, 323 und 333. S. die Ausleger zu Euſeb. Vita C. IV, 40.

auf ihn bezog und für ſo vieles Neue in Staat und Geſellſchaft den Mittelpunkt und das Gefäß abgeben konnte. Denn ohne eine ſolche ganz ausdrückliche Tendenz hätte er ruhig in Nicomedien bleiben können. Es iſt der bewußteſte und abſichtlichſte Akt ſeiner ganzen Regierung.

Ungleich ſchwieriger iſt die letzte große politiſche Entſcheidung Conſtantin's zu erklären, nämlich ſeine Theilung des Reiches.

Die Reichstheilung.

Von den Brüdern Conſtantins hatte Dalmatius zwei Söhne, Dalmatius und Hannibalian, und Julius Conſtantius ebenfalls zwei, damals noch im Kindesalter, Gallus und Julian, derſelbe den die Nachwelt den Abtrünnigen genannt hat. Von dieſen vier Neffen erhob Conſtantin den Dalmatius, der bereits (333) ein Conſulat bekleidet hatte, zwei Jahre vor ſeinem Tode zum Cäſar. Er hatte ſchon deſſen Vater, 335.
den alten Dalmatius,[1]) beſonders ausgezeichnet und ihn unter dem an ſich nichtsſagenden Titel eines Cenſor's nach dem wichtigen und vielleicht gefährlichen Antiochien verſetzt, 332.
ganz wie eine Generation ſpäter Conſtantius daſelbſt den Gallus ſtationiren ließ, um die alte, zurückgeſetzte Hauptſtadt des Orients ſowohl zu bewachen als zu begütigen; ja der alte Dalmatius war ſogar in der Folge mit einer Art 335.
von Königthum über Cappadocien betraut worden. Daß ſein gleichnamiger Sohn im gleichen Jahre Cäſar wurde,[2]) hatte vielleicht noch ſeinen beſondern Anlaß in der glücklichen Bändigung eines Aufſtandes auf Cypern, wo ein Aufſeher der kaiſerlichen Dromedare, Calocerus, als Uſurpator aufgetreten war;[3]) Dalmatius der Jüngere bekam

[1]) Ueber dieſen ſ. beſonders **Socrates I, 27** und die Anm. der Herausgeber. Es iſt nicht durchaus ſicher, wie die Nachrichten auf Vater und Sohn zu vertheilen ſind.

[2]) **Adsistentibus valide militaribus**, wie **Aurel. Vict. Cæss. 41** etwas räthſelhaft beifügt.

[3]) **Aurel. Vict. Cæss. 41** nennt zwar dieß Unternehmen ein ſinnloſes; es iſt aber die Frage, ob **Calocerus** nicht Anklang und Zuſtimmung hoffen konnte.

ihn in ſeine Hände und ließ ihn zu Tarſus lebendig verbrennen „wie einen Sklaven und Räuber.“

Bald darauf aber, noch im Jahre 335, alſo zwei Jahre vor dem Tode Conſtantins erfolgt eine eigentliche Reichstheilung, bei welcher Conſtantin II die Länder ſeines Großvaters Chlorus, Britannien, Gallien und Spanien erhielt, Conſtantius II. Aſien, Syrien und Aegypten, Conſtans Italien und Africa; dagegen ſollte die ganze Ländermaſſe zwiſchen dem ſchwarzen, ägäiſchen und adriatiſchen Meer, alſo Thracien, Macedonien, Illyricum und Achaja (mit Griechenland) an den Neffen Dalmatius fallen, ja ſelbſt deſſen Bruder Hannibalian, welcher ſonſt für keinerlei Thaten oder Verdienſte bekannt iſt, bekam das Königthum über römiſch Armenien, Pontus und die Umgegend, man weiß nicht ob unumſchränkt oder unter der Oberherrſchaft des Conſtantius II., und vermählte ſich damals oder ſchon früher mit einer Tochter Conſtantin's und Schweſter ſeiner Miterben, Conſtantia. — Dieſes Reichsteſtament war ohne Zweifel ein öffentliches, allbekanntes. Sein Inhalt iſt aber nur beim zweiten Aurelius Victor richtig angegeben, während die übrigen Schriftſteller denſelben verſtümmeln oder aus guten Gründen beſchweigen, wie Euſeb.

Ihre wahrſcheinl. Gründe.

Die erſte Frage, welche ſich aufdrängt, iſt die: warum theilte Conſtantin überhaupt, nachdem um der Einheit des Reiches willen Hunderttauſende hatten bluten müſſen? Sodann erſtaunt man billig darüber, daß er das Centralland mit der neuen Hauptſtadt dem Neffen und nicht den Söhnen gönnte? — Die Antwort liegt wahrſcheinlich in dem Charakter dieſer letztern. Es iſt bei Euſeb [1]) ein rührendes Kapitel über ihre Erziehung zur Gottesfurcht und allen Herrſchertugenden nachzuleſen, wovon unten noch einmal die Rede ſein wird; in der That aber waren ſie ein verworfenes Geſchlecht ohne Treu und Glauben. Ernannte der

1) Vita Const. IV. 51. s. — Aehnliches in Juliani encomium, p. 14.

Vater einen von ihnen zum Alleinerben, ſo war das Nächſte, 8. Abſchnitt
ſobald er die Augen zudrückte, die Ermordung der übrigen Brüder und Verwandten; was ſollte aber aus dem Reiche werden, wenn es einmal plötzlich gar keine Herculier und Conſtantier mehr gab? Conſtantin mußte theilen ſchon um die Dynaſtie zu ſchonen. Zwar ſah er ohne allen Zweifel die Reichskriege ſeiner Söhne voraus, allein er konnte doch hoffen, daß aus drei bis fünf Fürſtenhäuſern ſeines Geſchlechtes immer irgend ein Erbe am Leben bleiben würde, wenn ſie nur erſt die Zeit gehabt hatten ſich durch Zeugung von Prinzen zu vermehren. Nicht umſonſt ſandte er noch bei Lebzeiten die Söhne weit auseinander in die ihnen beſtimmten Provinzen.

Daß er aber die ganze illyriſch-griechiſche Halbinſel mit ſammt Conſtantinopel dem Neffen gab, geſchah vielleicht nur deßhalb, weil dieſe Perle des Reiches in den Händen eines der drei Söhne ſofort der Gegenſtand der grimmigſten Eiferſucht werden mußte, wie denn ſpäter auch geſchah. Man könnte einwenden, daß dem Dalmatius damit eine ſehr ſchlimme, bedrohte Stellung aufgenöthigt wurde. Allein die Schutzmittel ſtanden im Verhältniß zur Gefahr; wer die illyriſchen Lande, ihre Feldherrn und Soldaten beſaß, konnte damals dem ganzen übrigen Reiche Trotz bieten.

Die Ausſtattung Hannibalian's endlich erſcheint als einfache Conſequenz von derjenigen ſeines Bruders. Seine beſondere Aufgabe an der nordöſtlichen Grenze Kleinaſiens können wir nicht näher beurtheilen.

Man wird ſich dieſem Verſuch einer Erklärung und Motivirung des dunkelſten Punktes in Conſtantin's Geſchichte nicht gerne anſchließen wollen, weil dabei ſo unnatürliche Feindſchaften im kaiſerlichen Hauſe vorausgeſetzt werden. Ich glaube aber nicht einmal das Wahrſcheinliche überſchritten zu haben.

Vielleicht das einzige beſſere Verhältniß in der Umge- Conſtantin und Helena.
bung dieſes großen Conſtantin, „welcher verfolgte was ihm

5. Abſchnitt. „nahe ſtand und erſt den Sohn und Neffen, darauf die „Gattin, dann eine Menge Freunde tödtete,“ [1]) war das zu ſeiner Mutter Helena. Welches auch ihre Stellung bei Chlorus geweſen ſein mochte, für die orientaliſche Anſchauung war ſie hinlänglich legitimirt weil ſie den Herrſcher geboren hatte. Er ſoll ihrem Rathe beſtändig zugänglich geweſen ſein; [2]) umgeben von ſehr abſichtlichen offiziellen Ehren [3]) brachte ſie ihre letzte Zeit mit Werken der Wohlthätigkeit, frommen Reiſen und Kirchenſtiftungen zu. Sie ſtarb über achtzig Jahre alt, wahrſcheinlich nicht ſehr lange vor ihrem Sohn. Nach ihr erhielt Drepanum in Bithynien den Namen Helenopolis.

Conſtantin ſelber wurde über den Rüſtungen zu einem Vertheidigungskriege gegen Sapor II. von Perſien von tödtlicher Krankheit befallen. Jetzt erſt ließ er ſich in der Märtyrerkirche des beſagten Helenopolis unter die Katechumenen aufnehmen und dann nach Nicomedien bringen, wo er auch noch die Taufe empfing und am letzten Tage des Pfingſtfeſtes verſchied.

Sein Tod. 337.

Um ſeinen Leichnam herum, den die Soldaten nach Conſtantinopel brachten und unter großer Feierlichkeit in einer Halle des Pallaſtes ausſtellten, gingen alsbald die wunderlichſten Dinge vor, deren weiterer Verlauf ſich noch bis in das folgende Jahr hinein erſtreckt.

---

[1]) Eutrop. X, 6.

[2]) Sie haßte aus guten Gründen die Söhne des Dalmatius und Julius Conſtantius, welche bei ihren Lebzeiten vom Hofe entfernt gehalten wurden. Waren es doch die Enkel Theodora's, um derentwillen ſie von Chlorus verſtoßen worden war! — Vgl. Manſo, S. 208 ſammt den Citaten aus Libanius.

[3]) Euseb. vita Const. III, 46, 47. — Die zahlreichen Ehreninſchriften geſammelt bei Ang. Mai, Vett. Scriptt. collectio, Tom. V. — Ueber die Zeit ihres Todes ſ. Manſo, a. a. O. S. 292. f. — Ihre Statue als Gegenſtück derjenigen Conſtantins auf dem Forum zu Conſtantinopel, ſ. Suidas. s. v. Ἑλένη, et s. v. Μέγας

Die Erzählung beginnt mit der heftigen Todtenklage der Soldaten; die Gemeinen zerrissen ihre Kleider und jammerten, die Offiziere klagten, sie seien verwaist.[1]) Dieser Schmerz war gewiß ein tiefer und aufrichtiger, namentlich bei den Germanen der Leibwache, die ihr Verhältniß zu den Kaisern als das einer persönlichen Treue auffaßten. Der Verstorbene war ein großer Feldherr gewesen und hatte für die Soldaten väterlich gesorgt;[2]) — was ging sie das Uebrige an? Diese trauernden Soldaten sind aber zugleich in Abwesenheit der Erben diejenige Behörde, welche die nächsten Verfügungen trifft und z. B. mit der Beerdigung des Kaisers zu warten beschließt bis zur Ankunft eines der Söhne. „Inzwischen senden die Offiziere (und zwar speciell die Tariar„chen oder Tribunen) bewährte, ergebene Leute aus ihrer „Mitte an die Cäsaren mit der Trauernachricht. Und wie „aus höherer Eingebung waren alle Heere eines Sinnes, „nämlich Niemanden zum Erben anzuerkennen als die Söhne. „Darauf erachteten sie für gut, daß dieselben nicht mehr „Cäsaren heißen sollten, sondern Augusti. Die Heere sand„ten einander diese ihre Meinung schriftlich zu, und überall „wurde zu gleicher Zeit die Eintracht der Heere bekannt." Mehr zu sagen, findet Euseb nicht nöthig.

5. Abschnitt.

Große Familienkatastrophe.

Aber wo blieb Dalmatius? In seinem Reichsantheil, in seiner Hauptstadt lag die Leiche und herrschten die Soldaten; warum wird er nicht einmal genannt, während sie ihm das Reich absprechen? Statt seiner eilt Constantius herbei und führt dann den kriegerisch feierlichen Leichenzug vom Pallast nach der Apostelkirche. Hatte Constantin dem

[1]) Euseb. vita Const. IV, 63 seq. Die Auffassung und der Causalzusammenhang, welchen Beugnot a. a. O. I, p. 133 u. ff. in diese Ereignisse hineinträgt, scheint mir verfehlt und willkürlich. „Eine langvorbereitete Reaction von heidnischer Seite" vermag ich unmöglich in dieser so von selbst redenden Mordgeschichte zu entdecken.

[2]) Noch spät unter Constantius erwähnten alte Soldaten mit Ehrerbietung die großen Donative Constantin's. Vgl. Julian. Encom. p. 10.

8. Abschnitt. Neffen eine größere Entschlossenheit zugetraut als er wirklich besaß? oder war die gegen ihn aufgeführte Intrigue zu mächtig? Wir wissen es nicht. Vielleicht wurde er sogleich verhaftet, vielleicht auch einige Zeit mit einem Schatten von Mitherrschaft hingehalten.[1]) Es dauerte aber we-
338. nige Monate, so brach der große Staatsstreich aus, von welchem einige Autoren vergebens den Constantius lossprechen möchten, indem er denselben mehr zugelassen als befohlen habe.[2]) Die Soldaten oder andere Mörder räumen zuerst den Julius Constantius, Bruder des großen Constantin, aus der Welt; seine Kinder Gallus und Julian wurden nur verschont, ersterer weil er gefährlich krank lag, letzterer wegen seiner zarten Jugend. Dann wurde Dalmatius und der Patricius Optatus ermordet, darauf[3]) der früher allmächtige Gardepräfect Ablavius,[4]) endlich auch Hannibalian. Es ist eine bloße Ausrede, wenn behauptet wird, die Soldaten hätten durchaus nur die Söhne anerkennen wollen; allerdings mochte ihnen, zumal den Germanen, das direkte Erbrecht am verständlichsten vorkommen, allein ohne beträchtliche Aufhetzung wären sie nicht zum Aeußersten geschritten. Für Diejenigen, welche Alles glauben, erfand man eine Geschichte,[5]) was Maßen der große Constantin eigentlich von Seiten seiner Brüder vergiftet worden sei, die Missethat aber noch bemerkt und in einem letzten Willen denjenigen seiner Söhne zur Rache aufgefordert habe, welcher zuerst zur Stelle sein würde. Einfacheres ließ sich nichts erdenken.

[1]) Letzteres wenn man **Socrates. II. 25** mit **Anon. Vales. 35** combiniren will.

[2]) Die Autorität des Zosimus **II. 40** wird hier von der höchsten Wahrscheinlichkeit unterstützt.

[3]) Die Aufzählung anders in **Hieronymi chron. ad. a. 341.**

[4]) Näheres über dessen Tod bei Eunapius (**sub Aedesio**). Die Leute des Constantius suchten ihn noch durch Ueberbringung des Purpurs zu compromittiren, um einen Vorwand zu erhalten.

[5]) **Philostorgius II. 16.**

Weitere Entwicklung des Erbrechts.

Es liegt nicht mehr in unſerer Aufgabe, die weitern Schickſale und Theilungen der höchſten Reichsgewalt näher zu erörtern. Conſtantin hatte dieſelbe durch ſeinen neuen Staats- und Kirchenorganismus außerordentlich gekräftigt, und ſo konnten ſeine Söhne ſich Vieles erlauben, bis das ererbte Kapital gänzlich aufgezehrt war, ſo wie die Söhne Ludwigs des Frommen, an deren Geſchichte hier ſo Manches erinnert, mehr als ein Menſchenalter hindurch ihre Bruderkriege führen konnten, bis der Schatten Karls des Großen ſeinen Zauber ganz verlor. — Der erſte Hader ergab ſich natürlich bei Anlaß der Erbſchaft des Dalmatius, und zwar insbeſondere über den Beſitz von Thracien und Conſtantinopel; die weitern Ausgleichungen die ſich daran knüpfen ſollten, namentlich die von Conſtans geforderte Mitherrſchaft über Africa und Italien führten dann den Krieg her- 340.
bei, in welchem Conſtantin II. unterging ohne eine Dynaſtie zu hinterlaſſen. Der Sieger Conſtans hätte nun mit Conſtantius theilen müſſen, wäre dieſer nicht durch ſeinen Perſerkrieg im Oſten feſtgehalten worden. Dieß merkte ſich aber auch die Umgebung des Conſtans, meiſt geworbene Germanen, unter welchen er ſich bei ſeinen Miſſethaten ſicherer fühlte als unter den Romanen. In der Vorausſetzung, daß der Imperator des Orientes, was auch geſchehen möge, kein Schwert rühren könne zur Intervention im Abendlande und in Africa, wagte es der damalige Befehlshaber der Jovier und Herculier, der Franke Magnentius, ſich bei einem Bankett in Autun plötzlich im Kaiſerpurpur zu produciren. Conſtans, der auf der Jagd aufgefangen werden ſollte, er- 350.
hielt zwar Nachricht, fand ſich aber ſo plötzlich von den Soldaten und der Bevölkerung verlaſſen, daß ihm nur die Flucht übrig blieb. In den Pyrenäen ereilten ihn jedoch die Mörder, an deren Spitze der Franke Gaiſo. Während nun der ganze Occident dem Magnentius zufiel, meinten die Garniſonen an der Donau daſſelbe Recht zur Uſurpation zu haben und erhoben einen alten General Vetranio.

Charakter der ſpätern Uſurpationen.

8. Abſchnitt. Ja damit auch das Lächerliche nicht fehle, ließ ſich in Rom nachträglich ein Neffe des großen Conſtantin von ſeiner Schweſter Eutropia, Nepotianus, zum Kaiſer ausrufen; allein dieſer unglückliche Seitenprinz, der die Rolle des Marentius noch einmal durchſpielen wollte, hatte nicht mehr wie dieſer ein prätorianiſches Lager für ſich, ſondern nur die Gladiatorenkaſernen Rom's, und ſo wurde das von Magnentius abgeſandte Heer raſch mit ihm fertig. In Conſtantius dagegen hatte man ſich geirrt; er unterbrach den perſiſchen Krieg und ſuchte mit allen Mitteln die Gegner im Reiche zu beſeitigen. Es findet ſich eine merkwürdige Nachricht bei Zoſimus, wonach Conſtantius ſeine Soldaten für die Dynaſtie als ſolche zu begeiſtern gewußt hätte, ſo daß ſie ausriefen, die unechten Kaiſer müßten von der Erde vertilgt werden.[1]) Jedenfalls zeigte er in dieſen Zeiten Talent und Entſchloſſenheit. Nachdem er den Vetranio eine Zeitlang hingehalten, verdrängte er ihn mit großer Geiſtesgegenwart vor der Fronte ſeines eigenen Heeres; dann überwand er den Magnentius in einem Kriege der zu den ſchrecklichſten dieſer innern Kämpfe um das Reich gehört, worauf eine abſcheuliche Horde von Spähern und Denuncianten über das ganze Abendland losgelaſſen wurde um die Anhänger des Uſurpators zu verfolgen. Aber die troſtloſeſten Gedanken über die Zukunft des Reiches müſſen trotz aller Erfolge den Sieger innerlich gepeinigt haben. Während die Armee keine unechten Herrſcher mehr haben wollte, waren ihm zugleich ſeine echten Verwandten ſo viele er noch nicht aus der Welt geſchafft, verdächtig oder auf den Tod verhaßt;[2]) ſeine Ehe mit der Euſebia war unfruchtbar, und ſo konnte am Ende der Sohn Conſtantin's des Großen in Folge des maßloſen Sultanismus zweier Generationen auf dem Punkt anlangen, von welchem Diocletian ausgegangen war — er

[1]) Zosim. II, 44.
[2]) Zosim. III, 1.

konnte zu Adoptionen genöthigt werden. Er hatte eine Schweſter die ſeiner würdig war, Conſtantia (oder Conſtantina) die Wittwe des ermordeten Hannibalian, die ſich nachher hatte brauchen laſſen um den Vetranio zutraulich zu machen, indem ſie ihm ihre Hand gab. Seitdem es ſich darum handelte, den letzten noch am Leben befindlichen Zweig der Familie, die Söhne des im Jahr 338 ermordeten Julius Conſtantius, zu verderben, heirathete ſie den ältern derſelben, Gallus, und obgleich ſie vor der Ermordung deſſelben ſtarb, dürfen wir doch nicht zweifeln, daß ſie an ſeinem bald darauf erfolgten Untergang nicht ohne Schuld war. Als nur noch ſein jüngerer Bruder, Julian, übrig blieb, und das Reich auf ihn als den Retter Galliens, den Bezwinger der Germanen mit Achtung hinblickte, ließ der ſchändliche Oheim auch ihm nur die Wahl zwiſchen dem Tode und der Uſurpation des Kaiſerthrons, ſtarb jedoch als der Reichskrieg eben ausbrechen ſollte, worauf Julian allgemein anerkannt wurde. Mit ſeiner denkwürdigen zweijährigen Regierung endigt die Familie Conſtantin's, da ſeine Ehe kinderlos war.

Die nächſten Thronfolgen, die des Jovian und Valentinian, waren die Sache der Armeen, wie die meiſten im dritten Jahrhundert. Allein die Erblichkeit des Kaiſerthrons hatte ſich den Gemüthern der Menſchen ſo ſtark eingeprägt, daß man fortan um jeden Preis darauf zurück kam und dabei zu bleiben ſuchte.[1]) Es folgt die valentinianiſche und

[1]) Uſurpatoren meinten ſogar durch bloße Heirath mit Kaiſerwittwen ſich zu legitimiren, **Ammian. Marc. XVIII, 3.** Ein Seitenverwandter Julian's, Procopius, der im J. 365 gegen Valens aufſtand, bemächtigte ſich der einzigen, noch ſehr jungen Tochter des Conſtantius aus ſeiner letzten Ehe mit Fauſtina und erhielt Hülfe von den Gothen, weil ſie ihn nun mit dem Hauſe des Conſtantius verwandt glaubten. **Ammian. Marc. XXVI, 10.** — Wie das Heer von Valentinian ausdrücklich eine Dynaſtie verlangte, meldet Zoſimus **IV, 1 & 12.** Vgl. **Ammian. XXVI, 4.**

8. Abſchnitt. die durch Heirath daran geknüpfte theodoſiſche Dynaſtie, beide wenigſtens vom ſultaniſchen Familienmorde unberührt. Von der Mitte des vierten bis in die Mitte des fünften Jahrhunderts war der Beſitz des Thrones oder der beiden Throne zwar mannigfach durch Uſurpation und Noth aller Arten angefochten, die Succeſſion aber keinen Augenblick rechtlich zweifelhaft. Die Ueberzeugung der meiſt germaniſchen Heerführer und die aus dem alten Teſtament gerechtfertigte Anſicht der Chriſten wirkten zuſammen um dem Erbrecht dieſen ſpäten Triumph zu verſchaffen. Daſſelbe behält ſeinen Werth in der ganzen byzantiniſchen Zeit und bringt trotz aller Unterbrechung durch Sultanismus und Prätorianismus immer wieder neue und zum Theil lange dauernde Dynaſtien hervor.

Neunter Abſchnitt.

Conſtantin und die Kirche.

Conſtantin's Religion. — Seine heidniſchen Formen. — Sein Princip der Duldung; das Monogramm Chriſti und deſſen politiſche Bedeutung. — Die vorgebliche Viſion. — Wie weit die Religioſität gewiſſer Actenſtücke ihm perſönlich eigen war. — Verſuche neutraler Formen; der heidniſch-chriſtliche Sonntag und das neue Vaterunſer. — Conſtantin's Umgebung. — Seine Reden und ihr Nebenzweck. — Heidniſche Anſicht von ſeiner Bekehrung. — Seine ſpäteſten heidniſchen Sympathien; die Inſchrift von Spello; der Neuplatoniker an ſeinem Hofe. — Fragliches Opferverbot. — Zerſtörung und Plünderung einzelner Tempel.

Die Kirche als Corporation. — Verhältniß Conſtantin's zu den erſten kirchlichen Streitigkeiten. — Rechte und Dotation des Clerus. — Cölibat; Hierarchie und Weihe. — Macht des Staates im Verhältniß zur Kirche. — Die Reichsſynoden; das einſeitige Vorherrſchen der Orthodoxie; der Arianismus; die Intriguen; das Concil von Nicäa und die kaiſerliche Entſcheidung. — Weiterer Verlauf des Streites; Athanaſius; Conſtantins Kirchenpolitik und Ketzertoleranz. — Blick auf ſpätere Regierungen.

Das kirchliche Leben und ſein Verhältniß zum Weltleben. — Behandlung der Sklaven. — Wohlthätigkeit.

Die Askeſe. — Die Einſiedler; ihr Urſprung; ihre Entbehrungen und Anfechtungen. — Der Zulauf in die Wüſte; Antonius; Hilarion; deſſen Kampf mit dem Götzen Marnas. — Der Einſiedler erhält Genoſſen und Schüler; Entſtehung des Mönchweſens. — Pachomius der Aegypter. — Gattungen der Klöſter; ihre Arbeit und Induſtrie; intellectuelle Einſeitigkeit; Disciplin. — Daneben die Fortdauer des Anachoretenthums. — Paläſtina; der weitere Orient; das Abendland.

Neunter Abſchnitt.

Conſtantin und die Kirche.

Man hat öfter verſucht, in das religiöſe Bewußtſein Conſtantin's einzudringen, von den vermuthlichen Uebergängen in ſeinen religiöſen Anſichten ein Bild zu entwerfen. Dieß iſt eine ganz überflüſſige Mühe. In einem genialen Menſchen, dem der Ehrgeiz und die Herrſchſucht keine ruhige Stunde gönnen, kann von Chriſtenthum und Heidenthum, bewußter Religioſität und Irreligioſität gar nicht die Rede ſein; ein ſolcher iſt ganz weſentlich unreligiös, ſelbſt wenn er ſich einbilden ſollte mitten in einer kirchlichen Gemeinſchaft zu ſtehen. Das Heilige kennt er nur als Reminiscenz oder als abergläubige Anwandlung. Die Momente der innern Sammlung, die bei dem religiöſen Menſchen der Andacht gehören, werden bei ihm von einer ganz andern Gluth aufgezehrt; weltumfaſſende Pläne, gewaltige Träume führen ihn glatt auf den Blutſtrömen geſchlachteter Armeen dahin; er gedenkt wohl ſich zur Ruhe zu ſetzen, wenn er dieſes und jenes erreicht haben wird was ihm noch fehlt um Alles zu beſitzen; einſtweilen aber gehen alle ſeine geiſtigen und leiblichen Kräfte den großen Zielen der Herrſchaft nach und wenn er ſich einen Augenblick auf ſein wahres Glaubensbekenntniß beſinnt, ſo iſt es der Fatalismus. Man will ſich nur im vorliegenden Fall nicht gerne davon überzeugen, daß ein Theologe von Bedeutung, ein Forſcher zwar von geringer Kritik aber von großem Fleiße,

9. Abschnitt. Euseb und sein Credit.

ein Zeitgenosse der den Ereignissen so nahe stand, daß Euseb von Cäsarea durch vier Bücher hindurch eine und dieselbe Unwahrheit hundertmal sollte wiederholt haben; man beruft sich auf eifrig christliche Edicte, ja auf eine Rede des Kaisers „an die Versammlung der Heiligen," welche im Munde eines Nichtchristen ganz undenkbar wäre. Allein die Rede wurde, vorläufig bemerkt, weder von Constantin verfaßt noch jemals abgehalten[1]) und in den Edicten ließ er theilweise den christlichen Priestern freie Hand; Eusebius aber, obschon ihm alle Geschichtschreiber gefolgt sind, hat nach so zahllosen Entstellungen, Verheimlichungen und Erdichtungen, die ihm nachgewiesen worden, gar kein Recht mehr darauf, als entscheidende Quelle zu figuriren. Es ist eine traurige aber sehr begreifliche Thatsache, daß auch die übrigen Stimmführer der Kirche, so viel wir wissen, die wahre Stellung Constantin's nicht verriethen, daß sie kein Wort des Unwillens hatten gegen den mörderischen Egoisten, der das große Verdienst besaß, das Christenthum als Weltmacht begriffen und danach behandelt zu haben. Wir können uns lebhaft vorstellen, wie glücklich man sich fühlte, endlich eine feste Garantie gegen die Verfolgungen gewonnen zu haben, allein wir sind nicht verpflichtet, nach anderthalb Jahrtausenden die damaligen Stimmungen zu theilen.

Der Monotheismus.

Als die Reminiscenz welche Constantin aus dem Hause des Chlorus mitbrachte, erscheint der tolerante Monotheismus,[2]) welchem dieser ergeben war. Das erste selbständige religiöse Lebenszeichen gewährt dann[3]) der Besuch Constan-
308. tin's in dem Apollstempel zu Autun vor seinem erneuten Angriff gegen die Franken; er scheint das dortige Orakel

[1]) Wäre dieß geschehen, etwa auf einer Synode, so würde es an einer Notiz darüber gewiß nicht mangeln.

[2]) Wogegen die Inschrift bei Orelli 1061 zu Ehren Mercur's bei der damaligen Götteransicht nichts beweisen würde. — Vgl. oben S. 263 u. 340 nebst Anm.

[3]) Panegyr. VII, 21.

befragt und reiche Geſchenke dargebracht zu haben. Dieſer Apollsdienſt ſteht vielleicht mit jenem Monotheismus des elterlichen Hauſes nicht im Gegenſatze, inſofern etwa ſchon Chlorus ſein höchſtes Weſen als Sonnengott auffaßte. Auch der Neffe Julian[1]) wußte von einem beſondern Heliosculus des Conſtantin zu melden. Daß hiebei an die Perſonification der Sonne als Mithras zu denken iſt, ſchließen wir aus dem bekannten conſtantiniſchen Münzrevers, welcher den Sonnengott mit der Inſchrift **SOLI. INVICTO. COMITI** darſtellt. Wer mit antiken Münzen zu thun gehabt hat, weiß daß unter fünf conſtantiniſchen Stücken wohl vier keine andere Rückſeite haben als dieſe, woraus mit überwiegender Wahrſcheinlichkeit hervorgeht, daß dieſer Stempel bis zum Tode des Kaiſers beibehalten wurde. Außerdem kommen Victorien, der Genius populi Romani, Mars und Jupiter mit verſchiedenen Beinamen, ſowie eine Anzahl weiblicher Perſonificationen am häufigſten vor. Dagegen müſſen die Münzen mit unzweideutigen chriſtlichen Emblemen, die er geprägt haben ſoll, überhaupt noch gefunden werden.[2]) In der Zeit da er neben Licinius herrſchte, erſcheint die Figur des Sonnengottes mit der Inſchrift: **COMITI. AVGG. NN.**, d. h. „dem Begleiter unſerer beiden Kaiſer," und auch viele Münzen des Criſpus und des Licinius ſelbſt haben noch den gleichen Revers. Fortwährend nennt ſich Conſtantin auf Inſchriften und auf Münzen **Pontifex maximus**,[3]) und läßt ſich als ſolcher mit verſchleiertem Haupt abbilden; in den Geſetzen der Jahre 319 und 321[4]) erkennt er den heidniſchen Cultus noch als zu Rechte beſtehend an und ver-

[1]) S. das Citat aus **Orat. VII, Fol.** 228, bei Neander, K. Geſch. Bd. III, S. 13. — In den **Cæsares p. 144** höhnt Julian über das andächtige Verhältniß Conſtantin's zur Mondgöttinn (Selene.)

[2]) Namentlich die von Euſeb l. c. IV, 15 erwähnten, wo er betend dargeſtellt ſein ſoll.

[3]) So auch die folgenden Kaiſer bis auf Gratian, **Zosim. IV, 36.**

[4]) **Cod. Theodos. IX, 16. XVI, 10.**

9. Abſchnitt. wahrt ſich nur gegen den geheimen, gefährlichen Gebrauch der Magie und der Haruſpicin, während er das Beſchwören des Regens und des Hagels geſtattet und bei Blitzſchlägen auf öffentliche Gebäude das Gutachten der Haruſpices ausdrücklich verlangt. Zoſimus, wenn wir dem Heiden des fünften Jahrhunderts glauben dürfen, beſtätigt dieſe Befragung heidniſcher Prieſter und Opferer in noch weiterem
326. Umfange und läßt ſie bis zur Tödtung des Criſpus dauern, welche nach ſeiner Anſicht der wahre Termin für Conſtantin's ſogenannte Bekehrung wäre.

Die Duldung. Dieſem Allem ſteht aber entgegen, daß Conſtantin ſeit
312. dem Kriege mit Marentius nicht bloß die Duldung des
Das Monogramm Chriſti. Chriſtenthums als einer erlaubten Religion eintreten ließ, ſondern in der Armee ein Sinnbild verbreitete, wobei ſich zwar Jeder ſeine eigenen Gedanken machen konnte, das aber die Chriſten auf ſich beziehen mußten. Die verſchlungenen Buchſtaben **X** und **P**, welche den Anfang des Wortes Chriſtus (ΧΡΙΣΤΟΣ) ausmachen, wurden wie es heißt noch vor dem Kriege an den Schilden der Soldaten angebracht.[1]) Zugleich oder erſt ſpäter wird an einem großen Feldzeichen, an einer Heerfahne daſſelbe Monogramm, von Gold und Juwelen umgeben befeſtigt, worauf dieſes Feldzeichen einen beſondern, wunderlichen Cultus erhält und den Kriegern die größte Siegeszuverſicht einflößt. Bald werden für alle Heere dergleichen Feldzeichen (labarum, semeion) angefertigt; einer eigenen Garde wird die Bewahrung des Idols in der Schlacht anvertraut; man widmet ihm ſogar ein eigenes Zelt, in welches ſich der Kaiſer vor jeder wichtigen Affaire geheimnißvoll zurückzieht. Sollte dieß Alles nicht die Bedeutung eines öffentlichen Bekenntniſſes haben?

---

[1]) **De mort. persec. 44.** — Manſo a. a. O. S. 320 geht wohl zu weit, wenn er an dem Labarum gar nichts Chriſtliches als die zufällige Kreuzung der Hauptſtange mit der Querſtange gelten läßt und das **XP** als bloßen Schnörkel betrachtet.

Zunächſt beachte man, daß Conſtantin ſich mit dieſem Abzeichen nicht an die Bevölkerungen, ſondern an das Heer wendet. Daſſelbe kannte ihn bereits aus den Frankenkriegen als einen glücklichen und bedeutenden Feldherrn, es gehörte ihm theilweiſe ſchon vom Vater her an, und hätte ſich alle beliebigen Symbole und Embleme von ſeiner Seite gefallen laſſen. Unter den Galliern und Britten, welche dabei waren gab es ſicher viele Chriſten und indifferente Heiden und den Germanen war die Religion des Führers vollends ganz gleichgültig. Von ſeiner Seite aber war es ein Verſuch, der ihn vor der Hand zu gar nichts verpflichtete als zu der Toleranz, die in ſeinen bisherigen Gebieten thatſächlich ſchon herrſchte und die er dann auch über die eroberten ausdehnte. Chriſtus konnte ihm als Gott neben andern Göttern gelten, die Bekenner deſſelben als Unterthanen neben den Dienern der Heidengötter. Wir wollen die Möglichkeit nicht läugnen, daß Conſtantin eine gewiſſe Superſtition zu Gunſten Chriſti in ſich habe aufkommen laſſen, ja daß er dieſen Namen vielleicht mit ſeinem Sonnengott in eine confuſe Verbindung brachte; es kam ihm aber gewiß ausſchließlich auf den Erfolg an; hätte er in Italien ſogleich einen übermächtigen Widerwillen gegen das XP angetroffen, ſo wäre es wohl bald wieder von Schilden und Feldzeichen verſchwunden. Statt deſſen konnte er ſich wahrſcheinlich mit Sicherheit überzeugen, daß die große Maſſe der Heiden der Verfolgung abhold war und daß er keine Gefahr dabei lief, ſeine Statue mit dem Labarum in der Hand mitten in Rom aufſtellen und darunter ſchreiben zu laſſen, dieſes rettende Zeichen ſei der wahre Beweis aller Tapferkeit.[1]) Wenn er ein eigentliches Bekenntniß des Chriſtenthums hätte ablegen wollen, ſo wäre doch eine ganz andere Erklärung von Nöthen geweſen! — Ein Blick auf das

Seine Bedeutung.

[1]) Euseb. vita C. I, 40. Hist. eccl. IX, 9. Offenbar unrichtig aus dem Latein überſetzt.

9. Abſchnitt. Jahr 312 würde alles klar machen, wenn wir über die allgemeinen Zuſtände beſſer berichtet wären. Nichts iſt ſchwerer zu belegen und doch nichts wahrſcheinlicher, als daß in jenem kritiſchen Moment am Ende der Verfolgungen die Gemüther der Heiden milder und nachgiebiger geſtimmt waren als je zuvor und nachher; ſie wußten nicht oder ſie vergaßen auf einen Augenblick, daß das Chriſtenthum, einmal geduldet, raſch zur herrſchenden Religion werden mußte.

Auch Conſtantin wußte es vielleicht nicht, aber er ließ geſchehen und behielt die Augen offen. So wie ihm ſein heller empiriſcher Verſtand ſagte, daß die Chriſten gute Unterthanen ſeien, daß ihrer Viele ſeien, und daß die Verfolgung für eine vernünftige Staatsgewalt gar keinen Sinn mehr haben könne, war ſein Entſchluß gefaßt. Und die praktiſche Ausführung darf man wohl vom politiſchen Standpunkt aus in hohem Grade bewundern. Das Labarum in ſeinen ſiegreichen Händen verſinnlicht die Herrſchaft, die Kriegsgewalt und die neue Religion zugleich. Der Corpsgeiſt eines Heeres, welches über eine der größten Armeen der alten Geſchichte geſiegt hat, giebt dem neuen Symbol die Weihe der Unwiderſtehlichkeit.

Die Viſion. Das bekannte Wunder aber, welches Euſeb und ſeine Nachſchreiber auf dem Zuge gegen Maxentius geſchehen laſſen, dürfte wohl endlich aus den geſchichtlichen Darſtellungen wegbleiben, weil es nicht einmal den Werth einer Sage, überhaupt keinen populären Urſprung hat, ſondern erſt lange hernach von Conſtantin dem Euſeb erzählt und von dieſem in abſichtlich unklarem Bombaſt aufgezeichnet worden iſt.[1] Der Kaiſer hatte dem Biſchof zwar einen hohen Eid darauf geleiſtet, es ſei nicht erſonnen, er habe wirklich jenes Kreuz am Himmel geſehen mit der Inſchrift: „durch Dieſes ſiege!“ und Chriſtus ſei ihm wirklich darauf im Traum[2] erſchienen

[1] Vita Const. I. 27. s.

[2] En animam et mentem, cum qua Dii nocte loquantur! würde Juvenal geſagt haben.

u. ſ. w.; allein die Geſchichte weiß mit einem Eid Conſtantin's des Großen nicht viel anzufangen, weil er u. a. ſeinen Schwager trotz eidlicher Verſicherung hat ermorden laſſen. Und dann iſt auch Euſeb nicht zu gut dazu, zwei Drittheile der Erzählung ſelber erfunden zu haben.

Nun bleibt offenbar in Conſtantin's äußerem Verhalten eine große Ungleichheit; er nimmt das Monogramm Chriſti zum Abzeichen ſeines Heeres und läßt den Namen Jupiter's auf dem Triumphbogen (S. 363) auslöſchen, während er auf den Münzen die alten Götter, beſonders den Sonnengott als unbeſiegten Begleiter beibehält und ſich bei wichtigen Anläßen ganz heidniſch äußert. Dieſer Zwieſpalt nimmt in ſeinen letzten Lebensjahren eher zu als ab. Allein er wollte vor der Hand beiden Religionen Garantien geben und war einſtweilen mächtig genug, eine ſolche Doppelſtellung auszuhalten.

Seine Toleranzedicte, von welchen das zweite, zu Mailand in Gemeinſchaft mit Licinius erlaſſene erhalten iſt, ge- 313.
ſtatteten vor der Hand nichts als die Gewiſſens- und Religionsfreiheit, allein das letztere gab dieſe unbeſchränkt und unbedingt. Damit war der Begriff einer Staatsreligion vor der Hand aufgehoben bis das Chriſtenthum dieſe dem Heidenthum abgenommene Hülle anzog. Bald riß eine Maßregel die andere nach ſich, beſonders als Maximinus Daza dem Licinius gegenüber und ſpäter Licinius ſelbſt dem Conſtantin gegenüber das Chriſtenthum anfeindeten. Die während der Verfolgung confiscirten Verſammlungsplätze und andere Grundſtücke der chriſtlichen Gemeinden wurden zurückgegeben, die Chriſten offenbar begünſtigt und ihr Proſelytismus thätig unterſtützt. Ein Moment der Beſorgniß vor dem Unwillen der Heiden verräth ſich noch in den oben angeführten Geſetzen vom Jahre 319, in welchen der Privatgebrauch der Haruſpicin und die Hausopfer ſtrenge verboten werden, wahrſcheinlich weil die geheime Befragung der Haruſpices und die Opferfeſte bei verſchloſſenen Thüren

9. Abschnitt. politisch gemißbraucht wurden. Endlich folgt mit dem Edict an die Provincialen von Palästina und mit demjenigen an die Völker des Orientes nach dem letzten Siege über Licinius [1]) eine scheinbar ganz rückhaltlose persönliche Hingabe des Kaisers an das Christenthum, dessen Bekenner mit aller möglichen Gunst von den Consequenzen der Verfolgung befreit und in ihre frühere Stellung und Habe wieder eingesetzt werden. Gegen den Polytheismus wird in diesen Aktenstücken schon nachdrücklich polemisirt; es ist die Rede von Weihestätten der Lüge, von Finsterniß, von elendem Irrthum, den man eben nur noch dulden müsse, u. s. w. Allein Constantin hat hier nicht selber die Feder geführt, obgleich Euseb das Autographum gesehen zu haben behauptet; der Concipient verräth sich wenigstens im zweiten Schreiben, indem er den Kaiser sagen läßt, er sei zu Anfang der Verfolgung „gerade ein Knabe" gewesen, während Constantin doch im Jahr 303 fast ein Dreißiger war. [2]) Und dieser selbe Concipient hat offenbar, wie man bei näherer Prüfung bemerkt, den Kaiser nicht einmal als Christ hinstellen dürfen; was sich persönlich laut macht, ist der öde Deismus eines Eroberers, welcher einen Gott braucht um sich bei allen Gewaltstreichen auf Etwas außer ihm berufen zu können. „Ich, „ausgehend vom britannischen Meer und von den Gegenden „wo der Sonne vorgeschrieben ist unterzusinken, vertreibend „und zerstörend durch eine höhere Gewalt die Alles beherr„schenden Uebel, damit das Menschengeschlecht durch meine „Hülfe erzogen, zurückgerufen werde zum Cultus des er„habensten Gesetzes, u. s. w. — ich also bin bis in die Ge„genden des Orients gekommen, welche, in je tieferm Un„glück sie sich befanden, zu um so größerer Hülfe mich ber-

321. Religiöse Aktenstücke.

[1]) Euseb. vita C. II. 24—42 und 58—60.

[2]) Weßhalb man in der Ueberschrift des Cap. *natz* in *vios* corrigirt hat. Der Schreiber wußte nicht, wann die Verfolgung begonnen hatte. Er bezeichnet ganz wie der falsche Lactantius den Diocletian als feig, *δειλαιος*, worauf man sich das Wort gegeben hatte.

„beiriefen, u. ſ. w. — Ihr ſehet Alle, welche Macht und „Gnade das iſt, die der gottloſeſten und beſchwerlichſten „Menſchen ganzes Geſchlecht hat verſchwinden und unter„gehen laſſen“ ꝛc. ꝛc. Dinge die auch ein erobernder Khaliph unterſchreiben könnte.

Verſuche neutraler Formen.

Es iſt nicht unmöglich, daß Conſtantin in ſeinem urſprünglich an die Sonne und an Mithras angelehnten Deismus eine allgemeinere und deßhalb vermeintlich höhere Grundgeſtalt aller Religionen zu beſitzen glaubte. Zeitweiſe hat er wirklich neutrale Lebensformen für religiöſe Dinge aufgeſucht, welchen ſich Chriſten und Heiden fügen ſollten. Dieſer Art iſt der gemeinſame Sonntag und das gemeinſame Vaterunſer.[1]) „Er lehrte alle Armeen, den Tag des Herrn, „welcher gerade auch als der des Lichtes und der Sonne „benannt wird, mit Eifer ehren... Auch die Heiden mußten am Sonntag hinaus auf das freie Feld und miteinander die Hände aufheben und ein auswendig gelerntes Gebet herſagen zu Gott als Urheber alles Sieges: „„Dich „„allein erkennen wir als Gott und König, Dich rufen wir „„als unſern Helfer. Von Dir haben wir die Siege erlangt, durch Dich die Feinde überwunden. Dir danken „„wir das bisherige Gute, von Dir hoffen wir das Künftige. Zu Dir flehen wir alle und bitten Dich, daß Du „„unſern Kaiſer Conſtantin und ſeine gottliebenden Söhne „„uns lange unverſehrt und ſiegreich bewahreſt.““ Dieſe Formel konnten ſich auch die Chriſten gefallen laſſen; die Heiden aber welche an einem ſo ausgeſprochenen Monotheis-

[1]) Euseb. vita Const. IV, 18—20. Laut dem Anfang von Cap. 19 ſollte man glauben, das Gebet habe nur den Heiden gegolten; nachher iſt aber doch wieder von „allen Soldaten“ die Rede. Das Gebet iſt offenbar darauf berechnet, beiden Religionen zu genügen. — Das Verbot der Handarbeit und der Gerichtsſitzungen am Sonntag ſtammt wahrſcheinlich ſchon aus dem Jahr 321; vgl. Manſo, a. a. O. S. 95. N. Die Heiden kehrten ſich wenig daran. Vgl. Euseb. l. c. IV, 23.

 mus hätten Anstoß nehmen können, waren vor Allem Soldaten. Daß auch an die Mithrasgläubigen sehr speciell gedacht war, deutet Euseb mit seinem „Tag des Lichtes und der Sonne" ziemlich klar an. Wie bezeichnend lautet übrigens dieses sogenannte Gebet! Kaiser, Herr und Sieg — weiter nichts; kein Wort an den sittlichen Menschen, keine Sylbe an den Römer.

Constantins Umgebung.

Ehe wir weiter gehen, mag noch Dasjenige kurz abgethan werden, was Euseb sonst über das vorgebliche Christenthum seines Helden berichtet. Christliche Priester begleiten ihn seit dem Kriege mit Maxentius selbst auf Reisen als „Beisitzer" und „Tischgenossen;" [1]) bei den Synoden setzt er sich mitten unter sie. Dieß sind leicht erklärliche Thatsachen; es handelte sich für ihn ganz wesentlich darum, der damaligen Kirche ihre Anschauungsweise abzulauschen, wie er sich denn eigene Berichterstatter hielt, die ihm über alle einzelnen Sekten Vortrag halten mußten. Einem derselben, Strategius, gab er aus Freude an seiner beredten Darstellungsweise den Beinamen Musonianus.[2]) Das Präsidium der Synoden konnte ein kluger und kraftvoller Herrscher vollends nicht aus den Händen geben, weil es eine neue Macht im öffentlichen Leben war, die er sich unmöglich durfte entgehen lassen. Man kann diesen Egoismus beklagen und verabscheuen, aber eine intelligente Gewalt zweideutigen Ursprunges wird jederzeit so handeln. Wenn dann weiter berichtet wird,[3]) wie oft der Kaiser göttlicher Erscheinungen gewürdigt worden, wie er in dem Zelt des Labarum's insgeheim gefastet und gebetet, wie er täglich sich

---

[1]) Euseb. vita Const. I, 36. 42. 44. Ja als „Hüter seiner Seele," und als „Fürbitter," ibid. II, 4. IV, 14 etc.

[2]) Ammian. Marc. XV, 13.

[3]) Euseb. l. c. I, 47. II, 12. 14. IV, 22. 29. Eine der schönsten Vieldeutigkeiten dieses Autors sind IX, 22 die Worte: *θείας ἱεροφαντίας ἐτελεῖτο*, in einer Zeit, da Constantin noch nicht einmal Katechumen, geschweige denn Christ sein konnte.

einſam eingeſchloſſen um kniend mit Gott zu verkehren, wie er ſeine Nachtwachen mit Gedanken über göttliche Dinge ausgefüllt u. ſ. w., ſo ſind dieß im Munde eines Euſeb, der die Wahrheit wußte, nichts als verächtliche Erfindungen. — In der ſpätern Zeit hat ſich Conſtantin offenbar den Biſchöfen noch mehr hingegeben und ihnen bei Hofe das erſte Wort eingeräumt, wahrſcheinlich weil er einſah, daß ſie vor der Hand das größte Intereſſe dabei hatten, den Thron auf jede Weiſe zu ſtützen und weil er am Ende gar nicht mehr Anders konnte. Sie werden in den Kreisſchreiben „geliebter Bruder" angeredet,[1]) wie er ſich ſelber als „gemeinſchaftlicher Biſchof," als einer der Übrigen zu geberden pflegte.[2]) Er gab ihnen die Erziehung ſeiner Söhne[3]) wenigſtens zum Theil Preis und leitete es überhaupt ſo ein, daß dieſelben unbedingt als Chriſten galten; ihre ganze perſönliche Umgebung, ihr Hofſtaat beſtand aus lauter Chriſten, während der Vater ſich nach Euſeb's indirektem Geſtändniß nicht ſcheute, bis in die letzten Zeiten neben den Geiſtlichen auch Heiden in hohen Stellungen um ſeine Perſon und als Präſides in den Provinzen zu haben.[4]) Auch das Verbot der Gladiatorſpiele war ohne Zweifel eine Conceſſion an die geiſtliche Umgebung, obwohl das betreffende Geſetz[5]) nur von „Landfrieden und häuslicher Stille" ſpricht, wozu blutige Schauſpiele nicht paßten. Uebrigens war dieß eines von denjenigen Geſetzen, welche nur gegeben wurden um ſofort in Vergeſſenheit zu gerathen, wie denn Conſtantin ſelbſt es ſpäter nicht mehr berückſichtigt hat.

Nothwendige Nachgiebigkeit.

---

[1]) Euseb. l. c. II, 46.

[2]) Euseb. l. c. I, 44. IV, 22. 24.

[3]) Euseb. l. c. IV, 51. 52.

[4]) Euseb. l. c. II, 44. IV, 52. Von den höchſten Dienern des Reiches ſeien mehrere, τινες Chriſten; von den Präſides die Mehrzahl, τους πλειους.

[5]) Cod. Theodos. XV, 12. Vom J. 325. — Vgl. Euseb. vita C. IV, 25.

9. Abschnitt.

Die Reden des Kaisers.

Ganz räthselhaft scheinen die Predigten, welche Constantin zu Zeiten in Gegenwart des Hofes und „vieler tausend Zuhörer" hielt.[1]) Er wollte nämlich auch „durch Ansprachen mit Erziehungszweck" seine Unterthanen beherrschen, und „die Regierung ganz zu einer redenden (λογικήν) machen." Es wurden Versammlungen zu diesem Behuf angesagt; da trat der Herr der Welt ganz unbefangen auf und redete; kam er auf die Religion, so nahmen Züge und Stimme den Ausdruck tiefer Demuth an; den Zuruf verbat er sich durch einen Wink gen Himmel. Sein Thema war in der Regel die Widerlegung der Vielgötterei, der Monotheismus, die Vorsehung, die Erlösung und das göttliche Gericht. Bei diesem Abschnitt (fährt der Hofbischof fort) pflegte er seine Zuhörer am unmittelbarsten zu treffen, indem er die Räuber und Gewaltthätigen und Geldsüchtigen durchnahm; da trafen die Geißelhiebe seiner Worte auch einige der umstehenden Vertrauten, daß sie zur Erde blickten ... Er meinte es aufrichtig, sie aber blieben taub und verhärtet; sie riefen und klatschten Beifall, während doch ihre Unersättlichkeit keine Rührung in ihnen aufkommen ließ. Constantin schrieb diese Reden lateinisch, worauf die Dolmetscher sie in's Griechische übersetzen.[2]) — Was soll man zu dieser Erzählung denken? Constantin, der die diocletianische Repräsentationsweise so eifrig fortsetzte und auf seine persönliche Majestät so große Dinge hielt, bequemt sich zum Auftreten vor den Massen der Hauptstadt! Die Kritik, welcher er sich aussetzte, war noch das Wenigste, und die Zuhörer verzichteten vielleicht aus guten Gründen darauf; allein wozu die Reden, wenn man die Macht, d. h. das große Privilegium zu handeln

[1]) Euseb. l. c. IV, 29—33.

[2]) Daß die Rede ad sanctorum coetum ein Muster dieser Art sei, wie Euseb. l. c. IV, 32 behauptet, ist eine reine Unmöglichkeit; vielleicht hat man über ein kaiserliches Ganeyas eine weitläufige theologische Abhandlung gestickt. — Eine genügende Analyse davon bei Gfrörer, Kirchengesch. II, S. 11.

besitzt? Ein Grund läßt sich vielleicht errathen. In dieser Zeit der religiösen Crisis muß das öffentlich gesprochene Wort, bisher auf rhetorische Exercitien und Lobreden beschränkt, auf einmal vom Predigtstuhl herab einen so ungeheuern Einfluß gewonnen haben, daß Constantin es schon als Mittel der Macht nicht ganz entbehren mochte, ungefähr wie heute auch die mächtigsten Regierungen sich in der Zeitungspresse müssen vertreten lassen. Wenn es ihm, dem Ungetauften, dem Nicht-Katechumenen einfallen durfte, sich als „gemeinsamen Bischof" auszugeben,[1]) so konnte er ganz ebenso gut einen christlichen Prediger vorstellen. Wie er die christlichen Dogmen dabei behandelt hat, wissen wir nicht; daß er sich unbedingt als Christ gestellt habe ist nicht einmal wahrscheinlich. Sodann deutet Euseb sehr klar auf einen Nebenzweck dieser Reden hin; sie waren ein willkommener Anlaß, Gnade und Ungnade zu äußern, die Umgebung in Schrecken zu setzen,[2]) und eine Menge Dinge in künstlich zweideutiger Form unter die Leute zu bringen, die sich selbst im weitschweifigsten Edict nicht wohl sagen ließen. Es sind die Senatsreden des Tiberius in anderer Gestalt! Man darf nicht vergessen, daß Constantin u. a. auch „eine Menge seiner Freunde tödtete," wie der ganz unverdächtige Eutropius sagt, der mehr als verdächtige Eusebius dagegen zu beschweigen für gut findet.[3]) (S. d. folg. Abschn.)

Ihr Nebenzweck.

[1]) Spätere, wie z. B. Glycas, die nicht begreifen konnten, wie ein Ungetaufter zu Nicäa hätte präsidiren dürfen, schlossen sich desto eifriger der bekannten Sage an, daß er zu Rom durch den heil. Sylvester schon früher sei getauft worden.

[2]) Noch in der letzten erbaulichen Rede kurz vor seinem Tode wandte er sich auf einmal sehr nachdrücklich zum „Ende der Gottlosen" und schien damit auf „die Umstehenden" deuten zu wollen. Euseb. l. c. IV, 55.

[3]) Constantin soll auch eitel gewesen sein, was dahingestellt bleiben mag. Er besaß außer dem Reden auch die Geduld des Zuhörens, Euseb. l. c. IV, 33. 46. Panegyr. IX, 1, vielleicht weil man ihn dabei stark in's Gesicht zu rühmen pflegte. Er konnte den Redner verachten und das Lob doch in dieser redenden Zeit zweckmäßig finden.

9. Abſchnitt.

Es haftet auf Conſtantin noch ſtets ein letzter Schimmer von Erbaulichkeit, weil ihn ſo viele ſonſt verehrungswürdige Chriſten aller Jahrhunderte als den übrigen in Anſpruch genommen haben. Auch dieſer letzte Schimmer muß ſchwinden. Die chriſtliche Kirche hat an dieſem furchtbaren, aber politiſch großartigen Menſchen nichts zu verlieren, ſo wie das Heidenthum nichts an ihm zu gewinnen hätte. Uebrigens verfielen die Heiden in denſelben Irrthum, bei ihm einen wirklichen, nicht bloß äuſſerlich gemeinten Uebertritt vorauszuſetzen. Zoſimus erzählt (II, 29) die bekannte feindſelige Verſion[1]) der Bekehrungsgeſchichte: ob der Hinrichtung des Criſpus und der Fauſta und ob dem Eidbruch (gegen Licinius) ſeien dem Kaiſer Gewiſſensbiſſe aufgeſtiegen und er habe ſich an die heidniſchen Prieſter (laut Sozomenus an den berühmten Neuplatoniker Sopater) um Entſündigung gewandt; als ihm erwiedert wurde, für ſolche Miſſethaten gebe es keine Art von Sühne, habe ſich ein aus Spanien nach Rom gekommener Aegypter durch die Frauen bei Hofe in ſeine Nähe zu drängen gewußt und ihm die Ueberzeugung beigebracht, daß das Chriſtenthum jede Miſſethat abzuwaſchen im Stande ſei; darauf habe er ſeinen Uebertritt zuerſt zu erkennen gegeben durch ſeine Maßregeln gegen die heidniſche Erforſchung der Zukunft, und weiter durch den Bau einer neuen Hauptſtadt. Es iſt möglich, daß dieſe Erzählung einen wahren Kern enthält, aber die vorliegende Faſſung iſt ſicher nicht die richtige. Ereigniſſe von ſo gräßlicher Art im eigenen Hauſe müſſen allerdings in Conſtantin's Seele wach gerufen haben was noch etwa von römiſchem Glauben in ihm ſteckte und er war vielleicht bei aller ſonſtigen Bildung roh genug, von kräftigen heidniſchen Bannſprüchen einige Erleichterung, ein Wegſpülen des häßlichen Eindruckes zu erwarten, aber der weitere Cauſalzuſammenhang iſt erweislich falſch.

Heidniſche Anſicht von ſeiner Bekehrung.

[1]) Welche dann Sozomenus I. 5 mit ſchwachen Gründen zu widerlegen ſucht.

Gerade in dem letzten Jahrzehnd seines Lebens giebt Constantin noch einige sehr deutliche Zeichen unchristlicher, ja unmittelbar heidnischer Sympathien. Während er und seine Mutter Palästina und die großen Städte des Reiches mit den prachtvollsten Kirchen schmücken, läßt er in dem neuen Constantinopel doch auch heidnische Tempel bauen; zwei davon, die der Göttermutter und der Dioskuren, können bloße Ziergebäude für die als Kunstwerke darin aufgestellten Bilder gewesen sein, der Tempel und das Bild der Tyche dagegen, welche dem römischen „Staatsgenius" entspricht, sollten einen eigentlichen Cultus genießen. Bei der Einweihung der Stadt wurden erweislich heidnische Geheimgebräuche gefeiert, wie denn diese ganze wichtige Angelegenheit von allerlei Superstitionen bedingt war, die bei den spätern Schriftstellern vergebens mit christlicher Andacht zugedeckt werden. (S. d. folg. Absch.)

Seine spätern heidnischen Sympathien.

Auch Andern gestattete Constantin noch die Erbauung heidnischer Tempel. Eine Inschrift [1]) des umbrischen Städtchens Spello (zwischen Foligno und Assisi), welche ihres befremdlichen Inhalts wegen lange für unecht gegolten hat und durch die nachlässige und barbarische Schreibung dieses Vorurtheil zu rechtfertigen schien, ist höchst wahrscheinlich ein durchaus echtes Denkmal dieser Gunst gegen die Heiden, und zwar aus den zwei letzten Lebensjahren des Kaisers. Er erlaubt den Hispellaten, seinem Geschlecht, das er bekanntlich gens Flavia nannte, einen prächtigen Tempel zu bauen [2]) und bedingt sich nur aus, daß derselbe nicht „durch den Trug ansteckenden Aberglaubens" befleckt werde, worunter sich Jeder denken konnte was er wollte. Auch über das heidnische Priesterthum des Ortes und über die Verlegung der Festspiele von Volsena nach Spello giebt er einläßlichen

Die Inschrift von Spello.

[1]) Bei Muratori, Inscr. III, p. 1791 unter den Unechten abgedruckt.

[2]) In Africa hatte Constantin schon nach dem Siege über Maxentius die Errichtung von Priesterthümern zu Ehren seines Geschlechtes gestattet. Aurel. Vict. Caes. 40.

9. Abschnitt. Bescheid, mit ausdrücklicher Nennung der Gladiatoren. In denselben Jahren spricht er auch gewisse heidnische Priestercollegien, die Sacerdotes und lebenslänglichen Flamines von den lästigen Localämtern frei, zu welchen man sie, insonderheit in Africa, christlicherseits nöthigen wollte.[1] Ohne Zweifel mit seinem Vorwissen darf der Senat noch im Jahr 331 den zerfallenen Concordientempel[2] wieder herstellen, einzelner Götteraltäre aus den nächst vorhergehenden Jahren zu geschweigen.

Der Neuplatoniker an seinem Hofe.

Ja das Heidenthum tritt dem Herrscher in dieser letzten Zeit auch persönlich sehr nahe. Der Neuplatoniker Sopater, ein Schüler des Jamblichus, erscheint in seiner Nähe mit allen Ansprüchen eines hochmüthigen griechischen Sophisten; „die andern Menschen sind ihm zu gering; er eilt an „den kaiserlichen Hof um ohne weitere Umstände über Con„stantin's ganzes Thun und Denken einen herrschenden Ein„fluß zu üben.[3] Der Kaiser ist auch bald von ihm gänz„lich eingenommen und läßt ihn zu seiner Rechten sitzen, „zum allgemeinen Neid und Aergerniß der Höflinge.“ So weit Eunapius, dem freilich so wenig als dem Philostratus unbedingt zu glauben ist, wenn er mit vornehmen Conversionen der Philosophen prahlt. Hier liegt aber etwas Wahres zu Grunde; Sopater hat jedenfalls ein bedeutendes Verhältniß zu Constantin gehabt.[4] Daß er es war, der die Sühnung wegen der Hinrichtung des Crispus verwei-

[1]) Cod. Theodos. XII, 1 & 5.

[2]) Gruter, thes. inscr. p. 100.

[3]) Wie sehr die Bischöfe den Einfluß heidnischer Sophistik auf den Kaiser fürchteten, erhellt u. a. aus einer Anekdote vom Bischof Alexander, bei Sozom. I, 18.

[4]) Wir erinnern hier wieder an jenen Nikageras von Athen (S. 251), der als Neuplatoniker und Fackelträger bei den eleusinischen Mysterien doch von Constantin ein Reisestipendium zum Besuch Aegyptens erhielt. Er dankt in jener Inschrift (Böckh 4470) den Göttern und Constantin „der mir dieses gewährt hat.“

gerte, lassen wir ganz bei Seite; unläugbar aber wurde er bei den Einweihungsceremonien von Constantinopel gebraucht. Später, jedenfalls nach 330, stürzte ihn der Gardepräfekt Ablavius, welcher bei der Hungersnoth in der neuen Hauptstadt dem Kaiser die Meinung beigebracht haben soll, Sopater halte durch seine große Wissenschaft die Winde gefesselt, die den ägyptischen Korntransport über das Meer befördern sollten. Jedenfalls ließ Constantin den Sophisten hinrichten. Ob aber der bloße Hofneid des Ablavius dieß bewirkte,[1]) darf nach einer Notiz bei Suidas wohl bezweifelt werden: „Constantin, heißt es, tödtete den Sopater um „zu beweisen, daß er in der Religion nicht mehr „heidnisch gesinnt sei. Denn früher war er mit Jenem „sehr vertraut gewesen." — Wir werden bei einem andern Anlaß (zur Geschichte des Athanasius) die Vermuthung wiederholen müssen, daß die christlichen Priester dem alternden Kaiser einigermaßen furchtbar geworden waren und daß er seine so lange bewahrte persönliche Freiheit i.. den letzten Jahren nicht mehr durchgängig behaupten konnte.

Fragliches Opferverbot.

Manche glauben sogar annehmen zu dürfen, daß Constantin die heidnischen Opfer zuletzt irgendwann ganz verbot;[2]) und wenn Euseb (IV, 25) Rücksicht verdiente, so wären außer den Opfern auch die Befragung von Orakeln, die Aufrichtung von Götterbildern, und die Feier der Mysterien durchaus abgeschafft worden. Daß irgend einmal seit dem Jahr 326 ein Gesetz gegen die Befragung der Orakel gegeben wurde, bestätigt auch Zosimus (II, 29). Allein es muß bei all Diesem[3]) merkwürdig durch die Finger ge-

---

[1]) Wie auch **Zosimus II, 40** annimmt. — Vgl. **Suidas s. v. Sopater.**

[2]) Ein Gesetz des Constantius vom J. 341, **Cod. Theodos. XVI, 10.** beruft sich sehr unbestimmt auf ein allgemeines Opferverbot seines Vaters.

[3]) Wie bei dem frühern sehr vagen Verbot welches **Euseb. l. c. II, 45** erwähnt wird.

sehen worden sein. Auch wenn das Decret für Spello unecht wäre, so blieben noch Indicien genug übrig. Gerade die Haupturkunde für den massenhaften Fortbestand der Opfer und Mysterien, die Schrift des christlichen Firmicus, stammt aus den nächsten Jahren nach Constantin's Tode, dessen Söhne mit den heftigsten Worten erst zu Dem aufgefordert werden, was der Vater schon gethan haben soll: „Haut sie „zusammen, mit dem Beil zusammen, diese Tempelzierden! „Zur Schmelze, zur Münze mit diesen Göttern! Alle Weih„geschenke sind Euer, nehmt und braucht sie!“[1])

Zerstörung von Tempeln.

Es sind indeß allerdings schon unter Constantin Tempel aufgehoben und zerstört und Götterbilder eingeschmolzen worden.[2]) Ein Heiligthum wie das der himmlischen Göttinn zu Aphaca im Libanon (S. 185) verdiente nichts besseres, als daß Soldaten hingeschickt wurden, die Alles dem Boden eben machten; der Ort war in der That „nicht werth, daß ihn die Sonne beschien.“ Schon bedenklicher war die Schleifung des berühmten Asklepiostempels zu Aegae in Cilicien, wo bis damals eine Menge Menschen sich um der Kurträume willen einfanden. Wahrscheinlich hatte der Gott (der „Seelenirrer,“ wie ihn Eusеb nennt) sich auch auf politische Fragen eingelassen.[3]) In Heliopolis, wo ein kaum minder unzüchtiger Cultus vorkam als in Aphaca, blieb es beim bloßen Verbot und bei der gewaltsamen Stiftung eines Bisthums, dem dann erst durch Geld eine Gemeinde geworben wurde.[4]) Anderwärts kam es vor, daß bekehrte Bevölkerungen aus eigenem Antrieb die Heidentempel des Ortes niederrissen und dafür die offizielle kaiserliche Billigung ernteten; Majuma, die Hafenstadt von Gaza, erhielt den Namen

um 330.

[1]) **Firmicus de errore etc. pag. 39.** — Seine Aufforderung, dem Heidenthum überhaupt ein gewaltsames Ende zu machen, **pag. 28.**

[2]) **Euseb. vita C. III, 54—58. De laudibus Const. 8.**

[3]) Und etwa beim Aufstand des Calocerus (S. 377) eine Rolle gespielt?

[4]) Ueber die vergebliche Austreibung der Nilpriester vgl. S. 199.

Constantia, ein anderer phönicischer Ort den Namen Constantina, wahrscheinlich um eines solchen Verdienstes willen.[1])

Plünderungen.

Außerdem hat Constantin aus Raubsucht oder Geldnoth wie es scheint viele Tempel plündern lassen. Zwar verhehlt Euseb hier wieder den Grund und die wahre Ausdehnung dieser Spoliationen, allein er verräth sich wieder Willen. Es ist nämlich bei ihm zunächst gar nicht von Marmorstatuen die Rede, sondern von lauter solchen Bildern, deren Inneres aus einem besondern Stoffe bestand, — Euseb meint: aus Schädeln, Todtenbeinen, alten Lumpen, Heu, Stroh u. dgl., es handelt sich aber offenbar nur um den hölzernen ꝛc. Kern oder das hohle innere Gestell von sogenannten Chryselephantinstatuen, d. h. Bildern von Gold und Elfenbein, dergleichen der olympische Zeus eines war. In der Lobrede auf Constantin (Cap. 8) wird dieß dann in vollem Umfang zugestanden: „die kostbaren Theile wurden „eingeschmolzen und der formlose Rest den Heiden gelassen, „zum ewigen Angedenken ihrer Schmach."[2]) Welche und wie viele Werke (vielleicht der besten griechischen Kunst!) dieses von der Kostbarkeit des Stoffes unzertrennliche Schicksal traf, erfährt man nicht näher. Uebrigens nahm Constantin für die Ausschmückung seiner neuen Hauptstadt allerdings auch mit Götterbildern ohne Materialwerth vorlieb, wie wir sehen werden; von den ehernen z. B. heißt es a. a. O.: „man führte sie wie Gefangene fort, diese Götter abgelebter „Fabeln, an Stricken wurden sie fortgeschleppt!" Die Wegnahme war vertrauten Commissären übertragen, welche unmittelbar vom Hofe kamen; Widerstand fanden sie nirgends; die Priester mußten ihnen die geheimsten Gewölbe öffnen. Es ist aber auch denkbar und wahrscheinlich, daß Constantin dergleichen nur in durchaus zuverlässigen, überwiegend christlichen Städten der nähern Umgebung seiner

1) Sozomenus II, 8. Euseb. vita C. IV, 37—39.

2) Wie Arnobius die Götterbilder durch Analyse ihres Innern lächerlich zu machen sucht, adv. gentes VI, p. 201.

9. Abschnitt. Residenz wagte. Er hätte wohl die Gold- und Silberstatuen gerne unangegriffen gelassen, allein sie lagen ihm zu bequem und die Versuchung war zu stark gegenüber dem dringenden Geldbedürfniß, das bei Herrschern dieser Art jeder andern Rücksicht vorangeht. In dieselbe Kategorie gehört ohne Zweifel das Ausheben von Thüren und von Gebälken,[1]) die bei mehrern Tempeln vorgekommen sein soll; diese Theile waren nämlich oft von massivem Erz und lohnten wohl die Mühe des Einschmelzens. Wenn damit der Anfang der Zerstörung gemacht und das Innere durch theilweisen Einsturz und Unbill der Witterung geschändet war, so konnte man es schwerlich mehr verhindern, daß die Anwohner sich auch an Säulen und andere Bautheile wagten, wäre es auch nur zum Behuf des Kalkbrennens gewesen. Daß dieß seit dem Jahr 333 wenigstens an heidnischen Grabmonumenten geschah, ist officiell[2]) bestätigt. Schon früher war die Reparatur verfallener oder unvollendeter Tempel durch ein Gesetz[3]) stille gestellt worden. Wie es mit den Tempelgütern ging, ist nicht näher bekannt; in einzelnen Fällen wurden sie sicher eingezogen, doch erst unter Constantin's Nachfolgern in Masse und planmäßig. Von einem Gesetz, welches die allgemeine Zerstörung der Tempel verfügt hätte, wie die Chronik des Hieronymus zum Jahr 335 erzählt, kann bei Constantin selber keine Rede sein. Was er that und geschehen ließ, geschah gelegentlich, aus frivoler Raubsucht und unter schwankender geistlicher Einwirkung, deßhalb auch so ungleich. Ein consequentes System wird man bei einem hierin mit Willen inconsequenten Menschen vergebens nachweisen wollen.

Das Urtheil über sein christliches Bekenntniß und seine Taufe auf dem Sterbebette wird vollends Jeder nach eigenem Maßstab beurtheilen müssen.

[1]) Euseb. vita C. III, 54.

[2]) Durch ein Gesetz des Constans Cod. Theodos. IX, 17.

[3]) Vom J. 326. Cod. Theodos. XV, 1.

Die Kirche als Corporation.

Die großen äußern Veränderungen, welche die Stellung und daher auch die Verfaſſung der chriſtlichen Kirche durch Conſtantin erfuhr, ſind bekannt genug und können hier nur in Kürze wiederholt werden. Die Geiſtlichen (clerici) wurden gleich zur Zeit der erſten Toleranzedicte thatſächlich als Stand, als Corporation anerkannt, was von unermeßlicher Wichtigkeit für die ganze Entwickelung der Kirche ſein mußte. Sie hatten ſich ſelber wohl ſchon längſt zu dieſer Beſtimmung vorbereitet, indem ſie einerſeits ſich von den Laien iſolirten, andererſeits durch Gemeinſamkeit vieler Amtsgeſchäfte, namentlich durch das Synodenweſen den Charakter einer Körperſchaft erwarben. Doch der einſtweilen bloß tolerant gewordene Staat hätte darauf nicht ſo vollſtändig einzugehen nöthig gehabt? Er konnte, ſo ſcheint es, den Clerus als Stand ignoriren und ſich direkt an die Gemeinden wenden? — Allein Conſtantin fand den Clerus ſchon ſo eigenthümlich zur Macht organiſirt und durch die Verfolgung ſo ſehr gehoben vor, daß er entweder durch dieſe Corporation und ihren hohen Credit herrſchen oder ſie über kurz oder lang zum Feinde haben mußte. Er gab ihr daher alle möglichen Garantien der Gunſt bis zu einer Art Mitherrſchaft und dafür waren die Geiſtlichen die ergebenſten Verbreiter ſeiner Macht und ignorirten es völlig, daß er noch mit einem Fuße im Heidenthum ſtand, ja daß ſeine Hände über und über mit Blut befleckt waren.

Die erſten kirchlichen Streitigkeiten

Er übernahm mit dieſem Verhältniß auch deſſen bedenkliche Schattenſeiten. Aus der Verfolgung war neben den edlern ſittlichen Folgen auch ein böſer Geiſt des Haders aufgeſtiegen; die Partei der ſchwärmeriſchen Hingebung wurde zur fanatiſchen Oppoſition nicht bloß gegen diejenigen, welche in der Verfolgung verläugnet oder die heiligen Schriften ausgeliefert hatten, ſondern auch gegen die durch erlaubte Mittel chriſtlicher Klugheit Geretteten; darob entſtand in Nordafrica die donatiſtiſche, in Aegypten die meletianiſche Spaltung faſt noch während der Verfolgung ſelbſt. Es

9. Abschnitt.

waren die ersten Anlässe für den bloß toleranten Kaiser, in positiv kirchlichen Streitigkeiten zu interveniren, denn von Neutralität konnte, nachdem er sich einmal mit der Kirche eingelassen, natürlich keine Rede mehr sein. Constantin zeigte hier wie später bei der viel umfassendern arianischen Spaltung in der Regel großen Takt (s. unten); er erklärte sich zwar für die eine Partei, gestattete derselben aber keinerlei strafende Machtübung gegen die andere. Die Einheit der Kirche war ihm ohne Zweifel wünschbar, weil sie als Parallele zur Einheit der Macht erschien; allein er wußte sich auch auf eine hadernde und getrennte Kirche gar wohl einzurichten und war weit entfernt die Kaisermacht selber zu compromittiren durch Hartnäckigkeit und Strenge für oder wider Dinge und Menschen, die ihm keinen Fanatismus einzuflößen im Stande waren. Das Verhalten der Christen gegen Verfolgungen jeder Art hatte er gründlich beobachtet; gerade die beiden eben genannten Spaltungen wären durch nichts so unfehlbar gesteigert worden als durch neues Martyrthum. Freilich mußte er ahnen, daß nicht alle seine Nachfolger sich hierin so unabhängig halten würden; hießen sie einmal Christen, so war vorauszusehen, daß sie auch persönlich dem Eifer für oder gegen streitige Lebensformen der Kirche anheimfallen mußten. Doch zeigte die Folge, daß die Kaisermacht anderweitig stark genug gegründet war, um hier selbst durch die extremsten Versuche (wie z. B. der Bilderstreit des achten Jahrhunderts) sich nicht aus den Fugen heben zu lassen.

Constantin's Verhältniß dazu.

Die Geistlichen als Corporation oder Stand erhielten zunächst von Constantin die Befreiung von allen öffentlichen Verpflichtungen (munera),[1]) welche theils in lästigen Aemtern, theils in Abgaben bestanden oder in dem verrufenen Decurionat Beides vereinigten. (Dem sofortigen Zudrang der befreiungslustigen Reichen zum geistlichen Stande mußte

Rechte und Dotation des Clerus.

313 und 319.

[1]) Cod. Theodos. XVI. 2.

schon im nächsten Jahre durch ein ganz rohes allgemeines Verbot begegnet werden, welches dann wahrscheinlich nicht selten umgangen wurde.) Das zweite bedeutende Zeichen corporativer Anerkennung erhielt die Kirche durch die Erlaubniß Erbschaften anzunehmen,[1]) welche ihr denn auch nicht fehlten. Später, wahrscheinlich nach dem Siege über Licinius [2]) wurde der Kirche geradezu eine bedeutende Staatsbesoldung vorzüglich in Landstücken und Kornrenten ausgeworfen. War ihr auf diese Weise eine reichliche Existenz und die Gründung eines großen Besitzes gesichert, so gab der Staat auch noch ein Stück seiner Macht in den Kauf; die Christen hatten bisher ihre Streitigkeiten, ehe sie vor den weltlichen, heidnischen Richter gingen, gerne durch die Bischöfe, als eine Art Friedensrichter, schlichten lassen, von deren Spruch sie noch immer appelliren durften; dieses Appellationsrecht hob Constantin auf und machte die Entscheide der Bischöfe wenn man sich einmal an diese gewandt, obligatorisch. Dadurch war jede Concurrenz des weltlichen Richters mit dem geistlichen abgeschnitten und einschließlich auch die Gelegenheit zu einem Streit zwischen beiden, welcher jetzt gleich gefährlich gewesen wäre, mochte der weltliche Richter noch Heide oder schon Christ sein. Diese Erwägung allein erklärt das so außerordentliche, jedem kräftigen Staatswesen scheinbar so gefährliche Zugeständniß. Constantin hat hier, wie in der Behandlung des Kirchlichen überhaupt, nicht etwas Neues aus eigener Wahl eingeführt, sondern das auch ohne Ihn Vorhandene constatirt und geregelt. Es ist leicht, vom Standpunkt moderner Theorien aus ihn zu tadeln, daß er die Kirche und den Staat nicht schärfer getrennt hielt,[3])

320.

321.

Drohende Verschmelzung von Kirche und Staat.

[1]) Cod. Theodos. XVI, 2.

[2]) Wie man aus Sozom. I, 8. schließen möchte. Vgl. Euseb. vita C. IV, 28. — Hist. eccl. X. 6 giebt die provisorische Dotation afrikanischer Kirchen.

[3]) Neander braucht die treffenden Ausdrücke: Christianisirung des Staates und Politisirung der Kirche.

9. Abschnitt. allein was sollte er machen, wenn durch einen allgewaltigen Drang der Zeit die Kirche ihm unter den Händen zum Staat und der Staat zur Kirche wurde? Wenn jeder christliche Beamte in seinem Geschäftskreise, jeder Richter auf seinem Tribunal durch Vermischung religiöser und bürgerlicher Gesichtspunkte an seiner Pflicht irre werden konnte? Wenn die Intercession eines Bischofs oder eines für heilig geachteten Einsiedlers [1]) für oder gegen irgend einen Menschen, irgend ein Verhältniß Alles in Confusion zu bringen vermochte? Die Theokratie, welche sich hier entwickelte, war nicht das Werk des einzelnen kirchenschützenden Kaisers und eben so wenig die bewußte Gründung einzelner besonders schlauer Bischöfe, sondern das große, nothwendige Resultat eines weltgeschichtlichen Processes. Der Contrast zwischen der Größe der Idee und den menschlichen Schwächen, die der Einzelerscheinung ankleben, ist allerdings oft störend und widrig genug, hebt aber die historische Nothwendigkeit nicht auf.

Cölibat. Merkwürdig ist die rasche theoretische Steigerung der Ansprüche, welche der einmal über die Gesellschaft emporgehobene Clerus an sich und andere stellte. Bereits war vom Cölibat die Rede; der Staat mußte die früher auf den ehelosen Stand gesetzten Bußen aufheben; [2]) und wenn nicht auf dem Concil von Nicäa gerade ein Ascet, Bekenner und Dämonenbanner ohne Gleichen, der alte blinde Paphnutius, [3]) sich dagegen erhoben hätte, so wäre vielleicht schon damals ein für alle Geistlichen bindender Beschluß durchgegangen. Die Ordination oder Weihe erhielt immer mehr einen mystischen Werth und wurde im Verhältniß zu Menschen und Dingen sogar magisch, als Mittheilung übernatürlicher

1) Ein Beispiel der letztern Art bei Socrates I, 13.

2) Gesetz vom J. 320, Cod. Theodos. VIII. 16. Vgl. Euseb. vita C. IV, 26.

3) Socrates, Hist. eccl. I, 11. Sozom, 1, 10 Athanas. vita Anton. col. 468.

Kräfte aufgefaßt. Im Innern der Prieſterkaſte ſelber wurden die alten Unterſchiede ſchärfer aufgefaßt und neue geſchaffen; der Presbyter ſchied ſich vom Diacon, der Biſchof vom Presbyter; unter den Biſchöfen ſelbſt gab es je nach dem Rang ihrer Städte auch ſehr verſchiedene Stufen des Einfluſſes, der ſich dann hauptſächlich in den fünf (ſpätern) Patriarchenſitzen Rom, Alexandrien, Antiochien, Conſtantinopel und Jeruſalem concentrirte. Um das biſchöfliche Amt als ſolches in einem höhern Werthe zu erhalten, ſchaffte man nicht lange nach Conſtantin den unterſten Grad, die ſogenannten Landbiſchöfe (χωρεπίσκοποι), d. h. die Biſchöfe der Flecken ohne Stadtrang, völlig ab. Je nach der Wichtigkeit eines Ortes, dem Ehrgeiz der Betreffenden und der etwa ſchon vorhandenen Parteiung war die Biſchofswahl bisweilen eine Sache des heftigſten Kampfes, der in einzelnen Fällen die ganze Kirche erſchütterte. Was ſich vordrängte und durchſetzte, war ſelten das Beſte; rhetoriſche und politiſche, namentlich finanzielle Talente, ja der perſönlichſte Einfluß trugen fortan gar zu oft über den wahrhaft Berufenen den Sieg davon. — Nach unten hin erweiterte ſich die Hierarchie nicht bloß wie bisher durch die Klaſſen der Thürhüter und Akoluthen, ſondern durch eine große handfeſte Dienerſchaar, die ſogenannten Parabolanen oder Foſſores, d. h. Krankenwärter und Todtengräber, deren in Conſtantinopel allein bei tauſend, in Alexandrien etwa die Hälfte waren.

Dieſer mächtigen und reichen Kirche fehlte es bald auch nicht mehr an der glänzendſten äußern Repräſentation; der Cultus wurde verherrlicht durch die prächtigſten Kirchenbauten und durch ein impoſantes Ritual; das Leben der höhern Geiſtlichen wurde (wenigſtens in den großen Städten) ein fürſtliches. Doch traten dieſe ſehr natürlichen Conſequenzen erſt unter den Söhnen Conſtantin's und ſpäter deutlich zu Tage. Vorzüglich in einer Hinſicht konnte man inne werden, welcher Mittel der Macht der Staat ſich entäußert

9. Abschnitt. hatte; die ganze, unermeßliche Beneficenz mit ihrem Einfluß auf die Massen lag, zum Theil durch seine Schenkung, in den Händen der Geistlichen, welche an vielen Orten Armenhäuser, Gasthäuser, Pfrundhäuser, Waisenhäuser, Spitäler u. a. gemeinnützige Anstalten gründeten, während der Staat mit dem Einzelnen nur noch durch Soldaten und gewaltthätige Steuereinnehmer in Berührung kam.

Wer wollte es diesem Clerus auf die Länge wehren, wenn er sich nach Bekehrung der heidnischen Majorität als Staats-Regierung constituirte? Welche Mittel behielt der Herrscher überhaupt noch übrig, um der Herr, wenigstens nicht der Diener oder gar der Pensionirte seiner Priester zu bleiben? Bereits hatten in der Apostelkirche zu Constantinopel der Kaiser und die dortigen Bischöfe zugleich ihr Begräbniß, „sintemal das Priesterthum an Ehren der Herr„schaft gleich ist und ihr an heiliger Stätte sogar voran„geht.“ [1])

Macht des Staates im Verhältniß zur Kirche.

Bei näherer Betrachtung findet man, daß doch für den Kaiser und seine Macht auf alle Weise gesorgt war. Zum ersten erscheint es als ein Glück für den Imperator, daß das alte Testament, so oft es auch die Könige und die Hohenpriester von Israel im Zwiespalt schildert, doch keine theokratische Revolution gegen das Königthum als solches meldet, sondern die Abschaffung des letztern Gott und dem König von Babylon anheimstellt. An das alttestamentliche Staatswesen nämlich wurde jeden Augenblick appellirt als an das einzige nicht heidnische Präcedens; man übersah ganz wie zur Zeit der englischen Puritaner, daß dasselbe einem vergangenen, besondern Volksthum entsprochen hatte; das neue Testament aber, an welches man sich gewiß lieber gewandt hätte, läßt sich bekanntlich weder auf Staatsformen noch auf Nationalitäten ein, weil seine Bestimmung eine universelle ist.

[1]) Sozomenus II. 34. Vgl. Socrates I. 40.

So lange nun der Kaiſer ſich als rechtgläubig geben konnte, war ihm nichts anzuhaben; was er ſonſt als Menſch und Regent war, kam weiter nicht in Betracht. Auf die Stellung Conſtantin's ſelber, dem unmäßig geſchmeichelt wurde, darf ſich die Geſchichte weiter nicht berufen, es blieb aber auch zu Gunſten ſpäterer Kaiſer eine Theorie des göttlichen Rechtes übrig, welche der Vergötterung heidniſcher Imperatoren nichts nachgab und ſie an Aufrichtigkeit bei Weitem übertraf. „Wenn der Kaiſer den Namen Auguſtus „empfangen hat, (heißt es gegen das Ende des vierten Jahr„hunderts [1]) ſo iſt man ihm wie einem gegenwärtigen und „leibhaftigen Gott Treue und Gehorſam und raſtloſen Dienſt „ſchuldig. Denn im Frieden und Krieg iſt es ein Dienſt „Gottes, wenn man Dem treu anhängt, der auf Gottes „Anordnung herrſcht."

Aber auch materiell war das Kaiſerthum mit ſeiner barbariſirten und in religiöſen Dingen neutralen Kriegsmacht und ſeinem Verwaltungsſyſtem gar zu ſtark etablirt, als daß es der reinen Prieſterregierung zu weichen gebraucht hätte.

Und endlich war Conſtantin beſonnen oder glücklich genug geweſen, ſich ſelber zum Haupt und Centrum der Kirche zu machen und ſeinen Nachfolgern außer dem übrigen Erbe der Macht auch dieſe Poſition wohlbefeſtigt zu hinterlaſſen.

Wir kennen bereits ſeinen Anſpruch, ſich als „gemeinſamer Biſchof" zu geberden. Dieß war keine bloße Redensart; die Kirche hatte wirklich keinen andern Mittelpunkt. Zunächſt zeigte ſich dieß bei den Biſchofswahlen, auf welche in allen wichtigern Fällen der Hof einen maßgebenden Einfluß ausüben konnte, indem die Biſchöfe der betreffenden Provinz, welche ſich verſammelten und der verwaisten Gemeinde einen neuen Hirten vorſchlugen, auf kaiſerliche Wünſche Rückſicht nahmen, weil ſie ſelber durch kaiſer-

[1]) Vegel. de re milit. II. 5. bei Anlaß des Kriegseides.

9. Abſchnitt. liche Gunſt noch höher zu ſteigen hoffen konnten. Um ihre Stellung ganz auszunützen, hätte dieſe Kirche vor Allem einer höhern Denkweiſe bedurft. Ferner war bei den großen Reichsſynoden der Kaiſer ſchon im Vortheil, inſofern er Zeit und Ort feſtſetzte, noch mehr aber, inſofern gar Manche nur ſeinen Willen zu errathen ſuchten um demgemäß zu ſtimmen. War er nicht ſelbſt anweſend, ſo ſchickte er ſeine Commiſſäre mit großen Vollmachten hin, und ſchließlich behielt er ſich ſeine Genehmigung vor, ohne welche kein Concilsbeſchluß gültig war, mit welcher er dagegen zum Reichsgeſetz erhoben wurde. Und am Ende waren die Synoden mit ihrer Gleichheit des Stimmrechtes ein treffliches Mittel, der Uebermacht der vornehmern Biſchofsſtühle entgegen zu arbeiten, ſobald dieſelbe dem Hofe irgend bedenklich erſchien.

Die Reichsſynoden.

Die Idee eines Concils, wie ſie ſich ſchon in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums ausgebildet hatte, war eine erhabene: daß auf einer Verſammlung der Vorſteher chriſtlicher Gemeinden, wenn ſie ſich zu wichtigen gemeinſchaftlichen Berathungen andächtig vorbereitet, der Geiſt Gottes ruhe. Ein Gefühl dieſer Art wird über jede Verſammlung kommen, deren Beſchäftigung die höchſten Dinge betrifft und deren Mitglieder vielleicht jedes einzeln das Leben an die Sache gewagt hat oder wagen wird. Allein die Zeit der triumphirenden und verweltlichten Kirche, deren Concilien immer häufiger und glänzender wurden, zeigt im Weſentlichen ſehr raſch das Bild der traurigſten Ausartung.

325. Der erſte große Anlaß war das Concil von Nicäa, deſſen Hauptziel die Beſeitigung der arianiſchen Streitigkeiten ſein ſollte. Es iſt eines der unleidlichſten Schauſpiele in der ganzen Geſchichte, die kaum aus den Verfolgungen gerettete Kirche, vorzugsweiſe der öſtlichen Reichslande, vom heftigſten Kampf über das Verhältniß der Perſonen in der Dreieinigkeit ganz in Beſchlag genommen zu ſehen. Orientaliſcher Starrſinn und griechiſche Sophiſtik, die ſich in die Biſchofsſtühle getheilt, martern ſich und den Buchſtaben der

Die Orthodoxie und ihr einſeitiges Vorherrſchen.

Schrift um irgend ein Symbol hervorzubringen, welches das Unbegreifliche begreiflich und irgend eine Auffaſſung deſſelben allgemeingültig machen ſoll; der Streit geht vom Homouſios und Homoiuſios („gleich und ähnlich") aus durch hundert Metamorphoſen und mehrere hundert Jahre weiter und zerſprengt die orientaliſche Kirche in Sekten, deren eine als orthodox-griechiſche Kirche dem byzantiniſchen Kaiſerthum zur Seite bleibt. Eine Menge anderer, zum Theil ſehr weltlicher Intereſſen hängen ſich an den Kampf und verſtecken ſich unter ihm, ſo daß er das Anſehen eines bloßen heuchleriſchen Vorwandes gewinnt. Die Kirche höhlt ſich innerlich aus um dieſes Haders willen; ſie läßt den innern Menſchen darben vor lauter Rechtgläubigkeit und büßt, ſelber entſittlicht, die höhere ſittliche Wirkung auf den Einzelnen völlig ein. Und dennoch, welche hohe weltgeſchichtliche Bedeutung hat dieſes an ſich ſo widrige Treiben! Dieſe Kirche und ihre Nebenſekten, erſtarrt und von aller Entwicklung abgeſchnitten, ſollte noch anderthalb Jahrtauſende hindurch unter dem Druck fremder Barbaren die Nationalitäten zuſammenhalten, ja ſogar deren Stelle vertreten, denn ſie war ſtärker als Staat und Cultur und deßhalb überlebte ſie beides; in ihr allein exiſtirt die Quinteſſenz des vielleicht nicht zukunftloſen Byzantinismus fort; die Orthodoxie iſt die Seele deſſelben.

Somit muß zugeſtanden werden, daß jene Kämpfe um die zweite Perſon der Trinität ihre weitreichende hiſtoriſche Berechtigung hatten. Wir wollen uns gleichwohl hüten, das Dogmatiſche daran weiter zu verfolgen, vielmehr uns auf einige Andeutungen beſchränken in Betreff des Verhältniſſes von Regierung und Clerus, wie es beim Concil von Nicäa und in den nächſtfolgenden Ereigniſſen zu Tage kam.[1])

[1]) Eine genügende Ueberſicht z. B. bei Gfrörer, Allg. Kirchengeſchichte Bd. II, S. 199 ff.

9. Abschnitt. Der Arianismus.

Als der alexandrinische Presbyter Arius mit seinen Lehren von der Unterordnung des Sohnes unter den Vater auftrat, erhob sich gegen ihn der alexandrinische Diacon Athanasius und der Bischof selbst, Namens Alexander. Dieser berief schon im Jahre 321 eine Synode der Bischöfe von Aegypten und Libyen, welche den Arius entsetzten und bannten. Damit war seiner Lehre und Stellung eine Wichtigkeit zugestanden, die sie an sich nicht gehabt hätte; das Aufsehen und die Parteinahme wuchs auf beiden Seiten unermeßlich durch Predigt, Werbung und Correspondenzen. Da auch der Bischof Eusebius von Nicomedien für den wunderlichen und eiteln, aber nicht unpraktischen Arius[1]) Partei ergriff, so gewann der Streit sehr bald das Ansehen eines Kampfes zwischen den Stühlen von Alexandrien und Nicomedien; auch hier (oder in der Nähe) wurde nun eine Synode gehalten, und diese erklärte sich zu Gunsten des Arius. Damals neigte sich auf diese Seite auch Euseb von Cäsarea, welcher später im „Leben Constantin's" eine Darstellung des Streites giebt, die an Unredlichkeit und absichtlicher Dürftigkeit einzig in ihrer Art ist.

323. So standen die Dinge, als Constantin in Folge des letzten Krieges gegen Licinius sich des Orients bemächtigte. Er erbte den Zwiespalt in seiner vollen Blüthe. Sein Interesse und seine Neigung mußten unbedingt dahin gehen, die Sache beizulegen, sei es durch Vermittlung oder durch Zutritt zur stärkern oder intelligentern Partei, oder durch ein kluges Balanciren beider Parteien.

Die Intriguen.

Einer der vornehmsten Bischöfe des licinischen Reiches, eben jener Euseb von Nicomedien, der schon früher bei Constantia, der Schwester des Kaisers und Gemahlin des Licinius viel vermocht hatte, zog ihn zunächst halb und halb auf die arianische Seite. Aber ein Hoftheologe des West-

[1]) Um dem Volk seine Lehre beizubringen, dichtete Arius Schiffer-Müller- und Marsch-Lieder zu singbaren Weisen. Philostorg. II, 2.

reiches, Bischof Hosius von Corduba, der seinen ältern Einfluß bei Constantin selber gefährdet sah, verständigte sich mit dem Bischof von Alexandrien und wirrte die Dinge so durcheinander, daß der Kaiser nur in der Berufung eines allgemeinen Concils das Heil erkannte; ohnedieß mußte ihm der Anlaß willkommenen sein, die Geistlichkeit seines neuen Reiches persönlich kennen zu lernen und ihr persönlich zu imponiren, dem gefährlichen Unwesen selbständiger Provincialsynoden aber ein zweckmäßiges Ende zu machen. Von den 318 Bischöfen, die sich zu Nicäa einfanden, waren Juni 325.
kaum ein halbes Dutzend Occidentalen; der Bischof Sylvester von Rom erschien nicht einmal in Person, sondern sandte zwei Presbyter, gemäß dem richtigen Takte, welcher auch seine Nachfolger von dem Besuche der orientalischen Synoden abhielt. Uebrigens waren auch aus den vielleicht tausend orientalischen Bischöfen nur diejenigen durch kaiserliche Cabinetsschreiben [1]) eingeladen worden, welche man zu bestimmen oder zu überstimmen hoffen durfte.

Als nun der „aus bunten Blumen gewundene große Priesterkranz", das „Abbild des Apostelreigens," die „Wiederholung des ersten Pfingstfestes" beisammen war, als sich außer den Bischöfen auch ein zahlreiches priesterliches Geleit und eine Menge „der Dialektik erfahrene Laien" in Nicäa eingefunden, eröffnete Constantin in Person die Synode. Er starrte von Purpur, Gold und Edelsteinen und Eusеb vergleicht ihn in diesem Aufzug mit einem Engel des Herrn vom Himmel. Aber es blieb nicht bei diesem persönlich imposanten Auftreten. Im Verlauf der Verhandlungen zeigte es sich, daß Hosius den Kaiser gegen die Arianer gestimmt hatte und daß er und seine Partei die große Masse der Unentschiedenen auf alle Weise, namentlich durch Hinweisung auf kaiserliche Gunst in diesem Sinne mit Erfolg bearbeitete. Weder die Reden des Arius, noch die Gegenreden des

Concil von Nicäa.

[1]) Euseb. vita Const. III, 6. s.

9. Abſchnitt. Athanaſius zu Ehren der Ewigkeit des Sohnes waren es alſo, was den Ausgang entſchied. Die Debatte wurde zuletzt durch ein kaiſerliches Machtgebot beendigt, indem Conſtantin auf dem fraglichen Ausdruck Homouſios gegen den Willen der Majorität beſtand, worauf dieſe Majorität ſich geduldig fügte. Nur zwei Biſchöfe verweigerten ihre Unterſchrift und verdienen deßhalb genannt zu werden, ſelbſt wenn ſie aus unreligiöſem Starrſinn ſo gehandelt haben ſollten: Theonas von Marmarica und Secundus von Ptolemais. Ihr Lohn war Abſetzung und Verbannung. Euſeb von Nicomedien unterſchrieb, da ihm aber der Sturz geſchworen war, verlangte man von ihm und den andern noch die Unterſchrift eines Zuſatzartikels, wodurch er ſeine eigene frühere Anſicht verfluchen ſollte; auf ſeine Weigerung hin wurde auch er nach Gallien verbannt, ebenſo Theognis, Biſchof von Nicäa. Arius ſelber wurde nach Illyrien verwieſen.

Conſtantins Wille entſcheidet.

Conſtantin aber hatte ſeinen orientaliſchen Clerus nun kennen und großentheils verachten gelernt. Wie hatten ſich dieſe Männer, welche das Reich aus den Angeln heben konnten, vor ihm gebeugt! Viele [1]) hatten einander durch geheime Anklageſchriften bei ihm verzeigt; er ließ dieſe Libelle verbrennen und vermahnte ſie zur Eintracht! — Vor der Abreiſe war noch großes Feſtmahl bei Hofe: „ein Kreis von „Leibwachen hütete mit blanken Schwertern die Pforte des „Pallaſtes; aber die Männer Gottes ſchritten furchtlos mit„ten hindurch und gelangten bis in die innern Gemächer.“ [2]) Der Kaiſer gab ihnen noch Geſchenke und Friedensermahnungen mit auf den Weg. An die Gemeinde von Alexandrien ließ er ſchreiben: „Was dreihundert Biſchöfen gefallen hat, iſt „nichts anderes als der Wille Gottes.“

Weiterer Verlauf.

Allein nun fing der Streit erſt recht an. Conſtantin, der zu der theologiſchen Seite der Frage gar kein innerliches

[1]) Socrates I, 8.

[2]) Euseb. l. c. III, 15.

Verhältniß hatte, fand drei Jahre später, vorgeblich auf Anregung eines von der sterbenden Constantia empfohlenen arianischen Presbyters, eine neue Wendung für passend, vielleicht sogar für gerecht. Arius und alle übrigen Abgesetzten wurden aus der Verbannung zurückgerufen; Hosius wurde gestürzt oder verschwand wenigstens für sehr lange Zeit aus den Geschäften; das Bisthum Antiochien wurde so zu sagen im Sturm genommen und mit einem Arianer besetzt, wobei sich die abscheulichsten Händel ereigneten, und die ohnedieß gefährliche Bevölkerung der Stadt tief aufgerührt wurde. Eusеb von Nicomedien, der bei diesen Vorkommnissen die erste Rolle spielte, versuchte sich nun auch an dem verhaßten Stuhl von Alexandrien. Allein er fand denselben nunmehr von einem gewaltigen Gegner, von Athanasius besetzt. Dieses ist der erste ganz consequent durchgebildete von jenen Hierarchencharakteren der mittelalterlichen Kirche; von Kindheit [1]) auf durchdrungen von der Würde des priesterlichen Amtes, voll von großen Ideen und Zwecken, wie z. B. die Bekehrung von Abyssinien, ohne Menschenfurcht oder irgend eine Rücksicht auf Verhältnisse, die dem Princip in den Weg treten könnten, bereit zu jedem Opfer sobald es die Sache gilt, zugleich aber hart gegen Andere wie gegen sich, ohne Fähigkeit, ihren Standpunkt anzuerkennen und in den Mitteln nicht immer bedenklich. Es ist gar nicht zu verkennen, daß das Schicksal der Orthodoxie die nächstfolgende Zeit über — so weit wir urtheilen können — an seiner Person hing. Constantin verlangt von ihm die Rehabilitation des Arius; er weigert sich und man läßt ihn gewähren. Darauf bringen die Gegner alberne politische Verläumdungen vor, weil Constantin nicht religiös zu erbittern war; Athanasius eilt an den Hof und gewinnt den Kaiser persönlich für sich. Endlich glauben die Gegner

328.

Athanasius.

[1]) Wie er als Knabe mit seinen Genossen das Priesterwesen nachmacht und den Bischof vorstellt, erzählen Socrates I, 15. Sozom. II, 17.

9. Abschnitt. das rechte Mittel gefunden zu haben; sie verklagen den Bischof bei Constantin als intolerant, als Verfolger der meletianischen Sekte, welche zu Nicäa sich den Kirchenfrieden erworben hatte. Athanasius war hier wirklich nicht ganz schuldlos, allein man hatte die Meletianer absichtlich gegen ihn aufgehetzt. Der Kaiser bestimmt zur Untersuchung eine Synode, welche zu Cäsarea in Palästina sich versam-
331. meln sollte; Athanasius aber erklärt: vor einer Behörde, die nur aus seinen Todfeinden bestehe, werde er sich nicht stellen. Und noch einmal giebt Constantin nach! Doch überwogen zuletzt die unaufhörlichen Anklagen und so kam es
335. im folgenden Jahre wirklich zu einer Synode, und zwar in Tyrus, von wo die versammelten Väter dann sofort nach Jerusalem ziehen sollten, um der Einweihung der Kirche des heiligen Grabes beizuwohnen. Das Präsidium führte ein vornehmer Hofbeamter Dionysius. Die schwersten Anklagen (S. 276) machte Athanasius hier glänzend zu nichte, wegen der geringern ging eine parteiische Untersuchungscommission nach Alexandrien, auf deren Aussagen hin endlich eine Verurtheilung erfolgte; die Arianer triumphirten hier wie in Nicäa die Orthodoxen. Aber fast im gleichen Augenblick war Athanasius schon wieder am Hofe; „als ich ge„rade (schrieb der Kaiser) in Constantinopel einritt, begeg„nete er mir plötzlich mit den Seinigen; Gott ist mein „Zeuge, daß ich ihn nicht einmal sogleich erkannte, anfangs „auch gar nichts von ihm wissen wollte" ꝛc. Die Folge dieses Zusammentreffens war, daß Constantin die Väter von Tyrus zu schleuniger Rechtfertigung ihres Betragens und ihrer Beschlüsse nach der Hauptstadt citirte. Da wagten sie den ersten Ungehorsam; statt aller erschienen nur die sechs Häupter der Partei und nun gab Constantin, obwohl nicht unbedingt, nach, und verbannte den Athanasius nach Trier, verfügte aber, daß der Stuhl von Alexandrien nicht besetzt werden dürfe, offenbar in der Absicht, den Athanasius

zu gelegener Zeit wieder einzusetzen.[1]) Es ist nicht leicht zu entscheiden, ob Constantin etwa vor dem Trotz der Bischöfe erschrack, oder was sonst seinen Entschluß leitete; die Kläger sagten ihm, Athanasius habe gedroht, die Abfahrt der ägyptischen Kornflotte hindern zu wollen, allein dieß glaubte ihnen der Kaiser wahrscheinlich nicht, selbst wenn er sich gläubig stellte. Darauf beschied er den Arius nach Constantinopel, wie es schien in der huldreichsten Absicht. Aber nach einem Besuch im kaiserlichen Pallaste wurde Arius 336.
auf der Straße plötzlich unwohl und verschied gleich darauf in einer nahen öffentlichen Latrine, welche noch nach hundert Jahren als Merkwürdigkeit gezeigt wurde. Ob er Gift bekommen hatte und von wem, bleibt zweifelhaft; Constantin hatte kein Interesse dabei.[2])

Constantin's Kirchenpolitik.

Sein ganzes Streben war offenbar dahin gerichtet, die kirchlichen Parteien in der Schwebe zu halten und keiner sich bleibend hinzugeben. Er ließ sie daher abwechselnd siegen und sorgte nur immer durch kräftige Eingriffe dafür, daß man Ihn und seine Macht nicht vergaß. Er sah wahrscheinlich von Anfang an, daß der Streit großentheils um des Streites willen geführt wurde und daß alles Versöhnen am unrechten Orte angebracht wäre. Hierin versahen es seine Nachfolger, weil sie selber ernstlich in den theologischen Fragen befangen waren und der von ihnen unterstützten Partei die Hände frei ließen zu Gewaltthat und Rache. Bei ihm dagegen konnte die Toleranz in religiösen Dingen als ein Grundprincip alles Denkens und Handelns gelten; sie war nur die Aeußerung seiner innern Neutralität.

[1]) Daß er ihn vor der Wuth der Gegner in Sicherheit bringen wollte, wie in einem Briefe Constantin's II. behauptet wird, ist gar nicht durchaus unwahrscheinlich. Socrat. II, 3.

[2]) Socrates I, 38 läßt den Arius durch den orthodoxen Bischof Alexander von Constantinopel todt beten und sucht in seiner Beschreibung des Todesfalles indirekt dem Verdacht der Vergiftung zu begegnen. Sozom. II, 30.

9. Abschnitt.

Ketzertoleranz.

Ein lebendiges Zeugniß hievon besitzen wir noch in dem bekannten Ketzeredict,[1]) aus den letzten Jahren vor seinem Tode. Der geistliche Concipient fährt die Ketzer auf das härteste an, so viele ihrer sind, Novatianer, Valentiner, Marcioniten, Kataphryger u. a.; allein es bleibt nach allen Schimpfworten dabei, daß man ihnen ihre Versammlungslocale wegnimmt. Euseb jubelt: „sie wurden vertrieben, „ausgetrieben wurden sie wie die Thiere!" — allein man bemerkt wohl, daß ihm dieses lange nicht genügte. Von den Novatianern wird ausdrücklich bemerkt, Constantin habe sie nur etwas erschrecken wollen; eigentliche Verfolgungen trafen wie es scheint bloß die Montanisten oder Kataphryger, welche als Fanatiker gefährlich werden konnten, und auch diese blieben wenigstens in Phrygien, dem Heimatland der Sekte, unangefochten. Es kommen allerdings in Constantin's Maßregeln einzelne wunderliche Inconsequenzen vor; nach der Verdammung des Arius ergeht z. B. ein Befehl[2]) an alle Kirchen, dessen Schriften zu verbrennen, mit den Schlußworten: „Wer ein Buch verhehlt, wird getödtet. Gott erhalte Euch" — allein den Arius selber ließ man ruhig in der Verbannung leben und zog ihn nachher wieder zu Ehren.

Blick auf die spätern Regierungen.

Nach Constantin's Tode verfallen gleich seine Söhne ganz persönlich den kirchlichen Parteien; sie waren dazu erzogen und die Schändlichkeit ihres Charakters hinderte sie nicht daran. Sokrates (II, 2) erzählt z. B. wie Constantius für den Arianismus gewonnen wurde; ein ungenannt gebliebener Presbyter, welcher ihm das Testament seines Vaters überbracht haben soll und sich bei diesem Anlaß am

[1]) Euseb. l. c. III, 63—66. Sozom. II, 32. — Ein Gesetz vom J. 326, Cod. Theodos. XVI, 5 nimmt zwar die Ketzer von allen Befreiungen aus, welche den Rechtgläubigen gelten, und droht jenen mit bürgerlichen Lasten aller Art, aber ganz ins Unbestimmte hinein.

[2]) Socrates I, 8.

Hofe feſtſetzte, brachte zuerſt den Großkammerherrn Euſebius, einen Eunuchen, auf die arianiſche Seite, dann auch die übrigen Eunuchen; dieſe und der Presbyter gewannen dann auch die Kaiſerinn; endlich entſchied ſich Conſtantius ſelbſt. Darauf parteite ſich die ganze Hofdienerſchaft, die militäriſche Suite und die Stadt Conſtantinopel. Im Pallaſt disputirten Eunuchen und Weiber, während in der Stadt jedes Haus der Schauplatz eines „dialektiſchen Krieges" wurde, und dieſes Weſen verbreitete ſich über den ganzen Orient, während Conſtantin II. und nachher Conſtans im Weſten athanaſianiſch geſinnt waren. Im Verlauf der Dinge kommt es bald zu den ſcheußlichſten Verfolgungen, Verbannungen, Ermordungen; alle Martern und Henkerskünſte der maximiniſchen Zeit kehren ſtellenweiſe wieder;[1]) Abendmahl und Taufe ſogar werden der Gegenſtand polizeilichen Zwanges und die Beſetzung der Biſthümer fällt dem heftigſten Factionsweſen anheim.

Dieſe weitern Kriſen gehören nicht mehr zu unſerer Aufgabe. Neben dieſer von heilloſem Starrſinn und Ehrgeiz, von der abſurdeſten Dialektik zerriſſenen Kirche erwuchs damals der Knabe Julian, kaum gerettet aus dem allgemeinen Mord, den Conſtantius über die eigene Familie verhängt hatte. Ihn und ſeinen Bruder Gallus erzog man auf der Villa Macellum im entlegenen Cappadocien zu Geiſtlichen; ihre Erholung beſtand darin, dem heiligen Märtyrer Mamas eine Kapelle zu bauen. Unter dieſen Eindrücken bildete ſich der künftige heidniſche Reactionär aus.

Das kirchliche Leben.

Man darf aber nicht vergeſſen, daß es neben dieſer im Siege ſo raſch ausgearteten Kirche noch eine Religion gab. Die ſchönen ſittlichen Folgen der Einführung des Chriſtenthums entziehen ſich nur allzuſehr dem Blicke, während der dogmatiſche und hierarchiſche Hader ganz unverhältnißmäßig

[1]) Vgl. z. B. Socrates II, 26. 27. 28. 38. IV, 16. Sozom. VI, 14.

9. Abſchnitt. ſich vordrängt. Die großen Männer dieſer und der nächſtfolgenden Jahrzehnde, Athanaſius, Baſilius, Gregor von Nazianz, Hieronymus, Chryſoſtomus tragen wohl neben ihrer Religioſität ein mehr oder weniger ſtarkes Gepräge äußerlicher Kirchlichkeit, und erſcheinen deßhalb einſeitiger, unangenehmer als die großen, ganzen harmoniſchen Menſchen des Alterthums, allein ihr Lebensprincip iſt ein höheres, incommenſurables.

Verhältniß zum Weltleben.

Vor Allem darf man die ſittlichen Folgen des Chriſtenthums bei den tiefern Naturen nicht etwa nach der Anſchauung eines Euſeb bemeſſen, welcher ohne Weiteres für den Uebertritt zum Chriſtenthum das irdiſche Glück und die Herrſchaft als Gotteslohn poſtulirt.[1]) Es handelte ſich vielmehr um ein ganz neues Verhältniß zu den irdiſchen Dingen, deſſen man ſich bald mehr bald weniger bewußt wurde. Der große Haufe richtete ſich im Chriſtenthum ſein Leben ein ſo genußreich als es eben ging und als die Sittenpolizei des Staates zuließ; die ernſtern Menſchen dagegen entſagten manchen Genüſſen ganz; und in Betreff ihrer weltlichen Güter fanden ſie ſich theils zur Mittheilung an die Armen und an die Kirchen verpflichtet, theils zu einer gänzlichen Entſagung für ihre Perſon. Die beiden großen praktiſchen Lebensäußerungen des damaligen Chriſtenthumes ſind die Beneficenz und die Aſceſe, wenn wir eine dritte, nämlich die Miſſion bei heidniſchen Völkern als eine faſt ausſchließliche Angelegenheit des Clerus, hier übergehen dürfen.

Behandlung der Sklaven.

Was die Beneficenz betrifft, ſo konnte der Chriſt ſie nach dem bekannten Sprichwort zunächſt im eigenen Hauſe ausüben, gegen ſeine Sklaven,[2]) theils durch milde Behandlung, theils durch Freilaſſung (Manumissio). Die Sklaverei an und für ſich galt nicht als unrecht; ſelbſt Klöſter durften noch viel ſpäter Sklaven beſitzen; doch wurde es

[1]) Euseb. l. c. I, 3. 4. 19. u. a. a. O.

[2]) Vgl. Möhler, geſammelte Schriften und Aufſätze, Bd. 2.

schon frühe als ein gutes Werk betrachtet, zu manumittiren, wie denn unter Diocletian der römische Stadtpräfekt Chromatius 1400 Sklaven frei ließ. Am Ende des vierten Jahrhunderts kommen in dem andächtigen Kreise des heiligen Hieronymus noch viel massenhaftere Freilassungen vor, allerdings bei Solchen, welche der Welt überhaupt entsagten; doch verlangte bereits gleichzeitig Chrysostomus die unbedingte Abschaffung der Sklaverei. Martin von Tours, als er in seiner Jugend Soldat war, behielt zwar seinen einzigen Sklaven, übte sich aber in der Demuth, indem er demselben oft die Schuhe auszog und ihn bei Tisch bediente.[1] Bereits Constantin hatte durch Gesetze[2] das Recht der Herrn über Leben und Tod der Sklaven aufzuheben gesucht, obwohl die rechtliche Distinction zwischen dem Tod des Sklaven „nach" Mißhandlungen und „in Folge" von Mißhandlungen dem Herrn immer eine leichte Ausflucht gewährte. Wird doch selbst der Fall gesetzt, daß ein Sklave unter den Schlägen eines natürlichen Todes „durch Schicksalsnothwendigkeit" sterben könne! — Die Heiden blieben theoretisch bei ihrer alten Anschauung des Sklavenwesens stehen; Themistius will den geborenen Sklaven keine Fähigkeit zu höhern menschlichen Gesinnungen zutrauen und Macrobius verhandelt ganz ernstlich darüber, ob sie überhaupt Menschenrang hätten und ob die Götter sich auch um sie bekümmerten.[3] Faktisch war aber ihre Behandlung bei den Heiden wohl keine schlimmere.

Wohlthätigkeit.

Die Wohlthätigkeit im engern Sinne, welche theils auf der Ansicht von der Nichtigkeit der irdischen Güter, theils auf der Pflicht zur Linderung von Armuth und Elend beruhte, hat wohl, so wie sie sich äußerte, große staatsökonomische Bedenken gegen sich. Bisher innerhalb der Kirche einem besondern Amte, den Diakonen anvertraut, war sie

[1] Sulpic. Sever. Vita S. Mart. I.

[2] Cod. Theodos. IX. 12. — Verbot daß kein Jude einen Christen zum Sklaven haben dürfe, bei Euseb. vita Const. IV. 27.

[3] Themist. Βασανιστής. — Macrob. Sat. I, 11.

9. Abschnitt. seit jeher von vielen Unwürdigen gemißbraucht worden, allein in jenem Kriegszustande der Ecclesia pressa hat es etwas sehr Großartiges, daß man nicht näher zusah; es war das Ergebniß einer hohen, auf Alles gefaßten Stimmung. Ueberdieß konnten die Diaconen bei dem localen Charakter ihrer Aufgabe den Einzelnen eher prüfen und kennen lernen. Jetzt dagegen wird ohne weitere Rücksicht das Almosen massenweise in allen Gestalten vertheilt. Unsere Zeit mit ihrem Ruf nach Arbeit kann dieß nicht verstehen noch billigen, es ist aber die Frage, ob (abgesehen von einem agrarischen Gesetz) ein anderer Ausweg offen stand in einem Reiche, welches fast ausschließlich Agriculturstaat war und dabei die Vertheilung des Grundbesitzes zu einer so großen Ungleichheit hatte gedeihen lassen, in einem Reiche dessen Städte großentheils mit besitzlosem Proletariat angefüllt, dessen Landbevölkerungen dagegen so geschwunden waren, daß aller Orten mit Barbarencolonien nachgeholfen werden mußte? Ein colossales Almosen an die Stadtbewohner, das aber nicht als solches betrachtet wurde, war schon seit Jahrhunderten im Gebrauch, nämlich die Lebensmittelvertheilungen, zuerst beschränkt auf die Stadtrömer, welche die Herrn des Reiches zu sein vorgaben, dann in Gestalt kaiserlicher Gnade ausgedehnt auf eine Menge der wichtigern, endlich auch auf kleinere Städte. Das Reich, dessen Einnahmen großentheils in Naturalien eingeliefert wurden, speist die Städte mit dem Ertrag des platten Landes. Einzelne Bewilligungen dieser Art werden auch in der constantinischen Zeit neu ertheilt.

Die großen Anstalten. Mit der Einführung des Christenthums werden dann zunächst der Kirche neben ihrer Staatsdotation außerordentlich bedeutende Mittel durch Schenkungen zugewiesen; aus beiden Quellen ist sie fortan die Almosen zu bestreiten mehr oder weniger verpflichtet. Es wurden oben (S. 414) die verschiedenen Anstalten aufgezählt, welche nun von wohldenkenden Bischöfen und Gemeinden aus diesen Fonds gestiftet wurden, jene Xenodochien, Ptochotrophien, Gerokomien,

Noſokomien und Orphanotrophien, als deren Ideal und Inbegriff die gegen Ende des vierten Jahrhunderts erbaute Baſilias, die Gründung Baſilius des Großen betrachtet werden kann.[1]) Es waren überwiegenden Theiles Anſtalten für wirklich Hülfloſe, und als ſolche eine wahrhaft herrliche Neuerung gegenüber der alten, heidniſchen Welt, wenn gleich auch dieſe längſt angefangen hatte, von Staatswegen nach dieſer Richtung hin einzulenken.[2])

Charakter der Beneficenz des Kaiſers.

Der Staat ſelber ließ, wie oben bemerkt, die Kirche machen und gönnte ihr dieſes Mittel des Einfluſſes; ja Conſtantin gab z. B. der Kirche von Alexandrien eine beſondere Annona (Kornrente) zur Vertheilung an die Armen,[3]) neben welcher die allgemeine Annona, die noch Diocletian der Stadt beſtätigt hatte, ohne Zweifel fortdauerte. Jenes war offenbar ein nicht ganz reines Mittel des Proſelytismus, wie denn Conſtantin's Vergabungen überhaupt das Anſehen von Convertitenkaſſen haben. Als er z. B. zu Heliopolis ein Bisthum gegründet hatte und die Stadt doch faſt ganz heidniſch blieb, ſpendete er reichlich zum Unterhalt chriſtlicher Armen, „damit deſto Mehrere ſich zum Worte bekehrten.“[4]) Auch ſeine perſönlichen Almoſen und Unterſtützungen waren gewiß vorherrſchend politiſcher Natur, und

---

[1]) Von ſtaatsökonomiſchem Geſichtspunkt aus waren dieſe Anſtalten ſchon im fünften Jahrhundert dem Heiden Zoſimus (V, 23) ein bedenkliches Aergerniß: „Sie haben den beſten Grundbeſitz an ſich gebracht unter dem Vorwand von allem den Armen mitzutheilen; darob iſt alle Welt arm geworden.“

[2]) Es iſt hier vorzüglich an die **pueri et puellæ alimentariæ** zu erinnern: Nerva, Trajan, Antoninus, Marc Aurel und Alexander Severus warfen nämlich für die Erziehung armer Kinder beider Geſchlechter ſehr große Summen aus, allein nicht in allgemein philanthropiſchem Sinne, ſondern nur für Freigeborne und wie es ſcheint nur für Italier, mit der Abſicht die ſehr dünn gewordene freie Bevölkerung des Centrallandes zu heben.

[3]) **Socrates II, 17.**

[4]) **Euseb. vita C.. III, 58. IV, 28.**

9. Abschnitt. nur scheinbar planlos; später ließ er sich wohl auch hier von den Priestern leiten. Als er sich nach dem Siege über Maxentius in Rom beliebt machen wollte, vertheilte er mitgebrachtes oder vorgefundenes Geld in Masse an Reich und Arm; heruntergekommene Leute von Stand erhielten Geldsummen und Würden; Mädchen von gutem Hause bekamen Ehegatten aus seinem Gefolge nebst Heirathsgut; das zerlumpte Bettelvolk auf dem Forum wurde mit Almosen, Speise und anständiger Kleidung versehen, letztere wahrscheinlich weil die Blöße Aergerniß gab.[1]) In den spätern Jahren war der Ostermorgen der große Schenkantaß.[2]) Wenn der Hofbischof bei solchen Gelegenheiten pathetisch wird, so muß man das schneidende Wort Ammian's[3]) daneben halten: „Wie „klare Urkunden bewiesen haben, öffnete Constantin zuerst „den Leuten seiner Umgebung den Rachen, dann fütterte sie „Constantius vollends mit dem Mark der Provinzen." Doch die Geschenke eines Herrschers liefern überhaupt keinen Maßstab, weil man selten genau belegen kann warum er giebt und weder er nimmt. Selbst die Almosen der alten Helena[4]) haben etwas Politisches und Zweideutiges. Als sie den Orient durchreiste, schenkte sie große Summen an die Einwohner der einzelnen Städte und gab dann noch persönlich jedem der ihr nahe kam; große Summen theilte sie auch an die Soldaten aus; außerdem erhielten die Armen Geld und Kleider, Andern half sie aus Schuldhaft, Verbannung und Vergewaltigung aller Art. Offenbar hatte Constantin eine solche Rundreise des einzigen ganz zuverlässigen Mitgliedes seiner Familie für passend und dem Geiste des Orients gemäß erachtet.[5]) Von seinem Finanzsystem, auf welchem diese

und der Helena.

[1]) Euseb. l. c. I, 43. Andere Kleidervertheilungen, dergleichen schon bei frühern Kaisern, aber nur als Luxusgeschenk an die Stadtrömer vorkommen, s. IV, 28. 44.

[2]) Euseb. l. c. IV, 22.

[3]) Ammian. Marc. XVI, 8.

[4]) Euseb. l. c. III, 44.

[5]) Ihr pomphaftes Auftreten Euseb, l. c. III, 45.

Freigebigkeit beruhte, wird noch weiter mit einigen Worten die Rede sein müssen.

Wenden wir uns ab von dem Egoisten im Purpurgewand, der Alles was er thut und geschehen läßt, auf die Erhöhung seiner eigenen Macht bezieht und berechnet. Mit dieser innerlich frivolen Staatsgewalt contrastirt die große, rücksichtslose Hingebung so Vieler, welche ihr ganzes Vermögen bei Lebzeiten wegschenkten um sich „Gott zu widmen;“ die Beneficenz vereinigt sich auf das innigste mit der Ascese. Männer und Frauen, zum Theil aus den höchsten Ständen, gewöhnt an alle Genüsse des Lebens, fassen den Bescheid, welchen Christus dem reichen Jüngling gab, streng wörtlich auf; sie verkaufen ihre Habe und geben den Erlös den Armen, um mitten in der Welt, umgeben vom Geräusch der Weltstädte, in freiwilliger Armuth rein der Betrachtung der höchsten Dinge zu leben. Andern genügt auch Dieses nicht; sie fliehen aus der Welt, und aus der Civilisation hinaus, als „Entwichene“, als Anachoreten.

Die Ascese.

Die Geschichte, welche sonst die Ursprünge großer Dinge gern verhüllt, überliefert ziemlich genau die Art und Weise, wie das Einsiedlerwesen und aus demselben das Mönchswesen entstand. Kaum giebt es eine Richtung oder ein Ereigniß, welches die spätere Zeit des dritten und das vierte Jahrhundert schärfer charakterisirte.

Die Einsiedler.

Es liegt ein Zug in der Natur des Menschen, daß er, verloren in der großen, bewegten äußern Welt, sich und sein eigenes Selbst in der Einsamkeit wiederzufinden sucht. Diese Einsamkeit wird um so viel abgeschlossener sein müssen, je tiefer er zuvor draußen sich innerlich entzweit und zerrissen gefühlt hat. Tritt dann noch von Seiten der Religion das Gefühl der Sünde und das Bedürfniß einer dauernden, unstörbaren Vereinigung mit Gott hinzu, so wird jede irdische Rücksicht schwinden und der Einsiedler wird Ascet,

 theils um zu büßen, theils um der Außenwelt gar nichts mehr als das dürftigste Fortleben zu verdanken, theils auch um die Seele zum beständigen Umgang mit den höchsten Dingen fähig zu erhalten. Ganz von selbst wird er sich durch Gelübde vor jeder Rückkehr in den frühern Zustand zu bewahren suchen; finden sich in der Einsamkeit Mehrere vom gleichen Streben beseelt zusammen, so wird das Gelübde sowohl als ihr Leben überhaupt den Charakter des Gemeinsamen, der Regel annehmen.

Einen ganz gesunden Zustand der Gesellschaft und des Individuums setzt dieß Einsiedlerleben nicht voraus; es gehört vielmehr in Zeiten der Krisis, da viele gebrochene Gemüther die Stille suchen, während zugleich viele starke Herzen irre werden an dem ganzen Erdenleben und ihren Kampf mit Gott fern von der Welt durchkämpfen müssen. Wer aber dem modernen geschäftigen Treiben und der allersubjectivsten Lebensauffassung anheimgefallen ist und von diesem Gesichtspunkt aus jene Einsiedler gerne in eine Zwangsarbeitsanstalt stecken möchte, der halte sich nur selber nicht für sonderlich gesund; dieser Ruhm käme ihm so wenig zu als manchen Leuten des vierten Jahrhunderts, welche zu schwach oder zu oberflächlich waren, um die geistigen Mächte auch nur zu ahnen, die jene Riesennaturen in die Wüste trieben. Sehen wir aber ab von dem persönlichen Gewinn oder Verlust, den der Ascet in der Thebais oder auf den Gebirgen von Gaza davontragen mochte, so bleibt eine ungeheure historische Wirkung übrig, welche der Geschichtsforscher auf seine Weise zu würdigen hat. Jene Einsiedler sind es gewesen, die dem ganzen geistlichen Stande der folgenden Jahrhunderte die höhere, ascetische Haltung des Lebens oder doch den Anspruch darauf mittheilten; ohne ihr Vorbild wäre die Kirche, d. h. der einzige Anhalt aller geistigen Interessen völlig verweltlicht und hätte dann der rohen materiellen Gewalt unterliegen müssen. Unsere Zeit aber, in der Annehmlichkeit der freien geistigen Arbeit und Be-

wegung vergißt es gar zu gerne, daß sie dabei noch von dem Schimmer des Ueberweltlichen zehrt, welchen die Kirche im Mittelalter der Wissenschaft mitgetheilt hat.

Ihr Ursprung.

Die ersten christlichen Einsiedler sind Aegypter und Palästinenser, welche in der Nähe ihrer Heimath selbst ein einsames, wenigstens zurückgezogenes Leben führten, und jüngere Leute zu sich wie in eine Lehre nahmen.[1]) Allein den Gemüthern eines Paulus (geb. 235, gest. 341), eines Antonius (geb. 252, gest. 357), eines Hilarion (geb. 292, gest. 372) genügte dieses halbe Eremitenthum nicht; um vor den Verlockungen der Erde völlig sicher zu sein und sich Gott ganz zum Opfer zu bringen, verschwinden sie aus der Welt und leben sechszig, achtzig Jahre in der eigentlichen Wüste. Manche gerathen auf der Flucht vor den christenverfolgenden Römern in die Einsamkeit hinein[2]) und mögen dieselbe gar nicht mehr verlassen, weil sie ihnen zur Heimath geworden ist, und weil sie ohne Schauder gar nicht an das Leben draußen im Säculum, in der verderbenen Gesellschaft denken können. Paulus der Eremit lebte in einem unentdeckbaren Felsversteck, wo einst zur Zeit der

---

[1]) Eine solche Anstalt muß das ἀσκητήριον gewesen sein, in welchem schon im dritten Jahrhundert laut **Socrates I, 11** der berühmte Paphnutius erzogen worden war. Vgl. auch des Athanasius **vita S. Antonii.** (Nur lateinisch vorhanden, **ed. Commelin.**). — **Col. 445** wird es als Brauch um das Jahr 270 bezeichnet, daß wer Gott leben wollte, **non longe a sua villula separatus instituebatur.** Für das Uebrige vgl. **Hieronymus, vita S. Pauli** und **vita S. Hilarionis; Regula S. Pachomii,** und dessen **Præcepta,** Alles in der venezianischen Ausgabe des **Hieron. vol. II, pars I.** — Von den Briefen des Hieronymus bes. **Ep. 22, ad Eustochium, cap. 33** bis **36.** — **Sozomenus, hist. eccles. I, 13, III. 14. VI. 20** und **28.** — **Socrates I, 11. s. IV, 23. s. VI, 7. u. c. a. D. Sulpic. Severus, Dial. I.** — **Rufinus,** besonders der Anfang des zweiten Buches. — **Evagrius I, 21.**

[2]) Wie auch Verbannungen Anlaß zum Anachoretenthum geben konnten, ist aus **Euseb. Hist. eccl. VI. 11** zu schließen.

9. Abschnitt. Cleopatra Falschmünzer ihr Wesen getrieben; an den Wänden ringsum hatten sie sich Höhlen zurecht gemacht, in welchen er noch rostige Ambose, Hämmer und Prägezeug vorfand; eine uralte Palme überschattete, ein Quellchen bewässerte den sichern Raum. — Antonius, der sich zuerst unweit seiner Heimath (bei Herakleopolis in Mittelägypten) auf dem Lande zum Anachoreten vorbereitet, dann sogar lange in einem Grabmal, später in einem verlassenen Kastell voller Schlangen gewohnt hatte, wich endlich vor dem Zudrang der Frommen in jene von Felsen geschützte Oase, von welcher unten die Rede sein wird. — Hilarion von Tabatha bei Gaza sucht sich das verrufenste Raubrevier seiner Gegend, zwischen Meer und Sümpfen, absichtlich aus, um dort zuerst ohne Obdach, dann in einer kleinen Rohrhütte, nachher in einer steinernen Zelle von fünf Fuß Höhe Gott zu dienen. — Die Entbehrungen, welchen diese im Ueberfluß erzogenen Menschen sich unterzogen, sind so furchtbar, daß nur ein außerordentlicher Organismus ihnen die Spitze bieten konnte;[1]) die Geringfügigkeit und Schlechtigkeit der Nahrung wird — für unser Gefühl — noch überboten durch den abscheulichen Schmutz und das Ungeziefer, zu dessen Duldung diese Männer sich verpflichtet glaubten wie im vierzehnten Jahrhundert ein Bruder Amandus (Suso) und Andere. Eine Reaction dieser Art war übrigens ganz natürlich, nachdem die vorhergehenden Geschlechter in den prachtvollsten Thermen aller Ueppigkeit gedient hatten. Die größte Entbehrung, diejenige des menschlichen Umganges, mag ganz außer Berechnung bleiben; das einzige geistige Mittel der Erhebung war, daß die Eremiten die Bibel auswendig wußten. Dieß schützte sie jedoch nicht gegen die heftigsten innern Kämpfe, welche sich zum Theil durch scheinbar äußere, dämonische Anfechtungen kund gaben. Man könnte hier an die Personificirung alles Geistigen denken, welche dem Alterthum eigen

Ihre Entbehrungen

und Anfechtungen.

1) Die Diät des h. Hilarion genau verzeichnet in dessen Leben, Cap. 11.

ist, allein es bedarf einer solchen Hinweisung nicht einmal. Bald ist es die eigene Sinnlichkeit, bald die Erinnerung aus dem frühern Leben, bald der Nester der Wüste und ihrer Naturschrecken, was die Einsiedler mit angstvollen Visionen heimsucht. Weltberühmt, jedoch durch Jaques Callot auf immer in das Reich des Burlesken gewiesen, ist die Erscheinung des großen höllischen Heeres in dem Grabmal, das dem Antonius zur Wohnung diente: „Da öffneten sich „die Wände, und die Dämonen erscheinen als Schlangen, „Löwen, Stiere, Wölfe, Scorpionen, Pardel und Bären, „alle brüllend und drohend;“ — andere Male treten sie in menschlicher Gestalt auf, lärmend, pfeifend und tanzend, und schlagen den Heiligen halb todt. Noch bunter sind die Visionen des Hilarion; jede Nacht erhebt sich um ihn herum spukhafter Lärm aller Arten, Kindergeschrei, Blöcken von Schafheerden, Gebrüll von Stieren, Schritte eines Kriegsheeres; bei hellem Mondschein stürzt ein Wagen mit wilden Rossen auf ihn zu, wird aber bei dem Angstruf: Jesus! von der Erde verschlungen; nackte Weiber, reichbesetzte Tische erscheinen, oder es springen Wölfe und Füchse vorbei während der Heilige betet; einmal entsteht vor seinen Augen ein Gefecht von Gladiatoren, deren Einer sterbend ihm zu Füßen stürzt und mit brechendem Blick ihn um ein Begräbniß bittet. Ja der böse Geist nimmt auch jene schauerliche Art an, die das Gespenst in Sindbads Reisen so unvergeßlich macht; er springt dem zum Gebet knienden aber etwas zerstreuten Hilarion rittlings auf den Rücken, stemmt ihm höhnend die Fersen in die Seiten und will sich gar nicht mehr abschütteln lassen. — Am leichtesten werden diese Eremiten noch mit gewissen Dämonen fertig, welche ganz ehrlich in ihrer wahren Gestalt, als Satyrn und Centauren erscheinen und bisweilen sogar Bekehrung und Fürbitte wünschen. Der große Hieronymus, der [1]) in Betreff der Centauren nicht

Die Satyrn.

[1]) Vita S. Pauli. c. 7. s.

9. Abschnitt. entscheiden will, ob sie eine bloße Verkappung des Teufels seien oder ob die Wüste wirklich solche Geschöpfe hervorbringe, beharrt dagegen auf der Echtheit des Satyrs, welcher dem heiligen Antonius auf der Reise zum heiligen Paulus den Weg wies und ihn um Fürbitte flehte; unter Constantius sei ja eine solche Creatur in der Wüste gefunden, lebendig nach Alexandrien gebracht, und nach bald eingetretenem Tode eingesalzen nach Antiochien gesandt worden, damit der alldort residirende Kaiser einen Augenschein nehmen konnte. Der Satyr des heiligen Antonius war übrigens den Bocksfüßen und Hörnern zufolge ein Panisk, der außerdem die krumme, gebogene Nase aus der muthwilligen alten Zeit behalten hatte.[1])

Der Einsiedler erhält Zulauf.

Nach der Zeit dieser Beängstigungen folgt in dem Leben des Asceten eine andere, die er nur mit getheiltem Gefühl betrachten kann. Die hülfbedürftige Welt entdeckt ihn, erkennt in ihm das Hohe und Ungewöhnliche und zieht ihm nach in die Wildniß. Er wird Wunderthäter, nicht durch Mysterien und Phantasmagorien, sondern durch das bloße Gebet. Hat seine Seele Gewinn davon? Muß nicht der geistliche Hochmuth in ihm erwachen? Es sammeln sich Bewunderer um ihn, die ihre Zellen in die Nähe der seinigen bauen und die er allmälig als Schüler anerkennen muß und als Gehülfen bei dem massenhaften Zudrang nicht mehr entbehren kann; halb wider Willen wird er ein

Antonius.

„Vater", ein Gebieter. Antonius, der diese neue Existenz mehrere Jahrzehnde hindurch ausgehalten, flieht um das Jahr 310 nach der innern Wüste und entdeckt (seitwärts von Aphroditopolis) ein Felsgebirge, dessen rieselnde Wasserbäche einen Palmenhain nähren; aber auch hier finden ihn die Brüder auf, und zweien derselben, dem Pelusian und dem Dolmetscher Isaac, muß er erlauben bei ihm zu

[1]) Die Christen mußten solche Geschöpfe, von deren Dasein sie überzeugt waren, wie alle andern Götter und Dämonen für abgefallene Engel oder deren Abkömmlinge von den Menschentöchtern halten.

wohnen. Von Neuem stellt sich eine große, ununterbrochene Wallfahrt bei ihm ein; Ketzer und Rechtgläubige, hohe römische Beamte und heidnische Priester, Gesunde und Kranke ziehen in solcher Masse herbei, daß es sich der Mühe lohnt, einen eigenen Postkurs mit Kameelen von Aphroditopolis durch die Wüste bis zu seinem Wohnsitz einzurichten.[1] Er hat keine andere Wahl, als in der Höhe des Berges weit über steilen Treppen sich eine ganz unzugängliche Zelle anzulegen, in welche er sich wenigstens zeitweise zurückziehen kann. Die letzte Angelegenheit seines Lebens war, daß sein Grab verheimlicht werden möchte; denn schon lauerte ein reicher Grundbesitzer der Nachbarschaft auf die Leiche, um in seinem Landhaus — vielleicht aus Speculation — ein Martyrium, d. h. eine Kirche mit dem Grabe des Heiligen einzurichten. Die beiden Schüler haben in der That reinen Mund gehalten, wahrscheinlich selbst gegen Hilarion. — Hilarion. Dieser hatte nämlich eine Reise nach Aegypten unternommen, welche ebenfalls nichts Anderes war als eine Flucht vor dem ungeheuern Zulauf und vor der stets wachsenden Sorge für die tausende von Miteinsiedlern, die sich bei ihm, in der Wüste von Gaza, eingefunden. Seine Biographie, eine der interessantesten Schriften des Hieronymus, schildert das Entstehen und die Art dieses Zulaufes ganz anschaulich. Man wußte allmälig in Gaza und dessen Hafenstadt Maioma, daß ein heiliger Einsiedler in der Wüste wohne; eine vornehme reisende Römerin, deren drei Kinder das Fieber bekamen, pilgert mit ihren Dienerinnen und Eunuchen zu ihm hinauf und bewegt ihn durch vieles Flehen und Jammern, nach Gaza zu kommen, wo er die Kinder heilt. Seitdem[2] dauerte die Wallfahrt zu ihm aus Syrien und Aegypten ohne Unterbrechung, nur daß gerade in der Nähe

[1] Hieron. Vita S. Hilarionis c. 30.

[2] Laut vita S. Hil. 12 und 29 muß das Folgende in die Jahre 310 bis 356 fallen. Am Ende kam es dahin, **ut omni genere hominum solitudo per circumitum repleretur.**

9. Abſchnitt. Sein Kampf mit dem Götzen Marnas.

das Heidenthum ſich mit der äußerſten Anſtrengung vertheidigte. Der große Gott Marnas in ſeinem Tempel zu Gaza trat mit Sanct Hilarion in die unmittelbarſte Concurrenz, und es ergab ſich in der vergnügungsſüchtigen Handelsſtadt eine Spaltung, von welcher man ſich nur mit Mühe ein Bild machen kann.[1]) Sie drückt ſich ganz weſentlich aus in jener Menge von Beſeſſenen, welche man unaufhörlich zu dem Heiligen in die Wüſte ſchleppte, und welche gewiß großentheils nichts anderes waren als krankhaft zwiſchen zwei ohnehin dämoniſche Religionen getheilte und gebrochene Menſchen. Theoretiſch war man ſich deſſen allerdings nicht bewußt; es kann der Dämon, nach der ältern verallgemeinernden Anſicht, aus eigenem Belieben ſeine Menſchen, ſogar ſeine Thiere ausſuchen, oder ſich durch Bosheit von Zauberern in dieſelben bannen laſſen, wie denn Hilarion einmal ein beſeſſenes Kameel heilt. Der Dämon wird durchgängig als zweite, von dem Beſeſſenen verſchiedene Perſon aufgefaßt und kann z. B. ſyriſch und griechiſch reden wenn dieſer nur lateiniſch und fränkiſch verſteht. Er iſt eine Perſonification der böſen Heidengötter und hier gewiß vorzugsweiſe des Marnas. Allerdings iſt der Heilige in ſeinem Kampf mit dem Götzen auch einmal vom Princip abgewichen und hat der heidniſchen Magie eine chriſtliche entgegengeſetzt. Von den Circusunternehmern zu Gaza war der eine, ein heidniſcher Stadtbeamter, dem Marnas ergeben und hielt ſich einen Zauberer, der die Pferde des Patrons zum Siege antrieb, die des Gegners hemmte. Der letztere, ein Chriſt Namens Italicus, ging zu Hilarion, der ihn zunächſt auslachte und fragte, warum er nicht die Pferde verkaufe und den Erlös den Armen ſchenke? Doch ließ er ſich erweichen durch die Gewiſſenhaftigkeit des Mannes, der lieber von einem Knecht Gottes als von Zauberern Hülfe holen wollte, und durch die Erwägung, daß es ſich

Das Chriſtenthum ſiegt im Circus.

[1]) Vgl. die treffliche Schrift von Stark: Gaza und die philiſtäiſche Küſte, 1852, welche ich leider für den V. und VI. Abſchnitt nicht mehr benützen konnte.

um einen Triumph des gazenſiſchen Chriſtenthums überhaupt handle. Er gab ihm einen Napf voll Waſſer, mit welchem Italicus Pferde, Wagen, Stall, Führer uns Circusſchranken beſprengte. Als das Rennen unter allgemeiner geſpannter Aufmerkſamkeit begann, ſiegten die Pferde des Chriſten bei weitem, und auch die Heiden riefen: „Marnas iſt von Chriſtus beſiegt!“ ſo daß dieſer Tag Vielen zur Bekehrung gereichte. Und doch hatte Hilarion einſt einen todtkranken Circusführer nur unter der Bedingung geheilt, daß er ſeiner bisherigen Beſchäftigung gänzlich entſage.[1])

Wie der Einſiedler Wunderthäter wird, halb wider Willen, ſo wird er auch Mönch;[2]) die Zellen derer, die ihm in die Wüſte gefolgt ſind, bilden allmälig ein monasterium, das ſich mit dem größten Eifer ſeiner Leitung unterzieht.

Der Einſiedler erhält Genoſſen u. Schüler

In Aegypten gab es hiefür ein Präcedens nicht bloß an den jüdiſchen Therapeuten, welche ein Daſein dieſer Art am mareotiſchen See geführt hatten, ſondern auch an jenen in Clauſur lebenden Hierodulen der heidniſchen Tempel (S. 195); außerdem macht das Clima die größte Mäßigkeit nicht bloß möglich ſondern auch nothwendig, und ſelbſt der induſtrielle Charakter des Landes erleichterte einem eheloſen Proletariat mit geringem oder gar keinem Grundbeſitz die Exiſtenz, wie wir ſehen werden. Schon um die verſchiedenen Aufenthaltsorte des Antonius herum hatten ſich unzählige Miteinſiedler geſammelt, denen er durch Gebet, Beiſpiel und Ermahnung voranleuchtete; doch erkannte er ſeinen Lebenszweck keineswegs darin, ihnen eine feſte Conſtitution zu geben, und ſie nach einem beſtimmten Plan zu leiten. Dieß iſt vielmehr das Verdienſt des Pachomius, deſſen Lebenszeit ungefähr die erſte Hälfte des vierten Jahr-

Pachomius der Aegypter.

---

1) Hilarion in Concurrenz mit dem Zauberprieſter des Aesculap d. h. Serapis in Memphis, ſ. d. vita, cap. 21.

2) Das Wort monachus bezeichnet bekanntlich genau genommen den Einſiedler als ſolchen und wird erſt ſpäter gleichbedeutend mit Cönobit.

9. Abſchnitt. hunderts umfaßt. Als Jüngling hatte er in einem kurzen Soldatenleben den Werth einer geſchloſſenen Disciplin kennen gelernt, und verwirklichte dieſelbe dann in dem berühmten Mönchsdiſtrict Tabenna [1]) in Oberägypten, zwiſchen Tentyris und Theben. Hier waren ſchon bei ſeinen Lebzeiten mehrere Tauſende von Mönchen beiſammen, und die Regel, die er dieſen ertheilte, bekam dann auch Geltung in andern Mönchscolonien, welche theils damals, theils ſpäter entſtanden. Die wichtigſten ſind: diejenige bei Arſinoë in der Gegend des Sees Möris (zur Zeit des Valens 10,000 Köpfe ſtark); die große Niederlaſſung in der nitriſchen oder ſcetiſchen Wüſte [2]) weſtlich vom Delta; die ſogenannten Eremika unweit Alexandrien; endlich die zerſtreuten Monaſterien und einzelnen Zellen am ganzen Strande des mittelländiſchen Meeres [3]) und des mareotiſchen Sees nebſt einigen am rothen Meer und am Sinai. Alles aber übertraf das beſagte Tabenna, wo zur Zeit des Hieronymus nicht weniger als fünfzigtauſend Mönche das Oſterfeſt zu feiern pflegten, die allerdings nicht alle im Centralkloſter (Baum oder monasterium maius) wohnten, ſondern aus allen Klöſtern der zu Tabenna gehörenden Congregation herbeikamen. Wie man ſieht, lagen nicht alle dieſe Colonien in der Wüſte; noch vor dem Schluß des vierten Jahrhunderts giebt es Stadtklöſter, ſchon zum Zweck des Kampfes gegen heidniſche Reſte und Erinnerungen, wie denn z. B. der Tempel des Canopus in der gleichnamigen Stadt zum Kloſter Metaneia (Reue) umgebaut wurde. Der Einrichtung nach ſind die ägyptiſchen Klöſter theils Coenobien oder

Gattungen der Klöſter.

[1]) Die Frage, ob damit eine Nilinſel Tabenna oder eher eine Ortſchaft Tabennefus gemeint ſei, erörtert Valeſius zu **Sozom. III, 14.** im letztern Sinne.

[2]) Nitria heißt wegen der Nitrumgruben die ganze Gebirgsgegend um die Stadt Scetis oder Scyathis. Vgl. beſonders **Sozom. VI, 31.**

[3]) **Sozomenus VI, 29 und 31.** Sie trafen in Rhinocerura mit den paläſtinenſiſchen Mönchen zuſammen.

Monaſterien d. h. größere Gebäude für viele Mönche, theils Lauren, d. h. ſie beſtehen aus vielen Zellen, welche in beſtimmter Entfernung auseinander liegen und alſo noch gewiſſermaßen Einſiedeleien vorſtellen. Um die obengenannte Zeit waren mindeſtens hunderttauſend Menſchen in Aegypten dieſer Lebensweiſe geweiht; auch melden ſich neben den Mönchsvereinen bereits die erſten Nonnenklöſter, deren eines, unter der Schweſter des Pachomius um das Jahr 320 ſchon vierhundert Nonnen zählte.

Eine hiſtoriſche Erſcheinung von ſolchem Umfange hat ihren tiefen nationalgeſchichtlichen Grund, und wenn ein Volk darob unterginge, ſo wäre dieß eben nur die nothwendige Form ſeines Unterganges. In Aegypten mußte ſich die ganze religiöſe Frage in lauter Extremen bewegen; nach ſchwerem Kampfe herausgetreten aus dem Fanatismus des Heidenthums, kannte der Aegypter in der Reaction keine Grenzen und glaubte der neuen Religion ſein Leben in einem Sinne widmen zu müſſen, welcher der Symbolknechtſchaft ſeiner Vorfahren analog war. So entſtand dieſes merkwürdige Fakirthum, das letzte weltgeſchichtliche Product des altägyptiſchen Geiſtes, für welchen von da an die Jahrhunderte der Paſſivität beginnen.[1])

Die Regel, welche Pachomius dieſer Heerſchaar gab, war eine Sache der dringendſten Nothwendigkeit, zugleich aber der erſte Schritt zur Veräußerlichung und Unwahrheit; die Aſceſe iſt fortan nicht mehr das Reſultat der freien individuellen Begeiſterung, ſondern eines gemeinſamen Geſetzes, welches die vielen Tauſende ungleichartiger Menſchen dauernd an eine gleichartige Uebung feſſeln ſoll. Und wer der Wahrheit die Ehre geben will, muß zugeſtehen, Pachomius hat einen niedrigen Durchſchnitt angenommen und ſeine Conſtitution ſetzt eine überwiegende Maſſe Unberufe-

[1]) Wenn man nicht in der religiöſen Stellung der fatimidiſchen Khalifen ein letztes Aufleuchten deſſelben erkennen will.

9. Abſchnitt. Arbeit und Induſtrie.

ner voraus, welche vor Allem in Schranken gehalten ſein wollen. — Dieß geſchah zunächſt ſehr zweckmäßig durch die Arbeit, wovon die Klöſter lebten.[1]) Es muß mit dem Aufkommen des Mönchsweſens eine große Veränderung in der ägyptiſchen Induſtrie vorgegangen ſein. Seitdem die Klöſter bei weitem nicht bloß Körbe aus Nilſchilf und Matten producirten, ſondern ſich auch der wichtigen Linnenweberei und Gerberei bemächtigten (mancher andern Producte zu geſchweigen), fanden ſich viele der bisherigen Fabriken des Landes nothwendig im Nachtheil, da jene unſtreitig auf dem allgemeinen Markt zu Alexandrien niedrigere Preiſe ſtellen konnten. Der Oekonom eines großen Kloſters, der die Arbeit zu vertheilen und die Producte zu verſenden hatte, ſtand einem bedeutenden Fabrikherrn gleich. Die einzeln lebenden Mönche konnten ihre Arbeit auch aus der Hand verkaufen und erwarben ſich bisweilen, der Regel zuwider, ein Privatvermögen. Sonſt war es herrſchendes Princip, daß die Mönchsarbeit weniger um der Lebensnothdurft als um des Seelenheils willen angeordnet ſei[2]) und daß der Ueberſchuß an die Armen vertheilt werden müſſe. Vom Feldbau iſt wenig die Rede; dagegen hielten die am Fluß gelegenen Klöſter große Nilfähren, wahrſcheinlich ebenfalls um des Erwerbes willen.

Einſeitigkeit des Lebens.

Neben der Arbeit iſt das Gebet und der Gottesdienſt, nebſt fortlaufenden Caſteiungen aller Art das weſentlichſte Element dieſes künſtlich einſeitigen Lebens. Literariſche Beſchäftigungen darf man im Hinblick auf den Urſprung und die Tendenz deſſelben nicht erwarten; und überdieß, wohin war denn z. B. das weiſe Alexandrien ſammt all ſeiner griechiſchen und orientaliſchen Gelehrſamkeit gelangt? Der Mönch folgte Zwecken und Idealen, welche gegen die heidniſche Ueberbildung und Immoralität die ſtärkſte Reaction

[1]) Ἐξ οἰκείων ἱδρώτων wie der heil. Serapion wollte. Sozom. VI, 28.
[2]) Hieronymi ep. 125 ad Rusticum.

ausmachten, und wenn sonst zwischen den zwei sittlichen Welten, die man Heidenthum und Christenthum nennt, Punkte der Verständigung, ja der Annäherung vorhanden waren, so handelte es sich wenigstens hier um dauernde, principielle Feindschaft. Jede Zeile aus der frühern Zeit, von der Hieroglyphe bis zur griechischen Currentschrift, war mit Heidenthum, Götzenthum oder Zauberlehre getränkt, und so blieb zum Lesen (so weit dasselbe gestattet wurde) nur die christliche Andachtsliteratur übrig, die zum Theil erst von diesen Mönchen geschaffen oder aus andern Sprachen in's Aegyptische übersetzt werden mußte. Mit der antiken Kunst standen sie nicht besser als mit der Literatur; von dem Besuch des Ammonius in Rom wird z. B. ausdrücklich gerühmt, daß er mit Ausnahme der Basiliken S. Peters und S. Pauls gar nichts angesehen habe.[1])

Die Disciplin im engern Sinne endlich[2]) geht zunächst darauf aus, den Mönch von allen frühern Verbindungen, namentlich von der Familie systematisch zu isoliren, sodann, ihn mit aller Strenge zu hüten und zur Arbeit anzuhalten. Die Regula macht durch diesen überwiegend negativen Inhalt einen öden, polizeilichen Eindruck und darf sich deßhalb mit der Regel des heil. Benedict nicht von ferne vergleichen. Die Paragraphen gegen den Spott und die losen Reden von Kloster zu Kloster, gegen Zornmuth und Aufhetzung erinnern recht deutlich an das Land, in welchem man sich befindet. Auch darauf ist keine abendländische Ordensregel gekommen, die Mönche einzeln in verschlossenen hölzernen Sitzen wie in einem Futteral schlafen zu lassen. Acht ägyptisch ist vollends das Geheimthun mit einer vorgeblich mystischen Sprache, die ein Engel dem Pachomius und seinen Schülern Cornelius und Syrus beigebracht haben sollte, und welche (nach den noch vorhandenen Beispie-

Disciplin.

[1]) Socrates. Hist. eccl. IV, 23.

[2]) Die Regula Pachomii und seine Præcepta, Monita etc. sind zu ergänzen aus Sozomenus III, 14.

len zu ſchließen) in nichts Anderm beſtand als in einer gemeinſam abgeredeten Bezeichnung einzelner Dinge und Perſonen durch die Buchſtaben des Alphabets. Mit dieſen letztern ſoll Pachomius noch eine andere Spielerei getrieben haben, indem er ſeine Mönche nach Begabung und Charakter in vierundzwanzig Klaſſen eintheilte und dieſe nach Alpha, Beta, Gamma u. ſ. w. benannte. Es iſt aber ſchwer zu glauben, daß ein ſonſt ſo praktiſcher Mann ſo unpſychologiſch gehandelt haben ſollte.[1])

Fortdauer des Einſiedlerthums.

Ganz gewiß hat man in dieſen ägyptiſchen Mönchscolonien kein Ideal chriſtlichen Lebens zu ſuchen. Allein daneben dauerte das ächte Anachoretenthum fort, und dieſem müſſen wir, der damaligen Welt gegenüber, eine hohe Berechtigung zugeſtehen. Die meiſten berühmten Einſiedler des vierten Jahrhunderts bringen einen Theil ihres Lebens in den Monaſterien, wenigſtens in den Lauren zu, ziehen ſich aber vorher oder nachher in die tiefere Einſamkeit, wohin ihnen das Kloſter nur Brod und Salz zuſendet. Auch hier ſind ſie nicht immer geſchützt vor geiſtlichem Hochmuth, ſchrecklichen Verſuchungen und phantaſtiſcher Schwärmerei; ihre Büßungen ſind zum Theil wahrhaft mörderiſch; allein nicht nur halten ſie ſich in der Regel für glücklich und ihre Exiſtenz für würdig ausgefüllt, ſondern ſie hinterlaſſen auch manches tiefe und ſchöne Wort,[2]) welches beweiſt, daß ihr Glück kein bloßer Wahn, ſondern aus einer beſtändigen Beſchäftigung mit den höchſten Dingen entſprungen war. Die Namen eines Ammon, Arſenius, Elias, der beiden Macarius und mehrerer Anderer gehören auf immer zu den bedeutenden Erinnerungen der Kirche.

Eine dritte Geſtalt des ägyptiſchen Mönchsthums waren die etwas verrufenen Remoboth, die zu zweien oder dreien in Städten und Caſtellen wohnten und ohne Regel „nach

[1]) Die kindiſche Symbolik der Ordenstracht ſ. bei Sozom. III, 14.

[2]) Aufbehalten in den verſchiedenen Redactionen der **Vitæ Sanctorum patrum**, auch im Leimonarion des Johannes Moſchus.

Gutdünken" lebten, daher auch oft bittern Streit hatten. Sie erhielten ſich vom Handwerk, das ihnen auf ihre ſcheinbare Heiligkeit hin beſſer bezahlt wurde als andern Leuten. Ihr Faſten wird als ruhmſüchtig getadelt, auch ſollen ſie ſich an Feſttagen bis zur Völlerei ſchadlos gehalten haben.

Die ſpätern Entwickelungen des ägyptiſchen Mönchsthums, ſeine Sekten und ſeine Einmiſchung in die allgemeinen kirchlichen Zerwürfniſſe gehören nicht mehr hieher.

Paläſtina.

In Paläſtina nahm das Mönchsweſen unter Sanct Hilarion ſchon in ökonomiſcher Beziehung eine andere Stellung ein und erhielt daher überhaupt eine von der ägyptiſchen verſchiedene Phyſiognomie. Der Ackerbau und Weinbau überwiegt; viele Mönche haben ſogar ihr perſönliches Eigenthum beibehalten und ſind kaum etwas Anderes als unverheirathete Landwirthe mit bezahlten Knechten. Der Stifter ſelbſt wohnte noch immer in der unbebauten Einöde und es war ihm Leid genug, daß ſich dieſelbe um ſeinetwillen bevölkerte. Die „Villen" mancher ſeiner Genoſſen dagegen, wo Reben und Feldfrüchte gediehen, müſſen eine beſſere Lage gehabt haben. Um ſeine Zelle herum ſcheint zwar mit der Zeit ein eigentliches Monaſterium entſtanden zu ſein, ſonſt aber bilden die paläſtinenſiſchen Mönche eine große weitzerſtreute, wenig zuſammenhängende Laure. In Aegypten konnte Pachomius zum Oſterfeſt alle Mönche ſeiner Congregation, und zum Verzeihungsfeſt im Monat Meſore (Auguſt) alle Vorſteher und Beamten nach Tabenna entbieten, während in Paläſtina Hilarion große periodiſche Rundreiſen machen mußte, um ſeine Leute zu beaufſichtigen. Es begleitete ihn dabei ein Heer von zweitauſend Mönchen, welche anfänglich ihren Proviant mit ſich trugen, nachher aber von den unterweges wohnenden Landbeſitzern geſpeiſt wurden. Da der Heilige auch die entlegenſte, einſamſte Zelle nicht übergehen wollte, ſo führte ihn die Straße öfter in ſaraceniſche Dörfer, wo er bei dieſem Anlaß als Bekehrer auftrat.

9. Abſchnitt.

Der weitere Orient.

Weiterhin durch das ganze römiſche Aſien und bis in das Saſſanidenreich hinein gab es erweislich ſeit dem Anfang des vierten Jahrhunderts einzelne Anachoreten [1]) und nicht lange darauf auch Monaſterien ſowohl als zerſtreute Anlagen, die den ägyptiſchen Lauren entſprachen. Von dieſer letztern Art war der Mönchsverein am Berge Sigeon bis Niſibis; man nannte dieſe Mönche die Weidenden, weil ſie zu Eſſenszeit mit Sicheln ausgingen um Kräuter zu mähen, die ihre einzige Nahrung ausmachten.[2]) Sonſt waren unter den ſyriſchen Mönchen diejenigen von Edeſſa frühe berühmt, namentlich durch den großen Dämonenbeſchwörer Julian. Für Armenien, Paphlagonien und Pontus war der ſtrenge Euſtathius, Biſchof von Sebaſtia, ein Haupturheber des Mönchsthums, für Cappadocien und Galatien ſpäter Baſilius der Große, der dem orientaliſchen Aſcetenleben überhaupt ſeine bleibende Geſtalt zu geben beſtimmt war. In dieſen kältern Gegenden, wo das Leben in zerſtreuten Zellen nicht ſo leicht durchzuführen war, bildeten die Mönche Monaſterien, und zwar meiſt in Städten oder Dörfern.

Das Abendland.

In dem beſonnenern Abendlande fand dieſes unermeßliche Beiſpiel nur langſame Nachahmung. Erſt in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts entſtehen Klöſter in oder bei den Städten und die kleinen Felſen-Inſeln des Mittelmeeres, die ſonſt nur als Verbannungsorte gegolten, füllen ſich mit Eremiten. Begeiſterte Occidentalen reiſen nach dem Orient, um dort das Aſcetenleben kennen zu lernen oder auch ihr Leben zu beſchließen. Mitten im Treiben der Städte ſelbſt weihen ſich Männer, Jungfrauen und Wittwen fortwährend einem ſo ſtrengen und andächtigen Wandel wie er nur in einem Kloſter geführt werden mochte. Es iſt die Epoche des heil. Martin von Tours, des heil.

[1]) So z. B. am bithyniſchen Olymp Eutychian und Auranon. Vgl. Socrates I, 13.

[2]) Dieß verallgemeinert Evagrius I, 21.

Ambroſius, auch des heil. Hieronymus, der dieſes ganze Weſen nach ſeinen Licht- und Schattenſeiten kannte und ſchilderte; bei Anlaß Rom's und Paläſtina's werden wir noch in Kürze darauf zurückkommen müſſen.

Ein allgemeineres Raiſonnement über den ſittlich-religiöſen Werth und die hiſtoriſche Nothwendigkeit des Mönchsthums und der ganzen Aſceſe wäre hier völlig überflüſſig. Die betreffenden Anſichten werden ſich ewig unvermittelt gegenüberſtehen. Bei einer gewiſſen Sinnesweiſe wird man dieſe Dinge im Leben wie in der Geſchichte haſſen und anfeinden, bei einer andern ſie lieben und loben. Wer aber vom chriſtlichen Standpunkt aus mit jenen alten Helden der Wüſte rechten will, der ſehe wohl zu, daß er nicht als der inconſequentere Theil erfunden werde. Die Lehre von der ſtellvertretenden Buße iſt noch nicht vorhanden, und der Aſcet ſteht alſo ganz in ſeinem eigenen Namen da; die Buße giebt ihm damals noch ſo wenig als ein anderes gutes Werk Anſpruch auf die Seligkeit; und dennoch ſtrebt er nach einer abſoluten Verläugnung der Sinnlichkeit und aller weltlichen Beziehungen. Woher dieſe Strenge? Daher daß es überhaupt kein Verhältniß zur äußern Welt mehr giebt, ſobald man gewiſſe Worte des neuen Teſtamentes ernſtlich nimmt und ſich nicht mit Accommodationen durchhilft. Es wird aber, ſo lange es ein Chriſtenthum giebt, auch Gemeinſchaften, Sekten und einzelne Menſchen geben, die ſich dieſer ernſtlichen Auslegung gar nicht entziehen können.

Zehnter Abſchnitt.

Hof, Verwaltung und Heer. Conſtantinopel, Rom, Athen und Jeruſalem.

Conſtantin „der Große.“ — Die Hofwürden und Titulaturen. — Die „Freunde“ des Kaiſers und ihre Kataſtrophen.

Das Finanzweſen. — Die neue Eintheilung des Reiches und die Trennung der Gewalten. — Das Kriegsweſen.

Die Conſt[illegible]polis und die wahrſcheinlichen Motive ihrer Gründung. — Die halbheidniſche Grundlegung und Einweihung. — Die Tyche. — Die Zwangsbevölkerung und der Kunſtraub. — Sopater und Kanonarie.

Rom im vierten Jahrhundert. — Das Bisthum und ſein Werth. — Aeußere Geſtalt der Stadt. — Die Römer. — Ausartung der chriſtlichen Gemeinde; die Asceſe. — Der römiſche Pöbel; Panem et Circenses! — Das vornehme heidniſche Rom; der Senat. — Die Bildung. — Das Landleben.

Athen, ſeine Bevölkerung und ſeine Univerſität.

Paläſtina als Heimath der Pilger.

Zehnter Abſchnitt.

Hof, Verwaltung und Heer. — Conſtantinopel, Rom, Athen und Jeruſalem.

Conſtantin pflegte zu ſagen: „Kaiſer zu werden iſt eine „Sache des Schickſals; wen aber die Gewalt des Fatums „in die Nothwendigkeit des Herrſchens verſetzt hat, der be„mühe ſich, des Imperiums würdig zu erſcheinen.“ [1])

Conſtantin der Große.

Alles wohl erwogen, war er in der That vor all ſeinen Zeitgenoſſen und Mitregenten der Herrſchaft würdig, ſo ſchrecklich er ſie bisweilen mißbraucht hat. Der Name des „Großen,“ der trotz allen Schmeichlern nur an ſo wenigen Menſchen haften will, iſt ihm unbeſtritten geblieben. [2]) Das übermäßige Lob der chriſtlichen Schriftſteller hat hier nicht entſchieden; ſondern vielmehr der gewaltige Eindruck, den die römiſche Welt von Conſtantin erhalten hatte. Sie war von ihm zuerſt erobert, dann mit einer neuen Religion verſöhnt und in den wichtigſten Beziehungen neu eingerichtet worden. Auf ſolche Beweiſe von Thatkraft hin durfte ſie ihn „den Großen“ heißen, ſelbſt wenn Alles was er gethan zum Schaden ausgeſchlagen wäre. In einer weniger

[1]) Hist. Aug. Heliogab. 33.

[2]) Bereits abſichtlich betont bei dem Zeitgenoſſen Praxagoras, ſ. Müller fragm. hist. graec. IV. p. 2: τὸν μέγαν Κωνσταντῖνον, τῆς μεγάλης ἀρχῆς τὸν ἄξιον ἐπιδηούσης. u. ſ. w. wenn es nicht Zuthat des Excerptors Photius iſt.

10. Abſchn. ungewöhnlichen Zeit hätte Conſtantin bei der gleichen Begabung eine ſolche geſchichtliche Stellung ſchwerlich erreicht; er hätte mit dem Ruhm eines Probus oder Aurelian ſich begnügen müſſen. Da ihn aber „die Gewalt des Fatums," wie er ſich ausdrückt, auf die Grenzſcheide zweier Weltalter ſtellte und ihm dazu eine lange Herrſchaft verlieh, ſo konnte ſich ſeine Herrſchernatur ungleich vielſeitiger offenbaren.

Es iſt aber nicht unſere Aufgabe, ſeine Lebensgeſchichte zu ſchildern. Wie im Bisherigen von ſeinem Verhältniß zum Thron und zur Kirche nur die nothwendigen Umriſſe gegeben wurden, ſo darf auch von ſeiner ſonſtigen Regierung nur in Kürze die Rede ſein. Ueber die meiſten der betreffenden Fragen ſteht übrigens das hiſtoriſche Urtheil nicht durchaus feſt, und ſelbſt die Thatſachen ſind nicht ſelten ſtreitig.

Die Hofwürden.

So zunächſt in Betreff der Vervollſtändigung des Hofceremoniells und der Hofwürden. Die ſogenannte Notitia Dignitatum, ein Hof- und Staatskalender vom Anfange des fünften Jahrhunderts, zählt eine reich abgeſtufte Hierarchie der Hof- und Staatsämter auf, welche wohl im Allgemeinen durch Conſtantin ihre Geſtalt erhalten haben mag, wenn ſich dieſes auch nicht direkt beweiſen läßt.[1] Allein von den einzelnen Hofwürden hatten gewiß ſchon viele unter Diocletian und noch weit früher, etwa ſeit Hadrian, beſtanden.[2] Das Verzeichniß hat allerdings, da man dieſe Vorgänge nicht näher kennt, etwas Ueberraſchendes, ſo feierlich ſpricht ſich darin der Prunk des Despotismus aus. Ueberall ertönt das Adjektiv „Sacer, geweiht," wo man ſchlechtweg „kaiſerlich" ſagen würde; mehrere Würden ſind z. B. nach dem Sacrum cubiculum, dem kaiſerlichen Gemach u. ſ. w. benannt. Um aber zu einem feſten Schluß zu gelangen, um genau zu ermitteln wie es bei Hofe zuging, müßte man

[1]) Die zugänglichſten Auszüge aus der Notitia u. a. bei Kortüm, Röm. Geſch. S. 418 ff. Fiedler Röm. Geſch. in den Beilagen, u. a. a. O.

[2]) S. die bekannte Stelle bei Aurel. Vict. Epit. 14.

wiſſen, welche von den vielen Aemtern mit einer wirklichen Aufwartung verbunden und welche bloße Titel waren. Giebt es doch noch jetzt Höfe, welche bei einer thatſächlich ſehr mäßigen, ökonomiſchen Einrichtung eine außerordentliche Menge von Ehrenchargen austheilen. — Wie ſehr ſich aber die damalige römiſche Welt an das Titelweſen als Symbol der Rangordnung gewöhnen mußte, lehren die üblichen Ehrenprädicate **illuster**, **spectabilis**, **honoratus**, **clarissimus**, **perfectissimus**, **egregius**, und die Anreden **amplitudo**, **celsitudo**, **magnitudo**, **magnificentia**, **prudentia tua** u. ſ. w., welche zum Theil auch die obligate Begleitung gewiſſer Aemter waren. Schon bei Anlaß Diocletian's iſt von der Bedeutung dieſer Neuerungen kurz die Rede geweſen; wir dürfen auch hier vermuthen, daß die betreffenden Fürſten nicht ſowohl willkürlich Neues ſchufen als vielmehr dasjenige conſtatirten und in Form und Regel brachten, was ohnedieß in der Zeit lag. Conſtantin freilich verfuhr dabei mit vollem Bewußtſein; „er erfand (ſagt Euſeb IV, 1) verſchiedene Ehrentitel, um möglichſt Vielen Ehre anzuthun.“ — Uebrigens mußten die Vorrechte der Hofleute, conſequent gehandhabt und erweitert, allmälig einen neuen Erbadel hervorbringen;[1]) ſie ſind nicht nur aus dem ganzen drückenden Steuerweſen, aus dem Municipalelend herausgehoben in eine höhere verklärte Sphäre, ſondern auch gegen das Schickſal der gemeinen Sterblichen, die „calumnias“ geſchützt; die Privilegien gelten nicht nur ihnen, ſondern auch ihren Kindern und Enkeln und dauern auch im Fall der Penſionirung fort. Schon beſaß man eine Ariſtokratie, welche auf erblich werdender Steuerfreiheit beruhte, nämlich die der ſenatoriſchen Familien; hier ließ ſich nun Alles dazu an, eine zweite aus Hofleuten (Palatini) und höhern Beamten zu ſchaffen.

Titulaturen.

Allein Conſtantin wußte wenigſtens für ſeine Perſon die Dinge im Gleichgewicht zu halten. Sein Hof war ein

[1]) Vgl. Cod. Theodos. VI. 35. Geſetze v. d. J. 314, 319, 321, 328.

10. Abſchn. Der Kaiſer und ſeine Freunde.

überaus ſchlüpfriger Boden und wer da ſtand, der mußte wohl zuſehen, daß er nicht falle. In ſeiner nächſten Umgebung hatte der Kaiſer eine Menge „Freunde," „Getreue," „Vertraute" und wie ſie ſonſt heißen; er war keiner von den verſchloſſenen Tyrannen; neben ſeinem beſtändigen „Leſen, Schreiben und Nachdenken"[1] empfand er die Bedürfniſſe eines expanſiven Gemüthes. Dieß ſchließt jedoch eine große Ungleichheit und Duplicität nicht aus; es giebt Charaktere welche in dieſer Beziehung ganz ſonderbar gemiſcht ſind, aus Hingebung und Falſchheit, aus Bedürfniß nach Umgang und tückiſcher Selbſtſucht, welche letztere ſich bei einem Gewaltherrſcher jener Art in das Gewand der Staatsraiſon zu hüllen pflegt. So ſehen wir wie Conſtantin ſeine „Freunde" zunächſt erhebt und reich macht,[2] ja ihnen in der kaiſerlichen Kaſſe zu wühlen geſtattet; Mißbräuche, die ſelbſt einem Euſeb die ſchwerſten Seufzer auspreſſen[3] und bei Ammian (XVI, 8) als ein Krebsſchaden des Reiches anerkannt werden. Plötzlich erfolgen dann Kataſtrophen, welche gewiß oft den ganzen Hof zittern machten; die „Freunde" werden hingerichtet und — wir wagen es unbedenklich zu behaupten — ihr Vermögen wird eingezogen. Vielleicht waren jene Predigten des Kaiſers, wovon oben (S. 400) die Rede geweſen iſt, die warnenden Vorboten, vielleicht auch die unmittelbare Ankündigung des Sturzes. In einer drohenden Stimmung dieſer Art iſt wohl auch das Geſetz[4] vom Jahre 325 erlaſſen: „Wer, woher, weß Stan„des und Ranges Einer ſei, der gegen einen meiner Rich-

[1] Aurel. Vict. Epit. 41. — Conſtantin hatte wenigſtens eine geſunde Abneigung gegen die Verſchnittenen, (Euseb. vita Const. IV, 25. Hist Aug. Alex. Sev. 66) die an ſeinem Hofe nie zur Geltung kamen.

[2] Eutrop. X, 7. — Vgl. Julian, Cäſares, gegen Ende.

[3] Euseb. vita Const. IV, 29. 31. 54. 55, nachdem er IV, 1 Conſtantins Freigebigkeit auf ganz kindiſche Weiſe gerühmt hat.

[4] Cod. Theodos IX, 1.

„ter, Großbeamten, Freunde oder Hofleute etwas Ungera-
„des oder Ungerechtes mit Wahrheit zu beweiſen ſich ge-
„traut, der komme furchtlos und wende ſich an mich; ich
„will in Perſon Alles anhören und erkunden, und wenn
„es erwieſen iſt, werde ich mich ſelber rächen ...; rächen
„will ich mich an Dem, der bis jetzt mit erheuchelter Un-
„ſchuld mich betrogen. Denjenigen aber, welcher Anzeige
„und Beweis leiſtet, will ich durch Würden und Gut be-
„lohnen. Und dieß, ſo wahr mir die höchſte Gottheit immer
„gnädig ſei und mich erhalten möge zum Glück und zur
„Blüthe des Staates.“ Ob Jemand dieſer heftigen Auf-
forderung Folge leiſtete, iſt nicht bekannt, wie denn die ganze innere Hofgeſchichte im Dunkel liegt. Eine Beſſerung erfolgte keinenfalls; gerade im letzten Jahrzehnd ſeines Lebens wird Conſtantin [1]) als pupillus, d. h. eines Vormunds bedürftig verſpottet, wegen der unmäßigen Verſchleuderung. Der ganze Zuſtand hat etwas ſehr Räthſelhaftes; ein raſtlos thätiger Selbſtherrſcher, der ſo weit entfernt iſt, eine erklärte Günſtlingsregierung neben ſich aufkommen zu laſſen und dabei doch ein ſolches Treiben duldet und provocirt, um dann auf einmal mit ſchrecklicher Strafgerechtigkeit dagegen einzuſchreiten — worauf er dann bisweilen eine Uebereilung zu bereuen hat und den Hingerichteten Statuen ſetzt [2]) wie dem gemordeten Criſpus! Man kann in dieſen Dingen einen berechneten Plan oder eine ungleiche, fahrige Gemüthsart erkennen — wir wiſſen zu wenig von Conſtantin, um uns unbedingt für das Eine oder das Andere entſcheiden zu dürfen und möchten am eheſten eine gemiſchte Handlungsweiſe annehmen, wie bereits angedeutet wurde. [3]) Mit

Die ſpätern Hofkriſen.

[1]) Bei Aurel. Vict. Epit. 41.

[2]) Anonym. Banduri, p. 61. und in derſelben Sammlung p. 83.

[3]) Noch eine Hypotheſe möge geſtattet ſein. Conſtantin übernahm 324 den Hof und die Generale des Licinius; mußte er ſich etwa dieſer Leute durch Beſtechung verſichern? Die Verhältniſſe zu dem Clerus des licinſchen Reiches waren, wie wir ſahen, auch nicht ganz rein.

1o. Abſchn. einigem Pragmatismus und einiger Phantaſie gelangt man leicht dazu, aus den zerſtreuten Nachrichten über Criſpus, die Helena, den Präfekten Ablavius, den Uſurpator Calocerus und den Thronfolger Dalmatius einen Hofroman aufzubauen, der zugleich ſehr intereſſant und doch von Anfang bis Ende unwahr ſein könnte. Jedenfalls galt es als eine allgemeine Wahrnehmung, daß Conſtantin in ſeinem letzten Decennium bei weitem nicht mehr derjenige Regent war wie in der Blüthezeit ſeines Lebens.[1]) Von der völligen Ausartung des Hofes unter ſeinen Söhnen giebt dann Ammian (u. a. XXII, 4) das vollgültigſte Zeugniß.

Finanzweſen. Das Finanzweſen, welches mit dieſen Hofbegebenheiten in engem Zuſammenhang ſtehen mochte, übergehen wir hier ganz, weil die weſentlichen Reſultate fehlen, ſodaß man z. B. nicht weiß, ob die von Conſtantin neu eingeführten Steuern im Ganzen eine Wohlthat oder eine Erſchwerung waren. Die wahre Bilanz des römiſchen Reiches bleibt auch für dieſe Zeit ein Räthſel. In dem ererbten Syſtem war, wie bemerkt, Vieles unbedingt fehlerhaft; von dem was wahrſcheinlich unter Conſtantin hinzukam oder größere Ausdehnung erhielt, iſt das Monopol zahlreicher Induſtriezweige, welche der Staat ſich vorbehielt und durch ſeine Leibeigenen betreiben ließ, ohne Weiteres verwerflich. Man darf nur nicht vergeſſen, daß unſere heutige ſtaatsökonomiſche Erkenntniß dieſe und ähnliche Hüllen noch nicht ſeit langer Zeit abgeſtreift hat.[2]) Die Art der Eintreibung, vor Allem die Decurionen. Haftbarkeit der Decurionen (S. 91) für die Steuern ihres Bezirkes war vielleicht ſchlimmer als die Geldſucht des Staates an ſich. Eine Reihe von Geſetzen[3]) Conſtantin's belehrt uns, durch welche zum Theil verzweifelte Mittel man

[1]) Eutrop. X. 7 und derber Aurel. Vict. Epit. 41: er dieß in den zehn erſten Jahren trefflich, in den zwölf folgenden ein Räuber, in den zehn letzten ein pupillus, unmäßiger Verſchleuderung halber.

[2]) Ueber Conſtantins Finanzweſen, vgl. Manſe a. a. O. S. 181 ff.

[3]) Cod. Theodos. XII. 1. Aus den Jahren 313 bis 331.

ſich dem Decurionat zu entwinden ſuchte: durch Vermählung mit Sklavinnen, durch Flucht in die Armee, durch Beförderung in den Senat, durch Ueberſiedelung in weniger gedrückte Städte, durch Verſteck und Incognito, ſpäter ſelbſt durch Flucht zu den Barbaren. Einen Augenblick hindurch galt auch der Eintritt in den geiſtlichen Stand als Rettung; aber auf plötzlichen Zudrang folgte ein eben ſo plötzliches Verbot (S. 410). Der Staat hat vollauf damit zu thun, das Entwiſchen aus dieſem Steuerverband unmöglich zu machen. Der locale Jammer war um ſo größer, wenn die chriſtlichen Kirchen des Ortes aus dem Stadtgut dotirt wurden, was wenigſtens ſtellenweiſe geſchehen ſein muß.[1])

Neue Eintheilung des Reiches.

Auch die neue Reichseintheilung und Verwaltung darf hier nur mit einem Worte berührt werden. Der Mechanismus der vier großen Präfekturen, deren jede in mehrere Diöceſen zerfiel, von welchen wiederum jede mehrere Provinzen enthielt, hat von außen angeſehen allerlei Gründe für ſich und wider ſich; ob man aber mit deren Erörterung die wahren Motive Conſtantin's in den einzelnen Fällen richtig treffen würde, iſt eine andere Frage. Aus bloßer müſſiger Neuerungsſucht hat er dieſe große, bereits von Diocletian (S. 69) begonnene Veränderung nicht durchgeführt; im ſchlechteſten Fall beſtimmte ihn etwa das Bedürfniß eines allgemeinen Beamtenwechſels, der nach den gewaltigen Erſchütterungen im Innern des Reiches unvermeidlich erſcheinen mochte; das Hauptziel aber war ohne Zweifel die Gleichmachung der Adminiſtration, die Aufhebung der letzten provinzialen Unterſchiede. Daß die Zahl der Beamten bei dieſem Anlaß ſehr ſtark vermehrt wurde, ließ ſich nicht anders erwarten; wie weit dieß aber auf nutzloſe und drückende Weiſe geſchah, iſt nicht leichthin auszumachen. Das Urtheil hat keinen genügenden Stützpunkt, ſo lange man den Ge-

[1]) Nach einer vielleicht zu allgemeinen Ausſage bei Sozomenus V, 5. Vgl. Manſo a. a. O. S. 228 ff.

10. Abſchn. schäftskreis, die Thätigkeit und die Beſoldung dieſer Beamtenwelt nur unvollſtändig und großentheils gar nicht kennt und von dem Verhältniß ihrer Maſſe zur Zahl der Unterthanen vollends keinen Begriff hat.

Trennung der Gewalten. Hochwichtig und vollkommen deutlich iſt nur die Trennung der Civil- und Militärgewalt. Die frühern Præfecti Prætorio, welche einſt zugleich die erſten Miniſter und oft die Beherrſcher des Kaiſers geweſen, behalten wohl ihren Titel bei, ſind aber fortan nur die oberſten Verwaltungsbeamten der vier großen Präfecturen Oriens, Illyricum, Italia und Gallia; der Name hat ſeine Bedeutung völlig verändert. Für das Kriegsweſen treten jetzt zwei Großfeldherrn, der Magister equitum und der Magister peditum auf; ſchon daß ihrer zwei waren und daß ihre Geſchäfte ſich nicht nach Oertlichkeiten, ſondern nach Reiterei und Fußvolk eintheilten, zeigt den tiefern Zweck, welcher dieſer Veränderung zu Grunde lag; jeder Gedanke an Uſurpation wurde erſchwert oder vereitelt, ſo lange einer ohne den andern nichts anfangen konnte. Die allgemeine Trennung der Civil- und Militärverwaltung ging aber auch durch alle Verhältniſſe hindurch; jene gefährlichen großen Provinzialbeamten, welche als Proconſuln, Proprätoren, Rectoren u. ſ. w. auch den Heerbefehl ihrer Gegend inne gehabt und nur mit den ihnen untergeordneten Legaten getheilt hatten, ſollten fortan den Thron nicht mehr in Beſorgniß verſetzen dürfen. Die Folgen dieſer Trennung für das Schickſal des Reiches müßten noch mehr in die Augen fallen, wenn nicht das Haus Conſtantin's durch Familiengräuel den Mangel der Feldherrnuſurpation[1]) erſetzt hätte.

Kriegsweſen. Im Kriegsweſen an ſich betrachtet glaubt man für die Regierung des ſonſt ſo kriegstüchtigen Conſtantin eher Rückſchritte als Fortſchritte annehmen zu dürfen. Die bereits unter Diocletian begonnene, nach dem Sieg über Marentius

[1]) Die dann mit Magnentius unter gewiſſen Bedingungen doch eintrat.

vollendete Auflöſung der Prätorianer (S. 360) gehört nicht hieher; ſie war eine Sache der politiſchen Nothwendigkeit und das Reich verlor an jener perſönlich tapfern aber bösartigen Schaar nicht viel. Natürlich bildete ſich eine neue Leibwache, die Palatinen.[1]) Das übrige Heer, unter den alten Namen der Legionen, Aurilien u. ſ. w. zerfiel je nach der Garniſonirung (wie es ſcheint) in Comitatenſen, welche in den Städten des Binnenreiches lagen, und in Pſeudocomitatenſen, wozu hauptſächlich die Truppen an den Grenzen und in den Caſtellen derſelben gehörten. In dem großen Sündenregiſter Conſtantin's, womit der Heide Zoſimus deſſen Lebensgeſchichte beſchließt, wird jene Einquartirung der Comitatenſen in die großen Städte ſcharf getadelt (II, 34); dadurch ſeien die Grenzen halb entblößt und den Barbaren geöffnet, die Städte aber ohne Noth in den jammervollſten Druck gebracht worden, während die Soldaten ſelbſt den Theatern und dem Wohlleben nachgeben lernten.[2]) Ganz anders ſei das Reich gehütet geweſen unter Diocletian, als alle Truppen an den Grenzen lagen, ſodaß jeder Barbarenangriff gleich zurückgewieſen wurde. — Die Rechtmäßigkeit dieſes Vorwurfes wird man weder ungetheilt annehmen noch verwerfen können. Die großen Städte mochten wohl auch der Hütung bedürftig ſcheinen. Ob Conſtantin wirklich gegen Ende ſeines Lebens ſo indolent wurde, daß er ſammt ſeinem Heer vor ein paar hundert Taifalen die Flucht ergriff, wie derſelbe Autor (II, 31) meldet, bleibt ſehr zweifelhaft;[3]) zu einem Krieg gegen die Per-

[1]) Lange, Hist. mutationum rei milit. Romanor. p. 100 seq. Anders Manſo, l. c. p. 140 seq.

[2]) Joh. Lydus de magg. II, 10. III, 31. 40 klagt namentlich über Entblößung der Donaugrenzen, deren Truppen durch Aſien vertheilt worden ſeien.

[3]) Julian in den Cäſares findet ganz im Allgemeinen, Conſtantin habe gegen die Barbaren lächerlich wenig ausgerichtet und ſie mit Tribut abgekauft.

10. Abſchn. Barbariſirung.

ſer[1]) machte er wenigſtens noch kurz vor ſeinem Tode ſehr bedeutende Anſtalten. — Die zunehmende Barbariſirung des römiſchen Heeres ſelbſt war das nothwendige Ergebniß der Entvölkerung im Innern und der Barbarenanſiedelung[2]) wodurch man derſelben begegnen wollte; auch entzog man den freien Völkern jenſeits der Grenze durch Werbung am ſicherſten die angriffsluſtige junge Mannſchaft. Vorzüglich müſſen die Franken eine große Stelle im Heer eingenommen haben,[3]) wenigſtens konnten ſpäter unter der Dynaſtie des Conſtantin fränkiſche Offiziere bei Hofe das große Wort führen. Die Erhaltung des Staates ging derjenigen der römiſchen Nationalität voran; und auch von dieſer letztern mochte man vielleicht noch hoffen, daß ſie die einverleibten barbariſchen Elemente allgemach bemeiſtern, ſich aſſimiliren würde, wie ſie dieß bei den frühern Eroberungen zur Zeit der Republik und in den erſten Jahrhunderten des Kaiſerthums vermocht hatte.

Ob Conſtantin wirklich eine Vorliebe für die Barbaren hatte, und in welchem Sinne, bleibt unentſchieden. Er wurde angeklagt, zuerſt von allen Kaiſern, Barbaren zu Conſuln gemacht zu haben,[4]) allein dieß läßt ſich nicht näher belegen. In den Verzeichniſſen der Conſuln aus ſeiner Zeit findet man — mit Ausnahme der öfter eintretenden kaiſerlichen Perſonen — faſt lauter Stadtrömer vornehmen Standes. Andere Staatswürden gab er allerdings auch an Barbaren und es mögen dieſes kaum ſeine ſchlechteſten Er-

---

[1]) Deſſen mit Fabeln durchflochtene Motive wir abſichtlich übergehen. Vgl. Joh. Lydus l. c. III, 33. Die Stellen u. a. bei Pauly, Realencycl. VI, p. 795.

[2]) Euſeb's erbauliche Auslegung hievon, vita Const. IV, 6.

[3]) Ueber die Herkunft der vielen andern barbariſchen Heeresabtheilungen, welche im Verlauf des vierten Jahrhunderts zum Vorſchein kommen, vgl. Böckings Commentar zur Notitia dignitatum in part. Orient. cap. 4–8, 25–39; in part. Occid. cap. 5–7, 24 seqq.

[4]) Ammian. Marc. XXI. 10.

nennungen geweſen ſein. Gefangene barbariſche Soldaten ſeiner Gegner hat er auf dem Schlachtfeld zu tauſenden ſeinen eigenen ſiegreichen Leuten mit Geld abgekauft.[1]) — Die ſtärkſte Negation des eigentlich römiſchen Weſens lag aber nicht in dieſem Verhalten gegen die Unrömiſchen, ſondern in der Gründung der „neuen Roma“ am Bosporus. Von dieſer muß nunmehr die Rede ſein.

Die Conſtantinopolis.

Welchen Sinn konnte die Gründung einer neuen Hauptſtadt unter jenen Umſtänden haben?

Motive der Gründung.

Der bloße Reſidenzwechſel des Fürſten kam hier nicht ſehr in Betracht. Es ließ ſich vorausſehen, daß der Aufenthaltsort der Kaiſer ſich noch oft und auf lange Zeit nach dem Kriegszuſtande an den verſchiedenen Grenzen werde richten müſſen. Wenn auch unter Conſtantin ſelber im Ganzen eine merkwürdige Waffenruhe herrſchte, ſo haben doch die folgenden Kaiſer des vierten Jahrhunderts die neue Hauptſtadt und ihre Herrlichkeiten in der That nur wenig genießen können. Ein bloßer Reſidenzwechſel hätte auch einen ganz andern Charakter gehabt; Conſtantin hätte etwa in Byzanz wie Diocletian in Nicomedien,[2]) einen neuen Pallaſt gebaut, die Stadt verſchönert, auch je nach Umſtänden ſtark befeſtigt und es ſeinen Nachfolgern überlaſſen, anderwärts etwas Aehnliches zu verſuchen. Der größte Gewinn beſtand für dieſen Fall in der militäriſchen Sicherheit der Centralregierung durch die unvergleichliche Lage der Stadt.

Die ganze Frage über die Wahl des Ortes wird aber außerordentlich erſchwert durch unſere Ungewißheit über Conſtantin's letzte politiſche Pläne. Er vergießt Ströme

---

[1]) Euseb. vita Const. II, 13.

[2]) Ueber den traurigen Verfall dieſer Stadt ſeit Conſtantin vgl. Ammian. Marc. XXII, 9.

10. Abschn. von Blut für die Herstellung der Reichseinheit und macht dann doch eine ganz räthselhafte Theilung. War sein Beschluß hierüber schon gefaßt, als er die neue Hauptstadt gründete? man wird es nie ermitteln können. Der Herr der Welt war nicht im Stande, das Schicksal seiner Dynastie zu leiten und zu sichern, schon weil sie ein entsetzliches Geschlecht war. Er mußte es darauf ankommen lassen, welchem Erben einst das Reich und die Constantinopolis schließlich anheimfallen würden.

Die Lage. Die geographischen Gründe, welche man sonst geltend macht, dürfen wenigstens nicht überschätzt werden. Byzanz lag allerdings den am meisten bedrohten Grenzen viel näher als Rom; die Donau- und Pontusgothen und die Perser konnte man von hier aus weit besser beobachten. Allein mit den Franken und Alamannen war es trotz aller Siege noch nicht so zu Ende, daß die so weit entlegene Rheingrenze als unbedingt gesichert hätte gelten können. Außerdem ist es noch eine Frage, ob die Hauptstadt vorzugsweise in eine der am meisten gefährdeten Gegenden des Reiches gehörte, wo noch vor wenigen Jahrzehnden gothische Raubflotten ihr Wesen getrieben hatten. Diesmal erhielt sie freilich eine solche Befestigung, daß neun Jahrhunderte hindurch alle Völkerstürme vergebens an ihre Mauern prallten.

Ansprüche von Illyricum. Byzanz hatte aber noch eine ganz andere geographische Bedeutung als bloß die eines uneinnehmbar festen Waffenplatzes. Erinnern wir uns, welche Rolle das sogenannte illyrische Dreieck, d. h. die Ländermasse zwischen dem schwarzen, ägäischen und adriatischen Meer im dritten Jahrhundert gespielt hatte; seine Feldherrn und Soldaten, darunter die constantinische Familie selber, hatten das Reich gerettet und beherrscht; es durfte nun die Residenz für sich verlangen, und so ist die Constantinopolis zunächst der Ausdruck und die Ehrenkrone von Illyricum. Eine Aussage des Zonaras berechtigt zu dieser Vermuthung; Constantin soll nämlich Anfangs sogar an eine Stadt des tiefen Binnenlandes,

Sardica (das jetzige Sofia in Bulgarien) gedacht haben,[1]) wobei ihn offenbar nur die Rücksicht auf das bevorzugte Volk im Reiche leiten konnte. 10. Abſchn.

Die Constantinopolis sollte aber — wohin sie auch zu liegen kam — überhaupt keine bloße Residenz, sondern der Ausdruck der neuen Zustände in Staat, Religion und Leben werden.[2]) Der Gründer hatte hievon ohne Zweifel ein klares Bewußtsein; er mußte sich einen neutralen Ort ohne Prämissen schaffen, weil er keinen vorfand. Die Geschichte hat dieser That, verdienter oder unverdienter Maßen, den Stempel des Großen, Welthistorischen aufgedrückt; sie hat in der Stadt Constantins einen ganz eigenthümlichen kirchlich-politischen Geist, eine ganz eigene Gattung von Cultur entwickelt, den Byzantinismus, welchen man lieben oder hassen mag, jedenfalls aber als Weltmacht anerkennen muß. Oben der Despotismus, unendlich verstärkt durch die Vereinigung der kirchlichen mit der weltlichen Herrschaft; an der Stelle der Sittlichkeit die Rechtgläubigkeit, statt des schrankenlos entarteten Naturlebens die Heuchelei und der Schein; dem Despotismus gegenüber eine sich arm stellende Habsucht und die tiefste Verschlagenheit; in der religiösen Kunst und Literatur eine unglaubliche Hartnäckigkeit zu beständiger Wiederholung des Abgestorbenen — im Ganzen ein Charakter, welcher viel an den ägyptischen erinnert und mit demselben eine der höchsten Eigenschaften: die Zähigkeit gemein hat. Doch wir haben es nicht mit den spätern geschichtlichen Perspectiven, sondern mit den Anfängen zu thun. Der Byzantinismus.

---

[1]) Vgl. auch den Anonymus bei **Müller, fragm. hist. græc. IV. p. 199.** Constantin pflegte damals oft zu sagen: Mein Rom ist Sardica. Es ist nicht die Gegend von Sardes in Kleinasien gemeint.

[2]) Wie untergeordnet die Idee der Residenz erschien, geht schon daraus hervor, daß die neue Stadt „gleichen Rang mit Rom" (**Sozom. II, 3**) erhalten sollte, während Rom gerade keine Residenz mehr war.

10. Abſchn.

Verhältniß zu Rom.

Man nimmt wohl an, daß Conſtantin einen ausgeſprochenen Widerwillen gegen Rom empfunden habe, und daß die Römer denſelben hervorgerufen oder erwiedert hätten durch ihren Abſcheu an ſeiner Vernachläſſigung heidniſcher Ceremonien. Allein es bedurfte deſſen nicht mehr. Seit Diocletian war mit der Nothwendigkeit der Reichstheilungen auch die Untauglichkeit Rom's zur Reſidenz eine klar erkannte Sache. Die Zwiſchenherrſchaft eines Maxentius hatte zwar zu Rom's großem Schaden gezeigt, wie gefährlich der hohe alte Name der Weltherrin gemißbraucht werden könne, wenn die Kaiſer ferne im Orient und im Norden ſaßen, allein Conſtantin wußte, daß nach Aufhebung der Prätorianer nichts Ernſtliches mehr zu befürchten war.[1]) Daß er in Rom reſidiren ſollte, erwartete wohl im Ernſte Niemand mehr von ihm. Das Centrum der höchſten Reichsgeſchäfte war lange Zeit in Diocletian's Cabinet, alſo vorzugsweiſe in Nicomedien zu finden geweſen; ſpäter hatte Conſtantin als Herr des Weſtens, neben Licinius, Rom nur von Zeit zu Zeit beſucht, ſonſt aber ſich meiſt in Gallien und in den Feldlagern aufgehalten. Dem Oſten aber durfte er vielleicht (abgeſehen von den beſondern Anſprüchen Illyricum's) nach dem Siege über Licinius die Hauptſtadt nicht wohl verweigern, ſo wie er auch in andern bedenklichen Beziehungen den Sachen ihren Lauf ſcheint gelaſſen zu haben. Die geheimen perſönlichen Nebenereigniſſe, welche den Sturz des Licinius begleiteten, würden vielleicht auch hier Einiges aufklären können.

Die Bauleidenſchaft.

Endlich war in Conſtantin die Leidenſchaft des Bauens — eine der ſtärkſten die es im Gemüthe mächtiger Fürſten geben kann — offenbar gewaltig entwickelt. Es läßt ſich kein ſolideres äußeres Symbol der Herrſchergewalt denken als Gebäude von bedeutendem Charakter; außerdem iſt das

[1]) Die Zuſammenſetzung der ſpätern Garniſen von Rom ſ. bei Preller, die Regionen der Stadt Rom. S. 30. 31. 93 ff.

Bauen ſelbſt, mit maſſenhaften Kräften raſch gefördert, ſchon an ſich ein Gleichniß des ſchaffenden Herrſchens und für ruhige Zeiten ein Erſatz deſſelben. Vollends gilt eine neue Stadt für den Gründer als das Sinnbild einer neuen Welt.

Conſtantin in Ilium.

Es gingen der neuen Gründung wunderbare Entſchlüſſe und Verſuche voraus. Außer Sardica hatte der Kaiſer auch Theſſalonich, dann Chalcedon, auf der aſiatiſchen Seite des Bosporus, im Auge gehabt. Der erſte feſte Entſchluß aber galt keiner andern Oertlichkeit als der Gegend des alten Troja, von wo einſt durch Aeneas die Auswanderung nach Latium und mittelbar die Gründung Rom's ausgegangen. Von hiſtoriſcher Sentimentalität darf hier nicht die Rede ſein, bei Conſtantin ſo wenig als einſt bei Cäſar und bei Auguſtus, welche denſelben Plan gehegt hatten.[1]) Es kamen gewiß ſehr beſtimmte Gründe heidniſcher Superſtition in Betracht, über welche der Kaiſer, wie oben bemerkt, keinesweges hinaus war. Ilion iſt die heilige alte Heimath der Römer; durch irgend einen Schickſalsſpruch, den wir nicht mehr kennen,[2]) waren ſie angewieſen, den Sitz ihrer Herrſchaft einſt wieder dahin zu verlegen, von wo ihre Anfänge entſtammten. Conſtantin begab ſich[3]) in Perſon nach dem berühmten Gefilde, wo an den Grabhügeln der Helden Homer's ſchon ſeit tauſend Jahren geopfert wurde; beim Grab des Aiax, an der Stelle des griechiſchen Lagers, begann er ſelbſt die Umriſſe der künftigen Stadt zu zeichnen. Bereits waren die Thore gebaut, als ihm eines Nachts Gott erſchien und ihn ermahnte, eine andere Stätte zu wählen; darauf entſchloß er ſich für Byzanz. Noch hundert Jahre

---

[1]) Sueton. Cæs. 79 und die Ausleger zu Horat. Od. III, 3.

[2]) Wenn nicht das Chron. paschale, ed. Bonn. p. 517 genügt: Conſtantin habe ein Orakel erhalten, wonach die Herrſchaft Rom's dem Untergang nahe ſein ſollte.

[3]) Sozomenus II, 3. Kürzer Zosim. II, 30.

10. Abſchn. ſpäter ſahen die bei Troja Vorüberfahrenden vom Meere aus den Bau den er unvollendet gelaſſen. — Wer in dieſer Erzählung einen Kampf der heidniſchen und der chriſtlichen Umgebung des Kaiſers erkennen will, dem kann man wenigſtens nicht widerſprechen. Es iſt wohl denkbar, daß die Hofgeiſtlichen alle Mittel des Widerſtandes in Bewegung ſetzten, als ſich Conſtantin mit weſentlich heidniſchen Ceremonien und Orakeln beſchäftigte.

Halbheidniſche Weihe.

Aber auch bei der Gründung von Conſtantinopel ging es ohne dergleichen nicht ab. Für die Adler, welche beim vorgeblichen Neubau von Chalcedon Meßſchnüre oder Steinchen rauben und über den Bosporus nach Byzanz tragen, mögen ſich Zonaras und Cedrenus verantworten; ähnlicher Art ſind mehrere andere Züge, die nur das Bedürfniß der Zeitgenoſſen nach übermenſchlichen Beziehungen großer Ereigniſſe ausdrücken. Allein Conſtantin hätte ſchon der heidniſchen Bevölkerung des Reiches wegen ſich auf die Superſtition einlaſſen müſſen, und wahrſcheinlich war er auch in ſeinem Innern durchaus nicht frei davon. Er ſelber ſpricht ſich unbeſtimmt monotheiſtiſch und dabei ſehr geheimnißvoll aus: „wir haben die Stadt auf Gottes Befehl mit einem ewigen Namen beſchenkt.“[1]) Welches iſt dieſer ewige Name? Wahrſcheinlich nicht Conſtantinopolis, vielleicht nicht einmal Neurom (νέα Ῥώμη), ſondern Flora oder Anthuſa, die Blühende, welches auch der prieſterliche Geheimname Rom's war.[2]) Der Gott aber, welcher dieſe Benennung befahl, war ſchwerlich der Chriſtengott. Auch das Traumgeſicht, womit ſpätere Chroniſten den Kaiſer beehren[3]) — ein zerlumptes Weib bittet ihn um Kleidung — hat durchaus keinen chriſtlichen Charakter.

---

[1]) Cod. Theodos. XIII, 5.

[2]) Joh. Lydus de menss. IV, 51, Chron. Paschale ed. Bonn. pag. 528.

[3]) Die Stellen bei Ducange, Cpolis christiana, I, I. p. 25.

Die feierliche Grundlegung der weſtlichen Ringmauer fand Statt [1]) den 4. November des erſten Jahres der 276ſten Olympiade, d. h. des Jahres 326, als die Sonne im Zeichen des Schützen ſtand, der Krebs aber die Stunde beherrſchte. Kurz vorher war der Thronerbe, vielleicht auch ſchon die Kaiſerinn hingerichtet worden. Es war die Zeit, da Conſtantin ſich mit dem Neuplatoniker Sopater (S. 404) enge befreundet hatte, und dieſen finden wir auch bei der Gründung als Teleſten thätig,[2]) d. h. er vollzog gewiſſe ſymboliſche Handlungen, welche das Schickſal der neuen Stadt magiſch ſichern ſollten. Außer ihm wird auch ein Hierophant Prätextatus, wahrſcheinlich ein römiſcher Pontifex, namhaft gemacht. Es ging ſpäter eine Sage,[3]) unter der Porphyrſäule auf dem Forum von Conſtantinopel, welche das Standbild des neuen Gründers trug, liege das Palladium, welches er insgeheim aus Rom weggenommen. Dieß wäre ein wahres Teleſma geweſen, dergleichen zur Abwendung von Plagen und Bannung des Glückes im Alterthum ſo manche waren vollzogen worden; noch Apollonius von Thana z. B. hatte gerade in Byzanz [4]) durch ſolche Mittel dem Austreten des Fluſſes Lycus, den läſtigen Flöhen und Mücken, dem Scheuwerden der Pferde u. a. Uebeln abgeholfen.

Die Teleſmata.

---

[1]) Der Anonymus bei **Banduri, Imperium orientale, Tom. I. pag. 3.** — Anders **Codinus ed. Bonn. p. 17.** — Laut **Glycas, pars IV,** war ein berühmter Aſtronom Valens herberufen worden, um der Stadt das Horoſcop zu ſtellen; er weiſſagte ihr ein Beſtehen von 696 Jahren.

[2]) **Joh. Lydus de mens. IV, 2.**

[3]) **Chron. paschale. ed. Bonn. p. 528.** — Beim **Anon. Banduri p. 14** wird dem Palladium beigegeben: καὶ ἕτερα πολλὰ σημειοφορικά. — Auch die zehn vergrabenen Körbe, ebendaſelbſt, haben den Werth eines Teleſma.

[4]) **Malalas. l. X. ed. Bonn. p. 264.** — **Anon. Banduri. p. 15. 36. 42.** Apollonius genoß bei den ſpätern Byzantinern einen mythiſchen Ruf; ſie verſetzten ihn in die Zeit Conſtantin's.

10. Abschn. Dießmal handelte es sich aber für die Stadt des Byzas nicht mehr um solche Kleinigkeiten, sondern um das Weltschicksal, welches an diese Stätte gefesselt werden sollte. Die ältere Geschichte der Stadt, auf welche man jetzt mit gesteigertem Interesse hinblickte, die alten Mythen und Orakel, welche sich auf sie deuten ließen, Alles schien voller Ahnungen einer großen, der Erfüllung sich nähernden Zukunft. Noch durch das kräftige Aufraffen aus dem schweren Unglück unter Septimius Severus und Gallienus, namentlich durch die heldenmüthige Vertheidigung gegen den Ersteren hatte Byzanz die Augen der Welt auf sich gezogen; jetzt war es zu ihrer Herrscherinn bestimmt.

Wir wollen es nicht versuchen die alte oder die neue Stadt zu beschreiben; nur was für Constantin selber bei diesem großen Unternehmen charakteristisch ist, darf hier in Kürze erwähnt werden.

Die Ceremonien. Er selber bezeichnete, einen Speer in der Hand, den Lauf der Ringmauer. Eine Sage, die sich hier anschließt,[1]) ist vielleicht nicht ganz zu verwerfen; seine Begleiter fanden, er schreite zu weit aus und Einer wagte die Frage: „wie weit noch, Herr?“ — worauf er antwortete: „bis der stehen bleibt, der vor mir her geht,“ als sähe er ein überirdisches Wesen vor sich herwandeln. Es ist wohl möglich, daß er es für zweckmäßig fand, wenn die Andern solches glaubten oder zu glauben vorgaben. Ob die übrigen Ceremonien wirklich nichts anderes waren als eine Wiederholung der bei Rom's Gründung vorgekommenen, wie sie Plutarch im eilften Kapitel des Romulus schildert,[2]) mag dahin gestellt bleiben. Viertehalb Jahre später, den 11. Mai 330, erfolgte unter abermaligen großen Festlichkeiten[3]) und prächtigen Circusspielen die Einweihung des Neubaues und die Namengebung: Constantinopolis. Daß Constantin die Stadt der

[1]) Bei Philostorg. II, 9.

[2]) Ansicht Gibbons, Cap. XVII, Anmerk. 28.

[3]) Am genauesten in den Beilagen zum Anonymus des Banduri, p. 98.

Gottesmutter Maria geweiht habe, ist entschieden eine spätere Erdichtung. Beim Lichte betrachtet weihte er sie vor Allem sich selber und seinem Ruhm. Es genügte ihm nicht, daß schon der Name, daß jeder Stein an ihn erinnerte, daß mehrere Prachtdenkmäler ihm ausdrücklich gewidmet waren; alljährlich am Einweihungstage sollte eine große vergoldete Statue, welche ihn vorstellte mit der Tyche, d. h. dem Schutz- genius der Stadt auf der ausgestreckten rechten Hand, in feierlichem Fackelzuge durch den Circus gefahren werden, wobei der jeweilige Kaiser von seinem Sitz aufstehen und vor dem Bild Constantin's und der Tyche sich niederwerfen mußte.[1]) Wer wollte es da den Leuten wehren, wenn auch die oben erwähnte Porphyrsäule mit dem Constantinscoloß allmälig einen gewissen Cultus erhielt, wenn man Lichter und Weihrauch davor anzündete und Nothgelübde that? Der Arianer Philostorgius giebt dieß (II, 17) den Christen Schuld und kann damit gegen alle Widerrede Recht haben, denn wo der Weltherrscher mit einem Beispiel wie jenes voranging, durften Christen und Heiden ungescheut seine Vergötterung selbst bei lebendigem Leibe aussprechen.[2])

Die Tyche.

Dieser nämliche Geist drückt sich auch in der Art und Weise aus, wie die neue Stadt zwangsweise bevölkert und bevorzugt wurde. Ihre Gleichberechtigung mit Rom wurde ganz buchstäblich aufgefaßt und demgemäß erhielt sie dieselben Einrichtungen, Behörden und Vorrechte,[3]) hatte sie doch auch sieben Hügel wie das Rom an der Tiber! Vor allem einen Senat mußte sie haben, auch wenn man nicht wußte wozu; höchstens brauchte etwa der Hof Figuranten bei Processionen. Eine kleine Anzahl römischer Senatoren ließ sich

Der Senat.

[1]) Chron. Paschale, ed. Bonn. p. 530.

[2]) Man konnte sich vielleicht damit entschuldigen, daß Constantin in den Coloß hinein ein Stück des wahren Kreuzes (Socrates I, 17) verborgen hatte. Unten das Palladium, oben — wie wir sehen werden — ein zum Constantin metamorphesirter Apoll, und darin die Reliquie!

[3]) Sozom. II, 3.

10. Abſchn. allerdings durch äußere Vortheile, durch Palläſte und Landgüter zur Ueberſiedelung bewegen; und wenn eine ſpätere Sage [1]) Recht hätte, ſo wäre ſogar dieß nur durch die feinſte Zuvorkommenheit möglich geworden, indem ſie der Kaiſer durch identiſche Wiederholung ihrer römiſchen Villen und Palläſte am Ufer des Bosporus überraſchte. Auch ein prächtiges Senatslokal [2]) baute er ihnen; allein weder die Bilder der Muſen, welche einſt auf dem geweihten Helikon aufgeſtellt geweſen, noch die Statuen des Zeus von Dodona und der Pallas von Lindos, die jetzt an der Pforte des Gebäudes prangten, waren im Stande der Richtigkeit der neuen Corporation abzuhelfen.

Künſtliche Bevölkerung. Außer den Hofleuten, Offizieren, Beamten und Senatoren mußte die neue Stadt auch eine ihrer würdige Volkszahl bekommen. Der heilige Hieronymus bemerkt zum Weihejahr: „Conſtantinopel wird eingeweiht, während faſt „alle Städte entblößt werden.“ Dieß gilt zunächſt in Bezug auf die Bevölkerung. Sei es, daß Conſtantin die Erſchütterung aller Verhältniſſe in dem beſiegten liciniſchen Orient zu Zwangsanſiedelungen benützte oder daß er durch ſchlechte Lockungen anderer Art ſich ein Reſidenzvolk ſammelte — jedenfalls erreichte er was er wünſchte. Dieſer Wunſch, in der grellen und boshaften Faſſung des Heiden Eunapius, [3]) lautet folgendermaßen: „aus den unterwor„fenen Städten führte er nach Byzanz ein Volk zuſammen, „damit recht viele Betrunkene im Theater abwechſelnd ihm „klatſchen und den Wein von ſich geben möchten; es gefiel „ihm der Jubelruf von Leuten, die ihrer Sinne nicht mäch„tig waren, und er hörte ſich gerne nennen von Denen,

[1]) Beim Anonymus des **Banduri**, l. c. p. 4. In ſpätern Zeiten meinten die Byzantiner, Conſtantin habe geradezu den ganzen Senat von Rom hergeholt und dort überhaupt nur den armen Pöbel zurück gelaſſen. **Liudprandi Legatio**, c. 51.

[2]) **Zosim. V, 24.**

[3]) **Eunap. vitæ philoss., sub Aedesio.**

„welche überhaupt an keinen Namen denken, wenn er ſich „ihnen nicht durch tägliche Gewohnheit aufdrängt.“ Es gehört dieß zu der bedenklichen Frage über die Eitelkeit und Lobſucht großer Männer, welche ſo ſchwer zu entſcheiden iſt, wenn nicht ganz ausgezeichnete Quellenausſagen vorliegen. Bei Conſtantin könnte das auffallend eitle, pomphafte Auftreten, über welches mehrere Schriftſteller ſich ausſprechen, gar wohl eine bewußte politiſche Seite gehabt haben.[1]) In ſeinem Innern verachtete er ſicherlich die Conſtantinopolitaner.

Der Aufwand.

Die Worte des Hieronymus haben aber noch einen andern Sinn. Das Reich mußte mehr oder weniger gedrückt werden um die Koſten der neuen Anlage aufzubringen. Conſtantin ſoll ſechszig Millionen Franken unſeres Geldes aufgewandt haben,[2]) eine Annahme, welche gewiß eher zu niedrig als zu hoch erſcheint, wenn man die Maſſe und Koſtbarkeit der Neubauten erwägt. Eine fortlaufende ſchwere Ausgabe bildete dann die ſeit 332 geregelte Vertheilung von Korn, Wein und Oel, ohne welche dieſe Menſchenmenge gar nicht hätte exiſtiren können. Eunapius (a. a. O.) klagt, daß alle Kornflotten Aegyptens, Kleinaſiens und Syriens dieſen Pöbel kaum zu ſättigen im Stande ſeien. Als er ſchrieb im fünften Jahrhundert, war freilich die Stadt ſchon volkreicher als Rom.[3])

Geraubte Kunſtwerke.

Endlich wurden vielen Städten des Reiches ihre Kunſtſchätze geraubt, was für Menſchen griechiſcher Bildung immer das Schmerzlichſte ſein mußte. Von dem Raub und

---

[1]) Von ſeinen Söhnen verſtand es Conſtantius bei feierlichen Anläſſen ſich wie eine geputzte Statue zu geberden, **tanquam figmentum hominis, Ammian. Marc. XVI, 10.**

[2]) Die Berechnung nach Cedrinus ſ. bei Manſo, a. a. O. S. 75. Nota.

[3]) Wie der nicht viel ſpätere Sozomenus **II, 3** verſichert. — Um die Bauluſt zu wecken, hatte ſchon Conſtantin jedem neuerrichteten Hauſe einen jährlichen Getreideantheil zugewieſen, vgl. Manſo a. a. O. S. 318.

10. Abſchn. dem Einſchmelzen der Statuen aus koſtbarem Stoffe iſt ſchon oben die Rede geweſen; außerdem handelt es ſich um den ſchändlichſten und maſſenhafteſten Kunſtraub der ganzen Geſchichte, zum Behuf der Ausſchmückung einer neuen Hauptſtadt. Hier iſt Conſtantin weder Heide noch Chriſt, — denn er beleidigte beide Religionen [1]) durch das Verſchleppen der Götterbilder nach Byzanz — ſondern ein ſelbſtſüchtiger Plünderer zur Verherrlichung ſeines eigenen Namens. Es giebt für Denjenigen, welcher die alte Kunſt kennt, keine ſchmerzlichere Lectüre als jene Verzeichniſſe der durch und ſeit Conſtantin in Byzanz aufgeſtellten Kunſtwerke,[2]) zumal wenn man ſich ihres Unterganges bei Anlaß des vierten Kreuzzuges erinnert. Zwar darf man nicht immer an die wirklichen Originalien der betreffenden Tempelbilder denken, wenn z. B. bei Euſeb von dem pythiſchen und dem ſminthiſchen Apoll, anderswo von der ſamiſchen Hera, dem olympiſchen Zeus u. dgl. die Rede iſt, aber der Verluſt eines griechiſchen Kunſtwerkes überhaupt iſt unerſetzlich, und dann ſind auch jene Urbilder ohnedieß nicht mehr vorhanden. Die Häufung des Ungleichartigen, z. B. unter den 427 Statuen vor der Sophienkirche, muß von roher und abſcheulicher Wirkung geweſen ſein; in einzelnen Fällen wurde auch auf ganz barbariſche Weiſe an den Statuen geändert,[3]) wie denn Conſtantin einem Apollscoloß ſeinen eigenen rundlichen Porträtkopf aufſetzte, damit er auf der

Ihre Entſtehung u. Aenderung.

[1]) **Euseb. vita C. III, 54** verſüßt ſich die Bevölkerung aller Plätze der Stadt mit Heidengöttern durch die Annahme, Conſtantin habe den verrückten Aberglauben auf jede Weiſe in ſeiner Nichtigkeit darſtellen wollen.

[2]) S. beſonders den Anonymus des **Banduri, l. c. pag. 4, 7, 14, 24, 28, 41. s., 66,** und in derſelben Sammlung **p. 135—174** die auf Conſtantinopels Kunſtwerke bezüglichen Epigramme aus der Anthologie.

[3]) Die Umgeſtaltung einer coloſſalen Göttermutter zur Orantinn, ſ. bei **Zosimus, II, 31.**

ſchon früher (S. 467, 469) genannten großen Porphyrſäule prange.[1]) Von Rom holte man u. a. eine Anzahl Kaiſerſtatuen herüber; es traf ſich vielleicht zufällig, daß eine des Marentius mit darunter war und alsbald von den Heiden der neuen Hauptſtadt etwas tendenziös angebetet wurde, worauf Conſtantin das Bild weggenommen und die Andächtigen getödtet haben ſoll.[2]) Bei weitem das Meiſte aber kam aus Griechenland und dem vordern Kleinaſien. Einſt hatten römiſche Proconſuln und Kaiſer dieſelben Gegenden geplündert, und man kann es ihnen nachſehen, weil Rom und ſeine Cultur auf eine Ergänzung und Verklärung durch die griechiſche Kunſt weltbiſtoriſch angewieſen war;[3]) Byzanz dagegen will nur das Schönſte verſchlingen, damit die Provinzen es nicht mehr beſitzen; es weiß ſeinen Statuen keine andere Ehre mehr anzuthun als durch abergläubige Erklärungen und Anekdoten und durch lahme Nachahmungen antiker Epigramme.

Die Gebäude.

Von den Gebäuden der Conſtantinopolis, welche ebenfalls zum Theil aus Raub, nämlich aus Säulen älterer Bauten der Nachbarſchaft errichtet wurden, können wir uns trotz der reichlich vorhandenen Nachrichten keinen Begriff mehr machen. Die Baukunſt lag in jenem Augenblick in einer Criſis; der Gewölbebau mit ſeinem verhältnißmäßig neuen ſtatiſchen Organismus war eben im entſcheidenden Kampfe begriffen gegen die ohnmächtigen, abgeſtumpften Formen des einſtigen griechiſchen Tempelbaues. Eine bunte, wunderliche Pracht muß der vorherrſchende Charakter der conſtantiniſchen Anlagen geweſen ſein; Kuppeln, Niſchen, runde Hallen, koſtbare Incruſtationen, Vergoldungen, Mo-

[1]) Manſo's (S. 313) Mißtrauen gegen dieſe Ausſage des Anon. Band. p. 14 kann ich nicht theilen. Es gab zu viele Präcedentien dafür.

[2]) De spectaculis, bei Banduri, l. c. p. 92.

[3]) Was hätten wir davon, wenn Rom die Kunſt der unterworfenen Hellenen verſchmäht hätte? Wer dieſer Perſpective etwas nachgeht, wird finden, daß wir von Glück zu ſagen haben.

10. Abſchn. ſaik, ſind die weſentlichen Elemente dieſes reichen und unruhigen Ganzen. Conſtantin's eigene Ungeduld [1]) ſprach ſich gar deutlich in der raſchen, unſoliden Ausführung aus, welche ſich durch baldigen Ruin mehrerer Gebäude rächte und große Reparaturen nach ſich zog.

Die Tempel. Unter ſeinen Bauten befinden ſich neben vielen und prachtvollen Kirchen unläugbar auch zwei heidniſche Tempel.[2]) Der eine, zum Circus gehörig, war den Dioscuren Caſtor und Pollux geweiht, der andere war das Tycheion, das Heiligthum der Tyche oder Schutzgöttinn der Stadt. Wir ſind bereits der alljährlichen Weiheproceſſion im Circus begegnet, wobei die Statue Conſtantin's mit einer kleinen Tyche auf der ausgeſtreckten Rechten einherfuhr. Außerdem werden noch mehrere andere Bilder dieſer Göttinn erwähnt,[3]) deren eines aus Rom hergebracht worden. Offenbar war dieſer Götterraub mehr als ein bloßes Symbol, er ſollte magiſch die Uebertragung der Weltherrſchaft auf die neue Stätte beſiegeln. Der Kaiſer machte wohl die merkwürdigſten Verſuche, der Tyche ihre rein heidniſche Bedeutung zu benehmen; ſie erhielt z. B. ein Kreuz auf die Stirn; ja ſchon bei dem großen Weihefeſte im Jahr 330 ging die Anbetung der Tyche und das **kyrie eleison** ſonderbar durch einander;[4])

[1]) Bezeichnend ſind dafür auch die Geſetze vom J. 314 und 317, Cod. **Theodos. XIII, 4**, worin alle Künſtler und Bauhandwerker ſteuerfrei erklärt werden, weil man ihrer viele braucht.

[2]) **Zosim. II, 31.** — Einen dritten Tempel, den der Göttermutter, wollen wir nicht geltend machen, weil deren Statue durch Umgeſtaltung (S. 472 Anm.) einen andern Sinn erhalten haben muß. Die heidniſchen Tempel des alten Byzanz ſ. bei **Ducange, l. c. l. p. 14. s.** Die Hermen des Oecumeniums erhielten ſieben Nischen und zwölf Pertiken „zur Erinnerung" an die Zahl der Planeten und der Monate. **Anon. Banduri. p. 3.**

[3]) **Anon. Banduri. p. 9. 10. 13. 15.**

[4]) Die Beilagen zum **Anon. Banduri. p. 98.** — Daß es einen eigentlichen Tychetempel gab, beweiſt die echte Lesart *τυχείῳ* ſtatt *τειχίῳ* bei **Sozom. V, 4.**

— aber das heidniſche Grundgefühl war und blieb das vorherrſchende. Sogar einem öffentlich aufgeſtellten Kreuz wurde ein Schickſalsamulet eingefügt. Ueber dem Prachtbau des Milliariums nämlich ſah man die Statuen Conſtantin's und Helena's, welche zuſammen ein Kreuz trugen, in deſſen Mitte eine Kette bemerklich war; an dieſer ſollte ein Zauber haften, welcher dem neuen Rom den Sieg über alle Völker und die Sicherheit vor allen feindlichen Angriffen zuwegebringen ſollte; — und auch dieſe Kette nannte man die Tyche der Stadt.[1]) Es iſt möglich, daß dieſer ganze Schmuck neuern Urſprungs war und daß die Bedeutung der Kette bloß in der Phantaſie der Byzantiner exiſtirte, aber Conſtantin hat gewiß durch magiſche Begehungen Anlaß zum Entſtehen ſolcher Sagen gegeben.

Sopater und Kanonaris.

Die Reaction hiegegen von Seite der chriſtlichen Hofleute und Geiſtlichen haben wir bereits in dem Sturz und der Hinrichtung des Sopater (S. 405) zu erkennen geglaubt. Aus der Zeit unmittelbar vor der Einweihung wird noch der Untergang eines andern heidniſchen Philoſophen, Kanonaris, berichtet.[2]) Dieſer trat öffentlich auf und rief dem Kaiſer zu: überhebe dich nicht über die Vorfahren, weil du die Vorfahren (d. h. ihre Sitte und Religion) zu nichte gemacht haſt! — Conſtantin ließ ihn vor ſich kommen und ermahnte ihn, von ſeinen heidniſchen Predigten abzulaſſen; Kanonaris aber rief laut, er wolle für die Vorfahren ſterben und wurde darauf enthauptet.

Wenden wir unſere Blicke von der übermüthigen neuen Weltſtadt zurück auf die alte.

Rom und ſein Bisthum.

Rom hatte einen Vorzug behalten, der vielleicht in jenem Augenblick nicht beſonders ſchwer zu wiegen ſchien:

[1]) Anon. Banduri p. 10.

[2]) S. die Beilagen zum Anon. Banduri. p. 98.

10. Abſchn. den anerkannten Vorrang [1]) ſeines Biſchofes vor allen Geiſtlichen des Reiches. Man konnte damals noch nicht ahnen, daß neben den byzantiniſchen Kaiſerthron ein abendländiſcher Hoheprieſterſtuhl zu ſtehen kommen würde, daß einſt die Hierarchie, in Conſtantinopel ſelber durch die weltliche Herrſchaft überſtrahlt, in Antiochien, Jeruſalem und Alexandrien durch Ketzerei und durch das Schwert des Islam's erſchüttert, in Rom der Mittelpunkt einer neuen geiſtigen Welt werden müſſe. Conſtantin's perſönliche Beziehungen zur römiſchen Gemeinde ſind ſehr zweifelhaft; ſeine vorgebliche Schenkung iſt erdichtet; die ungeheure Pracht ſeiner Kirchenbauten und Weihgeſchenke, wie ſie Anaſtaſius Bibliothecarius (Cap. 34) ſchildert, beſchränkt ſich in der Wirklichkeit auf ein verhältnißmäßig Weniges,[2]) wobei man über den wahren Umfang der kaiſerlichen Freigebigkeit überdieß im Zweifel bleiben kann; endlich iſt ſeine vorgebliche Taufe durch den Biſchof Sylveſter im Baptiſterium des Laterans eine bloße Sage, welche aus dem Wunſch entſtand, den arianiſchen Euſebius von Nicomedien durch einen rechtgläubigen Taufprieſter zu erſetzen.[3]) In den arianiſchen Streitigkeiten war dann das römiſche Bisthum weit entfernt, alle Angriffe von ſich abhalten, eine bloß beobachtende und entſcheidende Stellung behaupten zu können;[4]) auch ſpäter gerieth es noch mehr als einmal tief in die kirchlich-politiſchen Stürme hinein und rang ſich nur langſam empor zur Weltmacht.

Das heidniſche Rom.

Einſtweilen gereichte ihm die große heidniſche Majorität in Rom ſelber zu einem bedeutenden Hinderniſſe. Die Phy-

---

[1]) Vgl. den dritten Kanon der Synode von Conſtantinopel im J. 381.

[2]) Niebuhr (Vorträge ü. alte Länder- und Völkerkunde S. 399) läßt bloß die alte lateranenſiſche Baſilica gelten.

[3]) Die weitern Sagen über dieſe Taufe bei den ſpätern Byzantinern gehören als Erzeugniſſe des Mittelalters nicht hieher.

[4]) Ammian's einſeitige Polemik gegen den äußern Glanz des damaligen römiſchen Bisthums XXVII, 3. Die Biſchöfe kannten Rom gründlich.

ſiognomie der alten Weltſtadt war noch das ganze vierte Jahrhundert hindurch vorherrſchend eine heidniſche.

Seine Bauten.

Dieß galt ſchon äußerlich, in architektoniſcher Beziehung. Es brauchte ſpäter eine lange Zerſtörung und einen beharrlichen Umbau, bis aus dem Rom der Kaiſerzeit das chriſtliche Rom mit ſeinen Baſiliken, Patriarchien und Klöſtern emporſtieg. Noch die Bauten des dritten Jahrhunderts hatten der Verherrlichung des Heidenthumes, ſeiner Cultur und ſeiner Genüſſe im größten Maßſtabe gedient. Die Thermen des Caracalla, des Alexander Severus, des Decius und Philippus, ſpäter die des Diocletian und des Conſtantin, die Ausſchmückung des Trajansforum's, die herrliche Villa der Gordiane, der Sonnentempel Aurelians, die Baſilica und der Circus des Maxentius, endlich jenes vom jüngern Gordian gehegte, von Gallienus vergrößerte, aber nicht ausgeführte Project einer reichen Säulenhalle mit Terraſſen, welche das ganze Marsfeld durchziehen und dann die Via Flaminia bis zur milviſchen Brücke einfaſſen ſollte, — dieß alles charakteriſirt den Baugeiſt jener Epoche.

Die Regionarien.

Aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts beſitzen wir noch die Regionenbücher, die allerdings in ihrer echten Geſtalt [1]) dürftiger lauten als in der früher geltenden Interpolation,[2]) welche u. a. über anderthalbhundert Tempel mit Namen aufzählte. Allein durch einen wohlberechtigten Rückſchluß gelangt man doch zu ungeheuern Reſultaten. Die Regionenbücher (ſowohl das ſogenannte Curiosum urbis als die Notitia) ſchildern nämlich nicht den baulichen Inhalt der vierzehn Stadtquartiere, ſondern bloß die Grenzen derſelben und nennen doch ſchon bei dieſem Anlaß eine außerordentliche Menge von Tempeln, Foren, Baſiliken, Thermen, Gärten, Hallen, Gebäuden für Spiele, Statuen u. ſ. w. —

---

[1]) Bei Preller: Die Regionen der Stadt Rom, Jena 1846.

[2]) Dieſe u. a. in Grævii Thesaurus, Tom. III. unter den falſchen Namen: Publius Victor und Sextus Rufus.

10. Abschn. aber keine einzige Kirche. Dieß letztere wohl absichtlich;[1]) denn zur Zeit des Constantius und des Theodosius mußten schon viele sehr bedeutende Kirchen vorhanden sein, die nur der Heide ignorirte. Man mag sich aber dieselben gemäß dem Reichthum und der Macht der christlichen Gemeinde Rom's so prächtig und ausgedehnt vorstellen als man will — sie konnten doch jedenfalls nicht aufkommen gegenüber der alten heidnischen Herrlichkeit. Die Zusammenstellung des Wichtigsten am Ende der beiden Bücher ist gerade in den Zahlenangaben unzuverlässig, doch wird man vielleicht noch unter der Wahrheit bleiben, wenn man zu den achtundzwanzig Bibliotheken, den eilf Foren, den zehn großen Basiliken, den eilf riesenhaften Thermenbauten, nur zwei Amphitheater, drei Theater, zwei Cirken u. s. w. hinzurechnet, denn diese letztern Annahmen sind schon den vorhandenen Resten nach zu niedrig. Zu diesen und andern kolossal und würdig ausgestatteten Bauten muß sich die Phantasie — die nur mit Mühe folgen kann — noch eine unendliche Fülle des herrlichsten plastischen Schmuckes hinzudenken, nämlich die vierunddreißig (oder 36) marmornen Triumphbogen und zahllose öffentlich aufgestellte Statuen und Gruppen. Und dieß Alles malerisch vertheilt auf Thal und Hügel, belebt und unterbrochen durch Gärten und Baumgruppen (luci), hell durchrauscht von springenden Wassern, welche auf neunzehn hochgewölbten Leitungen aus den Gebirgen herniederkamen, um Menschen und Thiere, Luft und Grün in der gewaltigen Stadt frisch zu halten.[2]) Kolossal zu bauen haben viele alte und neue Völker verstanden; die Gestalt des damaligen Rom's aber wird in der Geschichte einzig bleiben, weil nie mehr die durch griechische Kunst geweckte Lust an der Schönheit mit solchen Mitteln der äußern Ausführung und mit einem solchen Bedürfniß nach prachtvoller Umgebung des

[1]) So Becker bei Preller a. a. O. S. 59.

[2]) Geschildert in Claud. Rutil. Iter. I, Vers 97. s.

Lebens zuſammentreffen wird. Wer in jener Zeit etwa mit den Eindrücken Conſtantinopels nach Rom kam, wie z. B. Conſtantius, als er im Jahr 356 ſeinen Triumph über den beſiegten Magnentius hielt, der konnte nur ſtaunen und verſtummen und meinte jedesmal wenn er etwas Neues ſah, das Allerſchönſte zu ſehen; als der Gipfel des Wunderbaren aber galt, wie wir bei dieſem Anlaß vernehmen [1]), das Forum Trajans mit der Baſilica Ulpia.

Die Römer.

Und all dieſe Herrlichkeit war für eine Bevölkerung vorhanden, deren Zahl von mehrern unſerer jetzigen Hauptſtädte erreicht und übertroffen wird. Die Herrſcherinn des Weltreiches, welches unter Veſpaſian auf hundertzwanzig Millionen Seelen angeſchlagen werden konnte, hatte wahrſcheinlich kaum eine halbe Million Einwohner.[2]) Die neuere Forſchung iſt von den frühern, zum Theil ganz thöricht übertriebenen Annahmen zurückgekommen, ſeitdem die Bodenfläche Rom's und ſeiner Vorſtädte, die große Ausdehnung des unbewohnten, bloß dem Verkehr und der Pracht dienenden Raumes und die Dichtigkeit der Bevölkerung neuerer Hauptſtädte im Verhältniß zum Flächenraum bei der Berechnung zu Grunde gelegt werden.[3]) Man kann ſich in der That fragen, woher nur die Menſchen kamen, welche all die Tempel, Theater, Circen, Thermen und Haine benützen und genießen ſollten. Das Coloſſeum allein konnte vielleicht den ſechsten Theil der ganzen Einwohnerſchaft faſſen, der Circus maximus über ein Viertheil.[4]) Um ſolche Räume zu füllen bedurfte es allerdings eines Volkes, welches ſeit Jahrhunderten von ſeinen Herrſchern dazu erzogen war, welches von Spenden lebte und nichts als einen un-

[1]) Ammian. Marc. XVI, 10.

[2]) Nach Dureau de la Malle, économie polit. des Romains I, p. 299. s. VI. p. 405. Der aurelianiſche Stadtumfang und die Vorſtädte ſind zuſammen gerechnet.

[3]) Ein recht beſonnenes Urtheil zeigt ſchon der alte Keyßler, Neueſte Reiſen, Brief XLVII.

[4]) Nämlich nach der geringern Annahme 150,000 Menſchen.

10. Abſchn. aufhörlichen ſtets geſteigerten Genuß kannte und verlangte. Die bedeutende Menge ebeloſer, wenig oder gar nicht beſchäftigter Menſchen, die Einwanderung reicher Provinzialen, die Concentrirung des Luxus und des Verderbens, endlich das Zuſammenlaufen der größten Regierungs- und Geldangelegenheiten müſſen der Bewohnerſchaft Rom's einen Typus mitgetheilt haben, dem ſich nichts Aehnliches an die Seite ſtellen ließ.

Die chriſtliche Geſellſchaft. In dieſer bunten Miſchung, durch alle ihre Schichten hindurch, gab es zwei verſchiedene Geſellſchaften, eine heidniſche und eine chriſtliche. Wie die letztere ſich in den erſten drei Jahrhunderten des Glaubens, zur Zeit der Verfolgungen ausgebildet und benommen hatte, gehört nicht hieher; aus der kritiſchen Zeit Conſtantin's, da ſie gewiß zunahm und ſich innerlich änderte, haben wir keine genügende Kunde; die Schilderungen aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts aber, namentlich bei S. Hieronymus, zeigen ſie bereits ausgeartet. Die Welt mit ihren Lüſten hatte ſich in die obern wie in die untern Klaſſen der Gemeinde von Rom eingedrängt; man konnte eifrig andächtig und dabei ſehr ſittenlos ſein. Fürchterliche Kriſen bewegten zu Zeiten die ganze Gemeinde; aus Ammianus wiſſen wir, daß beim Streit des Damaſus und Urſinus um das Bisthum (366) eines Tages hundertſiebenundbreißig Erſchlagene in der ſiciniſchen Baſilica lagen. Hieronymus, welcher der Sekretär des ſiegreichen Biſchofs Damaſus wurde, lernte in dieſer Stellung Groß und Klein kennen; er wußte, wie allgemein die Tödtung der noch ungeborenen Kinder war;[1]) er ſah zwei Leute aus dem Pöbel ſich beirathen, wovon der Mann ſchon zwanzig Weiber, das Weib ſchon zweiundzwanzig Männer begraben hatte;[2]) nirgends macht er ein Hehl aus der allgemeinen Verderbniß. Aber am genauſten ſchildert er die

[1]) Ep. XXII. ad Eustochium c. 13.

[2]) Ep. CXXIII. ad Ageruchium. c. 10. Alle Welt war neugierig, wer zuerſt ſterben würde; es war das Weib, und der Wittwer führte wie ein Sieger die Leiche durch den Zulauf von ganz Rom.

vornehmen Stände und gewiſſe Geiſtliche, und zwar in ihrer Wechſelwirkung. Fürſtlich zieht die große Dame, die reiche Wittwe einher, mit vollen rothgeſchminkten Wangen;[1] ihre Sänfte iſt umgeben von Verſchnittenen. Mit dem nämlichen Gefolge erſcheint ſie fleißig in den Kirchen und ſchreitet Almoſen ſpendend majeſtätiſch durch ein Spalier von Bettlern. Zu Hauſe hat ſie Bibeln auf Purpurpergament mit Gold geſchrieben und mit Edelſteinen beſetzt, kann aber dabei die Armen hungern laſſen, wenn ihrer Eitelkeit nicht gedient wird. Ein Ausrufer geht in der Stadt herum, wenn die Dame zu einer Agape, einem Liebesmahl einladen will. Auch ſonſt iſt bei ihr offene Tafel; unter andern Schmeichlern treten Kleriker heran, küſſen die Frau vom Hauſe und machen eine Handbewegung — zum Segnen, ſollte man glauben? nein, um eine Gabe in Empfang zu nehmen; nichts aber macht die Damen ſo ſtolz als die Abhängigkeit der Prieſter. Dieſe Wittwenfreiheit ſchmeckt viel ſüßer als die Mannsherrſchaft, und giebt überdieß einen Schein von Enthaltſamkeit,[2] wobei doch Manche ſich durch Wein und Leckerei entſchädigen. Andere freilich die in härenen Kutten gleich Nachteulen einhergehen, beſtändig ſeufzen und doch insgeheim dem gemeinſten Wohlleben fröhnen, ſind um nichts beſſer. Die geſuchten Verhältniſſe geiſtlicher Verwandtſchaft, welche dem naturgemäßen Familienleben Eintrag thaten, ſind dem ſtrengen Kirchenlehrer ſammt und ſonders verdächtig;[3] da gab es Männer, die ihre Frauen verließen

Die Großen.

[1] Ep. XXII. ad Eustochium c. 16. s. beſonders c. 32.

[2] Et post cœnam dubiam apostolos somniant. Hieronymus ſchreibt hier an ein vornehmes und frommes Mädchen. Die großartige Ungenirtheit, mit welcher er die Dinge beim Namen nennt, iſt ein Reflex antiker Naivetät, von welcher wir jetzt keinen Begriff mehr haben.

[3] Ep. CXXV. ad Rusticum. c. 6. Hieronymus bezieht ſich nicht immer ausdrücklich auf Rom, ſchildert aber doch im Ganzen die römiſche Geſellſchaft.

10. Abſchn. und unter frommem Vorwand Andern anhingen; Frauen welche Jünglinge zu geiſtlichen Söhnen annahmen und am Ende mit denſelben in ſinnlichen Umgang geriethen, u. dgl. m. namentlich aber gewiſſe Frömmler, welche als eine Art von Beichtvätern ſich bei Frauen einniſteten und mit denſelben lebten. Die eigentlichen Kleriker kommen, wie bereits angedeutet wurde, nicht beſſer weg. Hieronymus verdammt die Sitte ihres Zuſammenlebens mit geiſtlichen Schweſtern, den ſogenannten Agapeten (ſonſt Syneisakten) unbedingt,[1] noch ſtärker aber ihr Auftreten in den vornehmen Häuſern, zum Behuf der Erbſchleicherei,[2] der Herrſchaft und der Ueppigkeit. Einige ſpielen die Aſceten, mit langem Haar, Bocksbart, ſchwarzem Mantel und bloßen Füßen; ſie betrügen ſündige Weiblein durch ſcheinbares Faſten, das ſie durch nächtliches Eſſen wieder einbringen. Andere — den Abbés des letzten Jahrhunderts vergleichbar — laſſen ſich zu Presbytern und Diaconen weihen, nur um die Weiber mit größerer Freiheit zu ſehen; dieſe Art geht zierlich gekleidet, reich toupirt, duftend von Wohlgerüchen, alle Finger von Steinen blitzend; ihrer netten Fußbekleidung zu Liebe ſchweben ſie auf den Zehen; ihr Anſehen iſt eher das eines Bräutigams als eines Prieſters. So etwa mag ſich Jovinian ausgenommen haben „in ſeidenem Kleid, in feinem „Zeug von Arras und Laodicea, rothwangig, mit glänzender Haut, die Haare theils nach hinten, theils über der „Stirn gekräuſelt.“[3] Einige geben ſich bloß damit ab, Namen, Wohnung und Gemüthsart der Damen zu erkunden. Hieronymus kannte einen ſolchen Geiſtlichen, der ſich durch Herumtragen des bösartigſten Geſchwätzes von einem Haus in's andere wahrhaft furchtbar zu machen gewußt hatte. Er fuhr mit ſchönen raſchen Pferden von früh bis ſpät

Die Geiſtlichen.

[1] Ep. XXII. c. 14.

[2] Ep. LII. ad Nepotianum. c. 6. — Das Folgende Ep. XXII. c. 28 s.

[3] Hieron. adv. Jovinianum II, 21.

durch die Stadt, ſodaß man ihn nur den Stadtpoſtillon (Veredarius urbis) nannte; oft überraſchte er die Leute noch im Schlafzimmer; was ihm von Zeug oder Geräthſchaften gefiel, lobte er mit einem ſolchen Ton, daß wer klug war ihm damit ein Geſchenk zu machen pflegte. Selbſt das Bild eines geiſtlichen Wüſtlings der intereſſanten Art fehlt nicht;[1]) mit glühendem Unwillen erzählt Hieronymus, wie der Wolf in die Hürden brach, wir dürfen aber eine Epiſode, die uns bereits in die zweite Generation nach Conſtantin hinabgeführt hat, nicht durch eine geheime Liebesgeſchichte noch weiter ausdehnen.

Nutzen der Klöſter.

Offenbar war die Einrichtung von Klöſtern mit Clauſur, welche den Aſceten ein für allemal von den Verſuchungen des Stadtlebens abſchied, damals ein wahres Bedürfniß. Denn die Aſceſe lag unabwendbar in der Zeit, weil die Zahl derer gar zu groß war, welche durch das Zuſammentreffen der alten und neuen Religion und Sitte an ſich ſelber irre geworden waren und in einem extremen Entſchluß ihr Heil ſuchten, ohne ſich doch gegen Rückfälle ſchützen zu können. Hieronymus ſetzt alle Kräfte daran, wenigſtens in dem andächtigen Kreiſe der ihm gehorcht, die völlige Entſagung zum Lebensprincip zu erheben. Möglich daß Vorbild und Ermahnung des einſeitigen aber gewaltigen Mannes den Geſichtskreis und die Gedanken ſeiner Paula, Marcella, Euſtochium lebenslang beherrſcht und ſie gegen alles Erdenglück unempfindlich gemacht haben. Die Eheloſigkeit (S. 412) erſcheint ihm als die unumgängliche Bedingung jedes höhern Lebens, um ihretwillen ſeien ſchon dem jungfräulichen Apoſtel, Johannes, höhere Geheimniſſe offenbar geworden als den übrigen, welche verheirathet geweſen.[2]) Der Einbruch der Völkerwanderung und das drohende

Die Aſceſe.

[1]) Er hieß Sabinian und ſündigte auch in Bethlehem. Vgl. Ep. CXLVII.

[2]) Adversus Jovinian. I, 26. Er allein iſt Apoſtel, Evangeliſt und Prophet zugleich. Exposuit virginitas quod nuptiæ scire non poterant.

10. Abſchn. Zuſammenbrechen aller Verhältniſſe — orbis ruit! [1]) — ſchärften ohne Zweifel die Stimmung des Entſagens in ihm und Andern außerordentlich. Es gab ſchon in Rom und im ganzen Weſten (S. 446) viele Männer und Weiber, welchen es mit der Aſceſe ein tiefer, bleibender Ernſt war; bereits bevölkerten ſich die Felsklippen des Mittelmeeres und die einſamern Uferſtellen Italiens mit Anachoreten [2]) und bald mit Klöſtern; einzelne Inſeln wurden auch als Todesſtätten von Märtyrern beſucht, wie z. B. eine der Ponza-Inſeln.[3]) Mitten in Rom ſelber war es möglich, in wahrer Abgeſchiedenheit zu exiſtiren, wie z. B. die reiche Aſella, die ihr Geſchmeide verkaufte, mit Brod, Salz und Waſſer in einer engen Zelle lebte, keinen Mann mehr anredete, und nur ausging um die Apoſtelgräber zu beſuchen;[4]) von ihrer Familie war ſie gänzlich getrennt und freute ſich daß überhaupt Niemand mehr ſie kannte. Hieronymus traute ſich die ſeltene Fähigkeit zu, dieſe wahren Stadtnonnen ganz genau von den unechten unterſcheiden zu können.

Was gewiß nicht in der Wirklichkeit fehlte, wohl aber in den Schilderungen des eifrigen Kirchenvaters, iſt das Bild einfacher, wohldenkender Chriſtenfamilien ohne Aſceſe und ohne Ausſchweifung. Er giebt am liebſten das Außerordentliche und Extreme.

Die große Maſſe. Zwiſchen dieſe chriſtliche Geſellſchaft und die gebildetern, edlern Heiden des vierten Jahrhunderts hinein ſetzen wir die Schilderung der großen Maſſe in Rom, wie ſie uns,

---

[1]) Ep. LX. ad Heliodorum. c. 16. Vgl. Ep. CXXIII. ad Ageruchium, passim.

[2]) Ep. III. und CXXVII. Vgl. Claud. Rutil. Iter. I, Vers 439, s. 515, s. wo gegen das Mönchsthum auf Capraja und Gorgona polemiſirt wird.

[3]) Ep. CVIII. ad Eustochium.

[4]) Ep. XXIV. ad Marcellam.

freilich auch nicht ohne künstliche Beleuchtung, Ammianus Marcellinus überliefert hat.[1]) 10. Abschn.

Er beginnt bei Anlaß eines Aufruhrs wegen Mangels an Wein, und lehrt uns das römische Volk als sehr trinksüchtig kennen, was es jetzt nicht mehr ist. Die seit Constantin eingeführten Weinvertheilungen genügten nicht; wer es irgend aufzuwenden hatte, lag ganze Nächte in den Tavernen. Als dem Stadtpräfekten Symmachus nachgesagt wurde, er wolle lieber mit dem Wein Kalk löschen, als den Preis herabsetzen, zündete man ihm das Haus an. Wenn irgendwo von Rom die Rede war, hörte man auch gleich von „Krawall und Weinhäusern" sprechen. Wie jetzt die Morra, so war das Würfelspiel in und außer der Wirthschaft der Zeitvertreib, der alle Lücken ausfüllte; dabei ertönte ein schnarrendes Geschrei, welches dem Hörer durch Mark und Bein ging. Wenn das Spiel mit den Tesserae für vornehmer galt als das mit den Aleae, so meint doch Ammian, der Unterschied sei nicht größer als der zwischen einem Dieb und einem Straßenräuber; leider seien die Spielfreundschaften die einzigen, welche noch die Leute fest zusammen hielten. — Die gemeinen Römer waren übrigens noch immer ein trotziges Volk, voller Selbstgefühl; es gab, ungeachtet des Zustroms aus allen Ländern seit einem halben Jahrtausend, noch viele uralte Bürgersgeschlechter, die sich auf ihre Namen Cimessor, Statarius, Cicimbricus, Porbaca, Salsula u. s. w. etwas zu Gute thaten auch wenn sie barfuß liefen. Bisweilen erging wenigstens im Theater, der wilde und bedenkliche Ruf: „Hinaus mit den Fremden!" — diese Fremden, sagt Ammian, die doch ihre einzige Stütze und Hülfe sind! — Der Hauptruf Rom's aber war noch immer: **Panem et Circenses!** — Was das Brod betraf, so gab es keine angstvollern Augenblicke, als wenn die Korn- Panem!

[1]) Ammian. Marc. XIV, 6. XV, 7. XIX, 10. XXVII, 3. XXVIII, 4. u. a. a. O.

10. Abſchn. flotten aus Africa durch Krieg oder widrige Winde aufgehalten wurden; ein Stadtpräfekt Tertullus (359) ſtellte bei einem ſolchen Anlaß dem wüthenden Pöbel ſeine Kinder als ein Pfand vor und beſänftigte ihn damit ſo weit, daß man nach der immergrünen, roſenduftenden Tiberinſel mit dem Dioscurentempel bei Oſtia ziehen konnte, wo ſich ſonſt jährlich das römiſche Volk einen heitern Feſttag zu machen pflegte; dort opferte Tertullus dem Caſtor und Pollux und das Meer wurde ruhig und ein ſanfter Südwind brachte die vollen Flotten herbei.[1]) — Wer von dem müſſigen Volk mit dem ausgetheilten Brod, Wein, Oel und Schweinefleiſch nicht zufrieden war, ſtellte ſich an die Lucke einer Garküche und genoß wenigſtens den Duft der Braten und anderer Speiſen.

et Circenses! Ganz unerſättlich war der Römer aber in all Dem was Schauſpiel hieß. Im vierten Jahrhundert waren es bei weitem nicht mehr die von Staatswegen bewilligten Geldmittel,[2]) welche hier für den Hauptbedarf ſorgten, ſondern die Munificenz der neuernannten höhern Beamten, auch der Senatoren. Es laſtete damit eine ſehr ſchwere Abgabe auf dieſen nicht immer reichen Leuten, indem Jeder nicht bloß aus Ehrgeiz, ſondern noch mehr wegen der Ungenügſamkeit des Volkes ſeine Vorgänger mußte zu überbieten ſuchen. Ein großer Theil der Correſpondenz des Symmachus iſt den Sorgen gewidmet, welche ihm die Aufführungen bei ſeiner und ſeiner Verwandten Beförderung und bei andern Gelegenheiten verurſachen. Seit Diocletian war es mit derjenigen kaiſerlichen Spielverſchwendung vorbei, welche einſt noch dem Carinus die Idee eingegeben hatte, ein halbes Quartier in der Gegend des Capitols mit einem hölzernen

[1]) Die Stimmung ähnlicher Schreckensmomente hat auch Symmachus (Ep. II, 6. 7. III, 55. 82. X, 29) verewigt. Man ſuchte ſich bei ſolchen Hungersnöthen durch ganz rückſichtsloſe Ausweiſung aller Fremden — mit Ausnahme des Theaterperſonals! — zu helfen. Ammian. XIV, 6, § 19.

[2]) Summa decreta populi voluptatibus. Symmachi Ep. II, 46.

Amphitheater zu überbauen und daran allen möglichen Schmuck von koſtbaren Steinen, Gold und Elfenbein anzubringen,[1]) worauf dann u. a. ſeltenen Thieren auch Steinböcke und Nilpferde auftraten und Bären mit Seerobben kämpfen mußten. Die Kaiſer ſorgten noch für die Baulichkeiten, wie z. B. Conſtantin den Circus maximus prächtig reſtaurirt hatte (S. 298, Anm.); allein die Aufführungen ſelber waren überwiegend Sache der reichen Würdenträger geworden, welche auf dieſe Weiſe dem Staat ihre ſonſtige Steuerfreiheit bezahlten und ihre Einkünfte ausgeben mußten. Es half nichts, wenn man von Rom fortging; die Steuerregiſtratoren hielten in dieſem Fall, wie es ſcheint, die Spiele im Namen der Abweſenden.[2]) Man war froh, wenn nur für die fremden Thiere der Zoll erlaſſen wurde.[3]) Das wichtigſte war immer die Auswahl der Pferde für die Circusſpiele; hier war es wo der vornehme wie der gemeine Römer ſeine abergläubige Leidenſchaft des Wettens ſtillte, wo für einen Wagenlenker der größte perſönliche Virtuoſenruhm, ja eine Art von Unverletzlichkeit erblühen konnte. Nun hatte ſich der römiſche Geſchmack in dieſer Beziehung dergeſtalt verfeinert, daß man beſtändig mit Pferderacen abwechſeln mußte;[4]) Commiſſionäre durchſtrichen die halbe Welt, um Neues und Außerordentliches zu finden und behutſam nach Rom zu transportiren; Symmachus ſchreibt an dieſe Lieferanten in ſo verbindlichem Tone als an irgend Jemand. Für die Thierkämpfe in den Theatern und im Coloſſeum, für die Jagden (Sylvae) im Circus maximus bedurfte man zunächſt der

Schauluſt des Römers.

[1]) Calpurn. Siculus. Ecloga VII (XI). — Hist. Aug. Carus. c. 19.

[2]) Symmachi Ep. IV. 8.

[3]) Symmachi Ep. V, 62.

[4]) Der Römer unterſchied z. B. die einzelnen ſpaniſchen Racen im Circus genau, ſ. Symmachi Ep. IV, 63. Außerdem vgl. IV, 8. 58. 59. 60. 62. V, 56. 82, 83. VI, 42. VII, 100. s. IX, 20. 24.

10. Abſchn. Gladiatoren, „einer Fechterſchaar ſchlimmer als die des Spartacus;“ auch gefangene Barbaren, z. B. Sachſen, traten bisweilen auf,[1]) doch mag bereits, dem Geiſte der Zeit gemäß, der Kampf von Thieren gegen Thiere überwogen haben. Hier finden wir nun die Spielgeber in einer ewigen Verlegenheit, wie die nöthigen Beſtien beizuſchaffen ſeien, dieſe Bären, die bisweilen ganz abgezehrt oder gar ausgetauſcht ankamen, dieſe libyſchen Löwen, dieſe Schaaren von Leoparden, ſchottiſchen Hunden, Crocodilen und ſelbſt ſolchen Thieren, die gegenwärtig nicht mehr mit Sicherheit zu erkennen ſind, wie die Addaces und die Pygargi, u. dgl. Es kommt wohl vor, daß die Kaiſer nach einem perſiſchen Siege mit ein Paar Elephanten aushalfen, allein dieß war eine Ausnahme. — Zu dieſem ganzen Treiben gehört noch eine ſceniſche Ausſchmückung des Circus oder der betreffenden Theater, wozu Symmachus einmal die Künſtler aus Sicilien kommen ließ.[2]) Wir können von ihm annehmen, daß er nur that was ſeines Amtes war und innerlich über dieſen Dingen ſtand; es gab aber damals ſo fanatiſche Bewunderer einzelner Gladiatoren wie nur irgend in der frühern Kaiſerzeit. Aus dem vierten Jahrhundert mögen die ſehr ausgedehnten aber ſchon rohen Moſaiken mit Fechterſpielen und Thierkämpfen in der Villa Borgheſe ſtammen, wo den einzelnen Perſonen ſogar die Eigennamen beigeſchrieben ſind; mußte ſich doch die Kunſt oft genug zur Verewigung ſolcher Aufführungen bequemen und ganze Hallen und Faſſaden damit verzieren![3]) — Auch das eigentliche Theater hatte noch ſeine feurigen Liebhaber, darunter Leute von großem Namen, wie jener Junius Meſſala, welcher zur

Die Schauſpielfanatiker.

[1]) Symmachi Ep. II, 46. Das folgende aus II, 76. 77. IV. 12. VI, 43. VII, 59. 121. 122. IX, 125. X, 10. 13. 15. 19. 20. 26. 28. 29.

[2]) Symmachi Ep. VI, 33. 42.

[3]) Hist. Aug. Gorddd. c. 3. Carus. c. 19.

Zeit Conſtantin's ſeine ganze Habe, auch die koſtbaren Kleider ſeiner Eltern an die Mimen wegſchenkte.[1]) Ueberhaupt genoß in Rom wenigſtens die „Comödie" noch ein gewiſſes Intereſſe, wenn auch mehr beim gemeinen Mann, deſſen größter Genuß überdieß das Ausziſchen geweſen ſein ſoll, wogegen die Schauſpieler ſich durch Beſtechung zu ſchützen ſuchten. Man darf vermuthen, daß es ſich nur um die Poſſe (Mimus) handelte.[2]) (S. 312. Anm.) Wichtiger war jedenfalls die Pantomime, d. h. das Ballett, welches nach einer vielleicht hyperboliſchen Angabe noch immer 3000 Tänzerinnen nebſt einer Unzahl von Muſikanten beſchäftigte.

Wenn nun in Hinſicht auf Brod und Schauſpiele unſere Geſchichtsquellen den Thatbeſtand hinlänglich genau ſchildern, ſo werden wir dafür über tauſend andere Umſtände, welche das Bild des damaligen Roms vervollſtändigen müßten, vollkommen im Dunkel gelaſſen. Die Kapitalfrage z. B., welches das Zahlenverhältniß der Sklaven zu den Freien war, iſt nicht einmal annähernd zu beantworten, und die verſuchten Annahmen[3]) gehen weit auseinander. Da und dort öffnet ſich ein Abgrund vor den Augen des Forſchers, und geſtattet einen Einblick in jenes Mittelding von Staatsfabrik und Galeere, wo für öffentliche Bedürfniſſe gearbeitet wurde. So die großen Bäckereien für die allgemeinen Brodvertheilungen;[4]) die Vorſteher derſelben (mancipes) hatten im Lauf der Zeit Wirthſchaften und Bordelle darangebaut, aus welchen mancher Unvorſichtige plötzlich in die Fabrik geſchleppt und dort auf Lebenszeit als Sklave eingeſtellt wurde; wem dieß geſchah, der war verſchollen und die Seinigen hielten ihn für todt. Die Römer müſſen um

Sklaven und Freie.

---

1) Hist. Aug. Carus. c. 20.

2) Theatralem vilitatem nennt ſie Ammian. XXVIII, 4 Ende.

3) Vgl. die ingenioſen Berechnungen bei Dureau de la Malle, l. c. I, 150 s., welche doch Niemanden überzeugen werden.

4) Vgl. Socrates, Hist. eccl. V, 18.

10. Abſchn. die Sache gewußt haben, wenigſtens traf dieß Loos vorzugsweiſe Ausländer. Die Behörden vollends hatten ſo ſicher Kunde davon als gewiſſe neuere Regierungen vom Matroſenpreſſen, und wenn Theodoſius bei einem beſtimmten Anlaß dem Gräuel ein Ende machte, ſo darf man deßhalb nicht glauben, daß erſt damals die Entdeckung gemacht worden ſei.

Das vornehme Leben. Was endlich Ammian von dem Leben und Treiben der höhern Stände erzählt, erregt die unabweisbare Vermuthung, daß der brave und tüchtige Mann hier einem Gefühl gekränkter Eitelkeit mehr als billig ſich hingegeben habe. Als Antiochener hatte er jedenfalls kein beſonderes Recht, die Römer herabzuſetzen; als Hofangehöriger des Conſtantius und Julian aber mochte er vielleicht in den großen römiſchen Familien keine ſehr zuvorkommende Begegnung gefunden haben. Vieles von ſeinen Klagen geht auf die Untugenden, welche man den Reichen und Vornehmen zu jeder Zeit und überall zugeſchrieben hat; Anderes bezieht ſich auf jene Zeit überhaupt. Ammian klagt über die monumentale Sucht nach vergoldeten Ehrenſtatuen, während daſſelbe Geſchlecht ſich im vergänglichſten Modetand, in der tiefſten Verweichlichung gefällt; er brandmarkt jene fatale Art, die vorgeſtellten Fremden nach dem erſten Beſuch nicht mehr kennen zu wollen, und ſolchen die man nach längerer Abweſenheit wiederſieht, zu verrathen, daß man ſie nicht vermißt habe. Er ſchildert die Unſitte jener Gaſtmäler, die man nur giebt um Niemanden etwas ſchuldig zu bleiben, und wobei die Nomenclatoren (eine Art von Ceremonienmeiſtern aus dem Sklavenſtande) bisweilen gegen ein Trinkgeld gemeine Leute unterſchieben. Schon zu Juvenal's Zeiten hatte die Eitelkeit Mancher etwas darin geſucht, halsbrechend ſchnell zu fahren und ſich für die eigenen wie für die Circuspferde zu fanatiſiren; auch dieß dauerte noch fort. Viele erſchienen öffentlich nicht anders als mit einer ganzen Proceſſion von Dienern und Hausgenoſſen, „unter dem Com-

„mando der Hausmeiſter mit Stäben zieht zunächſt am 10. Abſchn.
„Wagen einher die ganze Schaar der Webeſklaven, dann in
„ſchwarzer Tracht die Küchenſklaven, ferner die übrige Die-
„nerſchaft des Hauſes, untermiſcht mit müſſigem Volk aus
„der Nachbarſchaft; den ganzen Zug ſchließt ein Heer von
„Verſchnittenen jedes Alters, vom Greiſe bis zum Knaben,
„alles ſieche und entſtellte Figuren.“ — Zu Hauſe aber mußte Die Muſik.
ſelbſt in den beſſern Familien, wie jetzt bei uns, die Muſik
eine Menge geſellſchaftlicher Lücken verdecken. Da ertönte
unaufhörlich Geſang und Saitenſpiel; „ſtatt des Philoſo-
„phen wird der Sänger berufen, ſtatt des Redners der
„Lehrer vergnüglicher Künſte; während die Bibliotheken wie
„Gräber geſchloſſen ſtehen, werden Waſſerorgeln gebaut und
„Lyren ſo groß wie Stadtkutſchen.“ Der Eifer für das
Theater war auch den Vornehmen in hohem Grade eigen,
und die Coketterie mancher Dame beſtand ausdrücklich darin,
theatraliſche Attituden in leichter Abwechſelung nachzuahmen.
Auch die äußere Geberde ſollte noch immer ein Kunſtwerk
ſein; Ammian kannte einen Stadtpräfecten Lampadius, wel-
cher es übel aufnahm, wenn man das Stylgefühl nicht be-
merkte, mit welchem er auszuſpucken pflegte. — Das Clien-
ten- und Paraſitenweſen mochte ſeine Geſtalt ſeit Juvenals
Zeiten nicht viel verändert haben, ebenſo die Erbſchleicherei
bei Kinderloſen und ſo manche andere Sünden der frühern
Kaiſerzeit; es muß aber mit großem Nachdruck hervorge-
hoben werden, daß Ammian trotz ſeiner übeln Stimmung
von jenen coloſſalen Laſtern und Verbrechen, die Juvenal
züchtigt, faſt gänzlich ſchweigt. Das Chriſtenthum war hier
kaum betheiligt; die große Veränderung in den Gemüthern,
welche den neuen Standpunkt der Moralität hervorrief, war
ſchon im dritten Jahrhundert eingetreten. (S. 291 f.)

Dieſe vornehme Geſellſchaft giebt ſich noch als eine heid- Das Heiden-
niſche zu erkennen zunächſt durch ihren Aberglauben; ſobald thum.
es ſich z. B. um Teſtamente und Erbſchaften handelt, wer-
den die Haruſpices gerufen um in den Eingeweiden der

10. Abſchn. Thiere Beſcheid zu ſuchen; ja ganz Ungläubige mögen doch weder über die Straße, noch zu Tiſche, noch in's Bad gehen, ohne ſich in der Ephemeris, dem aſtrologiſchen Kalender, nach dem Stand der Geſtirne umzuſehen.[1]) Wir wiſſen aus andern Quellen, daß namentlich die große Mehrzahl des Senates bis auf die Zeiten des Theodoſius heidniſch war.[2]) Man that alles Mögliche, um die Prieſterthümer und Ceremonien vollſtändig zu erhalten; wie viel Mühe und Kummer hat es ſich z. B. Symmachus koſten laſſen![3]) Allein neben den öffentlichen Sacra wurden auch die Geheimdienſte von den angeſehenſten Römern des vierten Jahrhunderts mit dem größten Eifer betrieben, und zwar, wie oben (S. 236) bemerkt in einer eigenthümlichen Verſchmelzung. Indem der Einzelne womöglich alle üblichen Geheimweihen auf ſich nahm, wollte er ſich ſtärken und zuſammennehmen gegen das überall vordringende Chriſtenthum.[4])

Der Senat. Alles erwogen möchte dieſer heidniſche Senat von Rom noch immer die achtungswertheſte Verſammlung und Geſellſchaft des Reiches geweſen ſein. Trotz den Uebelreden Ammian's müſſen ſich hier noch ſehr viele Männer — Provinzialen wie Stadtrömer — von tüchtiger, altrömiſcher Geſinnung gefunden haben, in deren Familien gewiſſe Ueberlieferungen herrſchend waren, welche man in Alexandrien und Antiochien oder gar in Conſtantinopel vergebens geſucht hätte. Vor Allem achteten die Senatoren ſelber den Senat — asylum mundi totius[5]) Sie verlangten noch einen eige-

[1]) Ueber die Fortdauer des Zauders und der Beneficien vgl. S. 273. Ueber die der einzelnen Götterculte **Prudent. in Symm. I, 102, 116, 127, 218, 226, 237, 271, 344, 356, 379, 610 etc.**

[2]) Vgl. **Zosim. IV, 59** u. a. a. O. Beſ. **Prudentius, Peristephanon, Hymn. II,** Strophe 112. 5; die Bekehrung der Senatoren **Prudent. in Symm. I, 507, 552, 567, 612.**

[3]) Für ſeinen religiöſen Standpunkt ſind beſonders bezeichnend **Epp. III, 52. IV, 33. VI, 40. VIII, 6. IX, 108. 128. 129. X, 61 etc.**

[4]) Die zahlreichen Inſchriften mit Myſterientiteln aus dieſer Zeit geſammelt bei **Beugnot, l. c. vol. I.**

[5]) **Ammian. XVI, 10.**

nen, einfach ernsten Redestyl,[1]) der nichts Theatralisches haben durfte; überall sucht man wenigstens die Fiction aufrecht zu halten, als ob Rom noch das Ite und der Römer noch Bürger wäre.[2]) Es sind wohl nur große Worte, wenn man will, aber Einige treten doch auf, deren Schuld es nicht ist, wenn keine großen Dinge mehr daraus entstehen.[3]) Bei Symmachus selber erscheint der Muth der Fürsprache für Bedrängte[4]) höchst achtungswerth und wiegt, ähnlich wie der Patriotismus des Eumenius (S. 87) die unvermeidlichen Schmeichelformeln wohl auf, denen er sich anderwärts unterzieht. Als großer, unabhängiger Herr war er persönlich über die Titulaturen hinaus,[5]) welche so Manchen glücklich machten.

Die Bildung.

Die höhere Bildung, die in diesen Kreisen waltete, darf man so wenig als das Uebrige buchstäblich nach den Aussagen Ammian's beurtheilen, der den Römern keine andere Lectüre zugesteht, als den Juvenal und die Kaisergeschichte des Marius Maximus, wovon bekanntlich die erste Hälfte der Historia Augusta eine dürftige Bearbeitung ist. Auf das literarische Stelldichein beim Friedenstempel (wo sich auch eine der achtundzwanzig öffentlichen Bibliotheken befand) ist nicht viel zu geben, indem dort sogar ein Trebellius Pollio mit seiner Waare auftreten durfte.[6]) Wohl aber zeigt der Freundeskreis, den Macrobius um sich versammelt, die Umgebung in der sich Symmachus bewegt, wie viel wahre Bildung in den höhern Ständen noch vorhanden war. Man

[1]) Symmachi Ep. I, 89. — Sie nannten sich untereinander Frater, ibid. V, 62.

[2]) Vgl. u. a. Symmachi Epp. VI, 55. VIII, 41. IX, 67. civicus amor... Romanum nomen u. s. w.

[3]) Ein paar Namen altgesinnter Römer aus der Zeit Constantin's durch Epigramme verherrlicht Symm. Ep. I. 2.

[4]) Bes. Epp. III, 33—36. und X, 34 mit einer gewagten Vorstellung an Valentinian I.

[5]) Ep. IV, 42.

[6]) Hist. Aug. XXX. Tyr. c. 30 (31).

10. Abschn. darf sich durch die (für uns sehr nützliche) Pedanterie des Erstern, durch die gesuchte plinianische Schreibart des Letztern nicht irre machen lassen. Es handelt sich allerdings um eine sinkende, mehr zum Sammeln und Betrachten als zum Schaffen geeignete Literaturepoche; der Epigone verräth sich durch sein Schwanken zwischen plautinischen Archaismen und den allermodernsten abstracten Substantiven;[1] schon glaubt man die Einseitigkeit der romanischen Völker zu erkennen, welche mit einem Wörterbuch eine Literatur aufrechthalten möchten; in den niedlich gedrechselten Briefen und Billets des Symmachus ist unläugbar lauter bewußte Kunst.[2] Allein die Verehrung der ältern Literatur, welcher allein wir vielleicht deren Erhaltung verdanken, war für das damalige geistige Leben so viel werth, als der Cultus Ariost's und Tasso's für das jetzige Italien. Das höchste Geschenk, welches Symmachus einem Freunde machen kann, ist eine Abschrift des Livius;[3] eine wahre Anbetung genoß vollends Virgil, der unaufhörlich analysirt, erklärt, auswendig gelernt, zu Centonen verarbeitet und sogar als Schicksalsbuch (S. 268) aufgeschlagen wurde. In dieser Zeit schon mochte die Sage das Leben des großen Dichters in das Wunderbare und Zauberhafte zu verkehren begonnen haben.

Das Landleben. Einen flüchtigen Blick verdient endlich auch das Landleben dieser vornehmen Römer. Derselbe Mann, der seiner Tochter vor Allem das emsige Wollespinnen, wenigstens die Aufsicht über die spinnenden Mägde zum Ruhme anrechnet,[4]

---

[1]) Vgl. Symmachi Epp. III, 22. 44.

[2]) Seine Reflexionen hierüber Epp. I, 45. IV, 28. V, 86. VII, 9 etc. Seine bittere Empfindung über die nothwendige politische Bedeutungslosigkeit seiner Correspondenz, II, 35.

[3]) Ep. IX, 13. — Für seine sonstige literarische Umgebung und Thätigkeit vgl. III, 11, 13. IV, 34 etc. Ob die Philosophen, die er beschützte und empfahl (I, 29, II, 39) Neuplatoniker waren?

[4]) Symmachi Epp. VI, 67. 79.

besaß Dutzende von Villen, deren ungeheuer ausgedehnte Bewirthschaftung allein schon an Aufsehern, Notarien, Zinseintreibern, Bauleuten, Fuhrleuten und Boten eine ganze Schaar erforderte, der Tausende von landbauenden Sklaven und Colonen zu geschweigen. Durch das Aussterben so vieler großer Familien müssen die Latifundien, welche schon längst „Italien zu Grunde gerichtet," sich in immer wenigern Händen concentrirt haben. Niemand läugnet, daß dieß im Ganzen ein Unheil war, und die Abhängigkeit Italiens von den africanischen Kornflotten beweist es zur Genüge. Auch die Besitzer selbst waren nicht immer glücklich; von der Regierung mit Verdacht angesehen, mit Ehrenpflichten überlastet, mit Einquartierungen beimgesucht,[1]) vielleicht auch oft durch eine verwickelte Geldwirthschaft gedrückt, erfreuten sie sich doch nur in beschränktem Maaß ihrer beinahe fürstlichen Stellung. Wer aber noch genießen konnte, den mußte die nach Jahreszeiten abwechselnde Residenz auf diesen Landhäusern beglücken, von welchen wenigstens die ältern noch an die Schönheit plinianischer Villen erinnern mochten. Symmachus besaß, um in der Nähe von Rom zu beginnen, Landhäuser an der Via Appia und am Vatican, bei Ostia, Präneste, Lavinium und dem kühlen Tibur, dann einen Landsitz bei Formiä, ein Haus in Capua, sowie Güter in Samnium, Apullen und selbst in Mauretanien. In einer solchen Reihe durften auch Besitzungen an der paradiesischen Küste von Neapel nicht fehlen. Die Römer gaben hier von jeher dem Golf von Bajä einen für uns nicht wohl begreiflichen Vorzug vor dem neapolitanischen; vom Arverniſchen See auf buntbemalter Barke hinauszufahren in das Meer nach Puteoli, galt noch immer als wonnevolle Lustpartie; über die ruhige Fluth tönte von allen Schiffen Gesang, aus den in's Meer gebauten Villen das Geräusch froher Gelage, und weit draußen das Plätschern muthwilliger Schwimmer.[2]) Wenn

Die Villen.

[1]) Vgl. Symmachi Epp. I, 5. 10. II, 52. VII, 66. IX, 40. 48.

[2]) Symmachus VIII, 23 macht für sich eine absichtliche Ausnahme.

10. Abschn. nun hier Lucull mit seiner Ueppigkeit das höchste Vorbild war, und die Einsamkeit,[1]) die man zu suchen vorgab, in dieser mehrere Meilen langen Reihe von Villen und Palästen kaum gedeihen konnte, so wird das echte römische Landleben viel eher in den zur eigentlichen Oekonomie bestimmten Gütern geblüht haben. Hier feierte der Römer vorzüglich gern seine Herbstfreude: „der neue Wein ist gekel„tert und den Fässern anvertraut; Leitern führen bis in die „Wipfel der Fruchtbäume; jetzt wird die Olive gepreßt; da„zwischen zieht die Jagdlust den Wildstätten nach, und scharf„riechende Hunde verfolgen die Spuren der Eber."[2]) Was

Die Jagd. die Jagd betrifft, welche nach aller Vermuthung vortrefflich sein mußte, so meint zwar Ammian, die Weichlichkeit Vieler habe sich mit dem bloßen Zusehen begnügt,[3]) allein wer irgend kräftige Glieder hatte, für den war die Jagd im möglichst weiten Umfange des Wortes so gewiß eine Lebensfrage als für den jetzigen Italiener. Auch in diesem Fache verlangte man noch ein Gedicht statt eines Handbuches in Paragraphen; wie die Georgica das Landleben überhaupt künstlerisch darstellen sollten, so verherrlichten die Cynegetica und und Halieutica, die zum Theil bis in's vierte Jahrhundert herabreichen mögen, das Waidwerk und den Fischfang. — Ein paar Verse des Rufus Festus Avienus,[4]) vom Ende des vierten Jahrhunderts, geben zum letztenmal die Stimmung wieder, welche das Landleben des römischen Heiden beseelte. „Bei Tagesanbruch bete ich zu den Göttern, dann „gehe ich bei den Knechten auf dem Gut herum und weise „Jedem seine gemessene Arbeit zu. Darauf lese ich und rufe

[1]) Symmachi Ep. I, 8. Campania... ubi alte turbis quiescitur;... Lucrina tacita... Bauli magnum silentes... Noch Statius (Sylvæ III, V. 85) rühmt Neapel wegen seiner Stille.

[2]) Symmachi Ep. III, 33.

[3]) Alienis laboribus venatari gehen die römischen Großen auf das Land XXVIII, 4, § 18.

[4]) Bei Wernsdorf Poetæ lat. min. V, II. Ad amicos de agro. —

„Phöbus und die Musen an, bis es Zeit ist mich zu sal-
„ben und auf der sandbestreuten Palästra mich zu üben.
„Heitern Muthes, den Geldgeschäften fern, esse, trinke, singe,
„spiele, bade ich und ruhe aus nach dem Abendessen. Wäh-
„rend der kleine Leuchter sein bescheidenes Maaß von Oel
„verzehrt, seien diese Zeilen den nächtlichen Camönen ge-
„weiht."

Die letzten Heiden.

Wohl mochten es allmälig Wenige sein, die noch ganz ungebrochen zu genießen wußten, seitdem die Reichsnoth, der Dämonenglaube und die Sorge um das Jenseits auch die Heiden so tief erschüttert hatten. Jene eigenthümliche Weltanschauung, welche den edlern Epicureismus und den Stoicismus in sich vereinigt und das irdische Leben der Bessern zu einem so würdigen und liebenswürdigen Ganzen abgeschlossen hatte, — sie war am Aussterben begriffen. Einen letzten Nachklang davon, aus dem Zeitalter Constantin's gewährt das kleine Gedicht des Pentadius [1]) „vom glücklichen Leben." Es sind aber bloße Erinnerungen aus Horaz, die hier schon deßhalb nicht wiederholt werden dürfen, weil man nicht weiß, ob der Verfasser im Ernst dazu hätte stehen können.

Athen.

Es gab noch eine Stadt in dem alten Weltreiche, die unter Constantin vielleicht nirgends genannt wird, nach deren Leben und Fortdauer wir aber doch mit voller Theilnahme fragen dürfen.

Athen, schon vom peloponnesischen Kriege her in seinem Bestand erschüttert, war seit Sulla's Eroberung mehr und mehr verödet und in's Kleine zusammengezogen, so daß man innerhalb der Mauern säete und Heerden weiden ließ, selbst auf der Agora. Im Gymnasion waren bisweilen die Statuen der Götter und Heroen von dem hochgewachsenen Korn

---

1) Bei Wernsdorf l. c. III.

10. Abschn. verdeckt.[1]) Allein der Lichtglanz des Ruhmes welcher die Stadt umgab, das leichte, angenehme Leben, die herrlichen Denkmäler, die Ehrfurcht vor den attischen Mysterien und das Bewußtsein der ganzen hellenischen Welt von dem was sie Athen verdankte, — dieß Alles zog fortwährend eine Menge freier, gebildeter Menschen dorthin; Philosophen und Rhetoren traten auf und zahlreiche Schüler folgten nach. Seit Hadrian — dem neuen Gründer Athen's, wie ihn die Dankbarkeit nannte — schwang sich das Studium zu einer Art von Universität empor, welche durch kaiserliche Dotation einigermaßen gesichert und später die wichtigste Lebensquelle der verarmten Stadt wurde.[2])

Die Athener. Wer in diesen späten Zeiten noch antik gesinnt war, der mußte vor Allem die Athener lieben. Schön und ergreifend läßt Lucian[3]) seinen Nigrinus über dieses Volk reden, bei welchem Philosophie und Armuth zusammengehören und das sich der letztern nicht schämt, wohl aber sich reich und glücklich fühlt in seiner Freiheit, seinem mäßigen Leben und in der goldenen Muße. „Es herrsche dort ein „ganz philosophisches Klima, das schönste für schön denkende „Menschen; freilich wer Luxus, Macht, Schmeichelei, Lüge, „Knechtschaft wolle, der müsse in Rom leben." Aber nicht bloß der Syrer von Samosate, der es sich sonst mit so wenigen Dingen Ernst sein läßt, auch ein Maximus von Tyrus, ein Libanius von Antiochien und andere noch Spätere gerathen in's Feuer, sobald von den Athenern die Rede ist, wobei es unentschieden bleiben mag, ob im einzelnen Fall an das alte Athen der Blüthezeit gedacht, oder die Tugenden desselben noch in der damaligen Bevölkerung gefunden

---

[1]) Dio Chrysostomus, welcher in der VII. Rede (λιβοϊκός) pag. 103. 105. 106. M. diese u. a. Züge mittheilt, kann schwerlich eine andere Stadt als Athen im Auge haben. — **Vacuas Athenas**, sagt schon Horaz. **Epist. II, 2, 81.**

[2]) Für das Nähere ist auf die bekannte Abhandlung Schlossers im ersten Bande des Schlosser-Bercht'schen Archives zu verweisen.

[3]) **Luciani Nigrin. c. 12.**

oder vorausgeſetzt werden. Libanius ſagt z. B. von der Verzeihung für Beleidigungen die man rächen könnte, ſie ſei „der Griechen, der Athener, ja der gottähnlichen Menſchen würdig.“ Heliodor der Emeſener läßt eine bei ägyptiſchen Räubern gefangene Athenerinn ſchreiben: „Barbariſche Liebe ſei noch nicht einmal ſo viel werth als atheniſcher Haß.“ [1]) Dieſe ſpätern Heiden, welchen weder im römiſchen Staatsweſen noch in der chriſtlichen Kirche wohl zu Muthe ſein konnte, ſchließen ſich mit einer wahren Zärtlichkeit an die geweihteſte Stätte altgriechiſchen Lebens an. Glücklich ſchätzt ſich Jeder, der ſein Leben in dieſer Umgebung zubringen darf.

Die Univerſität.

Die Studien aber, um derentwillen Sophiſten und Schüler in Athen ſich ſammelten, trugen das Gepräge der Zeit nur allzudeutlich. Wie Philoſtratus und Gellius für die atheniſche Schule in der frühern Kaiſerzeit, ſo ſind Libanius [2]) und Eunapius [3]) ergiebige Quellen für deren Zuſtand im vierten Jahrhundert und man kann nicht ſagen, daß ſie ſich in der Zwiſchenzeit gebeſſert hätte. Das einſeitige Ueberwiegen der rhetoriſchen Bildung und daneben die Ueberſchwänglichkeit und Myſtik der einzelnen Neuplatoniker, — die Eitelkeit der Docenten und das Factionsweſen ihrer Anhänger, — dieß Alles füllte das ſtille Athen mit einer Unruhe, einem Hader von ganz eigener Art an. Schon der Empfang des Studenten war eine lebensgefährliche Sache; im Piräeus, wenn nicht ſchon am Vorgebirge von Sunium, ſtanden Leute bereit, welche ihm auflauerten um ihn für dieſes oder oder jenes Auditorium (Didaskaleion) in Pflicht zu nehmen und ihn ſogar durch Drohungen von dem ſchon zu Hauſe gefaßten Beſchluß abwendig zu machen; einzelne Docenten erſchienen plötzlich im Hafen, um ſich ihrer Beute zu

[1]) Heliodor. Aethiop. II, 10.

[2]) Liban. opera, ed. Reiske, vol. I. *Περὶ τῆς ἑαυτοῦ τύχης.*

[3]) Beſonders in den Biographien des Julianus v. Cappadocien, des Proäreſius und des Libanius.

10. Abschn. versichern. War man dann, etwa unter dem Schutz des Schiffscapitän's, glücklich nach Athen gelangt, so fand man sich in den gewaltsamsten Zustand hineinversetzt; nicht selten gab es Mord und Todtschlag nebst den dazu gehörenden Criminaluntersuchungen, alles wegen der Lehrerconcurrenz. Zunächst redete die Landsmannschaft ein großes Wort in diese Dinge; als Eunapius in Athen studirte, hielten die Orientalen vorzugsweise an Epiphanius, die Araber an Diophantus, die vom Pontus an ihren göttergleichen Landsmann Proäresius, welchem auch viele Kleinasiaten, Aegypter und Libyer anhingen. Allein man war daran nicht gebunden, und überdieß hielt das unaufhörliche Ueberlaufen von Schule zu Schule die Feindschaften beständig in Flammen. Die Studentenschaft war in bewaffnete „Chöre" getheilt, mit „Prostaten" an der Spitze; ihre blutigen Händel schienen ihnen „eben so viel werth als der Kampf für's Vaterland." Hatte man es endlich so weit gebracht, daß zwei Parteien, Docenten und Auditoren, zur Verantwortung vor dem Proconsul von Achaja nach Korinth reisen mußten, so wurde in dessen Gegenwart ein wahrhaft feierlicher rhetorischer Wettkampf aufgeführt, zumal wenn es sich der Mühe lohnte, wenn der Beamte „für einen bloßen Römer ziemlich gebildet" war.[1]) Von irgend einer Art von Collegialität war nicht die Rede. Schon längst wagte man es nicht mehr, öffentlich in Theatern und Hallen aufzutreten, um nicht sofortigen, blutigen Tumult zu erregen; die wohlhabendern Sophisten bauten sich eigene kleine Haustheater. Eunapius schildert uns die dazu eingerichtete Wohnung des Julianus: „ein kleines bescheidenes Haus, aber es athmete „Hermes und die Musen, so sehr sah es einem Heiligthum „ähnlich, mit den Bildnissen der Freunde des Besitzers; das „Theater war von Quadern, eine Nachahmung der öffent-

Ihre Parteiung.

[1]) Die Sophisten bemerkten wohl nicht immer die Ironie, womit einzelne Proconsuln verfuhren. Ein Beispiel vielleicht in der Vita Proäresii vet. ed. p. 139. s.

„lichen Theater im Kleinen.“ Wer dagegen so arm war als Proäresius, der anfangs mit seinem Freunde Hephästion zusammen nur ein Kleid und einen Mantel nebst ein paar Teppichen besaß, mußte sich helfen wie er konnte.

Lebensweise.

In den „Chören“ der Studenten herrschten starke, eingewurzelte Mißbräuche. Schon bei der Ankunft wurden die Neulinge auf einen glänzenden Einstand und auf dauernde Verbindlichkeiten vereidigt, welche nicht selten zur Bekanntschaft mit Wucherern hinführten. Am Tage wurde viel Ball gespielt; bei Nacht zog man herum und gab „den süßsingenden Sirenen“ Gehör; gemeine Subjekte machten auch wohl raubähnliche Angriffe auf schutzlose Häuser.[1]) Als Libanius sich nicht ohne Mühe von diesen Verbindungen losgemacht hatte, vergnügte er sich mit friedlichen Ausflügen namentlich nach Korinth. Wahrscheinlich zogen Viele, wie einst zur Zeit des Philostratus, den noch immer in hohem Werth gehaltenen olympischen, isthmischen und andern Nationalfesten nach. Das Höchste aber, was ein eifriger Heide von Athen mitnehmen konnte, waren die eleusinischen Weihen.

Dieses ganze bunte Treiben bewegte sich zwischen den herrlichsten Denkmälern der Welt, in welchen die edelste Form und die größten geschichtlichen Erinnerungen sich zu einer unaussprechlichen Wirkung vereinigten. Wir wissen nicht mehr, was diese Werke dem Sophisten des vierten Jahrhunderts und seinen Schülern sein mochten. Es war die Zeit, da dem griechischen Geist ein Lebensinteresse nach dem andern abstarb, bis auf die begriffspaltende Dialektik und das todte Sammeln. In alter, vielleicht ganz unberührter Herrlichkeit schaute das Parthenon der Pallas Athene, schauten die Propyläen auf die Stadt hernieder; vielleicht war trotz dem Gothenüberfall unter Decius, trotz den Räubereien unter Constantin noch weit das Meiste von Dem

[1]) Vielleicht läßt sich damit das berüchtigte Universitätsleben von Padua im siebzehnten Jahrhundert vergleichen.

10. Abschn. erhalten, was im zweiten Jahrhundert Pausanias gesehen und geschildert hatte. Aber die reine Harmonie der Bauformen, die freie Größe der Götterbilder redete nicht mehr vernehmlich genug zu dem Geiste dieser Zeit.

Palästina. Das Jahrhundert war ausgegangen, sich eine neue Heimath für seine Gedanken und Gefühle zu suchen. Für die eifrigen Christen war dieses irdisch-himmliche Vaterland gegeben: es hieß Palästina.

Constantin. Wir wollen nicht wiederholen, was Euseb, Socrates, Sozomenus und Andere über die officielle Verherrlichung des Landes durch Constantin und Helena, über die prächtigen Kirchenbauten von Jerusalem,[1]) Bethlehem, Mamre, auf dem Oelberg u. a. a. O. berichten. Bei Constantin war es ein ganz äußerliches Motiv, das die ihn zu solchem Aufwand bewog; das Höchste, wozu er es in der Verehrung heiliger Gegenstände brachte, war eine Art von Amuletglauben, wie er denn die Nägel vom wahren Kreuz zu Pferdezügeln und zu einem Helm verarbeiten ließ, deren er sich im Kriege bedienen wollte.[2])

Die Wallfahrt. In zahllosen Gläubigen aber erwachte unwiderstehlich der natürliche Drang, Orte die dem Gemüthe heilig waren, in Person zu besuchen. Es ist wohl wahr, daß der geistdurchdrungene Mensch solche Wallfahrten entbehren kann, daß sie das Heilige schon halb veräußerlichen, es gleichsam „an die Scholle binden" lehren. Und doch wird, wer nicht ganz roh ist, einmal wenigstens den Stätten nachgeben, die für

[1]) Es genügt auf die treffliche Monographie T. Tobler's, „Golgatha", zu verweisen, welche nebst dem „Bethlehem" desselben Verfassers eine Menge wichtiger antiquarischer Fragen erledigt.

[2]) Socrates I, 17. Sozom. II, 1. Die Diskussion über den Moment der Kreuzfindung (welche erst bei Euseb's Ueberarbeitern erwähnt wird) findet man u. a. bei Sybel u. Gildemeister: der heil. Rock von Trier, 2. Ausg. S. 15 f.

ihn durch Erinnerungen der Liebe oder der Andacht geweiht sind. Im Verlauf der Zeit, wenn aus der Herzenssache eine Sitte geworden, wird das Gefühl des Pilgers wohl leicht in eine Art von abergläubiger Werkheiligkeit ausarten, allein dieß beweist nichts gegen den reinen und schönen Ursprung.

Schon seit der apostolischen Zeit kann es nicht an frommen Besuchen derjenigen Stellen Palästina's gefehlt haben, welche mit den Erinnerungen des alten Bundes zwischen Gott und den Menschen die des neuen auf so erschütternde Weise verbanden. Vielleicht die erste weite Wallfahrt[1]) war die des cappadocischen Bischofes Alexander, welcher unter Caracalla Jerusalem — das damalige Aelia Capitolina — besuchte, „um des Gebetes und der Geschichte der Orte willen." Auch Origenes kam, „um die Fußstapfen Christi, der Jünger und der Propheten aufzusuchen." — Zur Zeit Constantin's aber trifft die Sehnsucht nach Palästina schon sehr auffallend mit dem gesteigerten Cultus der Märtyrergräber und der Reliquien überhaupt zusammen.[2]) Jerusalem ist gleichsam die größte und heiligste aller Reliquien, an welche sich dann noch eine Reihe anderer Weihestätten ersten Ranges, viele Tagereisen lang, anschließen. Aus dem Stationenbüchlein eines Pilgers von Bordeaux,[3]) welcher im Jahre 333 das heilige Land bereiste, ersieht man, wie schon damals die fromme Sage, vielleicht auch die Speculation, das ganze Land mit klassischen Stellen angefüllt hatte, an deren Echtheit später auch das Mittelalter nicht zweifelte. Man

Der Pilger von Bordeaux.

---

[1]) **Euseb. Hist. eccl. VI, 11.**

[2]) **Hieronym. contra Vigilantium I, p. 390** ist hiefür belehrend. Unter Constantius glaubte man z. B. die echten Reliquien des Andreas, Lucas und Timotheus zu besitzen; er ließ sie nach Constantinopel bringen. Unter Arcadius kommen die Gebeine Samuels aus Judäa nach Thracien.

[3]) **Itinerarium Hierosolymitanum**, u. a. in der Ausg. des **Itinerar. Antonini** von Parthey u. Pinder.

10. Abschn. zeigte das Gemach, in welchem Salomo das Buch der Weisheit geschrieben, die Blutflecken des Priesters Zacharias auf dem Boden des ehemaligen Tempels, das Haus des Kaiphas und das des Pilatus, den Sycomorenbaum des Zachäus, und so viele andere Dinge, welche den Spott der historischen Kritik herausfordern können. Einige Jahrzehnde später zählt Hieronymus in der Reisebeschreibung der Paula [1]) noch weit gründlicher die Stätten der Andacht von Dan bis Berseba auf. Er selber, sonst so besonnen in seinen Ansichten über die Reliquien, hat sich in Bethlehem für den Rest seines Lebens angesiedelt und Alles was an ihm hing, nach sich gezogen. Gegen das Ende des vierten Jahrhunderts lebt in Jerusalem und der Umgegend eine ganze große Colonie frommer Leute aus allen Gegenden des Reiches in tiefer Entsagung;[2]) „fast so viele psallirende Chöre als es verschiedene Völker giebt." Es waren darunter Occidentaten von hohem Rang und großem Reichthum, die Alles zurückgelassen hatten, um hier in reinerer Stimmung auszuleben als sie es sonst irgendwo vermocht hätten. Wem die Verhältnisse dieß nicht gestatteten, der grämte sich; Hieronymus schrieb mehr als einen Brief um Solche zu beruhigen und ihnen zu sagen, daß die ewige Seligkeit nicht am Besuch Jerusalem's hänge.

Die asceti sche Colonie.

Die Schattenseiten.

Und auch diese beneidete Existenz war keine ideale. Abgesehen von der äußern Gefahr durch räuberische Saracenen, welche bis vor die Thore von Jerusalem streiften, hielt sich noch ganz in der Nähe, in und um Gaza, im peträischen Arabien, in Cölesyrien das Heidenthum mit einer verzweifelten Hartnäckigkeit; sodann trat das Dämonenwesen, welches schon so lange her in Palästina heimisch war, in so heftiger Gestalt auf als jemals. Wir kennen bereits Sanct

[1]) Hieron. Ep. CVIII, 8. s. Ad Eustochium.

[2]) Vgl. Epp. XLVI. LVIII. LXXI. CVIII. CXXIX. CXLVII. u. a. a. O.

Hilarion als Dämonenbanner (S. 437, 445); Hieronymus selber führt uns zu den Prophetengräbern unweit Samaria, wo eine ganze Anzahl Besessener auf Genesung warteten; weithin hörte man sie wie mit verschiedenen Thierstimmen heulen. Es sind gleichsam die irren Geister, welche über diesem Schlachtfeld aller Religionen, dem Land zwischen Jordan, Wüste und Meer herumschweben.

Schluß.

Eine merkwürdige Fügung hat es gewollt, daß Constantin auch in dem was er für Palästina that, weltgeschichtlich auf viele Jahrhunderte hinaus wirken sollte. Ohne den Glanz, welchen er über Jerusalem und die Umgegend verbreitete, hätte sich die Andacht der römischen Welt und folgerichtig die des Mittelalters nicht mit solcher Gluth an diese Stätten geheftet und sie nicht nach einem halben Jahrtausend der Knechtschaft unter dem Islam wieder entrissen.

Nachträge und Verbesserungen

welche man vor dem Gebrauche des Buches bemerken möge.

Aus Theod. Mommsen's Abhandlung: „Das Edict Diocletian's de pretiis rerum venalium, vom Jahr 301" hoffte ich eine sichere Lösung der Frage über die damaligen Werthe und Preise (S. 70 f.) hier einschalten zu können. Allein der gelehrte Verfasser gesteht, der wahre Werth der mit * bezeichneten Münzeinheit sei noch nicht ermittelt und deren Ansatz bei Dureau de la Malle auf dritthalb Cent. beruhe auf erweislich irriger Grundlage. — Abgesehen hievon bedaure ich noch in mancher Beziehung, diese treffliche Schrift zu spät erhalten zu haben.

Aus *Origenis* Philosophumena, ed. *Eman. Miller*, Oxon. 1851 ist nachzutragen:

Zu S. 243: Eine ungleich vollständigere Widerlegung der Astrologie als bei Gellius findet man hier am Anfang des vierten Buches.

Zu S. 255 u. f. u. 279: Aufschlüsse über Vulgärzauberei und gemeine Beschwörung der frühern Kaiserzeit finden sich hier Buch IV, Cap. 28 bis 42. — Der Verfasser führt Alles auf Betrug zurück und giebt folgende Recepte wie von Taschenspielerkunststücken: Betragung der Götter mit scheinbarer Verbrennung von Geschriebenem (mit sympathetischer Tinte rc.); Eier von innen bunt zu färben; Ziegen zu tödten (durch Verstopfung der Ohren mit Wachs); Häuser leicht verbrennbar zu machen; künstlicher Donner; Berühren von siedendem Pech; Wandeln auf Kohlen u. dgl. m.; Erscheinung des Aesklepios und anderer Götter, des erstern als einer Feuerflamme, der letztern in einer Schüssel mit Wasser (Letzteres sehr kostspielig, indem dazu ein Loch im Boden und ein Untergemach gehören, in welchem die Helfershelfer des Beschwörers als Götter verkleidet auftreten); Hekate über den Himmel fahren zu lassen; Mond und Sterne erscheinen zu lassen; ein Erdbeben zu machen; bei der Eingeweideschau Schriftzüge auf die Leber zu practiciren; einen Schädel zum Reden zu bringen u. A. m. — Wie weit sich später auch die Neuplatoniker mit solchem Betrug einlassen mochten, bleibt immer noch sehr unklar.

S. 321 ist die vierte Anmerkung, deren Inhalt sich im zehnten Abschnitt wiederholt, zu streichen.

S. 403 ist die Deutung der Tyche als einer dem römischen Staatsgenius entsprechenden Gottheit zu streichen. Sie ist, wie in den spätern Erwähnungen richtiger angegeben wurde, eine rein griechische Personification der betreffenden Stadt, „ein heilbringendes, mit der Stadt geborenes dämonisches Wesen", laut dem Ausdruck Otfried Müller's. (Archäologie § 405).

S. 286. Z. 6. v. u. statt **Collosseums** lies **Colosseums.**
S. 329. Z. 2. v. u. statt **L. Lactantius** lies **L. C. Lactantius.**
S. 330. letzte Zeile statt **verhöhnt** lies **versöhnt.**
S. 342. Z. 7. v. o. statt **Märtyrium** lies **Martyrium.**
S. 349. Z. 16. v. o. statt **Delmatius** lies **Dalmatius.**
S. 377. Z. 16 u. 22 v. o. statt **alten** und **alte** lies **ältern** und **ältere.**
S. 398. Z. 5. v. o. statt **Herr** lies **Heer.**
S. 407. Z. 6. v. o. statt **wieder** lies **wider.**

Register.

Ablavius, Präfect 376 Anm. 382. 045.
Achilleus, Usurpator 148.
Achilleuscultus 107. 207. 262.
Adonis 186.
Adrianopel, Schlacht bei 373.
Aedessus 260 f.
Aegypten 31. 131 ff.
Aegyptische Religion 132. 141 ff. 192 bis 206. Priester 194. 274. Einsiedler und Mönche 433 bis 445.
Aegyptische Sprache 143 u. Anm. 205.
Aelianus, der Bagaudenkaiser 82.
Aemilian I. 23.
Aemilian II. 26. 144.
Africa, das nördliche 152.
Alamannen 29. 80. 85. 351.
Alchymie 151.
Alexander der Große, sein Andenken 21. als Dämon 262 Anm.
Alexander Severus 15. 305. seine Religion 207. 244. 270.
Alexander, Usurpator in Africa 355 ff.
Alexandrien 13. 133. 137. 145. 147. 149 f. 193. 195 ff. 235. 418.
Allectus 98.
Alterung des antiken Lebens, s. d. VII. Abschnitt.
Amandus der Bagaudenkaiser 82.
Ammianus Marcellinus 262. 490.
Amor und Psyche 219.
Anachoreten 431 bis 447.
Antinous 165 Anm. 269.
Antiochien am Orontes 59. 335 Anm. 377. 421.
Antonius der Eremit 433 f. 436 f.
Anubis 201. 203 f.
Aper 36.
Aphaca 185. 268. 406.
Apis 198.
Apollonius von Tyana 207. 251 f. 467 u. Anm.
Araber 111.
Arborius 293.
Architektur 298. 473 f. 477.
Arianismus 418 bis 423.
Armenien 120 ff. 125 ff.
Arnobius 166. 216. 272. 279. 288.
Asceſe 431 ff.
Asclepiodotus 99.
Asprudus, Friede am, 123.
Astarte 182.
Astrologie 242 ff. 258 f. 269.
Atargatis 183.
Athanasius 276. 418. 421 ff.
Athen 497 ff.
Attys 186.
Augustodunum (Autun) 65. 83. 84. 87. 267. 390.
Aurelian 29. 30 f. 52. 146 f. seine Religion 237.
Aurelius 25 ff.
Ausartung, physische 289 ff.
Avienus 164. 496.
Baal bei den Asiaten 179 ff. bei den Römern 180.
Bagaudenkrieg 81 ff.
Bahram I. v. Persien 115. 119.
Bahram II. 51. 116. 120.
Bahram III. 51. 116.
Balista 25.
Barbarisirung 259. 295 u. Anm. — des Heeres 460.
Basiliken, christliche 299.
Basilius der Große 429. 446.
Beamtenwesen, unter Diocletian 69. unter Const. 452. 457.
Bellona 190.
Beschwörung von Göttern, Dämonen, Seelen ꝛc. 253 ff. 272 ff. von Leichnamen 273 ff.
Besessene 438. 504 f.
Bildnisse 289. 304. 308 f.

Bischöfe, ihre Stellung 160 f. 399.
Blemmyer 146. 148 ff.
Bordeaux, seine Schule 96.
Bosporanisches Reich 104 ff.
Boulogne 97. 98.
Britannien 96 ff.
Bukolen in Aegypten 138 ff.
Bustris, Stadt 149.
Byzanz 9. Neubau 376. 461 bis 478.
Cäsarenernennung 44. 343 f. 351. 367 f.
Calocerus, Usurpator 377 f.
Calpurnius Siculus, Dichter 64. 170.
Canopus 197. 261. 440.
Caracalla 12. 175 Anm. 273.
Carausius 97 ff.
Carinus 36 f. 291.
Carmel 180. 252. 268.
Carneval, dessen Ursprung 205 Anm.
Carnuntum, Congreß zu, 354.
Carthago 28. 59. 152. 181. 183. 267.
Carus 36. 120.
Celsus 27.
Chersonnesus (Sewastopol) 105.
Christen, ihre Zahl 157. wahre Stärke 160. letzte große Verfolgung 325 ff. wahrscheinl. Vermehrung 362 Anm.
Chrysopolis, Schlacht bei 373.
Cibalis, Schlacht bei, 368.
Circusspiele 273. 438 f. 486 f.
Claudian 314.
Claudius Gothicus 29 ff. 267. 350.
Clodius Albinus 9.
Coelibat 412. 483.
Colonisation durch Barbaren 88. 101 f.
Commodus 5. 203.
Constans, Sohn C. d. Gr. wird Cäsar 376. S. Reichsantheil 378. Untergang 383.
Constantia, Schwester C. d. Gr. 358. 374. 418. 421.
Constantia, Tochter C. d. Gr. 378. 385.
Constantin der Große, Herkunft und Jugend 49. 80. Aeußeres 148. 289. Kriege gegen Franken 89. Sarmaten 101. Gothen 102. Feldzug in Aegypten 148. — Verhalten beim Beginn der Christenverfolgung 338. 339 Anm. Seine Usurpation 346 ff. Verh. zu Maximian 353 ff. Kriege gegen Maxentius 358 ff. gegen Licinius 368. 372 ff. vgl. 310. Reichstheilung 377 ff. Tod 380 vgl. 310. — Religion 263. 363. 389 ff. Christentoleranz 362 ff. Verhältniß zur Kirche, IX. Abschnitt. Letzte beidn. Sympathien 402 ff. — S. Charakter 346 ff. — S. Hofwesen und Umgang 401. 452. Ansichten über Literatur 315. Rhetorik 318. Eigene Schriften 347 Anm. Wohlthätigkeit 429 f. Verschwendung 454 f. Finanzwesen 456. 471. Neue Eintheilung des Reiches 457. Kriegswesen 458. Gründung von Constantinopel 461 bis 478.
Constantin II. wird Cäsar 368. 376. S. Reichsantheil 378. Untergang 383.
Constantinopel s. Byzanz.
Constantius Chlorus, seine Erhebung 44. Siege 85 ff. über Carausius 98. über Allectus 99. am Pontus 105. gegen die Picten 349. s. Religion 263. 390. Fragliche Schonung der Christen 340. Sein Tod 349. Seine Familie 349 f.
Constantius II. wird Cäsar 376. s. Reichsantheil 378. Familienmord 382. Spätere Thaten 383 ff. kirchliche Stellung 424 f.
Constantius, Julius, Bruder C. d. Gr. 349. 377. ermordet 382.
Consulat 24, Anm. 36, Anm. 58. 460.
Coptos, Stadt 149.
Crispus, Sohn C. d. Gr. 354. wird Cäsar 368 f. Hingerichtet 375.
Crocus der Alamanne 351.
Cyriades 25.
Dalmatius, der ältere und der jüngere 349. ihre Erhebung 377 ff. 381. Untergang 382.
Dämonen 249 ff. 270 ff. 435. 438.
Decius 22.
Decurionen 91. 318. 410.
Despotismus 74.
Diocletian, seine Thronbesteigung 36. Her-

kunft 41. Thronerdnung 42 ff. Familie 42. 367. Superstitionen 47. Ansichten über d. Herrschaft 54. Bauten 59. 60. Klagen über ihn und Rechtfertigung 67. Sein Charakter 73. 345. Verh. zu Persien 120 f. Aegyptischer Krieg 148 ff. Religiosität 150. 164. 270. 327. Christenduldung 325 ff. Verfolgung 334 ff. Moralität 330. Bildung 333 u. Anm. Viennalienfeier 343. Abdankung 344 f., vgl. 45 u. 50. Auftreten zu Carnuntum 354. Tod 364.
Diptychen 309.
Dominus, als Titel 53.
Donaulande 103.
Drama 168. 312 Anm.
Druiden 37. 93 ff.
Elagabal, Kaiser und Gott, 14. 180. 207. 305.
Emesa 179. 181.
Ephthaliten 119.
Erblichkeit des Thrones 43 ff. 349 f. 352. 364. 385 u. Anm.
Eumenius, der Panegyriker 65. 66. 87. 350.
Eusebius von Cäsarea 346 f. 371 Anm. 374 f. 378. 381. 390. 394. 398.
Eusebius von Nicomedien 418. 420 f. 476.
Eunuchen, s. Verschnittene.
Ewigkeit Rom's 287 f.
Extispicium 246. 276 f.
Fausta, Gemahlin C. d. Gr. 353. ihre Tödtung 375.
Finanzen, s. Steuerwesen.
Firmicus Maternus, der heidnische 244.
Firmicus Maternus, der christliche 222. 263 Anm. 406.
Firmus 31. 146.
Florianus 34.
Franken 80. 96. 97. 383.
Frumentarier 73.
Gades 183. 191.
Galerius, seine Erhebung 44 ff. Feldzüge 101. gegen Persien 121 ff. Verh. zu Diocletian und zur Verfolgung 328 ff. 338. — Revocationsedict 332. 362. Kämpfe um die Herrschaft 352 ff. Tod 356.
Gallien 27. 79 ff. allgem. Schilderung 90 ff. Religion 93. 174 ff. Bildung 317.
Gallienus 25. 28. 144 f. 305.
Gallus, Kaiser 22. 291.
Gallus, Cäsar 377. 382. 425.
Gaza und Umgegend 180. 406. 434 f. 437 ff.
Germanen, im Allgemeinen 99 ff.
Gladiatorspiele 399.
Gordian, die beiden ältern 18. der jüngere 19. 20.
Gothen 22. 29. 30. 85. (Fragliche Identität mit den Geten 100). 102. 122. 372.
Göttermischung 171 bis 208.
Gregorius Illuminater 126.
Hannibalianus der ältere 349. der jüngere 377. dessen Erhebung 378 f. Ermordung 382.
Harpocrates 201. 206.
Haruspicin 265. 392. 395.
Hecate 201.
Heidenthum, dessen Schilderung Abschn. v. u. vi. in Rom 492.
Helena, Mutter Constantins 349 u. Anm. 376. 378 u. Anm. 430.
Heliodor, Verf. d. Aethiopica 132. 138 u. Anm. 274. 313.
Heliopolis in Aegypten 193.
Heliopolis in Syrien (Baalbek) 179. 268.
Hercules 63. der tyrische 191.
Herculier 61.
Hierapolis, Tempel von, 179. 183 ff.
Hieronymus, d. Heil. 320. 437. 447. 480. 483 f. 504.
Hierarchie 159 f. 413.
Hilarion, der Heil. 433 ff. 437 ff. 445.
Himmlische Göttinn (Urania) 182. 207.
Hofleben und Ceremoniell 52. 55. 325 ff. 452 ff.
Hormuz II. König von Persien 51. 117. 118 Anm.
Hosius, Bischof 419. 421.
Jamblichus 251. 254 ff. 260.

Iberien, Königreich 123.
Jerusalem 502 f.
Illyricum 462.
Illyrische Kaiser 21. 49.
Ingenuus 26.
Jovier 61. 383.
Isaurien 26. 127 ff.
Isis u. ihre Priester 199 bis 206. die Isisprocession 204. die Isismysterien 224.
Julianus, Didius 8.
Julianus, Usurpator in Italien 37. 80.
Julianus, Usurpator in Afrika 153.
Julian der Abtrünnige 261. 377. 382. 385. 425.
Kaisercultus 163. 165 u. Anm. 207. 246. 415.
Kaiserthum s. Reichsgewalt.
Kaiserwahnsinn 5. 7. 13. 14.
Kanonaris 475.
Ketzeredict C. d. Gr. 424.
Kirche, christliche 157 ff. ihre Verfassung 159. Stellung unter Constantin 409 ff.
Köln 89.
Kunst 295 ff. 472 f.
Labarum 392 f.
Lactantius, 271. 279.
Lactantius, der vorgebliche (Verf. d. Buches: **de mortibus persecutorum**) 46. 57. 67 ff. 327 ff. 337 Anm. 349 u. Anm.
Landleben der Römer 494 ff.
Leibarmee des Severus 10. unter Caracalla 13.
Leuce, Insel 107.
Libanius 322. 336 Anm.
Licinianus, Erhebung zum Cäsar 369. Ermordung 375.
Licinius, s. Erhebung 354. Erster Krieg mit Daza 356. Zweiter 366. Tödtung der Verwandten seiner Gegner 367. Erster Krieg mit Constantin 367 f. Christenverfolgung 370. Letzter Kampf 372. Untergang 374. Charakter 367. Aberglaube 371.
Lollianus 27.
Longus 312.
Lucian 182. 188. 192. 248. 296.
Lydius der Isaurier 128.
Lyrik 313.
Macrianus 25. 145.
Macrinus 14.
Magie 241. 269 ff.
Magier 113 ff.
Magna mater 187 ff. 222 f.
Magnentius 383.
Mailand 57. 58.
Malerei 301 ff.
Mamertinus der Panegyriker 53. 58. 63.
Mani, Manichäismus 115, 238 ff.
Marc Aurel 4. 277.
Margus, Schlacht bei, 37.
Marnas, der Gott, 180. 438 f.
Martinianus, Cäsar 373 f.
Märtyrer 159. 341.
Marentius 44. 50. sein Aberglaube 277. Unsitte 291. Residenz in Rom 345. Usurpation 351 ff. Untergang 358 ff.
Maximianus Herculius, seine Erhebung 43. 49. Abdankung 45. 49. Bagaudenzug 83. Feldzüge gegen Germanen 85. gegen Carausius 98. in Afrika 153. Christenverfolgung 340. Abdankung 345. Neues Auftreten 352 ff. Tod 355.
Maximinus Daza, seine Erhebung 45. 344. Aberglaube 269. Christenverfolgung 343. Wird erster Cäsar 351. Krieg mit Licinius 356. Ende der Verfolgung 363. Letzte Kämpfe u. Untergang 365 f.
Maximin der Thracier 16.
Maximum der Preise 70.
Maximus, Philosoph 260.
Meletianische Sekte 409. 422.
Memphis 136. 198.
Minervina, Gemahlin C. d. Gr. 354.
Mithras und sein Dienst 228 ff. bei Chlorus und Const. d. Gr. 263 f. 391. 398.
Mönchswesen 439 bis 447. 483.
Monogramm Christi 392 f.
Monotheismus der Heiden 247. 249. 262 ff.

Moralität 250. 280. 291. 491.
Mosaiken 300 ff.
Mysterien, die ältern 217, die des Bachus, der Hecate, der Venus 220, des Sabazios 221, der großen Mutter 222, der Isis 224, des Osiris 228, des Mithras 230. Ihre Vermischung 236.
Mythologie, ihre Stellung zu Glauben und Kunst 167 ff. 315 f.
Narsi I. König von Persien. 51. 118. Anm. 121 ff.
Neapel, Umgegend 495.
Necromantie, bei den Persern 125.
Nemesian, Dichter 170.
Nepotianus, Neffe C. d. Gr. 384.
Nero, seine Religion 174.
Neuplatoniker 236. 248 ff.
Nicäa, Synode zu 419.
Nicagoras, Philosoph 251. 404 Anm.
Nicomedien 56. 337.
Numerianus 36. 65. 120.
Obelisken 305.
Odenathus 26 ff. 119.
Olbia 106.
Omina 11.
Optatianus 314 f.
Orakel 265 ff. 405.
Osiris 200 ff. s. Isis.
Pachomius 439 bis 444.
Palladium 181. 467. 469 Anm.
Palästina 112. 445. 502 f. — s. Gaza.
Palmyra, Stadt 179. 192. 238.
Palmyrenisches Reich 26. 31. 119. 146. 268.
Panegyriker 62 ff. 320. 353.
Panthera 208.
Pantomimen 168.
Parthisches Reich 113. 117.
Paulus der Eremit 433 ff.
Persisches Reich, s. Sassaniden.
Pertinax 7.
Pescennius Niger 9. 175.
Pessinunt 187.
Phila 150.
Philipp der Araber 20.
Philosophie 162. 248 ff.
Philostratus 251.
Pise 25.
Plotinus 249. 253. 260.
Poesie, deren Schicksale 169 ff. 311 ff.
Pontusgegenden 104 ff.
Porphyrius, der Philosoph 236. 251. 254.
Porphyrsäule C. des Gr. 305. 467. 469. 473.
Postumus 27.
Prätorianer 7. 8. 10. unter Diocletian 60. 61. unter Marentius 352. Ihr Untergang 360.
Predigten Constantins 400. 454.
Probus 34. 147.
Prudentius, der Dichter 288. 316.
Ptolemäer 133.
Pythagoras 251 f.
Quinquegentianer 153.
Quintillus 30.
Räuber und Raubvölker im Reiche 127 ff. 138 u. Anm.
Regillianus 26.
Regionenbücher 477 f.
Reichsgewalt im III. Jh. 3 ff. unter Diocletian 41 ff. unter Constantin, VIII. Abschn. 415.
Repostanus, Dichter 169.
Rheinlande 85. 86.
Rhetoren 285 f. 316 ff.
Rom, die Stadt, unter Diocletian 55. 57. Bauten 59. 61. **Roma æterna** 288. Rom unter Constantin 464. und später 475 bis 497.
Romanschreiber 132. 224. 312 f.
Romula, Mutter des Galerius 328.
Ruttilius Numatianus 288. 314.
Salvian v. Massilien 91.
Sapor I, 25. 117. 119. 120.
Sapor II, 86. 114. 117. 118. 124.
Sapor III, 116.
Sarcophage 301. 303.
Sardica 463.
Sarmaten 101.
Sassanidenreich, persisches 16. 51. 112 ff.
Saturninus 35. 147.

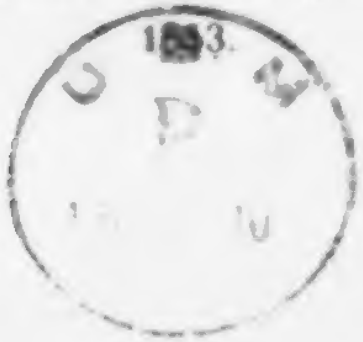
Satyrn 435.
Säulenheilige 185.
Sculptur 301 ff. 310 f.
Seelenlehre 249. 253.
Senat, im II. u. III. Jh. 5 ff. 9. 14. 18. 22. 24. (des gallischen Imperiums 27). 28. 31 ff. 35. 36 Anm. Unter Diocletian 55. 57. 58. Unter Constantin 361. Später 492 f. Der Senat von Constantinopel 469 f.
Senatorische Familien 75. 91.
Septimius Severus 8 ff. 273.
Serapis 195 ff. als Saturn 197 u. Anm. bei den Römern 201.
Severin, der Heil. 275.
Severus s. Alexander.
Severus Cäsar des Westens 45. 344. Augustus 351. Sein Untergang 352.
Simon, der Zauberer 208 u. Anm. 272.
Sklaven, deren Stellung 426 f. Zahl 489.
Sonnengötter 179. 201. 231. 237 f. 263.
Sonntagsfeier 397.
Sopater 402. 404 f. 467.
Sophisten 285 f. 317. 320. 499.
Sospatra 260 f.
Spiridion, d. Heil., 274.
Steuerwesen, unter Diocletian 69. 72. (in Aegypten 136). unter Const. 456.
Sultanismus 345. 367. 376. 382. 384.
Superstition der Kaiser 11. 270. Diocletians 47.
Sylvester, röm. Bischof 419. 476.
Symmachus 322. 487 ff.
Synoden 398. 416. zu Nicäa 419 ff. zu Tyrus 276. 422.
Syrien 446.
Tabenna 440.
Tacitus, Kaiser 33. 273 Anm. 306. 308.
Taurobolien 222.
Tempelplünderung 407 f.
Tetricus 27. 309.
Theater 168. 488 f.
Thebäische Legion 82 Anm.
Themistius 209. 321. 427.
Theodora, Tochter Maximian's 44.
Theokrasie 171 bis 208.
Theurgie, s. Beschwörung.
Thiercultus, in Aegypten 142. 198 f.
Tiridates v. Armenien 120 ff. sein Tod 126.
Titelwesen 66. 295. 453.
Toleranz Constantins 393. Edicte 395.
Tracht, entartete 292.
Träume, gottgesandte, 196 f. 198. 203. 224. 226 ff. 258. 266.
Trebellianus 26. 128.
Trier 86. 89.
Triumphbogen Constantin's 290. 363 f. 395.
Troja 465.
Tyche 403. 469. 474.
Tyrannen, die dreißig, 25 ff. 128.
Tyrus, Synode zu, 276. 422.
Unglaube der Heiden 163.
Unsterblichkeitsglaube, der Christen 159. 160. — der Heiden 214 ff. 222. 225. 231. — der Manichäer 239.
Valens Thessalonicus 25.
Valens, Cäsar Licin's 368 u. Anm.
Valeria, Tochter Diocletians 44. 367.
Valerian 23.
Venefícium 273.
Verfolgung, diocletianische 325 ff. Verh. zur Politik 356. Schwankungen und Erlöschen 362. 393.
Verschnittene, bei Hofe 53. 338 f. 425. als Priester 181. 184 ff. 199. als Dienerschaft 190 u. Anm. 481. 491.
Vetranio 383 ff.
Vicennalien 46. 50. 339 Anm. 343.
Victoria, Kaiserin 27.
Victorinus 27.
Virgil 494.
Wallfahrten 502 f.
Wohlthätigkeit 414. 426 bis 431.
Xenophon v. Ephesus 132.
Zenobia 26 ff. 31. 119. 146.
Zosimus 57.

Heimeran - Neudrucke [2]

E Hämpfeli Lieder.

E Hämpfeli Lieder.

Basel.
Schweighauser'sche Verlagsbuchhandlung.



A
U
MO

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Im Maie.

Leb wohl, du ſchönſti Nacht vom Maie
Die je vergoht mit Wy und Gſang!
Wer grüeſſe dyni Sternereihe
Mit unſrem letſchte Gläſerklang;

Wer grüeſſe ſelbe Morgeſchimmer,
Wo wyt ſich uf der Schwarzwald leit,
Dä Morgewind, wo uns ins Zimmer
Der Duft und 's Blueſt vom Garte treit.

Und jetz guet Nacht! es tönt in Alle
R·e reine Ton vo Glück und Kraft;
Sind's d'Lieder die noch wiederhalle?
Und iſch's der Wy wo Wunder ſchafft?

O nei, 's iſch mehr! 's wird nit verwaihe
Mit Morgewind und Gläſerklang! —
Leb wohl, du ſchönſti Nacht vom Maie
Die je vergoht mit Wy und Gſang!

Im Kabinetli.

Do iſch me-n-um der ſteine Tiſch
Bis faſt um achti gſeſſe;
Vom Tiſchcuriere händ ſie d'Nacht
Und d'Rüehli ganz vergeſſe.

Du biſch mer gegenüber gſi
Und heſch nur glacht und gſchwiege,
Und über Diner ſchöne Stirn
Iſch grad e Stern ufgſtiege.

I ha-n-e wohl dur's Rebland gſeh
Und ha-n-e glüele höre:
„I bi der Stern vo Glück und Freud
„Und kenn die wo mer ghöre!

„Lueg her, du arme Bettelbueb,
„De bruuchſch nit länger z'ſueche,
„De weiſch, ob webler Stirn' i ſtand,
„Jetz gang und mach di zueche."

Alles vergebeds.

S'sind alli Gasse still und s'Morgeliecht
Stygt hübschli über Muur und Dächer;
Der Brunne ruuscht; de trinksch noch, eb de gohsch,
E Gsundheit us dym Lederbecher.

Jetz selbe Fenstre noch e Blick, sie sind
Mit grüene Jalousie bschlosse —
Und jetze renn! de wychsch dym eigene Herz
Nit us, und füehrsch mit zebe Rosse.

Wohl schön isch's Birsthal, goldig glänze d'Flüeh
In herbstlig küehli Tiefe-n-yne;
Doch weisch, wer dir im Geist begegne wird
Uf Berge-n-und uf Burgruine?

Weisch, wem z'lieb, wenn de-n-ykehrsch um Mittag,
De bständig luege muesch uf d'Thüre?
Und uf em Heimweg, wehles Bild erschynt
Us alle-n-Obewulke füre?

Wohl müed kunnſch wieder, aber ohni Rueh.
O flieh nur nimme! loß die Flamme
Nur ruehig brenne, wo dy armi Seel
Verzehrt! ſie het e heilige Namme.

Ends October.

O liebe Herbſt, biſch ſcho vorby,
Und alli Trübel gunne?
Wahrhaftig, d'Bäum ſind halber bruun
Und goldgäl in der Sunne!

Von alle Matte ghört me Glüt,
'S ſind Mucheli, die ſage:
„Gieb was noch beſch, du ſchöni Weid,
„Vo dene heitre Tage!“

Gehnd nur in Stall! — i weiß e Menſch
Tä ka zuem Winter lache,
Und ſich e Früehjohr hoffetlig
Scho Ends October mache.

Hüt z'Obe gieb-n-i Di, my Schatz
Zmitz under gmupte Lüte,
Bis daß me-n-endlig Spieler macht -
Weiſch was das ſoll bidüte?

Und noche ſitz i nebe Di,
Wenn ſie der Punſch ſerviere!
Vom halbe Glas wirſch luſtiger
As leider ich vo viere!

E gheimi Underhandlig.

Couſine, Sie händ's gmerkt! ach goldeni Couſine,
Sie händ's am Frytig gmerkt, i gſeh's an Ihrer Miene.
Nit wohr, Sie ſage nyt? Es iſch mer nit um mi . . .
I bin us Yferſucht e rechte Dolbatſch gſi.

„Was gmerkt?" — Sie wiſſe's wohl. — „S'iſch guet daß Sie's bikenne.
„'S iſch lycht z'entdecke gſi, wer gſeh het, wie Sie brenne,
„Wil dä Loſanner Herr emol Viſite macht,
„D'Bikanntſchaft vom Welſchland — myn Gott, do gitt me-n-Acht!" —

I will mi zämmeneh. — „Und nimme muuſche? nimme
„Vor jedem fremde Gſicht zündgüggelroth ergrimme?
„Sunſt iſch es glych am Tag." — Bis jetze-n-alſo nit?
Couſine, gend Sie mer dä Troſt zuem Heimweg mit?

„I glaub, i weiß's allei. I ha mi bſunne ſieder,
„I ha nyt für die Sach und ha-n-au nyt derwider.
„I ſchwyg, und wenn's mi au an alle-n-Ecke zupft!
„Denn vomme Gheimniß tich no nie kei Menſch verpfupft.

„Und wie's eim iſch — i ka mi an mi ſelber bſinne —
„Do lütet's Sturm im Herz; i glaub, 'S bet noche grinne. —
„Jetz, Vetter, froge Sie Ihr Gmüeth, das viel bigehrt,
„Sind Sie, wie Sie do ſtehnd, der junge Thräne werth?"

By Liecht.

Do liege neui Büecher uf em Tiſch,
Und d'Lampe brennt — i ſoll e wenig leſe,
Händ d'Tante gſeit, i beig e gueti Stimm, —
Und gegenüber ſitzt das liebſti Weſe!

Es ſtrickt und ſtrickt, ich aber lies und lies,
Und duſſe ſchneit's; die beide Tante gähne,
Und ſchloſe-n-y, und wie-n-i übrelueg,
So gieb-n-i in de ſchöne-n-Auge Thräne;

Nit vo der Gſchicht, vo der i gleſe ha,
Es het e-n-andre Grund und tiefer lyt er.
Ganz ſtill iſch's gſi, nur's Tiktak vo der Uhr
Und 's klopfed Herz — bis daß Es ſeit: lies wyter!

I ſtackle wyter, — 'Es het der Mueth nit gha
Mi rede z'loſſe, i bi folgſam bliebe.
Bald druf ſchlobt's langſam achti, und das het
Die Tante gweckt, ſie händ ſich d'Auge griebe.

Am Wiehnachtsfraufaſtemärt.

Der neu Kalender! b'ſchau en mit Reſpekt!
Am Rand ſtehnd d'Märt, und d'Gricht, und d'Landesvätter,
Und in der Mitti zwölfmol dryſſig Tag
Und ſchwarzi Neumönd mit bikanntem Wetter.

Z'erſt ſuech i jetz Do Namme-n-uf! es gohd
E goldene Schyn um ſelbe ganze Monet.
Derno, wenn ſöhnd im Summer d'Ferie-n-a?
I mueß es wiſſe, 's iſch e gueti Gwohnet.

Sunſt ha-n-i in de Wiehnachtsferie ſcho
D'Landkarte-n-agluegt für die Reis im Summer;
Die liebe Fründ ſtudiere jetze dra, —
I kumm nit mit, und 's macht mer wenig Kummer.

Wo Du higohſch, das weiß i ſcho. Es lyt
E Hus im Baſelbiet, im grüene Schatte;
Der Berg uf giebt me Stiegele-n und e Hag
Und Tannewald, der Berg ab nyt as Matte;

Und dörthi nimmt Di d'Tante wieder mit,
Und's Thal isch heilig — darf i nocheschlyche?
Lueg, nur e-n-einzige ſtrenge Blick vo Dir,
So will i glych in alli Wälder wyche!

Sunſt käm i gern an mengem Nomittag
Und füehrti Di ganz hübſchli über d'Weide
Bergus, wo d'Tanne-n-in de Felſe ſtehnd
Und d'Waſſer ſich zur Aar und Rhiwärts ſcheide,

Wo d'Alpe glänze wie-n-e Roſekranz —
Dört wurd' i bettle: ob De nit wellſch ſinge?
Wer ſind allei, me ghört vo nooch und fern
Nyt as de Heerde-n-ihri Glocke klinge —

Ob nit wellſch ſinge? mit der ganze Stimm,
Die z'Baſel unde halber mueſch verſtecke?
Es ſchloft meng Echo ruehig im Gibirg
Und ließ am liebſte ſich vo Dir erwecke . . . .

Wo bin i aber? ach, Dezember iſch's,
Fraufaſtemärt, und duſſ' e wahres Babel,
Und d'Buurebuebe laufe d'Gaſſe-n-i,
E jede-n-e Harmonica am Schnabel!

Uf der Gaß.

E' iſch ſpoti Nacht, und d'Läde zue —
Me ghört doch Gſang und Saite,
Und e'Schubert's Lieder kennt me-n-au,
Und e'Gritli mueß bigleite.

I kenn Du Herz, wie's Othem zieht,
Es wurd e mengi grone.
Dir wird's ſcho nur vom Singe lacht
Und ſunſt verziehſch kei Miene.

Dä wo die Tön erfunde het
Ghört au ſcho zur de Stille,
I thät em ſunſt no Kräfte gern
E-n-Ehr um Dynetwille.

Die Lieder gehnd um d'Welt zringsum,
Schön ſind ſie ohni z'wähle. —
Doch weiß i's erſt vo Dir: Sie ſind
E Gſang für ſtarki Seele!

Nyt Eiges meh

Was wie-n-e Flamme-n-uf mym Scheitel rueht,
Du biſch die Glueth!
Was wie-n-e helli Wulke-n-um mi wallt,
Du biſch die Gwalt!

Und s'Morgeroth ſchynt dur e Roſebag,
Du biſch der Tag!
Und d'Sterne glänze-n-in der hellſte Pracht,
Und Du biſch d'Nacht!

Es ghört mer weder Denke, Gſeh noch Thue
Meh eige zue, —
Wer bet mi au mit Allem was i bi
Verſchenkt an Di?

Deheime.

Wie iich mer jetz die groſſi Stube z'eng,
Syt ſelbi Schmerze-n-vziehnd mit Gwäng!
Wie luege mi die Büecher wo-n i ha
Vo dene Schäfte trurig a!

Kei Arbet ruckt, und eb i's merke will
Lyt wieder d'Stirn uf beide-n-Aerme ſtill.
Do gſpür i wie mer's Bluet dur d'Schläfe jagt,
Wie's inner Leid am Herze nagt.

I ka nit jomere, denn es ſchickt ſi nit,
Keim Andre bring i gern my Kummer mit
Die lange-n Obe, Herz, ergieb di dry,
Sie wend allei erduldet ſy.

Die erſti Prob! — und wenn i's überſtand,
So bin i erſt recht werth der liebe Hand.
Und ſoll's nit ſy, und trag i's ohni Gwül,
So zwing i in der Welt ne viel.

Noch emol uf der Gaß.

'S ſchlobt halber Elfi. Nur e matte Schimmer
Dringt dur die bſchloſſne Jalouſie dure.
Doch gſeh-n-i, jetz nimmſch's Liecht und gohſch in d'Ruch,
Langſam verſchwindet d'Helli, d'Stege-n-uf.
O nur das Händli möcht i ſeh das jetz
Durſichtig roſeroth die Flamme ſchützt!
Villicht luegſch mit de große-n-Auge drüber
Eweg und förchtſch Di — denn es iſch nit ghür.
My Geiſt ſteht uf em Stegenabſatz vor Der
Und luegt Di a, der gueti, armi Geiſt.

Red und Antwort.

Tag was iſch uf der liebe Welt
Noch azfoh, Menſch, mit Dir?
De ſtuunſch in's Blau, wie d'Wulke ziehnd
Und biſch bald hinterfür.

„So loß mi ſtuune. Denk, i ſuech
„E Stern, wo d'Wulke deckt.
„Giduld nur, bis ſie übrezieht
„Und 's Liecht mi wieder weckt."

De thueſch nyt meh, De redſch nyt meh
Und ſtiehlſch em Herrgott d'Zyt.
„I red im Stille zue dem Stern
„Bis Antwort kunnt — 's iſch wyt."

Und Tag für Tag lauffſch ganz allei
Zuem Thor uus dur der Schnee.
„I ſuech die Stell, wo i dä Stern
„Zuem letſchtemol ha gſeh.

„De darfſch es wiſſe, 'e ſteht am Hag
„E große-n-Aepfelbaum.
„Dört wach i uf, was i mit euch
„Jetz red und thue, iſch Traum".

Univ.-Bibl. München

Am Jenſerſee.

Ganz einſam ſchlnch i dur das Wunderland,
Es treit mi, wie me meint im Traume z'ſchwebe.
I glaub mengmel, i faß Dy kleini Hand —
S'iſch au nur Traum, doch dä iſch jetz my Lebe.

Do beſch jo gwohnt! i gieb vo wytem s'Huus
Wo Dy Welſchland mueß gſi ſi, übrem Ufer,
Wie domols wachſe d'Bäum noch drüber uus,
Und vorne glänzt der Garte ſtill und ſufer.

Die wyſſe Segel uf em blaue See,
Die Ihr alls zellt bänd, gieht me n'alle noch ſchwimme;
In Guri Stube luegt mit ewigem Schnee
Der Montblanc vne, doch Di gieht er nimme.

Selbmol biſch gwies e liebe Wildfang gſi.
Wie d'jetze lieb biſch in Dym ſtille Trure,
Du Gerni! . . . Dir ghört Alles was i bi
Und unſer Trennung ka nit ewig dure.

D Rebenufer! dir vertraut me doch
Dä Flor vo zarte ſechzehjährige Roſe —
Erfreu ſie mit dym volle Jubel noch,
Eh'e Schickſal kunnt mit ſyne dunkle Looſe!

Univ.-Bibl. München

Vorgſicht

Es gitt en Ahnung, und ſie nimmt mengmol
E ſichri Gſtalt a und erſchynt, me mag
Sie wölle-n-oder nit. I weiß dervo

Emole-n-amme heiſſe Summertag
Do ſim mer unſer drei wyt über d'Berg
Und z'Obe-n-in der Dämmrung heim dur 's Debrli.
Vo früeh vor Tag faſt bſtändi uf de Beine,
Sind alli müed und händ ſcho halber gſchloſe
N-im Gſob. — Do gſeh-n-i, nit wyt vor em Brückli,
Drei Männer ſtoh, die uf is gwartet händ.
I bſchau ſie recht, und 's kynnt mer vor, ſie gſäche
N'uns ſelber zglych, nur noch emol ſo alt,
Wie ältri Brüeder us 're-n-erſte-n-Eh.

Der Eint von uns fobt mit ſym Ebebild
A z'rede: Sag, was trybſch? — und 's Ebebild,
E ſtarke blühende Ma mit heitrem Aug,
Gitt Antwort: „Gſchäft und Müeh Johr us Johr y,

„Und doch goht Alles guet; e luſtig Huus,
„E liebi Frau und liebi geſundi Kinder.“

Dem Zweite von uns ſteht ſy Ebebild
Wie imme wyſſe Mantel gegenüber,
Mit blaſſem Geſicht, und doch voll Rueh und Friede.
Und ungfragt ſeit's: „Gſiehſch au das ſtilli Land
„Voll Morgeroth? We goht mit lychtem Schritt,
„Ganz lys, es iſch aß ob eim d'Blueme treite,
„Und alefurt gege Sunnenufgang hi.
„Wottſch wiſſe was i mit mer trag? nur 'e Liedſt,
„Die ſchönſte Stunde-n-us der ſchöne Juged.“

Und endli kunnt's an mi. I ha nit gwogt
Mys Ebebild recht z'beſchaue; wie-n-e Schleier
Iſch's übrem gſi, doch ha-n-i d'Stimm erkennt
Und ghör ſie noch: — „O glaub's, beig d'Menſche gern!
„'S iſch 's einzig Glück! und was di jetz bigeiſtret,
„Syge Liebi, Fründſchaft, Heimeth, Poeſie,
„Gib's nit lycht uf! S'ka menge e Täuſchung ſy,
„Und enneweg e gheime Sege druf!“

I ghör noch rede, doch ſind alli Drei
Verſchwunde. I verwach wie us em Traum

Und ſeh die beide Fründ ſcho vor mer ane;
Sie gehnd aß wenn nut gſi wär, — wie-n-i aſang
Vo dem was gſcheh iſch, luege ſie mi a
Zerſt wie nit gſcheit und föhnd derno a z'lache:
„Es heig mer traumt.“ — Mira, ſo blob's derby.